

# Antony Beevor

## Berlin 1945

### Das Ende

PANTHEON



Frühjahr 1945: Nazi-Deutschland kämpft verzweifelt gegen die Niederlage an. Von Osten rollt Stalins Millionenheer heran, im Westen führen die Alliierten ebenfalls einen erbitterten Kampf gegen die deutsche Wehrmacht. Gemeinsames Ziel ist Berlin, das Herz des Nazi-Regimes.

Mit der Präzision des Historikers und der sprachlichen Kraft des Romanautors schildert Antony Beevor hautnah und mit erschütternder Authentizität jenen Albtraum aus Gewalt, Tod und Zerstörung, den Millionen Menschen auf allen Seiten erleben mussten.

»Meisterhafte Mischung aus narrativer Finesse und Unbestechlichkeit gegenüber den Fakten: In beiden Kategorien erleben wir einen Autor auf der Höhe seiner Kunst.«

DIE WELT

»Beevor verbindet die Kriegswirklichkeit aus der Sicht der Soldaten mit dem Gespür des Romanciers für symbolische und emotionale Details ... Ein einziges Bild des Schreckens.«

ORLANDÓ FIGES

»Beevor vergisst nicht die wahren Opfer des Krieges ... Ein Meisterwerk der modernen Geschichtsschreibung.«

MICHAEL BURLEIGH

»Welche menschlichen Tragödien sich am Ende dieses Krieges abspielten, kann sich niemand vorstellen, der sie nicht selbst erlebt hat – vor allem jene nicht, die in den entmilitarisierten Gesellschaften nach Ende des Kalten Krieges aufgewachsen sind. Gerade deshalb hat diese Zeit, die das Schicksal von Millionen Menschen prägte, uns heute noch so viel zu sagen.

Eine wichtige Lehre lautet, dass man sich davor hüten muss, das Verhalten Einzelner zu verallgemeinern. Unerträgliches Leid bis hin zur Entwürdigung kann das Beste, aber auch das Schlechteste in der menschlichen Natur zum Vorschein bringen. Das Verhalten von Menschen zeigt wie in einem Spiegel, dass Leben und Tod nicht vorhersehbar sind.

Viele sowjetische Soldaten – besonders diejenigen, die an vorderster Front gekämpft hatten – verhielten sich im Unterschied zu den nachfolgenden Einheiten gegenüber deutschen Zivilisten oft freundlich. In einer Welt von Grausamkeit und Schrecken, in der die Ideologie fast nichts Menschliches übrig gelassen hatte, setzten diese wenigen, häufig unerwarteten Akte des Wohlwollens und der Selbstaufopferung einer Geschichte Glanzlichter auf, die ansonsten kaum zu ertragen gewesen wäre.«

ANTONY BEEVOR

Weitere Informationen zu diesem Buch und unserem Programm unter [www.panttheon-verlag.de](http://www.panttheon-verlag.de)



Antony Beevor, geboren 1946, hat sich mit seinen mehrfach ausgezeichneten und in zahlreiche Sprachen übersetzten Büchern einen Namen gemacht und ist weltweit der erfolgreichste Autor zu historischen Themen. Zuletzt sind von ihm bei Pantheon erschienen *Stalingrad* (2010) und *D-Day. Die Schlacht um die Normandie* (2011).

ISBN 978-3-570-55148-6



9 783570 551486

[www.panttheon-verlag.de](http://www.panttheon-verlag.de)

Umschlaggestaltung: [www.buero-jorge-schmidt.de](http://www.buero-jorge-schmidt.de)  
unter Verwendung einer Vorlage von Design Team München  
Umschlagabbildung: © Ullstein-Nowosti

Antony Beevor

**BERLIN 1945**  
**Das Ende**

Aus dem Englischen übertragen  
von Frank Wolf

Pantheon

Die Originalausgabe ist 2009 unter dem Titel  
*Berlin: The Downfall 1945*  
bei Viking in London erschienen.

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier Lux Cream  
liefert Stora Enso, Finnland.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen  
der Verlagsgruppe Random House GmbH.

Erste Auflage  
Pantheon-Ausgabe November 2012

Copyright © 2002 by Antony Beevor  
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2002  
by C. Bertelsmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-570-55148-6

[www.pantheon-verlag.de](http://www.pantheon-verlag.de)

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

## Inhalt

Vorwort	7
1. Berlin im neuen Jahr	13
2. Das Kartenhaus an der Weichsel	23
3. Feuer, Schwert und edler Zorn	37
4. Die grosse Winteroffensive	53
5. Der Sturm zur Oder	71
6. Ost und West	93
7. Im Hinterland wird aufgeräumt	113
8. Pommern und die Brückenköpfe an der Oder	133
9. Ziel: Berlin	155
10. Die Kamarilla und der Generalstab	168
11. Vor dem Gnadenstoss	186
12. Warten auf das Inferno	194
13. Die Amerikaner an der Elbe	213
14. Vor der Schlacht	229
15. Schukow auf dem Reitweiner Sporn	239

18. Der Abflug der Goldfasane
19. Die Stadt im Bombenhagel
20. Falsche Hoffnungen
21. Kämpfe in der Innenstadt
22. Kämpfe in den Wäldern
23. Verrat des Willens
24. Götzendämmerung
25. Reichskanzlei und Reichstag
26. Das Ende der Schlacht
27. Wehe den Besiegten!
28. Der Mann auf dem weissen Pferd

Anhang

*Liste der Abbildungen*

*Liste der Karten*

*Quellen*

*Anmerkungen*

*Literaturverzeichnis (Auswahl)*

*Register*

*Abbildungsnachweis*

## Vorwort

«Die Geschichte hebt immer das Ende hervor», machte Albert Speer unmittelbar nach Kriegsende gegenüber seinen amerikanischen Vernehmungsoffizieren seiner Erbitterung Luft.<sup>1</sup> Er fand den Gedanken unerträglich, dass die Anfangserfolge des Hitlerregimes von dessen Zusammenbruch überschattet werden sollten. Dabei weigerte sich Speer wie auch andere Nazigrößen anzuerkennen, dass wenige Dinge das wahre Wesen politischer Führer und ihrer Systeme so blosslegen wie die Umstände ihres Sturzes. Deshalb ist der Untergang des Nationalsozialismus ein so faszinierendes und bedeutsames Thema in einer Zeit, da die Jugend – besonders in Deutschland – neue Bewunderung für das «Dritte Reich» empfindet.<sup>2</sup>

Die Gegner der Nationalsozialisten hatten kaum zwei Jahre zuvor die erste Gelegenheit gehabt vorzuführen, wie ihre Rache ausfallen könnte. Am 1. Februar 1943 jagte ein sowjetischer Oberst eine Gruppe völlig erschöpfter deutscher Gefangener wutentbrannt durch die Trümmer von Stalingrad. «So wird euer Berlin einmal aussehen!», brüllte er und wies auf die Ruinen ringsum. Als ich diese Worte vor sechs Jahren las, stand für mich fest, wovon mein nächstes Buch handeln würde. Noch die Aufschriften an den Mauern des Reichstages in Berlin zeugen davon, wie eng das Band zwischen den beiden Städten geschlungen ist: Russen frohlocken im Taumel der Vergeltung darüber, dass sie die deutschen Invasoren vom östlichsten Punkt ihres Vormarschs bis ins Herz des Reichs zurückgetrieben haben.

Auch Hitler konnte sich mit dieser entscheidenden Niederlage nie abfinden. Als die Rote Armee sich im November 1944 den Ostgrenzen des Reichs näherte, erinnerte er an Stalingrad. Deutschlands Rückschläge hätten, so verkündete er in einer wichtigen Rede, «seit dem Durchbruch russischer Armeen durch die rumänische Front am Don im November 1942» begonnen. Die Schuld dafür gab er seinen unglücklichen, schlecht bewaffneten und allgemein verachteten Verbündeten, welche die verletzlichen Flanken beider-



seits von Stalingrad hatten schützen sollen. Dass er selbst sich starrsinnig geweigert hatte, die heraufziehende Gefahr wahrzunehmen, kam ihm nicht in den Sinn. Hitler hatte nichts gelernt und nichts vergessen. In dieser Rede führte er mit schrecklicher Klarheit die verquere Logik vor, von der das deutsche Volk sich hatte verlocken lassen. Hitlers Auslassungen erschienen unter dem Titel «Kapitulation heisst Vernichtung». Der «Führer» warnte, sollten die Bolschewisten siegen, erwarte das deutsche Volk Zerstörung, Vergewaltigung und Sklaverei. Er malte ein Bild von «unübersehbaren Kolonnen von Menschen, die ihren Weg in die sibirischen Tundren antreten».<sup>3</sup>

Hitler wollte nicht zugeben, dass er selbst diese Entwicklung heraufbeschworen hatte. Er täuschte das deutsche Volk bedenkenlos über Ursache und Wirkung. Statt den Bolschewismus, wie einst verkündet, zu vernichten, hatte er ihm den Weg in die Mitte Europas geebnet. Sein unvorstellbarer brutaler Überfall auf Russland war von einer Generation junger Deutscher verübt worden, die er mit einem geradezu dämonisch anmutenden Ideengebräu verführt hatte. Goebbels' Propaganda sprach Juden, Kommisaren und Slawen nicht nur einfach alles Menschliche ab, sondern flösste dem deutschen Volk auch Furcht und Hass auf sie ein. Hitler gelang es, zur Ausübung seiner gigantischen Verbrechen die ganze Nation an sich zu fesseln. Die Deutschen erkannten zu spät, dass die über sie hereinbrechende Sturmflut der Roten Armee die sich selbst erfüllende Prophezeiung ihres eigenen Führers war.

Stalin, der gern Symbole benutzte, wenn es ihm passte, war da weitaus berechnender. Zwar galt die Hauptstadt des Reichs für ihn in der Tat als «Höhepunkt aller Operationen unserer Armee in diesem Krieg»<sup>4</sup>, aber er verfolgte weiter gehende Ziele. Eines der wichtigsten war der unter Federführung von Sicherheits-»Volkskommissar« Lawrentij Berija ausgearbeitete Plan, aus den Berliner Labors für Kernphysik sämtliches Gerät und Uran fortzuschaffen, bevor Amerikaner und Briten auftauchten. Von seinem Agenten Dr. Klaus Fuchs wusste der Kreml bereits, dass in Los Alamos in der Wüste des US-Bundesstaates Nevada am «Manhattan»-Projekt gearbeitet wurde. Angesichts der damaligen Rückständigkeit der sowjetischen Wissenschaft waren Stalin und Berija überzeugt, dass, sollte es ihnen gelingen, sich der deutschen Wissenschaftler und ihrer Labors in Berlin zu bemächtigen, bevor diese den Westalliierten in die Hände fielen, auch sie in der Lage seien, wie die Amerikaner eine Atombombe zu konstruieren.

Welche menschlichen Tragödien sich am Ende dieses Krieges abspielten,

kann sich niemand vorstellen, der sie nicht selbst erlebt hat – vor allem jene nicht, die in den entmilitarisierten Gesellschaften nach Ende des Kalten Krieges aufgewachsen sind. Gerade deshalb hat diese Zeit, die das Schicksal von Millionen Menschen prägte, uns heute noch so viel zu sagen. Eine wichtige Lehre lautet, dass man sich sehr davor hüten muss, das Verhalten Einzelner zu verallgemeinern. Unerträgliches Leid bis hin zur Entwürdigung kann das Beste, aber auch das Schlechteste in der menschlichen Natur zum Vorschein bringen. Das Verhalten von Menschen zeigt wie in einem Spiegel, dass Leben und Tod nicht vorhersehbar sind. Viele sowjetische Soldaten – besonders diejenigen, die an vorderster Front gekämpft hatten – verhielten sich im Unterschied zu den nachfolgenden Einheiten gegenüber deutschen Zivilisten oft freundlich. In einer Welt von Grausamkeit und Schrecken, in der die Ideologie fast nichts Menschliches übrig gelassen hatte, setzten diese wenigen, häufig unerwarteten Akte des Wohlwollens und der Selbstaufopferung einer Geschichte Glanzlichter auf, die ansonsten kaum zu ertragen gewesen wäre.

Dieses Buchprojekt hätte nicht verwirklicht werden können ohne die Hilfe vieler Menschen. Zuallererst bin ich den Direktoren und Mitarbeitern zahlreicher Archive zu tiefem Dank verpflichtet: Oberst Schuwaschin und den Angestellten des Zentralarchivs des Verteidigungsministeriums der Russischen Föderation (ZAMO) in Podolsk, Dr. Natal ja Borissowna Wolkowa und ihren Mitarbeitern im Russischen Staatsarchiv für Literatur und Kunst (RGALI), Dr. Wladimir Kuselenkow und Dr. Wladimir Korotajew vom Russischen Staatlichen Militärarchiv (RGWA), Prof. Kyrill Michailowitsch Andersen und Dr. Oleg Wladimirowitsch Naumow am Russischen Staatsarchiv für Sozial- und Politikgeschichte (RGASPI), dem Direktor des Bundesarchivs-Militärarchivs in Freiburg, Dr. Manfred Kehrig, und Frau Weibl, Dr. Rolf-Dieter Müller und Hauptmann Luckszat vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt (MGFA) in Potsdam, Prof. Dr. Eckhart Henning vom Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft (AGMPG), Dr. Wulf-Ekkehard Lucke im Landesarchiv Berlin (LA-B), Frau Irina Renz von der Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart (BZG-S), Dr. Lars Ericson und Per Clason vom Krigsarkivet (KA-FU) in Stockholm, John E. Taylor, Wilbert Mahoney und Robin Cookson vom Nationalarchiv II in College Park, Maryland (NA), und Dr. Jeffrey Clarke vom United States Army Center of Military History.

Bengt von zur Mühlen, der Gründer der Chronos-Filmgesellschaft, hat mir Archivmaterial und aufgezeichnete Interviews mit Betroffenen besonders grosszügig zur Verfügung gestellt. Für ihre Hilfe zu grossem Dank verpflichtet bin ich auch Gerald Ramm und Dietmar Arnold von den «Berliner Unterwelten».

Ich danke allen sehr, deren Rat, Tat und Gastfreundschaft mir auf meinen Reisen so hilfreich waren: in Russland Dr. Galja und Dr. Ljuba Winogradowa, Prof. Anatoli Alexandrowitsch Tschernobajew sowie Simon Smith und Sian Stickings, in Deutschland William Durie, Staatssekretär a.D. Karl-Günther von Hase und Gattin sowie Andrew und Sally Gimson, in den USA Susan Mary Alsop, Generalmajor Charles Vyvyan und Frau, Bruce Lee, Mr. Und Mrs. Charles von Lutichau sowie Martin Blumenson.

Es hat mir viel Freude bereitet und sich als äusserst nützlich für das Buch erwiesen, dass ich mit BBC Timewatch partnerschaftlich Zusammenarbeiten durfte. Ich bin Laurence Rees zu tiefem Dank verpflichtet, der die Idee hatte, Dr. Tilman Remme, von dem ich mit grossem Vergnügen sehr viel gelernt habe, und Detlef Siebert, der im Anfangsstadium nützliche Ratschläge gab und Zeitzeugen fand. Weitere Personen, denen ich etliche Hinweise, Informationen, Hilfe und wertvolle Empfehlungen verdanke, sind Anne Applebaum, Christopher Arkell, Claudia Bismarck, Leopold Graf von Bismarck, Sir Rodric Braithwaite, Prof. Christopher Dandeker, Dr. Engel vom Archiv der Freien Universität Berlin, Prof. John Erickson, Wolf Gebhardt, Jon Halliday, Dr. Catherine Merridale, Nina Lobanow-Rostowski, Prof. Oleg Alexandrowitsch Rscheschewski, Prof. Moshe Schein vom New Yorker Methodistenkrankenhaus, Karl Schwarz, Dr. Galja Winogradowa und Ian Weston-Smith.

In einem ganz direkten Sinne wäre dieses Buch in der vorliegenden Form nicht entstanden ohne die wunderbare Hilfe, die mir Dr. Ljuba Winogradowa in Russland und Angelica von Hase in Deutschland gewährt haben. Die Zusammenarbeit mit ihnen war ein Glück und ein grosses Vergnügen. Sarah Jackson danke ich für die umfangreiche Suche nach Fotomaterial, Bettina von Hase für ihre zusätzlichen Recherchen in deutschen Archiven und David List in britischen. Charlotte Salford war so freundlich, Dokumente aus dem Stockholmer Krigsarkivet für mich zu übersetzen.

Von Herzen danke ich Prof. Michael Burleigh, Prof. Norman Davies und Dr. Catherine Merridale dafür, dass sie das Manuskript ganz oder in Teilen

gelesen und wertvolle kritische Hinweise gegeben haben. Ebenso gebührt mein Dank Tony Le Tissier für seine Korrekturen. Für Fehler, die es noch enthalten sollte, trage natürlich ich die Verantwortung.

Nicht genug danken kann ich Mark Le Fanu und der Society of Authors dafür, dass sie die Web-Seiten [antonybeevor.com](http://antonybeevor.com), [antonybeevor.org](http://antonybeevor.org) und [antonybeevor.net](http://antonybeevor.net) wieder hergestellt haben, auf denen interessierte Leser Archivdokumente und anderes Material einsehen können, wofür in diesem Buch in seiner gebundenen Form kein Platz mehr war.

Wie stets bin ich meinem Agenten Andrew Nürnberg und meinem Lektor bei Penguin, Eleo Gordon, zu tiefem Dank verpflichtet, die mich anfangs fast gegen meinen Willen auf diesen Weg gebracht haben. Wieder einmal hatte meine Frau Artemis Cooper, erste Partnerin beim Schreiben und Lesen in allen Stadien der Arbeit, damit fertig zu werden, dass ich häufig abwesend war und ihr viele zusätzliche Lasten aufbürdete. Dafür bin ich ihr ewig dankbar.

## I.

### Berlin im neuen Jahr

Weihnachten 1944 hatten die Berliner, zermürbt von Bombennächten und schlechtem Essen, wenig zu feiern. Die Luftangriffe hatten grosse Teile der Reichshauptstadt in Schutt und Asche gelegt. Der mitunter schnoddrige Mutterwitz der Bewohner war einem rabenschwarzen Galgenhumor gewichen, der sich in einer «Empfehlung» zum Fest Ausdruck verschaffte: «Denk praktisch, schenk einen Sarg.»

Genau zwei Jahre zuvor war die Stimmung in Deutschland umgeschlagen. Just zum Weihnachtsfest 1942 hatten Gerüchte die Runde gemacht, General Paulus' Sechste Armee sei an der Wolga eingeschlossen. Das Naziregime tat sich schwer einzugestehen, dass der schlagkräftigste Truppenteil der Wehrmacht in den Ruinen von Stalingrad und in der frostklirrenden Steppe ringsum dem Untergang geweiht war. Um das Land auf die schlechte Nachricht einzustimmen, hatte der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Joseph Goebbels, eine «Deutsche Weihnacht» gefordert, was im Nazijargon Sparsamkeit und ideologische Entschlossenheit bedeutete, nicht Kerzen, Tannenbaum und «Stille Nacht». Nun, 1944, war die traditionelle Weihnachtsgans nur noch eine ferne Erinnerung.

Wo die Häuserfassaden eingestürzt waren, konnte man in Wohn- oder Schlafzimmer schauen, in denen noch die Bilder an den Wänden hingen. Die Schauspielerin Hildegard Knef sah ein Klavier verlassen in einer Zimmerecke stehen. Niemand kam an das Instrument heran, und sie fragte sich, wann es wohl in die Trümmer darunter stürzen werde. Familien hatten Nachrichten an russgeschwärzte Häuserwände gekritzelt, damit ihre Wehrmachtsangehörigen, sollten sie von der Front heimkehren, wussten, dass ihre Verwandten am Leben waren, und sie diese finden konnten. Die Nazis dagegen drohten: «Plünderer werden mit dem Tode bestraft!»

Die Luftangriffe, welche die Briten bei Nacht und die Amerikaner bei Tage flogen, waren inzwischen so häufig geworden, dass die Berliner mehr

in Kellern und Luftschutzbunkern hockten als in ihren Betten lagen. Der fehlende Schlaf trug zu der merkwürdigen Mixtur von unterdrückter Hysterie und Schicksalsergebenheit bei. Die zahlreichen Witze, die damals kursierten, lassen darauf schliessen, dass nicht mehr allzu viele Menschen fürchteten, wegen Defätismus bei der Gestapo denunziert zu werden. Die riesigen Lettern LSR für Luftschutzraum, denen man überall begegnete, wurden in «Lernt schnell Russisch» uminterpretiert.<sup>1</sup> Etliche Berliner grüssten schon lange nicht mehr mit «Heil Hitler!» Als der Hitlerjunge Lothar Loewe, der längere Zeit nicht mehr in der Stadt gewesen war, mit dem Hitlergruss ein Geschäft betrat, wurde er verwundert angestarrt. Fortan benutzte er ihn nur noch im Dienst. Die meisten Leute sagten jetzt stattdessen: «Bleib übrig!»<sup>2</sup>

Gewitzelt wurde auch über die grotesken, zuweilen surrealen Orte, welche die Menschen häufig aufsuchen mussten. Der grösste Luftschutzkeller Berlins war der Bunker am Zoo, eine riesige Festung des totalitären Zeitalters aus Stahl und Beton mit Flakbatterien auf dem Dach und gewaltigen Hallen, wohin die Berliner strömten, wenn die Sirenen aufheulten. Ursula von Kardorff erschien er in ihren Tagebuchaufzeichnungen «wie das Bühnenbild zur Gefängniszene im ‚Fidelio‘». Auf den Wendeltreppen aus Beton umschlangen sich die Liebespaare wie bei der «Travestie eines Kostümfestes».<sup>3</sup>

Jeder erwartete den Zusammenbruch des Staates, wie auch der persönlichen Existenz. Die Menschen gaben ihr Geld bedenkenlos aus, als werde es bald nichts mehr wert sein. Man erzählte sich von Mädchen und jungen Frauen, die sich in den dunklen Ecken am Bahnhof Zoo und im Tiergarten wildfremden Männern hingaben. Der Drang, die Unschuld zu verlieren, schien zu wachsen, je näher die Rote Armee der Hauptstadt kam.

Die in blassblaues Licht getauchten Luftschutzkeller, in denen die Menschen Schutz suchten, in ihre wärmsten Kleider gehüllt, Kartons mit Thermosflaschen und belegten Broten unter dem Arm, erinnerten in der Tat an eine klaustrophobische Hölle. Theoretisch gab es dort alles, was man brauchte – darunter auch einen Sanitätsraum mit einer Krankenschwester für die Notentbindung. Die Erschütterungen der Bombenexplosionen schienen diese geradezu heraufzubeschwören. Sie dröhnten, als kämen sie vom Mittelpunkt der Erde. Die Decken waren mit Leuchtfarbe gestrichen, denn die Lampen begannen im Bombenhagel oft zu flackern und verlöschten schliesslich ganz. Als Hauptleitungen getroffen wurden, versiegte die

Wasserzufuhr, und die Aborte quollen bald über. Nicht selten wurden die Toiletten auch einfach verschlossen, weil es oft vorkam, dass verzweifelte Menschen sich dort einriegelten und aus dem Leben schieden.

Für eine Bevölkerung von drei Millionen Menschen reichten die Luftschutzräume nicht aus und waren daher ständig überfüllt. Auf den Treppen, in den Gängen und Hallen drängten sich die Menschen. Die Luft roch verbraucht, und Kondenswasser tropfte von den Decken. So waren die Keller unter dem U-Bahnhof Gesundbrunnen für 1'500 Personen gedacht, meist aber hielten sich dreimal so viele darin auf. Man zündete Kerzen an, um zu prüfen, ob noch genügend Sauerstoff vorhanden war. Wenn das Talglicht auf dem Boden ausging, hob man die Kinder auf die Schultern. Sobald eines auf einem Stuhl nicht mehr brannte, musste der Raum evakuiert werden. Und begann gar ein anderes in Kinnhöhe zu flackern, so wurde der ganze Bunker geräumt, was immer sich draussen auch abspielen mochte.

Den 300'000 ausländischen Zwangsarbeitern in Berlin, deren Herkunft man an einem Buchstaben auf ihrer Kleidung ablesen konnte, war es strikt verboten, Bunker und Luftschutzkeller aufzusuchen. Nach der Rassenlehre der Nazis durften sie den Arierern nicht zu nahekommen, und den Behörden ging es vor allem darum, das Leben von Deutschen zu retten. Auf einen Zwangsarbeiter mehr oder weniger, vor allem wenn er aus dem Osten, aus der Ukraine oder aus Weissrussland, stammte, kam es nicht an. Trotzdem genossen diese, unter denen auch Freiwillige waren, wesentlich mehr Freiheit als die Unglücklichen, die in den Lagern dahinsiechten. Die ausländischen Arbeiter der Rüstungsbetriebe hatten sich in dunklen Winkeln des Bahnhofs Friedrichstrasse ihr Refugium und ihre eigene Subkultur mit Informationen, Unterhaltung und Spielen geschaffen. Als die Rote Armee vorrückte, stieg ihre Stimmung, während die ihrer Ausbeuter sank. Den meisten Deutschen waren die Ausländer nicht geheuer. Sie sahen sie als Fünfte Kolonne, bereit zu Angriff und Vergeltung, sobald der Feind in die Stadt eindrang.

Die Berliner wurden von der Urangst vor den slawischen Eroberern aus dem Osten beherrscht. Angst kann leicht in Hass umschlagen. Während die Rote Armee unaufhaltsam näher kam, erging sich die Goebbels-Propaganda in grausigen Berichten über Nemmersdorf im südlichen Ostpreussen, dessen Einwohner von Sowjetsoldaten bei ihrem Einmarsch im Herbst 1944 vergewaltigt und massakriert worden waren.<sup>4</sup>

Manche Leute hatten ihre Gründe, bei einem Bombenangriff nicht in den Keller zu gehen. Ein verheirateter Mann, der sich regelmässig bei seiner Geliebten am Prenzlauer Berg aufhielt, mied deren Hauskeller, um keinen Verdacht zu erregen. Eines Abends schlug ein Volltreffer in das Haus ein, und der unglückselige Ehebrecher auf seinem Sofa steckte plötzlich bis zum Hals in herabgefallenen Trümmern. Nach dem Angriff hörten ein Junge namens Erich Schmidtke und ein tschechischer Zwangsarbeiter, den man im Keller geduldet hatte, seine Hilferufe und rannten zu ihm hinauf. Als man ihn ausgegraben und ins Krankenhaus gebracht hatte, musste der 14-jährige Erich die Ehefrau aufsuchen und ihr mitteilen, dass ihr Mann in der Wohnung einer anderen Frau verletzt worden war. Sie war ausser sich vor Zorn. Dass er sie betrogen hatte, hatte sie mehr in Rage versetzt als sein unglückliches Schicksal. Kinder hatten rasch zu lernen, wie hart die Welt der Erwachsenen sein konnte.<sup>5</sup>

Wie die meisten Amtsträger war auch General Günther Blumentritt überzeugt, die Bombenangriffe auf Deutschland hätten eine echte «Volksgenossenschaft» geschmiedet.<sup>6</sup> Das mag 1942 und 1943 vielleicht der Fall gewesen sein, aber Ende 1944 war die Bevölkerung bereits eindeutig in Fanatiker und Kriegsmüde zerfallen. In Berlin hatte es immer den höchsten Anteil von Nazigegnern gegeben, wie die Wahlergebnisse vor 1933 zeigten. Aber von einer sehr kleinen, mutigen Minderheit abgesehen, war es bis dahin bei Spötteleien und drastischen Kommentaren über die Nazis geblieben. Die Mehrheit hatte das Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 tief erschreckt. Und als Druck auf die Grenzen des Reichs in West und Ost immer stärker wurde, überschüttete sie Goebbels mit einem Schwall von Lügen, der «Führer» werde neue «Wunderwaffen» gegen die Feinde schicken wie ein zorniger Jupiter, der als Symbole seiner Macht Blitze zu schleudern vermag.

Eine Frau schrieb ihrem Ehemann in einem französischen Gefangenenlager einen Brief, in dem diese Festungsmentalität und das Vertrauen in die Propaganda des Regimes zum Ausdruck kommen: «Ich glaube so fest an unser Schicksal», schrieb sie, «dass nichts mein Vertrauen erschüttern kann, das aus unserer langen Geschichte, unserer ruhmreichen Vergangenheit herrührt, wie Dr. Goebbels sagt. Anders kann es gar nicht sein. Wir sind jetzt an einem sehr tiefen Punkt angekommen, aber wir haben Männer von Entschlossenheit. Das ganze Land ist bereit zu marschieren, die Waffe in der Hand. Wir haben Geheimwaffen, die eingesetzt werden, wenn es so weit



ist. Vor allem aber haben wir einen Führer, dem wir mit geschlossenen Augen folgen können. Lasse dich nicht unterkriegen, um keinen Preis.»<sup>7</sup>

Die Ardennenoffensive, die am 16. Dezember 1944 gestartet wurde, hob die Moral der Hitleranhänger noch einmal. Endlich wendete sich das Blatt. Der blinde Glaube an den «Führer» und an Wunderwaffen wie die V2 verstellte ihnen den Blick auf die Realität. Gerüchte kamen auf, die Erste US-Armee sei eingekesselt und mithilfe von Kampfgas komplett gefangen genommen worden. Plötzlich glaubte man wieder, man könne die ganze Welt erpressen und für alles Rache nehmen, was Deutschland hatte erdulden müssen. Bald werde man wieder in Paris sein, hiess die Parole bei den Fanatikern. Viele bedauerten, dass die französische Hauptstadt immer noch unbeschädigt war, während Berlin in Trümmern lag. Vielleicht gelang es nun, den Lauf der Geschichte zu korrigieren.

Das Oberkommando des Heeres (OKH) teilte diese Begeisterung für eine Offensive im Westen nicht. Im Generalstab fürchtete man, Hitlers strategischer Vorstoss gegen die Amerikaner in den Ardennen könnte die Ostfront im entscheidenden Moment schwächen. Auf jeden Fall war der Plan viel zu riskant. Die Sechste SS-Panzerarmee unter Oberstgruppenführer Sepp Dietrich und die Fünfte Panzerarmee unter General Hasso von Manteuffel standen an der Spitze der Operation. Jedoch angesichts des grassierenden Treibstoffmangels war es äusserst unwahrscheinlich, dass sie Antwerpen, die wichtigste Nachschubbasis der Alliierten, überhaupt erreichten.

Hitler war von der fixen Idee besessen, das Kriegsglück noch zu seinen Gunsten wenden und Roosevelt und Churchill an den Verhandlungstisch zwingen zu können. Die Idee, mit der Sowjetunion Verhandlungen aufzunehmen, hatte er bislang vehement zurückgewiesen – einerseits, weil er zu Recht annahm, Stalin wolle Nazideutschland vernichten, andererseits, weil es dafür ein grundsätzliches Hindernis gab: die extreme persönliche Eitelkeit des «Führers». Er konnte keinen Waffenstillstand anbieten, solange Deutschland sich auf der Verliererseite befand. Ein Sieg in den Ardennen war daher in jeder Hinsicht unabdingbar. Aber die Amerikaner leisteten bei Bastogne erbitterten Widerstand. Und als der Himmel aufklarte, war die Kraft des Angriffs durch den massiven Einsatz der alliierten Luftwaffe binnen einer Woche gebrochen.

Am Heiligen Abend 1944 fuhr General Heinz Guderian, Generalstabschef des OKH, in einem riesigen Mercedes beim «Führer»-Hauptquartier im Westen vor. Die «Wolfsschanze» in Ostpreussen hatte Hitler bereits am

20. November 1944 verlassen, um sich in Berlin einem kleinen Eingriff am Kehlkopf zu unterziehen. Am Abend des 10. Dezember war er aus der Hauptstadt in seinem persönlichen gepanzerten Zug wieder abgereist zu einem weiteren geheimen, gut getarnten Gebäudekomplex in den Wäldern bei Ziegenberg, kaum 40 Kilometer von Frankfurt am Main entfernt. Der «Adlerhorst» war das letzte seiner Feldhauptquartiere mit einem Namen, welcher der Fantasie eines kleinen Jungen entsprungen schien.

Guderian, der grosse Strategie des Panzerkriegs, hatte die Risiken dieser Operation zwar von Anfang an erkannt, aber bis dahin kaum etwas tun können. Und obwohl das OKH für die Ostfront zuständig war, hatte es auch dort niemals freie Hand gehabt. Für Operationen an den anderen Fronten war das Oberkommando der Wehrmacht (OKW) verantwortlich. Beide Dienststellen hatten ihre unterirdischen Quartiere unweit voneinander bei Zossen, südlich von Berlin.

Guderian konnte zwar ebenso aufbrausend sein wie Hitler, vertrat aber völlig andere Auffassungen. Für spekulative internationale Strategien hatte er keine Zeit, wenn das Land von allen Seiten angegriffen wurde. Stattdessen verliess er sich auf sein militärisches Gespür dafür, woher die grösste Gefahr drohte. Und da konnte es für ihn keinerlei Zweifel geben. Mit sich brachte er eine Analyse von General Reinhard Gehlen, dem Chef seiner Abteilung «Fremde Heere Ost», der Militäraufklärung der Ostfront. Gehlen schätzte, dass die Rote Armee um den 12. Januar von der Weichsel her einen Grossangriff starten werde. Nach seinen Berechnungen besass der Feind eine Überlegenheit von 11:1 bei der Infanterie, von 7:1 bei den Panzern und 20:1 bei der Artillerie. Auch seine Luftwaffe war stärker.<sup>8</sup>

Im Besprechungsraum des «Adlerhorsts» traf Guderian auf Hitler und dessen militärische Berater, des Weiteren auf den «Reichsführer SS», Heinrich Himmler, der nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 auch Befehlshaber des Ersatzheeres geworden war. Alle militärischen Berater Hitlers waren wegen absoluter Treue zum «Führer» ausgewählt worden. Der Chef des OKW, Feldmarschall Keitel, war für seine Aufgeblasenheit und zugleich Liebedienerei gegenüber Hitler bekannt. Bei frustrierten Offizieren hiess er nur der «Nickesel» oder der «Reichsgaragenmann». Generaloberst Jodl, der eine harte, kalte Miene zur Schau trug, war zwar viel kompetenter als Keitel, widersetzte sich aber niemals Hitlers verheerendem Bestreben, sich um jedes Bataillon kümmern zu wollen. Als er es im Herbst 1942 einmal wagte, seinem Herrn zu widersprechen, hätte ihn das beinahe seinen

Posten gekostet. General Burgdorf, Hitlers oberster Wehrmachtsadjutant und Chef des Heeres-Personalamts, das alle Ernennungen kontrollierte, hatte den devoten General Schmudt ersetzt, der in der «Wolfsschanze» Stauffenbergs Bombe zum Opfer gefallen war. Burgdorf war es auch, der Generalfeldmarschall Rommel Gift zusammen mit dem Befehl überbracht hatte, sich das Leben zu nehmen.

Gestützt auf Erkenntnisse aus Gehlens Abteilung «Fremde Heere Ost», schilderte Guderian den Aufmarsch der Roten Armee für eine Grossoffensive im Osten. Er sagte voraus, dass diese innerhalb von drei Wochen beginnen werde. Da die Ardennenoffensive zum Stillstand gekommen sei, forderte er, so viele Divisionen wie nur möglich von dort an die Weichselfront zu verlegen. Hitler unterbrach ihn. Er erklärte die Angaben der Abteilung «Fremde Heere Ost» für lächerlich. Stattdessen behauptete er, ein russischer Schützenverband sei höchstens 7'000 Mann stark, und den Panzerverbänden mangelte es an Panzern. «Das ist der grösste Bluff seit Dschingis Khan», rief er aus, «wer hat diesen Blödsinn ausgegraben?»

Guderian widerstand der Versuchung zu entgegneten, dass Hitler selbst von Armeen gesprochen habe, die tatsächlich nur die Stärke von einigen Korps hatten, von Panzerdivisionen, die nur ein Regiment stark waren. Aber er verteidigte Gehlens Zahlen. Zu seinem Entsetzen forderte darauf General Jodl, die Offensive im Westen müsse mit weiteren Angriffen fortgesetzt werden. Da Hitler genau das wollte, biss Guderian auf Granit. Beim Abendessen musste er sich dann auch noch Himmlers Urteil anhören, der sich in der neuen Rolle als Militär gefiel, seit Hitler ihn neben all seinen anderen Posten zum Chef der Heeresgruppe «Oberrhein» ernannt hatte. «Wissen Sie, lieber Generaloberst», meinte er zu Guderian, «ich glaube nicht, dass die Russen überhaupt angreifen. Das ist alles nur ein Riesenbluff.»<sup>9</sup>

Guderian blieb nichts übrig, als unverrichteter Dinge in sein Hauptquartier bei Zossen zurückzukehren. Inzwischen schnellten die Verluste im Westen in die Höhe. Die Ardennenoffensive und weitere damit verbundene Operationen kosteten 80'000 deutsche Opfer. Ausserdem verbrauchte sie einen riesigen Teil von Deutschlands rasch schwindenden Treibstoffreserven. Hitler wollte nicht wahrhaben, dass die Ardennenoffensive mit der «Kaiserschlacht» vergleichbar war, dem letzten grossen deutschen Angriff im Ersten Weltkrieg. Jede Parallele zu 1918 wies er brüsk zurück. Er erachtete jenes Jahr ausschliesslich als Symbol für den «Dolchstoss», der den Kaiser gestürzt und Deutschland diese schmachvolle Niederlage gebracht hatte.

Allerdings gab es bei Hitler zuweilen auch lichte Momente. «Ich weiss, der Krieg ist verloren», sagte er einmal spätabends zu seinem Luftwaffenadjutanten Nicolaus von Below. «Die Übermacht ist zu gross.» An dem Verhängnis waren natürlich nur die anderen schuld. Überall sah er «Verräter», besonders im Heer. Er argwöhnte, der Kreis derer, die heimlich mit den gescheiterten Attentätern sympathisierten, sei viel grösser gewesen, oftmals gerade unter jenen, die am meisten vom Nationalsozialismus profitierten, die er verwöhnt und ausgezeichnet habe. «Wir kapitulieren nicht, niemals», erklärte er indessen. «Wir können untergehen. Aber wir werden eine Welt mitnehmen.»<sup>10</sup>

Angesichts der neuen Katastrophe, die sich an der Weichsel abzuzeichnen begann, wurde General Guderian noch zweimal in rascher Folge im «Adlerhorst» bei Ziegenberg vorstellig. Dabei erfuhr er zu seinem Entsetzen, dass Hitler, ohne ihn darüber zu informieren, SS-Panzereinheiten von der Weichselfront nach Ungarn verlegen liess. Wie stets überzeugt, dass nur er die strategischen Probleme richtig erkannte, hatte er sich kurzerhand entschlossen, dort einen Gegenangriff anzuordnen, um die Ölfelder zurückzuerobern. Er wollte nach Budapest durchbrechen, um das die Rote Armee am Heiligen Abend den Belagerungsring geschlossen hatte.

Guderian traf am Neujahrstag genau in dem Moment ein, da die Spitzen des Reichs angetreten waren, um dem «Führer» ihre Wünsche für ein erfolgreiches neues Jahr zu entbieten.<sup>11</sup> Am selben Morgen hatte im Elsass die Operation «Nordwind» begonnen, mit der die Ardennenoffensive verlängert werden sollte. Der Tag wurde für die deutsche Luftwaffe zu einem Desaster. Mit grosssprecherischem Gehabe, das für sein verantwortungsloses Wesen so typisch war, hatte Göring fast 1'000 Flugzeuge in Angriffe gegen Bodenziele an der Westfront gejagt. Dieser Versuch, Hitler zu beeindrucken, hatte das Ende der Luftwaffe als wirksame militärische Kraft besiegelt. Von nun an besaßen die Alliierten die absolute Lufthoheit.

Der «Grossdeutsche Rundfunk» sendete Hitlers Neujahrsansprache. Von den Kämpfen im Westen war keine Rede, was nur heissen konnte, dass es dort schlecht aussah. Auch zu den Wunderwaffen äusserte sich der «Führer» merkwürdig zurückhaltend. Einige glaubten, die Rede sei vorproduziert worden oder gar eine Fälschung. Hitler hatte sich schon so lange nicht mehr in der Öffentlichkeit gezeigt, dass inzwischen wilde Gerüchte kursierten. Es hiess, er habe den Verstand verloren, und Göring sitze in einem Geheimgefängnis, weil er sich nach Schweden absetzen wollte.<sup>12</sup>

Manche Berliner, die nur mit Grauen an die nahe Zukunft denken konnten, mochten nicht einmal mit dem üblichen «Prosit Neujahr!» anstossen. Bei Familie Goebbels war der berühmte Stuka-Flieger und am höchsten dekorierte Offizier der Wehrmacht, Oberst Hans-Ulrich Rudel, zu Gast. Als Zeichen der Sparsamkeit wurde Kartoffelsuppe aufgetragen.<sup>13</sup>

Die Feiertage zum Jahreswechsel endeten am 3. Januar morgens. Das deutsche Pflichtgefühl war ungebrochen, was immer auch geschah. Viele hatten in ihren Büros und Fabriken kaum noch etwas zu tun, da es überall an Material und Zulieferteilen fehlte, aber sie kamen pünktlich mit den öffentlichen Verkehrsmitteln oder zu Fuss durch die Trümmer zur Arbeit. Wie durch ein Wunder wurden U- und S-Bahngleise immer wieder repariert, wenn auch kaum ein Waggon noch ganze Fensterscheiben hatte. In Büros und Fabrikhallen wurde gefroren, denn auch dort gab es nur noch leere Fensterhöhlen und kaum etwas zum Heizen. Mit Erkältung oder Grippe musste jeder selber fertig werden. Auf einen Arzt konnte man nur noch hoffen, wenn man schwer erkrankte, denn fast alle Mediziner waren eingezogen. In Krankenhäusern und Kliniken arbeiteten fast nur noch Ausländer. Selbst die Berliner Universitätsklinik Charité beschäftigte Ärzte aus einem halben Dutzend Länder, darunter Holländer, Peruaner, Rumänen, Ukrainer und Ungarn.<sup>14</sup>

Der einzige Wirtschaftszweig, der noch zu florieren schien, war die Rüstungsindustrie. Sie stand unter Leitung von Hitlers persönlichem Architekten, dem Wunderkind Albert Speer. Am 13. Januar hielt dieser in einem Lager in Krampnitz bei Berlin einen Vortrag vor Wehrmachtsoffizieren. Er betonte, wie wichtig der direkte Kontakt zwischen den Kommandeuren an der Front und der Rüstungsindustrie sei. Speer unterschätzte nicht, wie andere Naziminister, die Intelligenz seiner Zuhörer. Er vermied es, die Lage schönzureden, und scheute sich nicht, die katastrophalen Verluste zu erwähnen, von denen die Wehrmacht in den letzten acht Monaten heimgesucht worden war.<sup>15</sup>

Das Problem seien nicht die Bombenangriffe der Alliierten, argumentierte er. Allein im Dezember habe die deutsche Industrie 218'000 Gewehre hergestellt. Das sei fast die doppelte Monatsmenge des Jahres 1941, als die Wehrmacht in die Sowjetunion einfiel. Die Produktion von automatischen Waffen war inzwischen auf die vierfache und die von Panzern fast auf die fünffache Menge gestiegen. Im Dezember 1944 waren allein in Deutschland 1840 gepanzerte Fahrzeuge fertig gestellt worden, etwa die Hälfte der

Jahresproduktion von 1941. Die Panzer seien wesentlich massiver geworden. Die grösste Schwierigkeit ergab sich laut Speer aus dem Mangel an Treibstoff. Zu den Munitionsreserven äusserte er sich nicht. Alle diese Waffen zu produzieren hatte wenig Sinn, wenn dafür nicht ausreichend Munition zur Verfügung stand.

Über 40 Minuten lang spulte Speer sein Zahlenmaterial mit der Routine des Fachmanns herunter. Allerdings vergass er zu erläutern, dass die Hauptursache für die Waffenknappheit der Wehrmacht die massiven Verluste an der Ost- und Westfront in den vergangenen acht Monaten waren. Er äusserte die Hoffnung, dass die deutschen Fabriken im Frühjahr 1946 100'000 Maschinenpistolen im Monat herstellen könnten. Natürlich blieb die Tatsache unerwähnt, dass in den Fabriken inzwischen fast ausschliesslich Zwangsarbeiter tätig waren, welche die SS herbeigeschafft hatte. Ebenfalls verlor er kein Wort darüber, dass diese sich förmlich zu Tode schufteten mussten. Jeden Tag starben sie zu Tausenden. Und die Gebiete, aus denen sie kamen, schrumpften immer mehr zusammen. Als Speer diesen Vortrag hielt, wurden sowjetische Truppen in einer Stärke von über vier Millionen Mann längs der Weichsel und südlich der Grenze zu Ostpreussen zusammengezogen. Es stand jene Offensive bevor, welche Hitler als Schwindel abgetan hatte.

## Das Kartenhaus an der Weichsel

General Gehlens Schätzung der Stärke der Sowjets war nicht übertrieben, vielleicht hinsichtlich der am meisten gefährdeten Bereiche sogar etwas zu niedrig. Die Rote Armee hatte 6,7 Millionen Mann an einer Front aufgeboten, die von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer reichte.<sup>1</sup> Das war mehr als die doppelte Stärke der Wehrmacht und ihrer Verbündeten, als diese im Juni 1941 die Sowjetunion überfallen hatten. Hitlers damalige Annahme, die Rote Armee werde rasch zusammenbrechen, erwies sich als einer der katastrophalsten Irrtümer der Geschichte.

«Wir sind verloren», bekannte ein deutscher Unteroffizier im Januar 1945, «aber wir werden kämpfen bis zum letzten Mann.»<sup>2</sup> Für die felderfahrenen Soldaten an der Ostfront war es längst Gewissheit, dass sie dem Tod ins Auge blickten. Ein anderer Ausgang schien undenkbar nach allem, was sie in den zuvor eroberten Gebieten angerichtet hatten. Die Rote Armee war eindeutig auf Vergeltung aus. Kapitulation bedeutete, sich in einem sibirischen Lager als «Stalinferd» zu Tode schufteln zu müssen. «Wir kämpften nicht mehr für Hitler, für den Nationalsozialismus oder für das Dritte Reich», schrieb ein aus dem Elsass stammender Veteran der Division «Grossdeutschland», «nicht einmal für unsere Bräute, Mütter oder Familien, auf die in deutschen Städten Bomben fielen. Wir kämpften aus purer Angst. ... Wir kämpften für uns selbst, um nicht in Löchern voller Schlamm und Schnee wie Ratten verrecken zu müssen.»<sup>3</sup>

Das Debakel des Vorjahres, vor allem die Einkesselung und Zerschlagung der Heeresgruppe Mitte, war nicht vergessen. Führungsoffiziere der Nazis, die Pendants zu den sowjetischen Kommissaren, suchten mit Versprechungen und der Drohung, jeden standrechtlich zu erschiessen, der überlaufen oder ohne Befehl zurückweichen sollte, die Moral der Landser zu heben. «Die Offensive der Russen braucht ihr nicht zu fürchten», behaupteten sie. «Wenn der Gegner zum Angriff übergeht, sind unsere Panzer in vier Stun-

den zur Stelle.»<sup>4</sup> Aber die erfahreneren Soldaten wussten, was ihnen bevorstand.

Zwar hatten Guderians Stabsoffiziere in Zossen richtig prognostiziert, wann mit dem Angriff zu rechnen war, aber bis zur vordersten Front schien diese Erkenntnis nicht gedrungen zu sein. Der Stabsgefreite Alois K. von der 304. Infanteriedivision, den ein sowjetisches Kommando als «Zunge» gefangen nahm, sagte vor den Vernehmungsoffizieren der Ersten Ukrainischen Front aus, sie hätten den Angriff zunächst vor Weihnachten erwartet. Dann wieder hiess es, er erfolge am 10. Januar, den man für Stalins Geburtstag hielt.<sup>5</sup>

Nachdem General Guderian die drei Hauptfronten im Osten – Ungarn, die Weichsel und Ostpreussen – in aller Eile inspiziert hatte, suchte er in Begleitung seines Adjutanten, Major Baron Freytag von Loringhoven, noch einmal Hitler in Ziegenberg auf. Er legte ihm die jüngsten Schätzungen der Stärke des Gegners vor – sowohl die von Gehlen als auch die vom Oberbefehlshaber der Luftwaffe, General Seidemann. Die Luftaufklärung hatte ermittelt, dass an den Aufmarschlinien längs der Weichsel und der Grenze zu Ostpreussen 8'000 sowjetische Flugzeuge konzentriert waren. Göring unterbrach die Darlegung des Stabschefs. «Mein Führer, glauben Sie das nicht», sagte er zu Hitler. «Das sind keine echten Flugzeuge. Das sind nur Attrappen.» Und der Speichellecker Keitel hieb dazu mit der Faust auf den Tisch. «Der Reichsmarschall hat Recht», tönte er.<sup>6</sup>

Der Rest der Besprechung war reine Farce. Hitler erklärte Gehlens Ausarbeitungen erneut für «völlig idiotisch» und verlangte, der Verfasser sollte sofort ins Irrenhaus gesperrt werden. Guderian entgegnete gereizt, da er sie sich zu Eigen gemacht habe, solle man ihn gleich dazusperren. Das Ersuchen von General Harpe an der Weichselfront und General Reinhardt in Ostpreussen, ihre am meisten gefährdeten Einheiten auf besser zu verteidigende Positionen zurückzuziehen, stiess auf schroffe Ablehnung Hitlers. Ausserdem bestand er darauf, die in Kurland eingeschlossenen 200'000 Mann sollten dort bleiben und nicht über die Ostsee evakuiert werden, um für den Schutz der Grenzen des Reichs bereitzustehen. Guderian, den die Vogel-Strauss-Strategie des «Führer»-Hauptquartiers anwiderte, schickte sich zum Gehen an.

«Die Ostfront», sagte da Hitler unvermittelt, um Guderian ein wenig zu besänftigen, «hat noch nie so viele Reserven gehabt wie jetzt. Das ist Ihr Verdienst. Ich danke Ihnen dafür.» «Die Ostfront», erwiderte Guderian, «ist



wie ein Kartenhaus. Wird die Front an einer einzigen Stelle durchstossen, so fällt sie zusammen.»<sup>7</sup> Ironie der Geschichte: Das gleiche Bild hatte Goebbels 1941 im Hinblick auf die Rote Armee gebraucht.

Guderian kehrte in düsterer Stimmung nach Zossen zurück. Er fragte sich, ob Hitlers und Jodls Begriffsstutzigkeit etwa damit zusammenhingen, dass sie beide aus Gegenden des Reichs – Österreich und Bayern – stammten, denen noch keine Gefahr drohte. Guderian war Preusse. Seine Heimat würde verwüstet werden und war möglicherweise für immer verloren. Hitler hatte seinem grossen Panzergeneral als Belohnung für die Erfolge in den ersten Kriegsmonaten das konfiszierte Gut Deipenhof im «Warthegau» geschenkt, einem Teil Westpolens, das die Nazis besetzt und dem Reich einverleibt hatten. Jetzt sah er diese Gegend von der bevorstehenden Weichseloffensive unmittelbar bedroht. Seine Frau war noch dort. Misstrauisch beobachtet von den örtlichen Naziführern, würde sie erst im allerletzten Augenblick flüchten können.

Etwa 24 Stunden später erhielt Guderians Stab in Zossen die Bestätigung, dass der Angriff bereits in wenigen Stunden und nicht erst in Tagen erfolgen werde. Pioniere der Roten Armee räumten nachts die Minenfelder, und an den Brückenköpfen wurden Panzer zusammengezogen. Hitler ordnete an, die deutschen Panzerreserven an der Weichselfront nach vorn zu verlegen, obwohl sie damit in Reichweite der sowjetischen Artillerie gerieten. Einige hohe Offiziere fragten sich bereits, ob Hitler vielleicht insgeheim schon das Kriegsende herbeisehnte.

Die Rote Armee schien sich darauf verlegt zu haben, immer zu dem Zeitpunkt anzugreifen, wenn man keinen Hund vor die Tür jagte. Erfahrene Frontkämpfer, die das schon oft erlebt hatten, sprachen dann von «Russenvetter».<sup>8</sup> Unter den sowjetischen Truppen herrschte die Überzeugung vor, dass winterliche Bedingungen, ob nun Frost oder Matsch, ihnen Vorteile brachten. Sie litten relativ wenig an Erfrierungen und Fussbrand, was sie darauf zurückführten, dass die russischen Einheiten traditionell Fusslappen aus grobem Leinen statt Socken trugen. Die Meteorologen kündigten einen ungewöhnlichen Winter an.<sup>9</sup> Auf die grosse Kälte im Januar sollten schwere Regenfälle und nasser Schnee folgen. Es erging der Befehl: «Lederstiefel ausbessern.»<sup>10</sup>

Die Rote Armee hatte in vieler Hinsicht Fortschritte gemacht – bei den schweren Waffen, bei der Planung, Tarnung und Durchführung ihrer Operationen, mit denen sie die Deutschen immer öfter unvorbereitet traf. Und

doch waren einige Schwächen geblieben. Vor allem ist hier der chaotische Mangel an Disziplin zu nennen, für einen totalitären Staat ein erstaunliches Phänomen. Zum Teil kann er mit der verbreiteten Überforderung der jungen Offiziere erklärt werden.

Für einen 17- oder 18-jährigen Unterleutnant der Infanterie war dieser Krieg in der Tat eine harte Schule. «Zu jener Zeit», schrieb der Romancier und Frontberichterstatter Konstantin Simonow, «wurden junge Menschen in einem Jahr, einem Monat oder gar in einer einzigen Schlacht erwachsen.»<sup>11</sup> Viele überlebten ihre Feuertaufe nicht. Begierig, sich vor ihren fronterprobten Kommandeuren, von denen viele ihre Väter hätten sein können, zu bewähren, stürzten sie sich tollkühn in den Kampf und mussten dafür bezahlen.

Die Disziplin litt zudem darunter, dass Rotarmisten von ihren eigenen Vorgesetzten sehr inhuman behandelt wurden. Und natürlich spielten auch die Stärken und Schwächen des komplizierten Nationalcharakters eine Rolle. «Der russische Infanterist», schrieb Jelena Senjawszkaja, «ist ausdauernd, anspruchslos und ohne jede Vorsicht – ein überzeugter Fatalist. ... In diesen Eigenschaften ist er unvergleichbar.» Ein einfacher Soldat in einer Schützendivision vertraute seinem Tagebuch an, wie die Stimmung seiner Kameraden wechseln konnte: «Erstes Stadium – der Soldat, wenn kein Vorgesetzter in der Nähe ist. Er murrst, stösst Drohungen aus und spielt sich auf. Er steckt sich gern etwas in die Tasche oder ist auf Streit über nichtige Dinge aus. Er ist reizbar, was zeigt, dass ihn das Soldatenleben hart ankommt. Zweites Stadium – der Soldat in Anwesenheit von Vorgesetzten: Jetzt ist er still und unterwürfig. Schluckt bereitwillig, was ihm gesagt wird. Glaubt allen Versprechungen. Blüht auf, wenn er gelobt wird, bewundert forsche Offiziere, über die er sich hinter ihrem Rücken lustig macht. Drittes Stadium – der Soldat in der Zusammenarbeit mit anderen oder im Kampf: Hier ist er ein Held. Lässt niemals einen Kameraden im Stich. Stirbt klaglos, als gehöre auch das zu seinen Pflichten.»<sup>12</sup>

In der Roten Armee galten die Panzertruppen als besonders tapfer. Nachdem sie wie die Luftwaffe in der Anfangsphase des Krieges schwere Schläge hatten hinnehmen müssen, waren sie jetzt die Helden. Wassili Grossman, ein weiterer Autor und Frontberichterstatter, fand die «Tankisten» jetzt fast ebenso faszinierend wie vor Jahren die Scharfschützen von Stalingrad. Bewundernd beschrieb er sie als «Kavalleristen, Artilleristen und Mechaniker in einem».<sup>13</sup> Als grösster Kraftquell der Roten Armee er-

wies sich jedoch die erregende Vorstellung, dass das Reich nun zum Greifen nahe war. Diejenigen, die das sowjetische Vaterland so geschunden hatten, sollten nun bald spüren, was es hiess: «Wer Wind sät, wird Sturm ernten.»<sup>14</sup>

Ende Oktober 1944 stand die Offensive in ihren Grundzügen fest. Die Stawka, wie das sowjetische Oberkommando allgemein hiess, wurde von Marschall Stalin geführt, ein Rang, den er sich nach der Stalingrader Schlacht selbst verliehen hatte. Er war entschlossen, die Kontrolle nicht aus der Hand zu geben. Dabei liess er seinen Kommandeuren eine Handlungsfreiheit, um die sie deutsche Generäle beneidet hätten. Anders als Hitler hörte er sich auch Gegenargumente aufmerksam an. Allerdings wollte er auf keinen Fall zulassen, dass sich seine Befehlshaber Eigenmächtigkeiten erlaubten, wenn sich der Sieg abzeichnete. So beendete er nun die bis dahin gängige Praxis, Vertreter der Stawka zur Beaufsichtigung der Operationen in die Einheiten zu schicken. Diese Rolle übernahm er selbst, obwohl er weiterhin keineswegs die Absicht hatte, sich persönlich an der Front blicken zu lassen.

Ausserdem beschloss Stalin, die oberste Kommandoebene erneut durcheinander zu wirbeln. Daraus resultierende Eifersüchteleien und Verstimmungen waren ihm dabei durchaus recht.<sup>15</sup> Als wichtigste Veränderung löste er Marschall Konstantin Rokossowski als Kommandierenden der Ersten Weissrussischen Front ab, der stärksten Armeegruppe, die in Richtung Berlin marschierte. Rokossowski, ein hoch gewachsener, eleganter, gut aussehender Kavallerist, wirkte wie das genaue Gegenteil der meisten russischen Kommandeure, die vierschrötig, stiernackig und kahlköpfig waren. Auch in anderer Hinsicht unterschied er sich von ihnen. Zur Hälfte Pole, entstammte er einem alten ehrwürdigen Geschlecht von Kavallerieoffizieren. Das liess ihn in Stalins Augen gefährlich erscheinen. Er hasste dieses Land seit dem sowjetisch-polnischen Krieg von 1920, als man neben anderen auch ihn für die verheerende Niederlage der Roten Armee vor Warschau verantwortlich gemacht hatte.<sup>16</sup>

Rokossowski war ausser sich, als er erfuhr, dass er den Oberbefehl über die Zweite Weissrussische Front übernehmen sollte, deren Angriffsziel Ostpreussen war. An seine Stelle sollte Marschall Georgi Schukow treten, der untersetzte und für seine Härte bekannte General, der im Dezember 1941 für die Verteidigung von Moskau verantwortlich gewesen war. «Womit habe

ich verdient», fragte er, «dass ich aus der Hauptrichtung an einen Nebenabschnitt versetzt werde?»<sup>17</sup> Rokossowski vermutete, Schukow, den er für einen Freund hielt, sei ihm in den Rücken gefallen. Aber Stalin wollte schlichtweg nicht, dass ein «Pole» den Ruhm ernten sollte, Berlin eingenommen zu haben. Rokossowskis Argwohn war nur allzu verständlich. Während der Säuberung der Roten Armee von 1937 war er verhaftet worden. Nachdem, was Berijas Schergen ihm angetan hatten, um ein Geständnis des Hochverrats aus ihm herauszupressen, wäre wohl jeder etwas paranoid geworden. Und Rokossowski wusste, dass Berija, der Chef der Geheimpolizei NKWD, und Viktor Abakumow, der Leiter der sowjetischen Abwehr mit dem martialischen Namen SMERSCH («Tod den Spionen!»), ihn ständig scharf beobachten liessen. Stalin hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass die Beschuldigungen von 1937 noch immer Bestand hatten. Er war gleichsam auf Bewährung in Freiheit. Sollte er als Kommandeur versagen, so erwarteten ihn die Kerker des NKWD. «Ich weiss, wozu Berija fähig ist», sagte Rokossowski bei der Übergabe zu Schukow. «Ich habe bei ihm im Gefängnis gesessen.»<sup>18</sup> Es sollten aber noch acht Jahre vergehen, bis sowjetische Generäle an Berija Rache nehmen konnten.

Die Erste Weissrussische Front und die Erste Ukrainische Front, die den Deutschen an der Weichsel gegenüberstanden, waren jenen an Stärke um ein Mehrfaches überlegen. Südlich von Schukow sollte die Erste Ukrainische Front unter Marschall Konew gegen Breslau marschieren. Der Hauptstoss hatte vom Brückenkopf Sandomierz zu erfolgen, dem vorgeschobenen Punkt am Westufer der Weichsel. Anders als Schukow wollte Konew jedoch mit seinen beiden Panzerarmeen die Frontlinie des Feindes gleich am ersten Tag durchbrechen.

Laut Berijas Sohn hatte Konew «kleine, böse Augen, einen kahl geschoenen Kopf wie ein Kürbis und ein äusserst dückelhaftes Benehmen».<sup>19</sup> Er war offenbar Stalins Lieblingsgeneral, einer der wenigen hohen Kommandeure, die selbst der Diktator für ihre Härte bewunderte. Er hatte Konew mit dem Rang eines Marschalls belohnt, nachdem es dessen Truppen ein Jahr zuvor gelungen war, den Kessel von Korsun, südlich von Kiew, in einer der unerbittlichsten Schlachten eines ohnehin grausamen Krieges zu zerschlagen. Konew befahl seinen Piloten, Brandbomben auf die kleine Stadt Schanderowka abzuwerfen, um die Deutschen aus ihren Unterständen in den Schneesturm hinauszujagen. Als diese am 17. Februar 1944 aus der Umzingelung zu entkommen suchten, liess Konew sie in eine Falle lau-

fen. Seine Panzer brachen in die Kolonne ein, feuerten und walzten alles nieder, was sich bewegte. Als die Deutschen in dem tiefen Schnee in alle Richtungen flohen, um sich zu retten, hetzte Konew drei Kavalleriedivisionen auf sie. Die Kosaken hieben gnadenlos auf die Feinde ein, selbst auf solche, die sich mit erhobenen Händen ergeben wollten. Etwa 20'000 Deutsche wurden an jenem Tag niedergemacht.<sup>20</sup>

Am 12. Januar 1945, um 5.00 Uhr Moskauer Zeit, begann die Weichseloffensive. Als Erste stürmte Konews Erste Ukrainische Front am Brückenkopf Sandomierz nach vorn. In dem dichten Schneetreiben konnte man kaum die Hand vor Augen sehen. Nachdem Strafkompagnien von Gefangenen durch die Minenfelder gejagt worden waren, sicherten Infanteriebataillone die Frontlinie ab. Dann eröffnete die Artillerie das Feuer. Pro Kilometer waren etwa 300 Geschütze aufgeföhren, eines alle vier Meter. Im Hagel der Granaten zerbarsten die deutschen Stellungen zu Trümmerhaufen, ihre Einheiten ergaben sich grossenteils unter Todesfurcht. Ein Offizier der Panzergrenadiere, der das Schauspiel am Horizont aus dem Hinterland beobachtete, berichtete später, es habe ausgesehen wie ein «Feuersturm»; man meinte, «der

Himmel sei auf die Erde gestürzt».<sup>21</sup> Gefangene der 16. Panzerdivision sagten aus, ihr Kommandeur, Generalmajor Müller, habe seine Männer schon bei den ersten Salven im Stich gelassen und sich nach Kielce abgesetzt.<sup>22</sup>

An den Türmen der sowjetischen Panzer prangten Parolen wie «Vorwärts in die Höhle der Faschisten!» oder «Rache und Tod den deutschen Okkupatoren!»<sup>23</sup> Als die T-34 und die schweren Panzer des Typs «Stalin» um 14.00 Uhr starteten, trafen sie nur noch auf schwachen Widerstand. Von Reif überzogen, verschmolzen die Kettenungetüme mit den Schneefeldern ringsum, und erst in mittlerer Entfernung war die Erde von den Einschlägen der Geschosse braun aufgewöhlt.

Hauptziel der Dritten und der Vierten Gardepanzerarmee unter den Generälen Rybalko und Leljuschenko war neben Breslau vor allem das schlesische Industriegebiet. Als Stalin Konew in Moskau instruiert hatte, wies er auf die Karte und umkreiste das Gebiet mit seinem Finger. Dabei sagte er nur ein einziges Wort: «Gold». Er musste auch nicht mehr sagen. Konew wusste, dass Stalin die Fabriken und Bergwerke unzerstört in die Hand bekommen wollte.<sup>24</sup>

Am Morgen nach Konews Attacke vom Brückenkopf Sandomierz rückte die Dritte Weissrussische Front unter General Tschernjachowski in Ost-

preussen vor. Nur einen Tag später, am 14. Januar, griffen Rokossowskis Armeen von den Brückenköpfen am Fluss Narew an. Schukows Erste Weissrussische Front stürmte von ihren beiden Brückenköpfen an der Weichsel bei Magnuszew und Pulawy los. Hier war die Schneedecke dünn, und dicker Nebel lag bis Mittag über dem Land. Morgens um 8.30 Uhr begann Schukow mit 20 Minuten «rollendem Feuer». Vorgeschobene Infanteriebataillone, die von Sturmgeschützen unterstützt wurden, durchbrachen die deutschen Linien am Brückenkopf Magnuszew. Dann rissen die Achte Gardearmee und die Fünfte Stossarmee mit starker Artillerieunterstützung die dritte Frontlinie auf. Dahinter lag das schwierigste Hindernis, der Fluss Pilica. Schukow wollte mit den Schützendivisionen Brückenköpfe bilden, über welche die nachfolgenden Gardepanzerbrigaden dann den Fluss durchqueren konnten.

Als einer der Ersten gelang das der auf der rechten Flanke operierenden Panzerbrigade von Bogdanows Zweiter Gardepanzerarmee. Als Führungseinheit verfügte die 47. Gardepanzerbrigade über die verschiedensten Unterstützungskräfte – Pioniere, Selbstfahrlafetten, motorisierte Flak und ein Bataillon mit Maschinenpistolen bewaffneter Schützen auf Lastkraftwagen. Ihr Ziel war ein Flugplatz südlich der Stadt Sochaczew, eines wichtigen Eisenbahnknotenpunkts westlich von Warschau.<sup>25</sup> In den folgenden beiden Tagen stiess die Brigade nordwärts vor, zerschlug auf ihrem Wege Kolonnen fliehender Deutscher und walzte deren Stabsfahrzeuge nieder.<sup>26</sup>

Die Erste Gardepanzerarmee zur Linken brauchte wesentlich länger, um die Linien des Feindes zu überwinden. Oberst Gussakowski, zweifacher «Held der Sowjetunion», war so voller Ungeduld, als er mit seiner 44. Gardepanzerbrigade die Pilica erreichte, dass er nicht auf die Pionierunterstützung zum Übersetzen warten wollte. Der Fluss schien an dieser Stelle ziemlich flach zu sein, und um zwei oder drei Stunden zu sparen, befahl er seinen Panzerkommandanten, das Eis zunächst mit Granaten aufzubrechen und dann durch das Flussbett zu rollen. Wie Eisbrecher zerteilten die Panzer das Eis, das unter «ohrenbetäubendem Krachen» nachgab.<sup>27</sup> Für die Panzerfahrer muss das ein furchterregendes Geräusch gewesen sein, aber Gussakowski schien das nicht zu rühren. Und Schukow war nur daran interessiert, die Panzerbrigaden über den Fluss zu bringen, um endlich gegen die 25. und die 19. Panzerdivision der Deutschen vorgehen zu können. Danach würde das Land offen vor ihnen liegen.

Auch am Brückenkopf Pulawy war am 14. Januar für ihn alles gut ge-

gangen. Er hatte nicht die gesamte Frontlinie unter Beschuss nehmen, sondern lediglich Breschen hineinschlagen lassen. An jenem Abend war er bereits unterwegs nach Radom. Inzwischen begann auf der äussersten rechten Flanke der Ersten Weissrussischen Front die Siebenundvierzigste Armee Warschau von Norden einzukreisen. Die Erste Polnische Armee kämpfte bereits in den Vororten.

Wegen des bedrohlichen Vorrückens der Sowjets im Osten verliess Hitler am Nachmittag des 15. Januar den «Adlerhorst» bei Ziegenberg und fuhr in seinem Spezialzug wieder nach Berlin. Das hatte Guderian in den letzten drei Tagen immer dringlicher gefordert. Hitler erklärte zunächst, die Ostfront müsse allein zurechtkommen, schliesslich aber willigte er ein, alle Kampfhandlungen im Westen einzustellen und in die Reichshauptstadt zurückzukehren. Ohne Guderian oder die beiden betroffenen Heeresgruppen zu konsultieren, hatte er die Verlegung der Division «Grossdeutschland» von Ostpreussen nach Kielce befohlen, um die Weichselfront zu verstärken, obwohl das bedeutete, dass sie mindestens eine Woche lang ausser Gefecht war.

Hitlers Eisenbahnfahrt nach Berlin dauerte 19 Stunden. Aber auch während dieser Zeit blieb er nicht untätig. Er wies Martin Bormann an, vorläufig auf dem Obersalzberg zu bleiben, wo dieser Hitlers Geliebter Eva Braun und deren Schwester Gretl Gesellschaft leistete.<sup>28</sup>

Stalin war zur gleichen Zeit in Hochstimmung. An jenem Abend hiess er General Eisenhowers Stabschef, Luftmarschall Tedder, willkommen, der nach langem Aufenthalt in Kairo wegen schlechten Flugwetters endlich in Moskau eingetroffen war. Als Tedder über die weitere Entwicklung sprechen wollte, bemerkte Stalin von oben herab, die Ardennenoffensive der Deutschen sei «eine grosse Dummheit» gewesen. Besonders erfreut war er darüber, dass der Feind 30 Divisionen – die Reste der Heeresgruppe Nord, die Guderian hatte nach Deutschland zurückführen wollen – als «Ehregarnison» in Kurland belassen hatte.<sup>29</sup>

Der sowjetische Diktator war deutlich bemüht, sich gegenüber Tedder von der freundlichsten Seite zu zeigen. Eisenhowers Abgesandter sollte überzeugt werden, dass Stalin mit dem Zeitpunkt der Grossoffensive der Roten Armee sein Möglichstes getan hatte, um die US-Truppen in den Ardennen zu entlasten. Es ist nicht klar, ob Stalin wusste, dass er damit die Kluft zwischen den Amerikanern und dem viel skeptischeren Churchill vertiefte.

Von Seiten sowjetischer Historiker wurde stets behauptet, Stalin habe die Offensive zunächst für den 20. Januar geplant, nach Churchills Hilfeersuchen in einem Brief vom 6. Januar jedoch Befehl gegeben, bereits am 12. Januar loszuschlagen, obwohl die Wetterbedingungen schlecht waren. Das ist eine grundsätzlich falsche Interpretation von Churchills Brief. Er hatte Stalin nicht darum gebeten, den Alliierten in den Ardennen zu Hilfe zu eilen, und schon zuvor den Sowjetführer wissen lassen, sie seien bereits Herr der Lage. Ausserdem war Stalin durch seine Verbindungsoffiziere im Westen exakt darüber informiert worden, dass der Angriff der Deutschen schon um Weihnachten herum ins Stocken geraten war. Churchill wollte lediglich wissen, wann die Rote Armee ihre grosse Winteroffensive zu starten gedachte, denn bis dahin hatte der Kreml sich beharrlich geweigert, ein Datum zu nennen, obwohl die sowjetischen Verbindungsoffiziere Eisenhowers Pläne kannten.

Die Vorbereitungen für die Offensive an der Weichsel, die man seit Oktober plante, waren schon längere Zeit abgeschlossen. Eine sowjetische Quelle erklärte sogar, es wäre möglich gewesen, «bereits um den 8. bis 10. Januar loszuschlagen».<sup>30</sup> Stalin hatte also seine Gründe, das Datum vorzuverlegen, aber es passte ihm gut, den Eindruck zu erwecken, er helfe seinen Verbündeten aus einer prekären Situation. Churchill war zunehmend besorgter wegen Stalins Absicht, Polen seine Lubliner Marionettenregierung aufzuzwingen, die aus kommunistischen Emigranten unter Aufsicht von Berijas NKWD bestand. Die Konferenz von Jalta stand unmittelbar bevor, und Stalin wollte sicherstellen, dass seine Armeen ganz Polen kontrollierten, wenn er sich mit den führenden Männern Amerikas und Grossbritanniens an den Verhandlungstisch setzte. Er konnte in Polen nach Belieben schalten und walten, weil es zum damaligen Zeitpunkt das Hinterland seiner kämpfenden Truppen bildete. Jeder, der gegen sein Vorgehen etwas einzuwenden hatte, konnte zum Saboteur oder zum faschistischen Agenten gestempelt werden. Schliesslich gab es noch einen weiteren sehr irdischen Grund für die Grossoffensive: Stalin war besorgt, dass es infolge des für Anfang Februar erwarteten Wetterumschwungs tauen könnte und seine Panzer, die bis dahin über gefrorenen Boden gerollt waren, im Schlamm stecken blieben.

Ein Aspekt der Begegnung mit Tedder ist höchst aufschlussreich. «Stalin betonte», heisst es in dem Bericht der Amerikaner, «eine der Schwierigkeiten [für die Weichseloffensive] sei die grosse Zahl ausgebildeter deutscher Agenten unter den Polen, Letten, Litauern, Ukrainern und Deutsch



sprechenden Russen. Sie seien alle mit Funkgeräten ausgerüstet, wodurch der Überraschungseffekt praktisch nicht funktioniert habe. Inzwischen hätten die Russen diese Gefahr jedoch zum grössten Teil beseitigt. Er sagte, das Hinterland zu säubern sei für ihn ebenso wichtig wie den Nachschub zu organisieren.»<sup>31</sup> Stalin übertrieb die Schilderung der Aktivitäten der von den Deutschen ausgebildeten und zurückgelassenen Agentengruppen vorsätzlich, um eine Rechtfertigung für das rücksichtslose Vorgehen der Sowjets in Polen zu haben. So brandmarkte Berija auch die nichtkommunistischen Widerstandsgruppen der polnischen «Heimatarmee» (Armija Krajowa) als «faschistisch», obwohl diese im Warschauer Aufstand aufopferungsvoll gekämpft hatten.

In den nächsten 24 Stunden zeigte sich, dass die sowjetischen Armeen nach dem Durchbrechen der Weichselfront tatsächlich in vollem Tempo vorrückten. Dabei schienen sie einander übertreffen zu wollen.

Dass Schukows Panzertruppen so rasch vorankamen, ist zum Teil auf die einfache, aber robuste Konstruktion des T-34 zurückzuführen, der sich mit seinen breiten Ketten durch Schnee, Eis und Schlamm pflügte. Dabei waren die Fertigkeiten der Besatzungen als Mechaniker ebenso wichtig wie ihre Fahrkünste, denn die Feldwerkstätten kamen nicht rasch genug nach. «Was für ein Leben war das vor dem Krieg», bemerkte ein Panzerfahrer zu Wassili Grossman. «Wir hatten Ersatzteile, so viel wir brauchten.»<sup>32</sup> Als das Wetter aufklarte, unterstützten auch die Jagdbomber des Typs «Sturmvogel», die bei den Deutschen nur «Jabos» hiessen, den rasanten Vormarsch, wie es Schukow seinen Panzerkommandeuren versprochen hatte. «Unsere Panzer rollen schneller als die Eisenbahn nach Berlin», tönte Oberst Gusakowski, derselbe, der das Eis der Pilica mit Granaten hatte zerbersten lassen.<sup>33</sup>

Die kleine deutsche Garnison in Warschau hatte keine Chance. Sie bestand aus Pioniereinheiten und vier Festungsbataillonen, von denen eines gar als «Ohrenbataillon» bezeichnet wurde, weil in ihm Männer Dienst taten, die nach der Behandlung von Hör Schäden eingesetzt worden waren.<sup>34</sup> Mit dem Vorstoss der 47. Gardepanzerbrigade nach Sochaczew im Süden und dem Zangenmanöver der Siebenundvierzigsten Armee im Norden verloren die deutschen Truppen in Warschau Kontakt zur Neunten Armee, deren Einheiten sie angehörten.

General Harpes Stab von Heeresgruppe A warnte das OKH in Zossen am Abend des 16. Januar, man werde die Stadt nicht halten können. Der Chef der Operationsabteilung, Oberst Bogislaw von Bonin, besprach die Lage mit Guderian. Sie beschlossen, dem Hauptquartier der Heeresgruppe die Entscheidung zu überlassen, und Guderian zeichnete den Funkspruch mit seinem bekannten G in grüner Tinte ab. Aber in der «Nachtlage», Hitlers Lagebesprechung um Mitternacht, teilte ein Mann aus Hitlers Stab diesem die Absicht mit, Warschau aufzugeben, bevor Guderians Stellvertreter, General Wenck, etwas dazu sagen konnte. Hitler explodierte. «Sofort alles stoppen!», brüllte er. «Die Festung Warschau muss gehalten werden!»<sup>35</sup> Aber es war schon zu spät. Die Funkverbindung war abgebrochen. Einige Tage später erliess Hitler die Weisung, dass jeder Befehl, der an eine Heeresgruppe hinausging, zuerst ihm vorzulegen sei.

Der Fall von Warschau führte zu einer weiteren erbitterten Auseinandersetzung zwischen Hitler und Guderian, die immer noch wegen Hitlers Befehl zur Verlegung des Armeekorps «Grossdeutschland» im Streit lagen. Guderian geriet noch mehr in Zorn, als er erfuhr, dass Hitler die Sechste SS-Panzerarmee nicht an die Weichselfront, sondern nach Ungarn schickte. Hitler weigerte sich, über diesen Entschluss auch nur ein Wort zu verlieren. In seinen Augen wog der Rückzug bei Warschau erheblich schwerer.

In der «Mittagslage» am 18. Januar wurde Guderian vor versammelter Mannschaft heruntergeputzt. Aber es sollte noch schlimmer kommen. «An jenem Abend», berichtete mir Oberst Baron von Humboldt aus dem Stab des OKH, «feierten wir Bonins Geburtstag. Wir standen alle mit einem Glas Sekt um den Kartentisch herum, um auf ihn anzustossen, als [General] Meisel, der stellvertretende Chef des Personalamts, in Begleitung von zwei Oberleutnanten mit Maschinenpistolen erschien. ‚Herr von Bonin‘, sagte er. ‚Ich muss Sie bitten mitzukommen.‘« Zusammen mit Bonin wurden auch die Oberstleutnante von Christen und von dem Knesebeck festgenommen. Hitler persönlich hatte befohlen, sie zur Prinz-Albrecht-Strasse zu bringen, wo die Gestapo sie verhören sollte.<sup>36</sup>

Hitler sah in dieser Sache einen weiteren Fall von Verrat der Wehrmacht. Ausser General Harpe entthob er auch General von Lüttwitz seines Postens als Oberkommandierender der Neunten Armee. Die Wahrheit war jedoch, dass seine Hybris es ihm nicht gestattete, eine ausländische Hauptstadt zu verlieren, selbst wenn er sie bereits zerstört hatte. Guderian stellte sich vor

seine drei Stabsoffiziere und bestand darauf, ebenfalls vernommen zu werden, da er allein die Verantwortung für die Entscheidung trage. Hitler, der schon lange auf eine Gelegenheit gewartet hatte, am Generalstab ein Exempel zu statuieren, nahm ihn beim Wort. Während die Weichseloffensive der Sowjets ihren Höhepunkt erreichte, musste sich Guderian einem stundenlangen Verhör durch den Leiter des Reichssicherheitshauptamts, Ernst Kaltenbrunner, und den Gestapo-Chef Heinrich Müller unterziehen. Die beiden jüngeren Offiziere wurden nach zwei Wochen wieder aus der Haft entlassen – im Gegensatz zu Bonin, der bis zum Kriegsende im KZ blieb.

Unmittelbar nach Bonins Festnahme traf Martin Bormann in Berlin ein. Am Tag darauf, es war Samstag, der 20. Januar, schrieb er in sein Tagebuch: «Die Lage im Osten wird immer bedrohlicher. Wir geben den Warthegau auf. Die Panzerspitzen des Feindes nähern sich bereits Kattowitz.»<sup>37</sup> An jenem Tag überrollten sowjetische Truppen bei Hohensalza die Ostgrenze des Reichs.

Guderians Frau verliess Schloss Deipenhof «eine halbe Stunde vor dem Einschlag der ersten Granaten». «Die Gutsleute» (wahrscheinlich umgesiedelte Baltendeutsche), so schreibt der Generalstabschef in seinen Memoiren, «standen weinend um den Wagen, und viele wären gerne mitgegangen.»<sup>38</sup> Es ist kaum zu bezweifeln, dass sie alle fort wollten, aber sicher nicht, allein aus Treue zu ihrer Schlossherrin. Inzwischen hatte es bereits die Runde gemacht, was in Ostpreussen geschehen war.

Die Soldaten der Roten Armee und besonders die ihrer polnischen Einheiten konnten kaum milder gestimmt sein, nachdem sie der polnischen Hauptstadt ansichtig wurden. «Wir sahen, wie schwer zerstört Warschau war, als wir an jenem denkwürdigen Tag, dem 17. Januar 1945, durch die leeren Strassen einmarschierten», schrieb Hauptmann Klotschkow von der Dritten Stossarmee. «Nichts als Schnee bedeckte Trümmer und Brandstätten. Die Warschauer, halb verhungert und völlig erschöpft, kehrten langsam in die Stadt zurück.»<sup>39</sup> Von den 1,31 Millionen Einwohnern, die vor dem Krieg hier gelebt hatten, waren ganze 162'000 davongekommen.<sup>40</sup> Nach der unglaublich brutalen Niederschlagung des Warschauer Aufstands im Oktober 1944 hatten die Deutschen alle historischen Baudenkmäler der Stadt zerstört, obwohl kein einziges von den Aufständischen benutzt worden war. In dieser Trümmerwüste machte sich Wassili Grossman auf die Suche nach dem Ghetto. Alles, was er fand, waren eine dreieinhalb Meter hohe, mit

Glasscherben und Stacheldraht bewehrte Mauer sowie das Haus des Judenrates. Der Rest war «ein einziges rotes Meer aus geborstenen Ziegelsteinen». Grossman fragte sich, wie viele Tausende wohl darunter lagen. Man konnte sich kaum vorstellen, dass hier jemand überlebt hatte. Doch ein Pole führte ihn zu vier Juden, die gerade erst aus ihrem Versteck unter dem ausgebrannten Dachstuhl eines hohen Hauses hervorgekommen waren.<sup>41</sup>

### 3.

## Feuer, Schwert und edler Zorn<sup>1</sup>

Als General Tschernjachowski am 13. Januar die Offensive gegen Ostpreussen begann, stellten Politoffiziere Schilder mit dem Hinweis auf: «Soldat, jetzt betrittst du die Höhle der faschistischen Bestie!»

Tschernjachowskis Angriff stand unter keinem günstigen Stern. Der Befehlshaber der Dritten Panzerarmee der Deutschen, der über eine effiziente Aufklärung verfügte, zog seine Truppen im letzten Moment aus den Schützengräben der vordersten Linie zurück. Damit war der massive Artilleriebeschuss wirkungslos. Dann starteten die Deutschen einige sehr wirksame Gegenangriffe. Im Laufe der folgenden Woche wurde Tschernjachowski klar, dass die deutschen Befestigungen bei Insterburg ihn, wie er befürchtet hatte, schwere Verluste kosteten.

Bald jedoch sah er seine Chance. Tschernjachowski war einer der entschlossensten und intelligentesten unter den hohen sowjetischen Generälen. Als die Neununddreissigste Armee am äussersten rechten Flügel zügig vorankam, liess er die Elfte Gardarmee dahinter einschwenken und konzentrierte so die ganze Wucht des Angriffs auf diesen Frontabschnitt. Dieser unerwartete Vorstoss zwischen den Flüssen Pregel und Memel sorgte unter den Volkssturmeinheiten für Panik. Er wurde von einem weiteren Angriff der Dreiundvierzigsten Armee über die Memel in Richtung Tilsit begleitet. Im deutschen Hinterland brach das Chaos aus, weil die örtlichen Funktionäre der NSDAP die Evakuierung von Zivilisten bis dahin verboten hatten. Am 24. Januar stand Tschernjachowskis Dritte Weissrussische Front bereits in Schussweite vor Königsberg, der Hauptstadt Ostpreussens.

Der General, Panzerkommandeur und ein «Meister der Militärwissenschaft», der durchaus einmal einen Befehl des Generalstabs ignorierte, wenn er es für notwendig hielt, konnte sich auch für neue Kampfaktiken erwärmen.<sup>2</sup> «Nach Überquerung der Memel wurden Selbstfahrlafetten integraler Bestandteil der Infanterie», notierte Wassili Grossman.<sup>3</sup> Mit seinen

37 Jahren war Iwan Tschernjachowski auch wesentlich jünger als die meisten sowjetischen Befehlshaber. Er sah sich als Intellektueller. Dem Schriftsteller Ilja Ehrenburg rezitierte er voller Selbstironie romantische Gedichte. Widersprüche faszinierten ihn. Stalin beschrieb er als lebendiges Beispiel für einen dialektischen Prozess. «Es ist unmöglich, ihn zu verstehen. An ihn kann man nur glauben.»<sup>4</sup> Sicher wäre Tschernjachowski in der stalinistischen Erstarrung der Nachkriegszeit nicht unbehelligt geblieben. Er hatte das Glück, auf dem Schlachtfeld zu fallen, als sein Glaube noch nicht erschüttert war.

Ilja Ehrenburgs leidenschaftlicher Ruf nach Rache an Deutschland, den er in seinen Artikeln in der Zeitung der Roten Armee, *Krassnaja Swesda* («Roter Stern»), ständig wiederholte, brachte ihm unter den Frontsoldaten eine riesige Anhängerschaft ein. Für Goebbels war er nur «der Leibhelfer Stalins, der Jude Ilja Ehrenburg».<sup>5</sup> Das Propagandaministerium warf ihm vor, die Vergewaltigung deutscher Frauen zu propagieren. Ehrenburgs Pamphlete strotzen vor blutrünstigen Tiraden. Die übelste jedoch, die ihm westliche Historiker bis heute vorhalten, ist eine Erfindung der Nazis. Ihnen zufolge habe er die Soldaten der Roten Armee aufgehetzt, «ihren Rassenstolz zu überwinden» und sich deutsche Frauen als «rechtmässige Beute» zu nehmen. «Es gab einmal eine Zeit», erwiderte Ehrenburg in *Krassnaja Swesda*, «da fälschten die Deutschen wichtige Staatspapiere. Jetzt sind sie so tief gesunken, dass sie schon meine Artikel fälschen.» Jedoch Ehrenburgs Versicherung, die Rotarmisten seien «nicht an den Gretchen, sondern an den Fritzen interessiert, die unseren Frauen Schmach angetan haben», erwies sich als weit gefehlt, wie ihr brutales Verhalten bald zeigen sollte. Und das Bild von der «blonden Hexe», das Ehrenburg gern für Deutschland benutzte, trug sicher auch nicht gerade dazu bei, die Soldaten der Roten Armee zu einer humanen Behandlung deutscher und selbst polnischer Frauen anzuhalten.<sup>6</sup>

Am 14. Januar, einen Tag nach Tschernjachowski, griff Marschall Rokossowski mit seiner Zweiten Weissrussischen Front im Norden und Nordwesten vom Brückenkopf am Narew her an. Er hatte den Auftrag, Ostpreussen abzuschneiden, indem er zur Weichselmündung und bis nach Danzig vorsties. Dieser Plan des Oberkommandos behagte Rokossowski gar nicht. Er fürchtete, den Kontakt zu Tschernjachowski, der Königsberg attackierte, und zu Schukow, der von der Weichsel aus nach Westen vor rückte, zu verlieren.

Die Offensive gegen die Zweite Armee der Deutschen begann «bei perfektem Angriffswetter», wie der Befehlshaber auf der deutschen Seite mit Bedauern feststellte.<sup>7</sup> Es lag nur wenig Schnee, und der Narew war zugefroren. Gegen Mittag löste sich der Nebel auf, und nun erhielten Rokossowskis Armeen starke Unterstützung aus der Luft. Zwar ging es in den ersten zwei Tagen nur langsam voran, aber wiederum schlugen die schwere Artillerie und die Katjuschas die ersten Breschen. Der steinharte Boden erhöhte noch die Wirkung des Bombardements, da die Granaten unmittelbar auf der Erdoberfläche explodierten. Bald waren die weissen Schneefelder von Kratern, braunen und gelben Brandspuren übersät.

Am ersten Abend der Offensive rief der Befehlshaber der Heeresgruppe, General Reinhardt, Hitler an, der sich noch im «Adlerhorst» aufhielt. Eindringlich wies er darauf hin, dass ganz Ostpreussen in Gefahr sei, wenn er sich nicht sofort zurückziehen dürfe. Davon wollte der «Führer» nichts hören. Als Antwort traf um 3.00 Uhr morgens in Reinhardts Hauptquartier lediglich der Befehl ein, das Armeekorps «Grossdeutschland», die einzige effektive Reserve in der ganzen Region, an die Weichselfront zu verlegen.

Reinhardt war nicht der einzige Feldkommandeur, der mit seinen Vorgesetzten haderte. Am 20. Januar erteilte das sowjetische Oberkommando Rokossowski unvermittelt die Weisung, die Richtung seines Vormarschs zu ändern, da Tschernjachowski stecken geblieben war. Nun sollte er die Region nicht längs der Weichsel abschneiden, sondern sich nach Osten wenden und ins Herz von Ostpreussen vorstossen. Dieser Befehl liess Rokossowskis Sorge noch wachsen, dass sich nun zu seiner Linken eine gähnende Lücke zu Schukows Armeen auftat, die in Richtung Berlin westwärts stürmten. Die deutschen Generäle in Ostpreussen aber wurden von diesem Schwenk überrascht. Auf Rokossowskis rechtem Flügel kam das Dritte Gardekavalleriekorps auf dem gefrorenen Boden rasch voran und rückte bereits am 22. Januar um 3.00 Uhr morgens in Allenstein ein. Zur Linken rollte Wolskis Fünfte Gardepanzerarmee in hohem Tempo auf die Stadt Elbing an der Weichselmündung zu. Die Spitze der Panzerbrigade konnte am 23. Januar teilweise in die Stadt eindringen, weil man sie für deutsche Panzer hielt. Im Zentrum brachen chaotische Gefechte aus, worauf die Sowjets sich zurückziehen mussten. Der grösste Teil der Armee umging die Stadt und kam erst am Ufer des Frischen Haffs zum Stehen. Damit war Ostpreussen faktisch vom Reich abgeschnitten.

Obwohl die deutschen Truppen den Angriff seit Monaten erwarteten, herrschten in den Städten und Dörfern Ostpreussens Desorganisation und Unsicherheit. Im Hinterland führte die verhasste Feldgendarmarie ihr hartes Regime. Die Landser nannten sie nur «Kettenhunde», weil die Militärpolizisten eine dicke Kette mit Plakette trugen, die entfernt an ein Hundehalsband erinnerte.

Am Morgen des 13. Januar, als Tschernjachowski losschlug, wurde ein Urlauberzug nach Berlin auf einem Bahnhof von der Feldgendarmarie angehalten, und es ertönte der bellende Befehl, die Soldaten, deren Divisionsnummer man verlesen werde, hätten sofort auszusteigen und anzutreten. Die Urlauber, von denen viele ihre Familien fast zwei Jahre lang nicht gesehen hatten, sassen mit geballten Fäusten und schickten Stossgebete zum Himmel, ihre Division möge nicht unter den aufgerufenen sein. Aber fast alle mussten sich auf dem Bahnsteig sammeln. Wer sich nicht meldete, hatte mit standrechtlicher Erschiessung zu rechnen. Walter Beier, ein junger Rekrut, war einer der wenigen, die bleiben durften. Ungläubig über so viel Glück, setzte er die Fahrt zu seiner Familie fort, die bei Frankfurt an der Oder lebte. Bald sollte er jedoch der Roten Armee näher sein, als er je geglaubt hatte.<sup>8</sup>

Der Hauptschuldige an dem Chaos war Gauleiter Erich Koch, der sich bereits als Reichskommissar für die Ukraine einen berühmten Ruf erworben hatte. Koch war so stolz auf seine Brutalität, dass er offenbar auch nichts gegen seinen Spitznamen «Zweiter Stalin» einzuwenden hatte.<sup>9</sup> Auf Hitlers Forderung eingeschworen, keinen Fussbreit Boden preiszugeben, liess Koch tausende Zivilisten Schützengräben ausheben, ohne sich vorher bei der Wehrmacht zu informieren, wo diese zu liegen hatten. Er zwang auch als Erster halbwüchsige Jungen und alte Männer in den Volkssturm, das empörendste Beispiel dafür, wie die Nationalsozialisten Menschen sinnlos opferten. Das Schlimmste aber war, dass Koch sich weigerte, die Evakuierung der Zivilbevölkerung auch nur zu erwägen.

Er und seine örtlichen Gefolgsleute, die den Abtransport der Zivilbevölkerung als defätistisch verboten hatten, machten sich, als der Angriff einsetzte, selbst klammheimlich aus dem Staub – mit schrecklichen Folgen für Frauen und Kinder, die bei minus 20 Grad Frost durch metertiefen Schnee zu fliehen versuchten. Manche Landarbeiterinnen blieben jedoch, weil sie annahmen, dass sich wenig ändern werde und sie nur unter neuen Herren würden arbeiten müssen.



Als die Offensive begann, löste der ferne Donner der Artillerie in den verstreut liegenden Bauernhöfen und Dörfern des flachen, bewaldeten Landes Furcht und Entsetzen aus. Die Frauen in Ostpreussen hatten schreckliche Dinge darüber gehört, was im vorangegangenen Herbst in Nemmersdorf geschehen war, als einige von Tschernjachowskis Einheiten am Ende ihres langen Marsches vom Sommer in Ostpreussen eingefallen waren. Vielleicht hatten sie in einem Stadtkino die schrecklichen Aufnahmen der Wochenschau von 62 vergewaltigten und ermordeten Frauen und jungen Mädchen gesehen.<sup>10</sup> Goebbels' Propagandaministerium hatte sofort Kameramänner an die Front geschickt, um das Geschehene aufzunehmen und weidlich auszuschlachten. Trotzdem konnten die Menschen sich offenbar nicht vorstellen, was ihnen bevorstand – vor allem nicht die verbreiteten Massenvergewaltigungen.

«Rotarmisten halten nichts von Verhältnissen zu einzelnen deutschen Frauen», schrieb der Dramatiker Sachar Agrarenko in sein Tagebuch, das er als Offizier der Marineinfanterie in Ostpreussen führte. «Neun, zehn, zwölf Mann zur gleichen Zeit – vergewaltigt wird im Kollektiv.» Später schilderte er, wie sich deutsche Frauen in Elbing, Schutz suchend, sowjetischen Marineinfanteristen anboten.<sup>11</sup>

Die in langen Kolonnen sich vorwärts wälzenden sowjetischen Armeen boten ein buntes Bild, das modern und mittelalterlich zugleich wirkte: Panzersoldaten in ihren schwarzen gepolsterten Hauben, deren T-34 die Erde aufwühlten, wenn sie schaukelnd losdröhnten, Kosaken auf zottigen Pferden, Beutestücke an die Sättel geschnürt, Studebaker- und Dodge-Lastwagen aus dem Leih- und Pachtvertrag mit den Amerikanern, die leichte Feldgeschütze zogen, offene Chevrolets, welche die mit Planen bedeckten Granatwerfer transportierten, Traktoren mit angehängten Haubitzen und nach all dem die zweite Staffel mit Wagen, vor die Pferde gespannt waren. So verschieden wie die militärische Ausrüstung waren auch die Soldaten. Unter ihnen gab es solche, die schon kleine deutsche Jungen als SS-Nachwuchs ansahen und der Meinung waren, man müsse sie alle umbringen, bevor sie her anwachsen und erneut in Russland einfielen. Andere behandelten Kinder gut und gaben ihnen sogar zu essen. Es gab Plünderer, die zügellos sofften und vergewaltigten, aber auch prinzipienfeste Kommunisten und Intellektuelle mit hohen Idealen, die derartiges Verhalten abstieß. Der Schriftsteller Lew Kopelew, damals Politoffizier, wurde von SMERSCH verhaftet, weil er angeblich «bürgerlichen Humanismus und

Mitleid mit dem Feind propagiert» habe.<sup>12</sup> Er hatte es auch gewagt, die primitive Polemik in Ilja Ehrenburgs Artikeln zu kritisieren.

Rokossowskis Armeen kamen anfangs so rasch voran, dass die deutschen Behörden in Königsberg noch mehrere Züge mit Flüchtlingen nach Allenstein schickten, weil sie nicht wussten, dass die Stadt bereits vom Dritten Gardekavalleriekorps eingenommen war. Für die Kosaken waren die Flüchtlingszüge die ideale Möglichkeit, an Frauen und Beute zugleich heranzukommen.

Berija und Stalin in Moskau wussten genau, was sich an der Front tat. In einem Bericht, den sie erhielten, hiess es: «Viele Deutsche erklären, dass alle deutschen Frauen, die in Ostpreussen zurückgeblieben sind, von Soldaten der Roten Armee vergewaltigt werden.» Es folgte die Schilderung zahlreicher Beispiele von Massenvergewaltigungen, bei denen «selbst Mädchen unter 18 Jahren und alte Frauen nicht verschont» blieben. Eines der jüngsten Opfer war zwölf Jahre alt. «Die NKWD-Brigade bei der Dreiundvierzigsten Armee stellte fest, dass deutsche Frauen, die in Spaleiten zurückgeblieben waren, sich das Leben nehmen wollten», hiess es in dem Bericht weiter. «Sie verhörten eine von ihnen namens Emma Korn. ‚Am 3. Februar‘, erzählte sie, ‚zogen die ersten Einheiten der Roten Armee in die Stadt ein. Sie kamen in den Keller, wo wir uns versteckt hatten, und führten mich und zwei weitere Frauen mit vorgehaltener Waffe in den Hof. Dort wurde ich von zwölf Soldaten nacheinander vergewaltigt. Andere taten meinen beiden Nachbarinnen das Gleiche an. In der nächsten Nacht brachen sechs betrunkene Soldaten in unseren Keller ein und vergewaltigten uns vor unseren Kindern. Am 5. Februar kamen drei Soldaten, am 6. Februar acht Betrunkene, die uns ebenfalls vergewaltigten und schlugen.‘« Drei Tage später versuchten die Frauen sich und ihre Kinder umzubringen, indem sie sich die Pulsadern aufschnitten, wussten offenbar jedoch nicht, wie man das anstellt.<sup>13</sup>

Das Verhältnis zu Frauen war in der Roten Armee offen besitzergreifend geworden, seit Stalin es Offizieren erlaubte, sich eine «Frontfrau» zu halten. Die jungen Geliebten der hohen Offiziere waren im gewöhnlichen Leben beim Nachrichtenpersonal, als Schreiberinnen oder Krankenschwestern in den Stäben beschäftigt – junge Soldatinnen, die statt dem üblichen Schiffchen ein Barett keck auf dem Hinterkopf trugen.

Diese Frontfrauen hatten es nicht leicht, denn die Männer nahmen sich

gierig, was sie kriegen konnten. «Da sitze ich nun, Vera», schrieb eine junge Soldatin der Neunzehnten Armee namens Musja Annenkowa an ihre Freundin. «Und das nennt sich Liebe! Die tun so zärtlich, aber keiner weiss, was wirklich in ihnen vorgeht. Von echtem Gefühl keine Rede, nur kurzlebige, animalische Lust. Es ist schwer, hier einen wirklich treuen Mann zu finden.»<sup>14</sup>

Marschall Rokossowski gab den Befehl Nr. 006 aus, in dem er erklärte, dass zwar «Hassgefühle im Kampf gegen den Feind auf dem Schlachtfeld» durchaus legitim seien. Für «Plünderung, Gewalt, Raub und unnötige Zerstörung» drohte er dagegen harte Strafen an. Der Befehl zeigte jedoch kaum Wirkung. Es gab noch weitere einzelne Versuche, eine gewisse Ordnung durchzusetzen. So hiess es, der Kommandeur einer Schützendivision habe «persönlich einen Leutnant erschossen, der seine Männer vor einer deutschen Frau antreten liess, die sie mit gespreizten Armen und Beinen zu Boden geworfen hatten».<sup>15</sup> Aber entweder taten die Offiziere selbst mit, oder sie hielten es wegen der verbreiteten Disziplinlosigkeit für zu riskant, bewaffnete und betrunkene Soldaten zur Ordnung zu rufen.

Selbst der Chef der politischen Abteilung der Zweiten Weissrussischen Front, General Okorokow, wettete auf einer Zusammenkunft am 6. Februar gegen die «Weigerung, Rache am Feind zu nehmen», wie er es ausdrückte. Die Behörden in Moskau sorgten sich weniger um Vergewaltigung und Mord als vielmehr um die sinnlosen Zerstörungen. So mahnte *Krassnaja Swesda* am 9. Februar 1945 in seinem Leitartikel: «Jede Verletzung der militärischen Disziplin schwächt die siegreiche Rote Armee. ... Unsere Rache ist nicht blind, unser Zorn nicht irrational. In blinder Wut ist man fähig, im eroberten Feindgebiet eine Fabrik zu zerstören, die uns noch von Nutzen sein kann.»

Die Politoffiziere versuchten dieses Argument auch auf das Problem der Vergewaltigung anzuwenden. «Wenn wir in einem Soldaten echte Hassgefühle wecken», erklärte die politische Verwaltung der Neunzehnten Armee, «dann wird er nicht versuchen, Sex mit einer deutschen Frau zu haben, weil er sich von ihr abgestossen fühlt.»<sup>16</sup> Jedoch diese unangebrachte Sophisterei zeigt nur, dass die Behörden das Problem im Grunde nicht verstanden. Denn selbst junge Soldatinnen oder Sanitäterinnen der Roten Armee konnten in diesem Tun ihrer männlichen Mitkämpfer nichts Verwerfliches sehen. «Das Verhalten unserer Soldaten gegenüber den Deutschen, vor allem gegenüber deutschen Frauen, ist vollkommen richtig!», erklärte eine

21-Jährige aus Agranenkos Aufklärungseinheit.<sup>17</sup> Einige schienen es sogar amüsant zu finden. Kopelew geriet in Wut, als eine Mitarbeiterin seiner Politabteilung darüber Witze machte.

Die Verbrechen der Deutschen in der Sowjetunion und die unablässige Propaganda des kommunistischen Regimes trugen ganz sicher zu den schrecklichen Gewaltakten gegen deutsche Frauen in Ostpreussen bei. Gleich wohl kann Vergeltung nur teilweise als Begründung für diese Gräueltaten dienen, wenn sie auch später weithin zur Rechtfertigung benutzt wurde. Sobald die Soldaten alkoholisiert waren, kümmerte sie die Nationalität ihrer Opfer kaum noch. Lew Kopelew berichtet, wie er einmal in Allenstein «wildes Schreien» hörte. Er sah ein Mädchen, «das lange, blonde Haar zerzaust, die Kleider zerrissen, das verzweifelt schrie: ‚Ich bin Polin! Jesus Maria, ich bin Polin!‘» Zwei betrunkene «Tankisten» jagten sie vor aller Augen.<sup>18</sup>

In der Sowjetunion wurde das Thema so hartnäckig verdrängt, dass Kriegsveteranen sich noch heute weigern zuzugeben, was beim Sturm auf deutsches Gebiet wirklich geschah. In der Regel räumen sie ein, von einzelnen Exzessen gehört zu haben, tun das Problem aber als unvermeidliche Begleiterscheinung des Krieges ab. Nur wenige bekennen, dass sie solche Szenen selbst erlebt haben. Die kleine Hand voll, die offen dazu steht, verspürt meist keine Gewissensbisse. «Sie haben alle für uns die Röcke gehoben und sich hingelegt», sagte der Komsomolchef einer Panzerkompanie und prahlte damit, dass die Rote Armee in Deutschland «zwei Millionen Kinder hinterlassen» habe.<sup>19</sup>

Es ist bemerkenswert, wie bedenkenlos sich sowjetische Offiziere und Soldaten einredeten, die meisten Opfer seien beglückt gewesen oder hätten zumindest akzeptiert, dass sie dafür büßen mussten, was die Wehrmacht in Russland angerichtet hatte. Unsere Jungs «waren sexuell so ausgehungert», erklärte ein sowjetischer Major damals einem britischen Reporter, «dass sie oft über alte Frauen von 60, 70 oder gar 80 Jahren herfielen – für viele dieser Grossmütter eine nicht unangenehme Überraschung».<sup>20</sup>

Alkohol in jeglicher Form, darunter gefährliche chemische Substanzen aus Labors und Werkstätten, spielte bei diesen Vorgängen eine wichtige Rolle. Diese Exzesse unterhöhlten auch die Kampfkraft der Roten Armee. Die Lage wurde so ernst, dass der NKWD nach Moskau berichten musste, es komme «auf besetztem deutschem Gebiet zu Massenvergiftungen durch erbeuteten Alkohol».<sup>21</sup> Es war, als ob die sowjetischen Soldaten sich erst Mut

antrinken mussten, wenn sie sich eine Frau griffen. Häufig sofften sie dann zu viel, und wenn sie nicht mehr in der Lage waren, den Akt zu vollziehen, benutzten sie die Flasche – mit schlimmen Folgen. Manche Opfer wurden schwer verstümmelt.

Welche erstaunlichen psychologischen Widersprüche dabei zum Vorschein kamen, kann hier nur oberflächlich berührt werden. Als vergewaltigte Frauen in Königsberg ihre Peiniger anflehten, ihrem Elend ein Ende zu machen, waren die Rotarmisten beleidigt. «Russische Soldaten schiessen nicht auf Frauen», erklärten sie. «Das tun nur Deutsche.»<sup>22</sup> Offenbar redeten sich die Rotarmisten ein, persönlich und politisch tun und lassen zu können, was immer sie wollten, da sie die moralische Mission übernommen hatten, Europa vom Faschismus zu befreien.

Beim Einmarsch in Ostpreussen ging es den meisten Soldaten offenbar nur darum, Frauen zu beherrschen und zu erniedrigen. Auf diese entlud sich die ganze Wucht der Vergeltung für die Verbrechen der Wehrmacht beim Überfall auf die Sowjetunion. War der erste Zorn verraucht, so gingen die Anzeichen für sadistische Demütigungen wesentlich zurück. Als die Rote Armee drei Monate später Berlin erreichte, betrachteten die Soldaten deutsche Frauen eher als normale Kriegsbeute und nicht mehr als Ziel ihres Hasses. Das Element der Dominanz war zwar immer noch vorhanden, aber möglicherweise als Ergebnis der Erniedrigungen, die sie selbst durch ihre Kommandeure und die Sowjetbehörden insgesamt hatten erdulden müssen. «Die extreme Gewalt totalitärer Systeme», schrieb Wassili Grossman in seinem grossen Roman «*Leben und Schicksal*», «lähmte den menschlichen Geist auf ganzen Kontinenten.»<sup>23</sup>

Natürlich waren hier auch noch andere Einflüsse am Werk. Das Thema freie Liebe wurde während der Zwanzigerjahre in kommunistischen Kreisen lebhaft diskutiert. Jedoch im folgenden Jahrzehnt setzte Stalin durch, dass nahezu alles Sexuelle aus der sowjetischen Gesellschaft verbannt wurde. Und dies nicht aus puritanischer Überzeugung, sondern weil Liebe und Sex nicht zu den Dogmen passten, mit denen man dem Individuum alles Persönliche austreiben wollte.<sup>24</sup> Menschliche Gefühle und Bedürfnisse hatten darin keinen Platz. Freuds Werke waren verboten, Scheidung und Ehebruch wurden von der Partei scharf verurteilt. Homosexualität galt wieder als Straftatbestand. Nach der neuen Doktrin durfte es auch keinerlei sexuelle Aufklärung mehr geben. In der darstellenden Kunst galten selbst die bekleideten Umrisszeichnungen weiblicher Brüste als zu erotisch und mussten unter

Overalls versteckt werden. Das Regime suchte zu erreichen, dass sich Liebe ausschliesslich auf die Partei, vor allem auf ihren grossen Führer, richtete.

Die meisten Soldaten der Roten Armee hatten eine niedrige Bildung, in der es an jeglicher Aufklärung über Sex und den Umgang mit Frauen fehlte. Das Streben des Sowjetstaates, die geschlechtlichen Belange des Volkes zu unterdrücken, führte zu dem, was ein russischer Schriftsteller «Kasernenerotik» nannte: zu etwas viel Primitiverem und Gewalttätigerem, als «die schmutzigste ausländische Pornografie es sein konnte».<sup>25</sup> Hinzu gesellten sich der inhumane Einfluss der Propaganda und die in den Männern geweckten Urtriebe des Kriegers, der ständig Leid und Tod ins Auge blickt.

So wie Frauen, die nicht deutscher Herkunft waren, keineswegs vor Vergewaltigung sicher sein konnten, so bot auch Männern deren «richtige» politische Einstellung keinen Schutz. Deutsche Kommunisten, die zwölf Jahre lang darauf gewartet hatten, endlich ihre Befreier als Brüder begrüßen zu können, wurden zunächst einmal dem SMERSCH zum Verhör übergeben. Die strahlende Freude über die Ankunft der Roten Armee wich schon bald einem ungläubigen Entsetzen. Nach der verkehrten Logik des SMERSCH konnte aus einer persönlichen Geschichte, wie wahr sie auch sein mochte, schnell Verschwörung und vorsätzlicher Verrat werden. Die in Moskau vorformulierte Totschlagsfrage, die jeder Häftling oder Zivilist gestellt bekam, der sich zu Stalin bekannte, hiess: «Und warum bist du nicht bei den Partisanen?» Dass es in Deutschland keine Partisanengruppen gab, wurde als Erklärung nicht akzeptiert. Dieses erbarmungslose Schwarz-Weiss-Denken, das man den sowjetischen Soldaten in den Kriegsjahren eingebläut hatte, schien ihren Hass noch zu steigern. Sie stellten ihren Politoffizieren die Frage, warum die deutsche Arbeiterklasse nicht gegen Hitler gekämpft habe. Darauf erhielten sie keine eindeutige Antwort. Als die Parteilinie Mitte April 1945 dann abrupt geändert wurde und es nun hiess, man solle nicht die Deutschen, sondern nur noch die Nazis hassen, verwunderte es kaum, dass viele Soldaten diese Kehrtwendung ignorierten.

Die Hasspropaganda hatte gewirkt, und der Abscheu gegen alles Deutsche sass tief. «Selbst die Bäume waren der Feind», berichtete ein Soldat der Dritten Weissrussischen Front. Als General Tschernjachowski bei Königsberg von einem Blindgänger getötet wurde, waren die Soldaten schockiert und verzweifelt. Sie beerdigten ihn in einem rasch hergerichteten Grab. Man schnitt Zweige von den Bäumen, das Einzige, was man mangels

Blumen nach der Tradition auf den Sarg legen konnte. Plötzlich sprang ein junger Soldat in das Grab, raffte die Zweige zusammen und warf sie wieder hinaus. Sie stammten von feindlichen Bäumen und hätten die letzte Ruhestätte ihres Helden entehrt.<sup>26</sup>

Nach Tschernjachowskis Tod übernahm Marschall Wassilewski, zuvor Generalstabschef, auf Stalins Weisung den Befehl über die Dritte Weissrussische Front. Aber auch er scheint zum Problem der Disziplin kaum eine andere Meinung gehabt zu haben als die übrigen hohen Kommandeure. So soll ihm sein Stabschef einmal von Plünderungen und Zerstörungen berichtet haben. «Genosse Marschall», meldete er, «die Soldaten benehmen sich schlecht. Sie zerschlagen Möbel, Spiegel und Geschirr. Wie lautet Ihr Befehl?» Wassilewski, zweifellos einer der intelligentesten und kultiviertesten sowjetischen Kommandeure, schwieg eine Weile. «Das interessiert mich einen Dreck», sagte er schliesslich. «Es ist an der Zeit, dass unsere Soldaten das Recht selbst in die Hand nehmen.»<sup>27</sup>

Die Zerstörungswut der sowjetischen Soldaten in Ostpreussen war Besorgnis erregend. Sie zerhackten nicht nur Möbel, um diese zu verfeuern, sondern steckten auch gedankenlos Häuser in Brand, die ihnen in der Nacht als warme Unterkunft hätten dienen können, da draussen strenger Frost herrschte. In Wut gerieten sie ausserdem darüber, dass der Lebensstandard der Bauern in dieser Gegend eindeutig viel höher war als alles, was sie sich je vorstellen konnten. Besonders in Rage versetzte sie dabei der Gedanke, dass die Deutschen, denen es so gut ging, in ihr Land eingefallen waren, es geplündert und verwüstet hatten.

Agranenko hat in seinem Tagebuch festgehalten, was ein alter Pionier ihm über die Deutschen sagte. «Wie soll man sie denn behandeln, Genosse Hauptmann? Überlegen Sie doch mal. Ihnen ging es gut, sie hatten zu essen, hatten Vieh, Gemüsegärten und Apfelbäume. Und trotzdem haben sie uns überfallen. Bis in mein Gebiet Woronesch sind sie gekommen. Dafür müssten wir sie aufhängen, Genosse Hauptmann.» Er hielt kurz inne. «Die Kinder tun mir Leid, Genosse Hauptmann. Auch wenn es noch kleine Fritzen sind.»<sup>28</sup>

Um die Verantwortung für das Desaster von 1941 von Stalin abzuwälzen, waren die sowjetischen Behörden bestrebt, der Bevölkerung eine Kollektivschuld dafür einzureden, dass sie das Eindringen des Feindes auf ihr Territorium nicht verhindert hatte. Ein unterdrückter Schuldkomplex kann Rachegefühle zweifellos steigern. Aber zahlreiche Motive für die verbreitete

Gewalt waren viel direkter Natur. So bekannte Dmitri Schtscheglow, Politoffizier bei der Dritten Armee, als er zum ersten Mal in deutsche Speisekammern blickte, habe ihn der «Überfluss angeekelt», der überall herrschte, ebenso die Ordnung und Sauberkeit im täglichen Leben. «Am liebsten hätte ich all diese Reihen von Gläsern und Flaschen vom Regal gefegt», schrieb er.<sup>29</sup> Rotarmisten waren erstaunt, in so vielen Häusern Radioapparate vorzufinden.<sup>30</sup> Was sie da zu sehen bekamen, musste sie auf den Gedanken bringen, dass die Sowjetunion vielleicht doch nicht das Paradies der Arbeiter und Bauern war, wie sie bis dahin geglaubt hatten. Der Anblick ostpreussischer Bauernhöfe erzeugte bei ihnen zur Sorge der Politoffiziere eine Mischung aus Staunen, Bewunderung, Neid und Wut.

Diese Sorge der Politabteilungen der Armee bestätigten Berichte der Postzensoren des NKWD, die negative Äusserungen in Briefen blau und positive rot unterstrichen. Durch eine drastische Verschärfung der Zensur suchte der NKWD die Berichte der Soldaten über das Leben der gewöhnlichen Deutschen und die «politisch falschen Schlussfolgerungen» daraus unter Kontrolle zu bekommen.<sup>31</sup> Als besonders gefährlich wurden Postkarten aus Deutschland eingestuft. Auf manchen fanden sich sogar «Zitate gegen die Sowjetunion aus Hitlers Reden».<sup>32</sup> Dies führte zumindest dazu, dass die Politabteilungen nun Schreibpapier an die Soldaten ausgaben.

In Bürgerhäusern zertrümmerten Rotarmisten Uhren, Porzellan, Spiegel und Klaviere, weil sie glaubten, dort residierten deutsche Barone. Eine Militärärztin schrieb aus der Gegend von Königsberg nach Hause: «Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie viele wertvolle Sachen unsere Jungs zerstört, wie viele schöne, gut eingerichtete Häuser sie nieder gebrannt haben. Aber man kann sie irgendwie verstehen. Sie können nicht alles mitnehmen – weder in diese noch in jene Welt. Und wenn ein Soldat einen mannshohen Spiegel zertrümmert, fühlt er sich irgendwie besser. Dadurch wird er die Spannung los, die Körper und Geist gefesselt hält.»<sup>33</sup> Auf Dorfstrassen wirbelten die Federn von Kissen und Oberbetten wie Schneegestöber daher. Soldaten, die in entlegenen Gegenden der Sowjetunion aufgewachsen waren, beispielsweise Usbeken oder Turkmenen, sahen vieles mit grossen Augen zum ersten Mal. Zahnstocher, die innen hohl waren, lösten bei ihnen Stirnrunzeln aus: «Wir dachten, es seien Trinkhalme», sagte ein Soldat zu Agranenko.<sup>34</sup> Andere, auch Offiziere, zündeten sich erbeutete Zigarren an und sog den Rauch tief ein, wie sie es bei ihren Selbstgedrehten aus Machorka und Zeitungspapier taten.



Dinge, die man zunächst mitgehen liess, wurden häufig bald wieder weggeworfen oder zertreten. Für die «Stabsschweine» oder, schlimmer noch, die «Etappenschweine», die im Hinterland herumsassen, sollte nichts übrig bleiben. Alexander Solschenizyn beschrieb Szenen wie von einem Trödelmarkt, auf dem Soldaten die voluminösen Schlüpfer ostpreussischer Frauen anprobierten.<sup>35</sup> Manche zogen sich so viele Kleidungsstücke unter die Uniform, dass sie kaum noch gehen konnten. Andere stopften ihre Panzer dermassen mit zusammengeraffter Beute voll, dass es niemanden verwunderte, wenn der Turm sich nicht mehr drehte. Sogar der Nachschub von Granaten für die Artillerie war gestört, weil so viele Fahrzeuge Beutegut abtransportierten. Offiziere gerieten in Verzweiflung, wenn ihre Männer selbst vor Smokings nicht Halt machten, mit denen sie ihre Angehörigen zu Hause zu beglücken gedachten. Der prinzipienfeste Kopelew war darüber sehr erbost. Die Genehmigung, monatlich ein Fünf-Kilo-Paket in die Heimat zu schicken, war für ihn die «direkte, unmissverständliche Aufforderung zu Plünderi und Raub».<sup>36</sup> Für Offiziere galt die doppelte Menge. Generale und SMERSCH-Offiziere kannten überhaupt kein Limit, allerdings brauchten sie sich um solche profanen Dinge nicht selbst zu kümmern. Ihre Untergebenen brachten ihnen die besten Sachen als Geschenk. Selbst Kopelew wählte für General Okorokow, seinen Chef in der politischen Verwaltung der Zweiten Weissrussischen Front, ein feines Jagdgewehr und einen Holzschnittzyklus von Dürer als Präsente aus.

Eine kleine Gruppe prosowjetischer deutscher Offiziere wurde zu einer Besichtigungstour nach Ostpreussen eingeladen. Sie waren schockiert über das, was sie dort zu sehen bekamen. Der Vizepräsident des vom NKWD gesteuerten Nationalkomitees Freies Deutschland, Graf von Einsiedel, berichtete Mitgliedern seiner Organisation bei der Rückkehr: «Die Russen sind verrückt nach Wodka und Schnaps aller Art. Sie vergewaltigen Frauen, besaufen sich bis zur Bewusstlosigkeit und stecken Häuser in Brand.» Davon wurde sofort Berija in Kenntnis gesetzt. Auch Ilja Ehrenburg, der in seinen Propagandaartikeln so harte Töne anschlug, kehrte von einem Besuch tief erschüttert zurück. Die Schärfe seiner Artikel milderte dies allerdings nicht.<sup>37</sup>

Die Soldaten der Roten Armee wurden während des ganzen Krieges schlecht gepflegt. Wären nicht die umfangreichen Lieferungen von Dosenfleisch und Weizen aus den USA gewesen, hätten viele von ihnen sicher

richtiggehend gehungert. So verursachten sie in den Gegenden, durch die sie kamen, zwangsläufig Kahlschläge, obwohl das bei der Roten Armee nie offizielle Politik war wie bei der Wehrmacht. In Polen nahmen sie den Bauern das Saatgut weg und schlachteten das wenige Vieh ab, das den Deutschen noch nicht in die Hände gefallen war. In Litauen fielen sie aus dem unwiderstehlichen Drang nach Süßem über Bienenstöcke her, weshalb viele von ihnen tagelang mit geschwollenen Gesichtern und Händen herumliefen. Die reichen und gut geführten Bauernhöfe Ostpreussens bescherten ihnen Beute in dem Masse, wie sie es nie erträumt hätten. Kühe mit geschwollenen Eutern, die vor Schmerzen brüllten, weil diejenigen, die sie hätten melken sollen, in wilder Hast geflohen waren, wurden auf der Stelle abgeschossen und zu Steaks verarbeitet. «Die haben alles stehen und liegen gelassen und sind abgehauen», schrieb ein Soldat nach Hause. «Jetzt haben wir Fleisch, Brot und Zucker im Überfluss. Es ist so viel, dass wir kaum noch etwas herunterkriegen.»<sup>38</sup>

Obwohl die sowjetischen Behörden wussten, welche schreckliche Vergeltung in Ostpreussen geübt wurde, schienen sie verärgert, ja sogar empört, dass deutsche Zivilisten vor der Roten Armee flohen. Städte und Dörfer waren nahezu entvölkert. Der NKWD-Chef der Zweiten Weissrussischen Front berichtete dem Chefideologen des Zentralkomitees, Georgi Alexandrow, es seien «nur einzelne Deutsche zurückgeblieben. Viele Ortschaften sind vollständig verlassen.» Er nannte Beispiele von Dörfern, in denen es kaum ein Dutzend Menschen gab, von Kleinstädten mit noch 15 Bewohnern, alle über 45 Jahre alt.<sup>39</sup> Der «edle Zorn» löste die grösste Massenflucht der Geschichte aus. Vom 12. Januar bis Mitte Februar 1945 verliessen fast achteinhalb Millionen Deutsche ihre angestammte Heimat in den östlichen Provinzen des Reichs.

In Ostpreussen versteckten sich vor allem Männer des Volkssturms und hilflose Frauen in den Wäldern, wo sie beteten, der Sturm möge vor überziehen. Die meisten flüchteten erst unmittelbar vor Anrücken der Roten Armee. Manche liessen Nachrichten für ihre Männer zurück. «Lieber Papa!», fand Dmitri Schtscheglow von Kinderhand mit Kreide an eine Tür geschrieben. «Wir müssen mit dem Pferdewagen nach Alt-P. fort. Von dort weiter mit dem Schiff ins Reich.»<sup>40</sup> Die wenigsten sollten ihre Heimat je wiedersehen. Wehrlos mussten sie die abrupte, totale Zerstörung einer ganzen Region mit eigenem Charakter und eigener Kultur hinnehmen, die besonders ausgeprägt

waren, weil diese Gegend stets als Grenzgebiet zwischen Deutschen und Slawen gegolten hatte. Stalin war bereits fest entschlossen, den nördlichen Teil Ostpreußens mit Königsberg der Sowjetunion einzuverleiben. Der andere Teil sollte einem Satellitenstaat Polen als Teilentschädigung für dessen gesamte Ostgebiete übergeben werden, die nun als »Westweißrussland« und »Westukraine« zur Sowjetunion gehörten. Ostpreußens Schicksal war damit besiegelt.

Nachdem Rokossowskis Fünfte Gardepanzerarmee das Frische Haff überquert hatte, blieben als einzige offene Fluchtwege jene über die Ostsee vom Hafen Pillau an der Südwestspitze der Halbinsel Samland oder über das Eis zur Frischen Nehrung, der langen Landzunge, die das Haff von Danzig her von der offenen See abschloss. Am wenigsten Glück hatte, wer nach Königsberg flüchtete, das bald von Land her eingeschlossen war. Aus der Stadt kam man kaum noch heraus, weil die Nazibehörden keinerlei Vorkehrungen für die Evakuierung der Zivilbevölkerung getroffen hatten. Erst nach einiger Zeit tauchten in Pillau die ersten deutschen Schiffe auf. Die Belagerung der Hauptstadt Ostpreußens gehört zu den schrecklichsten Kapiteln dieses Krieges.

Die Flüchtlinge, welche die Frische Nehrung, den letzten noch offenen Weg nach Westen, erreichten, durften auf keinerlei Unterstützung von Seiten der Wehrmacht hoffen. Sie wurden von der Straße abgedrängt, weil diese für das Militär freizuhalten war. Die Menschen mussten die Wagen mit ihren wenigen Habseligkeiten am Straßenrand stehen lassen und sich zu Fuß durch die Dünen kämpfen. Viele erreichten die Landzunge nicht.<sup>41</sup> Auf dem Festland walzten die sowjetischen Panzerkolonnen die Gefährte der Flüchtlinge nieder und belegten deren Trecks mit Maschinengewehrfeuer. Als eine Panzereinheit am 19. Januar einen Flüchtlingszug überholte, »wurden die Menschen auf den Wagen einfach niedergemetzelt«.<sup>42</sup>

Zwar war in Ostpreußen keines der berüchtigten Konzentrationslager der Nazis errichtet worden, doch stieß eine Einheit des NKWD, die ein Waldgebiet in der Nähe des Dorfes Kumennen durchkämmte, auf 100 Leichen von Zivilisten, die in drei Gruppen im Schnee lagen. Anscheinend handelte es sich um Opfer eines Todesmarschs. Himmler hatte die Evakuierung der polnischen Lager befohlen, als die Rote Armee näher rückte. »Die meisten sind Frauen im Alter von 18 bis 35 Jahren«, hieß es in dem Bericht der Einheit. »Sie tragen abgerissene Kleidung mit Nummern und einem sechszackigen Stern auf dem linken Ärmel und auf der Brust. Ei-

nige haben Holzschuhe an den Füßen, an den Gürteln sind Kochgeschirre und Löffel befestigt. In den Taschen hatten sie noch Essbares – kleine Kartoffeln, Stückchen von Kohlrüben, Getreidekörner usw. Eine Untersuchungskommission von Ärzten und Offizieren hat festgestellt, dass sie aus nächster Nähe erschossen wurden. Alle exekutierten Frauen waren halb verhungert.»<sup>43</sup> Es ist bezeichnend, dass die sowjetischen Behörden sie trotz des Hinweises auf den sechszackigen Stern nicht als Juden identifizierten, sondern als «Bürger der UdSSR, Frankreichs und Rumäniens». Die Nazis ermordeten anderthalb Millionen sowjetische Juden, weil sie Juden waren - Stalin aber wollte nicht zulassen, dass etwas die Aufmerksamkeit von den Leiden des Vaterlandes ablenkte.<sup>44</sup>

## 4

### Die grosse Winteroffensive

Wenn deutsche Generäle zu ihren Soldaten nett sein wollten, nannten sie diese einfach «Kinder». Das rührte vom preussischen Paternalismus her, der den Staat geprägt hatte. «Der Soldat ist das Kind des Volkes», sagte General von Blumentritt bei Kriegsende.<sup>1</sup> Familienbande zwischen Militär und Zivilgesellschaft waren damals jedoch reines Wunschdenken.

Im Volk wuchs der Zorn über die sinnlosen Opfer. Die Bereitschaft, Deserteure zu verstecken, nahm zu. Ein polnischer Bauer, der sich Anfang 1945 in Berlin aufhielt, hörte am 24. Januar, wie Frauen Offiziere und Unteroffiziere, die eine Marschkolonnie deutscher Soldaten durch die Strassen führten, anschrien: «Lasst unsere Männer nach Hause! Sollen doch die Goldfasane an die Front gehen!»<sup>2</sup> Generalstäbler mit den breiten roten Streifen an den Hosen wurden von Zivilisten als «Vampire» beschimpft.<sup>3</sup> Das alles bedeutete allerdings nicht, dass eine Revolution in der Luft lag wie 1918, eine Jahreszahl, die den Nazis tief in den Knochen sass. Der schwedische Militärattaché in Deutschland schätzte, zu Revolten werde es wohl erst kommen, wenn es nichts mehr zu essen gab. Im Berliner Volksmund hiess das: «Der Krieg ist erst aus, wenn Göring in Goebbels' Hosen passt.»<sup>4</sup>

Kaum jemand machte sich jedoch Illusionen darüber, was der Stadt bevorstand. Das Berliner Gesundheitsamt wies die Krankenhäuser an, 10'000 Betten für die Zivilbevölkerung und weitere 10'000 für das Militär als sogenannte Katastrophenbetten bereitzustellen.<sup>5</sup> Das war eine typische Direktive der NSDAP-Bürokratie, welche die Auswirkungen der Bombenangriffe, den Mangel an Material und ausgebildetem Personal einfach ignorierte. Betten liessen sich ja noch irgendwie auftreiben, aber die Ärzte und Schwestern waren ohnehin total überlastet, und es gab einfach niemanden, der die Patienten beim nächtlichen Fliegeralarm in den Luftschutzkeller transportieren konnte. Zur gleichen Zeit stritten sich die Krankenhausver-

waltungen endlos mit der braunen Bürokratie herum, um zu verhindern, dass diese ihnen die letzten Leute zum Volkssturm wegholte.

Diese Truppe war im Herbst zuvor aus Naziideologie und Machtkämpfen hinter den Kulissen entstanden. Hitler argwöhnte seit Langem, dass in der Wehrmacht Verrat und Defätismus um sich griffen. Daher war er entschlossen, diese Milizen nicht ihr zu unterstellen. Heinrich Himmler, Chef der Waffen-SS und seit dem Attentat vom 20. Juli Befehlshaber des Ersatzheeres, bot sich als Kandidat an, aber der ehrgeizige Martin Bormann war entschieden der Meinung, der Volkssturm müsse auf lokaler Ebene von den NS-Gauleitern organisiert werden, die ihm unterstanden. Da fast alle deutschen Männer zwischen 17 und 45 Jahren bereits einberufen waren, bestand der Volkssturm fast ausschliesslich aus Minderjährigen und Greisen.

Goebbels, nun auch zum Reichsbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz ernannt, startete eine neue Propagandakampagne unter Losungen wie «Der Ruf des Führers ist unser heiliger Befehl!» und «Glauben! Kämpfen! Siegen!»<sup>6</sup> Die «Wochenschau» im Kino zeigte, wie alte Männer und junge Burschen Schulter an Schulter marschierten, wie Volkssturmeinheiten Panzerfäuste entgegennahmen, wie sie in Reih und Glied dem Führer Treue schworen. Die Kamera schwenkte über die Gesichter derer, die Goebbels' Rede lauschten. Darunter waren viele, die diese zur Schau getragene Entschlossenheit beeindruckte, weil sie nicht wussten, wie es um diesen Krieg wirklich stand. «Alle Völker der Welt haben sich gegen uns verschworen, aber wir werden ihnen zeigen, wozu wir imstande sind», schrieb eine Frau ihrem Ehemann an die Front. «Gestern haben die Eingezogenen aus unserem Bezirk den Eid geleistet. Das hättest du sehen sollen. Dieses Bild von Kraft und Stolz werde ich nie vergessen. Wann sie in den Kampf geworfen werden, wissen wir noch nicht.»<sup>7</sup>

Solche Nachrichten waren nicht gerade geeignet, die Moral der Frontsoldaten zu stärken. Viele waren entsetzt, als sie in Briefen aus der Heimat lasen, dass ihr Vater, ihr Grossvater oder jüngerer Bruder jeden Sonntag gedrillt und an der Waffe ausgebildet wurde. Die Mehrzahl der Deutschen, die auf solide Ausbildung Wert legten, war sehr skeptisch. «Die Männer waren überwiegend der Meinung», erklärte General Hans Kissel später in Gefangenschaft, «wenn die Wehrmacht nicht mehr Herr der Lage sei, dann könne man das vom Volkssturm erst recht nicht erwarten.»<sup>8</sup>

Beim Volkssturm selbst gingen die meisten davon aus, dass man sie in ei-

nem symbolischen Akt sinnlos in die Schlacht werfen werde und gegen den Ansturm der Sowjets nichts auszurichten sei. In Schlesien wurden 40 Volkssturmbataillone in Marsch gesetzt, um die Nord- und Nordostfront zu verteidigen. Man errichtete noch einige Betonhindernisse. Da die Verteidiger aber so gut wie keine Panzerabwehrwaffen hatten, wurden sie von den sowjetischen Kolonnen einfach überrollt.

Im oberschlesischen Industrieviertel, dem Gebiet, das Stalin als «Gold» bezeichnet hatte, wurden die deutschen Betriebsdirektoren immer unruhiger. Sie fürchteten, die 300'000 Fremdarbeiter, in der Hauptsache Polen und Russen, könnten sich gegen sie erheben. Sie bestanden darauf, «Betreuungsmassnahmen für die fremdvölkischen Arbeiter» einzuleiten, bevor sie von den Erfolgen der Roten Armee zum Aufruhr ermutigt wurden.<sup>9</sup> Aber Marschall Konew's Panzer waren schon näher, als sie annehmen konnten.

Mit dem Vorrücken der Sowjetarmee wurden Gefangenen- und Konzentrationslager eiligst evakuiert. Wachen und Häftlinge schleppten sich ohne Richtung und Ziel über das weite, schneebedeckte Land. Eines Nachmittags überholte eine Kolonne britischer Kriegsgefangener eine grosse Gruppe sowjetischer Häftlinge, die zerschlissene Lappen um ihre blossen Füsse gewickelt hatten. «Die bleichen, ausgehungerten Gesichter», schrieb Robert Kee, «hoben sich fahl von den dunklen, zottigen Bärten ab, die ihnen gewachsen waren. Nur in ihrem Blick lag noch etwas Menschliches. Gequält und versteckt sandten diese Augen das letzte, verzweifelte SOS an ihre Umwelt aus.» Die Briten nahmen, was sie in den Taschen hatten, ob Seife oder Zigaretten, und warfen es den Russen zu. Eine Schachtel Zigaretten erreichte sie nicht ganz. Als ein russischer Gefangener sich vorbeugte, um sie aufzuheben, trat ihm ein Wachmann vom Volkssturm auf die ausgestreckte Hand. Dann begann er ihn mit Gewehrkolben und Füssen zu bearbeiten. Aus der britischen Kolonne ertönte ein Aufschrei der Enttäuschung. «Der Wachmann hielt inne und blickte erstaunt auf. Er war offenbar so verroht, dass Menschen für ihn nicht das geringste Recht auf Protest hatten.» Er bellte etwas herüber und drohte mit der Waffe, doch das Protestgebrüll wurde nur noch lauter. Die Bewacher der britischen Kolonne eilten herbei, um wieder Ordnung zu schaffen. Den Volkssturmmann drängten sie ab. «Bei Gott!», meinte einer von Kees Mitgefangenen. «Ich vergebe den Russen absolut alles, was sie diesem Lande antun, wenn sie Gelegenheit dazu haben. Absolut alles.»<sup>10</sup>

Da Göring bereits gründlich diskreditiert war, spielte sich der Machtkampf unter Hitlers Paladinen nun vor allem zwischen Bormann und Himmler ab. Das Attentat vom 20. Juli hatte Himmlers Stellung erheblich gestärkt. Mittels der Waffen-SS und der Gestapo befehligte er die einzigen Organe, welche die Wehrmacht noch kontrollieren konnten. Da Hitlers körperlicher und geistiger Zustand durch den Anschlag schwer erschüttert war, stiegen die Aussichten des Reichsführers SS, einmal die Stellung seines Herrn und Meisters einzunehmen. Ob er allerdings in der Lage war, mit Hitler so umzugehen, wie es Stalin mit Lenin getan hatte, stand auf einem ganz anderen Blatt.

Himmler erweckte kaum diesen Eindruck. Seine «auffallendsten Gesichtszüge waren ein fliehendes Kinn, schlaffe Hängebacken und Augen, die weniger bebrillt als glasig erschienen».<sup>11</sup> Für einen Mann, der so kalt und dem alles Menschliche so fremd war, erschien der Reichsführer SS zuweilen erstaunlich naiv und selbstzufrieden. Überzeugt, dass er der auserwählte Thronfolger sei, unterschätzte Himmler Martin Bormann, den stiernackigen, rundgesichtigen Sekretär, der sich in Hitlers Vertrauen geschlichen hatte und nun den Zugang zu ihm kontrollierte. Bormann verachtete Himmler und nannte ihn herablassend «Onkel Heinrich».

Er vermutete seit Langem, dass Himmler, der die Waffen-SS aufgebaut hatte, sich insgeheim nach einem militärischen Kommandoposten sehnte. Diesen Wunsch zu erfüllen war eine gute Möglichkeit, den Rivalen von Berlin und damit vom Zentrum der Macht fern zu halten. So ernannte ihn Hitler, ganz gewiss auf Bormanns Anregung, Anfang Dezember zum Chef einer kleinen Heeresgruppe am Oberrhein. Der Reichsführer SS weigerte sich, Feldmarschall von Rundstedt, den Oberbefehlshaber West, als seinen Vorgesetzten anzuerkennen. Im Schwarzwald sozusagen aufs Abstellgleis geschoben, merkte er jedoch nicht, wie er in Berlin rasch an Macht verlor. Der Chef des Reichssicherheitshauptamts, Kaltenbrunner, den Himmler nach Heydrichs Ermordung in Prag selbst eingesetzt hatte, war inzwischen zu Bormann übergelaufen, der ihm direkten Zugang zu Hitler verschaffte. Himmler entging zudem, dass sein Verbindungsmann im «Führen-Hauptquartier, der SS-Gruppenführer Hermann Fegelein, sich inzwischen ebenfalls auf Bormanns Seite geschlagen hatte.

Während die Naziführer um Posten und Pfründen rangelten, brach die Weichselfront in sich zusammen, wie Guderian vorausgesagt hatte. Die sow-



jetischen Panzerkolonnen blieben nicht einmal stehen, wenn es Nacht wurde. Sie fuhren auch im Dunkeln weiter, erklärte ein Kommandeur, weil sie dann «weniger angreifbar und noch furchterregender» waren als bei Tage.<sup>12</sup>

Die sowjetischen Vorausabteilungen bewältigten zuweilen Distanzen von 60 bis 70 Kilometern pro Tag. «Ein deutscher General», spöttelte Oberst Gussakowski, «stellte die Position des Feindes auf der Karte fest, zog dann die Hose aus und legte sich ruhig schlafen. Um Mitternacht griffen wir ihn an.» Wenn an dieser Behauptung auch ein gut Teil Übertreibung war – das deutsche Stabssystem sah sich, konfrontiert mit der Wucht der sowjetischen Offensive, zweifellos überfordert. Die Meldungen über die Position des Feindes bei Einbruch der Dunkelheit erreichten das Hauptquartier der Heeresgruppe über die lange Befehlskette erst am nächsten Morgen um acht Uhr. Dann hatte das OKH seinen Bericht und die entsprechenden Karten für Hitlers «Mittagslage» vorzubereiten. Diese selbst nahm einige Zeit in Anspruch. Bernd Freytag von Loringhoven, Guderians Militäradjutant, erinnert sich an eine solche Besprechung, die sieben Stunden dauerte.<sup>13</sup> So erreichten die Befehle auf der Grundlage von Hitlers Weisungen die Fronteinheiten in der Regel erst 24 Stunden nach deren Lagebericht.

In diesem Theater der Machtpolitik leisteten Aussenseiter selten konstruktive Beiträge zu den operativen Debatten. Meist dienten ihre Auftritte anderen Zwecken, besonders wenn es eine Chance gab, gegenüber einem Rivalen bei Hofe zu punkten. Göring schien inzwischen jegliche machiavelistische Raffinesse abhanden gekommen zu sein. Obwohl er von Militärstrategie nichts verstand, erging er sich in langen Tiraden, während sein dicker Bauch über dem Kartentisch hing und den anderen die Sicht nahm. Wenn er sich genügend zum Narren gemacht hatte, zog er sich in einen Sessel zurück. Hitler, der ihm gegenüber erstaunliche Langmut zeigte, rief ihn auch nicht zur Ordnung, wenn er vor aller Augen eindöste. Freytag von Loringhoven war Zeuge einer solchen Szene. Das Gesicht mit einer Karte bedeckt, wirkte der Reichsmarschall wie ein Handelsreisender, der im Zug ein Nickerchen hielt.

Die sowjetischen Panzerfahrer waren so erschöpft, dass auch sie häufig während der Fahrt einschliefen. Aber ein T-34 hielt mehr aus als ein normales Fahrzeug, wenn er ein Hindernis rammte. Für solche Fälle waren die ledergespalteten Helme der Soldaten in den schlingernden Stahlmonstern gut. Vor allem das Jagdfieber hielt die Mannschaften wach. Wenn sie

am Strassenrand auf aufgegebenes deutsches Kriegsmaterial stiessen, löste das grimmige Freude aus. «Euch lassen wir keine Ruhe», lautete ihre Drohung.<sup>14</sup> Am meisten genossen sie das Chaos, das sie regelmässig im deutschen Hinterland anrichteten.

Beim geringsten Anzeichen entschlossenen Widerstands setzten die sowjetischen Kommandeure ihre schwere Artillerie ein. Wassili Grossman beobachtete «disziplinierte deutsche Gefangene», die ohne Bewachung ins sowjetische Hinterland marschierten, viele noch benommen und halb taub vom Artilleriebeschuss. «Einer zieht sich ständig die Jacke glatt und salutiert vor jedem Fahrzeug, das vorbeikommt», schrieb er in sein Notizbuch.<sup>15</sup>

Schukows Armeen setzten auch in der dritten Januarwoche ihren Vormarsch nach Nordwesten nahezu ungehindert fort. Die Zweite Gardepanzerarmee und die Fünfte Stossarmee waren seine Partner zur Rechten, während zur Linken die Erste Gardepanzerarmee und die Achte Gardearmee eng mit ihm zusammen wirkten. Das Hauptquartier der Ersten Weissrussischen Front konnte kaum mit ihrem Tempo Schritt halten und legte zuweilen Ziele fest, die schon längst erobert waren. Als Tschuikow mit seiner Achten Gardearmee am 18. Januar – fünf Tage zu früh – die Industriestadt Lodz erreichte, entschloss er sich, sie am nächsten Tag ohne Nachfrage beim Hauptquartier der Front anzugreifen. Als seine Infanteriedivisionen aber am Morgen ihre Ausgangsstellungen bezogen, wären sie beinahe von der eigenen Luftwaffe bombardiert worden. Am Abend war die Stadt in ihrer Hand. «In den Strassen überall tote deutsche Soldaten, erschossen von polnischen Patrioten, die sich an den Nazis rächen wollten.»<sup>16</sup>

Am 24. Januar erhielt Tschuikow, der seit Stalingrad als der beste General für den Häuserkampf galt, den Befehl, Posen einzunehmen. Als der Funkpruch bei ihm einging, fragte er sich, ob man in Schukows Stab wusste, wie massiv diese Festung ausgebaut war.

Die Erste Ukrainische Front unter Konew war den Grenzen des Reichs im Süden schon wesentlich näher gekommen. Als Erstes überraschte sie die Deutschen in Krakau und befreite die Stadt ohne jede Zerstörung. Dann aber führte ihr Tempo auch zu ganz eigenen Komplikationen. Schukows und Konews Armeen hatten Zehntausende deutscher Soldaten überrannt, von denen viele noch nicht gefangen genommen waren. Tagsüber versteckten sie sich in den Wäldern und versuchten verzweifelt nach Westen zu gelangen. Zuweilen legten sie den Rotarmisten Hinterhalte, um sich deren

Proviants zu bemächtigen. Der NKWD-Chef bei der Ersten Ukrainischen Front, Meschik, berichtete am 27. Januar an Berija, seine Schützenregimenter, die für die Sicherheit im Hinterland zuständig seien, würden immer wieder mit Gruppen von Versprengten, manche bis zu 200 Mann stark, in Feiergefechte verwickelt.<sup>17</sup>

Ganze Kolonnen motorisierter Einheiten suchten einen Weg durch die Massen sowjetischer Soldaten, um sich ins Reich durchzuschlagen. Sie waren bekannt als «wandernde Kessel», die von einer Umzingelung zur anderen vagabundierten, Fahrzeuge am Weg ausschalteten, um selbst beweglich zu bleiben, Geschütze und Ausrüstungen zerstörten, wenn sie diese nicht mehr brauchen konnten. Die stärkste und bekannteste dieser Einheiten basierte auf General Nehrings Panzerkorps. Sie sammelte Versprengte ein und machte Fahrzeuge unbrauchbar, die einen Defekt oder keinen Treibstoff mehr hatten. Sie opferte sogar zwei Panzer, um eine Brücke zu stützen, die noch von leichteren Fahrzeugen benutzt werden konnte, bevor sie endgültig zusammenbrach. Dafür wählte Nehring eine Route, die genau zwischen Schukows und Konews Armeen verlief, wodurch er schwerere Kämpfe vermeiden konnte. Per Funkspruch erfuhr Nehring, dass General von Sauckens Armee Korps «Grossdeutschland» sich mit ihm vereinigen wollte. Das gelang ihnen auch, als am 21. Januar dichter Nebel über dem Land lag. Diese Heeresgruppe konnte sich schliesslich am 27. Januar über die Oder in Sicherheit bringen.

Am selben Tag als Nehring die Oder passierte, wurde 200 Kilometer weiter südöstlich das schlimmste und vom menschlichen Geist kaum zu erfassende Verbrechen des Naziregimes enthüllt. Konews Sechzigste Armee entdeckte den Lagerkomplex rund um den Ort Auschwitz. Aufklärungstrupps der 107. Schützendivision, einige zu Pferde, die Maschinenpistolen auf den Rücken, hatten die Deckung der tief verschneiten Wälder verlassen und waren dabei auf das grausigste Symbol der modernen Geschichte gestossen.

Als den sowjetischen Offizieren bewusst wurde, was sie da vor sich hatten, riefen sie sofort alles verfügbare medizinische Personal herbei, das die 3'000 kranken Häftlinge versorgen sollte. Für viele kam allerdings jede Hilfe zu spät. Sie hatten nicht mehr gehen können, als die SS neun Tage zuvor das Lager räumte.

Die sowjetischen Offiziere befragten einige der Lagerinsassen. Der ehemalige Vorsitzende der polnischen Eisenbahnergewerkschaft, Adam Kuri-

lowicz, im Lager seit Juni 1941, berichtete ihnen, wie man die neu errichteten Gaskammern am 15. September 1941 erstmalig an 80 sowjetischen und 600 polnischen Kriegsgefangenen ausprobiert hatte. Professor Mansfeld, ein ungarischer Wissenschaftler, beschrieb die «medizinischen Experimente», darunter Phenolinjektionen, denen 140 polnische Jungen zum Opfer gefallen waren. In der Roten Armee ging man davon aus, dass in Auschwitz mehr als vier Millionen Menschen umgekommen waren. Das stellte sich später allerdings als beträchtliche Überschätzung heraus. Ein Armeefotograf wurde herbeigeholt. Er machte Aufnahmen von dem verschneiten Tor mit der Aufschrift «Arbeit macht frei», von toten Kindern mit geschwollenen Bäuchen, Bündeln von Menschenhaar, Leichen mit offenen Mündern, Häftlingsnummern auf den Armen wandelnder Skelette.<sup>18</sup> Das gesamte Material ging an Georgi Alexandrow, den Propagandachef in Moskau. Aber abgesehen von einem Artikel, der am 9. Februar in der Zeitung der Roten Armee, *Stalinskoje Snamja*, erschien, hielt die Sowjetunion alle Berichte über Auschwitz bis zum Kriegsende am 8. Mai 1945 zurück.

Ein sowjetischer Offizier fand auch einen Befehl Himmlers, der zustimmte, «die Hinrichtung jener russischen Gefangenen aufzuschieben, die körperlich stark genug sind, um im Steinbruch zu arbeiten». In jenem Winter wurden sowjetische Gefangene, «viele nur in Uniformblusen oder Unterwäsche und ohne Kopfbedeckung» bei Temperaturen von minus 35 Grad Celsius mit Stockschlägen und Peitschenhieben zur Arbeit ins Freie getrieben. Die wenigen, die lebend zurückkehrten, litten unter schweren Erfrierungen. Bei medizinischer Behandlung hätten sie überleben können, aber diese wurde ihnen verwehrt. Dass die Wehrmacht Kriegsgefangene, für die sie verantwortlich war, zur Vernichtung an die SS übergeben hatte, motivierte die Rote Armee nur noch stärker in ihrem Drang nach Vergeltung. Von einem deutschen Dolmetscher erfuhren die Sowjets, dass zumindest in einem Lager für Rotarmisten «alle Gefangenen sich bei der Ankunft ausziehen mussten. Diejenigen, die man zu Juden deklarierte, wurden auf der Stelle erschossen».<sup>19</sup> Für die sowjetischen Behörden waren das allerdings wiederum ausschliesslich Verbrechen gegen sowjetische Bürger und Soldaten. Für den einzelnen Rotarmisten liessen die Bilder dieser Tage nur einen Schluss zu: Gefangene wurden nicht mehr gemacht.

So verheerend diese Januartage des Jahres 1945 für die Wehrmacht auch waren – das Leid der Millionen Menschen, die aus ihrer angestammten

Heimat in Ostpreussen, Schlesien und Pommern flüchten mussten, entzieht sich beinahe jeglicher Vorstellung. Bauernfamilien, die Jahrhunderte lang die härtesten Winter ertragen hatten, stellten nun zu ihrem Schrecken fest, wie verletzbar sie waren. In gnadenloser Kälte schleppten sie sich durch eine Region, in der man auf dem Rückzug jede Heimstätte verbrannt, alles Essbare geplündert oder vernichtet hatte. Nur wenige räumten allerdings ein, dass ihre eigenen Väter, Brüder und Söhne polnischen, russischen und ukrainischen Bauern vor nicht allzu langer Zeit das Gleiche angetan hatten.

Die Trecks aus den Gebieten längs der Ostseeküste – Ost- und Westpreussen sowie Pommern – zogen in Richtung Oder und Berlin. Die von Süden her aus Schlesien und dem «Warthegau» kamen, strömten zur Neisse südlich der Hauptstadt. Die meisten Flüchtlinge waren Frauen und Kinder, denn die Männer mussten seit Langem im Volkssturm Dienst leisten. Für den Transport wurde alles benutzt, was Räder hatte – von Hand- und Kinderwagen über Leiter- und Ackerwagen bis gelegentlich hin zu einem Landauer, den man in einem Adlssitz aufgetrieben hatte. Motorisierte Fahrzeuge waren kaum darunter, denn Wehrmacht und Nazis hatten sie alle beschlagnahmt, ausserdem gab es kein Benzin. Langsam quälten sich die Kolonnen voran, und das nicht nur aufgrund des Schnees und Eises. Immer wieder kamen sie ins Stocken, weil ein überladenes Gefährt zusammenbrach. Heu wagen, auf denen sich Haushaltsgerät, Fässer und Töpfe mit Essbarem türmten, hatte man in merkwürdige Vehikel, verschnürt mit Decken und Teppichen, verwandelt. Darin fand so manche hochschwängere Frau oder stillende Mutter Zuflucht. Auf dem eisigen Untergrund konnten sich die schlecht gefütterten Pferde kaum halten. Vor manche Wagen hatte man Ochsen gespannt, deren Klauen bald aufgerieben waren und Blutspuren im Schnee hinterliessen. Wenn ein Tier verendete, blieb kaum Zeit, es zu schlachten und zu Proviant zu verarbeiten. Denn der Feind sass den Flüchtlingen im Nacken.

Nachts suchten die Kolonnen Zuflucht in den am Weg liegenden Dörfern, wo man die Menschen häufig in den Scheunen und Ställen vornehmer Landsitze und Güter campieren liess. Adlige aus Ostpreussen wurden begrüsst, als seien sie zur Jagd eingetroffen. Bei Stolp in Ostpommern liess Baron Jesko von Puttkamer ein Schwein schlachten, um den hungrigen Flüchtlingen etwas zu essen zu geben. Prompt tauchte ein kurzbeiniger Dickwanst in brauner Uniform aus dem Ort auf und erklärte ihm, schwarz zu schlachten sei «streng verboten». Der Baron herrschte ihn an, er möge

auf der Stelle sein Haus und seinen Hof verlassen, sonst werde er gleich mitgeschlachtet.<sup>20</sup>

Denen, die mit der Eisenbahn aus Ostpreussen zu entkommen suchten, ging es nicht besser. Am 20. Januar rollte ein mit Menschen voll gestopfter Güterzug langsam in den Bahnhof Stolp. Eine Augenzeugin berichtet: «Zusammengekauerte Gestalten, unter der Kälte erstarrt, zum Aufstehen und Absteigen kaum mehr fähig, dürrtige Kleidung, zerfetzt zum Teil, ein paar Decken über eingekrümmten Schultern, graue, zerfallene Gesichter. ... Kaum ein Wort fällt. Dann werden von Helfern kleine stille Bündel eingesammelt und auf dem Bahnsteig abgelegt: erfrorene Kinder. In die Stille hinein das Schreien einer Mutter, die nicht hergeben will, was sie verlor. Entsetzen, Panik ergreift, überwältigt mich: Noch nie habe ich solches Elend gesehen. Und hinter dem Anblick springt übermächtig die Vision auf: Das sind ja wir, das kommt auf uns zu, so also wird es sein, wenn das dunkle Tor zur Zukunft sich entriegelt.»<sup>21</sup>

Eine Woche später wurde das Wetter noch schlechter. Nachts sank die Temperatur von zehn Grad unter dem Gefrierpunkt auf minus 30 Grad Celsius. In der letzten Januarwoche fielen über 50 Zentimeter Neuschnee, der so hohe Wehen bildete, dass selbst Panzer darin stecken blieben. Doch die Angst trieb die Menschen in den Flüchtlingstrecks weiter. Die sowjetischen Truppen näherten sich der von Hitler zur Festung erklärten schlesischen Hauptstadt Breslau, die bis zum letzten Mann verteidigt werden sollte. Lautsprecherwagen forderten Zivilisten auf, die Stadt so schnell wie möglich zu verlassen. In dem Sturm auf die Eisenbahnzüge, der nun einsetzte, wurden Menschen zu Tode getrampelt. Auf Verwundete und Kranke nahm keiner mehr Rücksicht. Man drückte ihnen eine Handgranate in die Hand: für sich selbst und so viele Russen wie möglich. Die Eisenbahn war nicht immer das sicherste Verkehrsmittel. Fahrten, die «zu normalen Zeiten» drei Stunden dauerten, heisst es in einem Bericht, konnten sich nun über 20 Stunden hinziehen.<sup>22</sup>

Eva Brauns Schwester Ilse, die in Breslau lebte, verliess die Stadt mit dem Zug. Am 21. Januar morgens holte sie ein Dienstwagen am Schlesischen Bahnhof in Berlin ab und brachte sie ins Hotel Adlon, in dem Eva zuvor logiert hatte. Am Abend speisten sie zusammen in der Bibliothek der Reichskanzlei. Eva, die keine Ahnung davon hatte, was sich im Osten abspielte, schwatzte fröhlich mit ihrer Schwester, als ob diese nach einem Kurzurlaub in Berlin wieder nach Breslau zurückkehren könne. Das war zu viel für Ilse.

Sie berichtete von den Flüchtlingskolonnen, die sich aus Furcht vor dem Feind über verschneite Strassen in Sicherheit zu bringen suchten. Sie war so wütend, dass sie Eva anschrie, der «Führer» stürze sie alle in den Abgrund. Die Geliebte Hitlers brüllte zurück: «Du bist ja verrückt, wahnsinnig. ... Wie kannst du so vom Führer sprechen, der so grosszügig ist und mir gesagt hat, dass ich dich einladen soll, bei ihm auf dem Obersalzberg zu wohnen!»<sup>23</sup>

Am 29. Januar schätzten die deutschen Behörden, dass ungefähr vier Millionen Menschen aus den zu evakuierenden Gebieten ins Zentrum des Reichs strömten.<sup>24</sup> Diese Zahl war eindeutig zu niedrig. Innerhalb von zwei Wochen stieg sie auf sieben Millionen.<sup>25</sup> Am 19. Februar sprach man gar von 8,35 Millionen.<sup>26</sup> Ende Januar trafen bereits 40'000 bis 50'000 Flüchtlinge täglich in Berlin ein, die meisten per Eisenbahn. In der Reichshauptstadt waren sie nicht willkommen. «Der Bahnhof Friedrichstrasse ist zum Umschlagplatz des deutschen Schicksals geworden», schrieb ein Augenzeuge. «Jeder Zug, der einläuft, wirft gestaltloses Elend auf die Bahnsteige.»<sup>27</sup> In ihrer Not übersahen manche die Schilder, auf denen stand: «Für Hunde und Juden Rolltreppe verboten!»<sup>28</sup> Das Deutsche Rote Kreuz sah sich bald zu rigorosen Massnahmen gezwungen, um die Flüchtlinge so rasch wie möglich vom Anhalter Bahnhof fortzubringen oder die Züge um Berlin herumzuleiten. Die Behörden fürchteten nämlich, dass «Infektionskrankheiten wie Typhus»<sup>29</sup> und andere Seuchen wie Ruhr, Paratyphus, Diphtherie und Scharlach in die Hauptstadt eingeschleppt werden könnten.

Wie chaotisch die Lage war, wird aus den Zahlenaufstellungen ersichtlich, die sich damals auf Danzig bezogen. Am 8. Februar schätzte man, dass sich in dieser alten Hansestadt 350'000 bis 400'000 Flüchtlinge aufhielten und weitere 400'000 zu erwarten seien. Diese Zahl war bereits nach zwei Tagen erreicht. Da man auf ein solches Desaster nicht vorbereitet war, weil Hitler es nicht hatte wahrhaben wollen, mussten die Nazibehörden nun in einen Wettlauf mit der Zeit treten, wenn sie nicht ihren letzten Rest Ansehen verlieren wollten. Mit grossem Propagandagetöse setzten sie einige Junkers 88 der Luftwaffe ein, die über den hungernden Kolonnen auf den Schneefeldern Lebensmittel abwarfen. Doch unter der Hand wurde heftige Kritik an dieser unsinnigen Vergeudung der sowieso schon dezimierten Treibstoffvorräte geübt.

In der Umgebung von Danzig richtete man für die Flüchtlinge Lebens-

mittellager ein, die aber bald von deutschen Soldaten geplündert wurden, die selbst nur noch Hungerrationen erhielten. Am dringendsten war jedoch Hilfe für Ostpreussen, wo das erste Schiff zur Evakuierung von Flüchtlingen erst am 27. Januar, zwei Wochen nach Tschernjachowskis Angriff, eintraf. Weitere Schiffe, die Brot und Kondensmilch für die Zivilbevölkerung an Bord hatten, liefen erst Anfang Februar aus. Ein Teil dieser Lieferungen kam nie an. Ein Flugzeug mit 2'000 Dosen Kondensmilch an Bord wurde bereits beim ersten Anflug abgeschossen.

Die beiden Armeegruppen von Tschernjachowski und Rokossowski hatten die Reste der drei deutschen Armeen, die Ostpreussen verteidigten, auf engstem Raum und mit dem Rücken zur See eingekesselt. Die Einheiten, die am linken Flügel von Rokossowskis Truppenverbänden kämpften, hatten die befestigten Städte aus den Zeiten des Deutschritterordens am Ostufer der Weichsel und die Marienburg am Nogat eingenommen. Die deutschen Truppen mussten sich ins Weichseldelta zurückziehen, hielten aber weiterhin die Frische Nehrung. Da auf dem Frischen Haff eine über 30 Zentimeter dicke Eisdecke lag, konnten die Flüchtlinge immer noch zu Fuss vom Festland dorthin und weiter nach Danzig gelangen. Rokossowski musste die rechte Flanke seiner Truppen rasch umgruppieren, um den Versuch der Deutschen zu vereiteln, nach Westen durchzubrechen.

Hitler war von der Idee besessen, die Front an der Masurischen Seenplatte zu halten. Als er erfuhr, dass der Befehlshaber der Vierten Armee, General Hossbach, am 24. Januar die Festung Lötzen, den Eckpfeiler dieser Verteidigungslinie, aufgegeben hatte, schäumte er vor Wut. Diese Nachricht erschütterte selbst Guderian. Aber Hossbach und sein Vorgesetzter, General Reinhardt, waren entschlossen, Rokossowskis Einschliessungsring zu durchbrechen und ein neues Stalingrad zu vermeiden. Ihr Befreiungsschlag, der auch der Zivilbevölkerung die Flucht ermöglichte, begann am frostklaren Morgen des 26. Januar. Mit einer Blitzoffensive fegten die Deutschen die Achtundvierzigste Armee der Sowjets hinweg und gelangten fast bis Elbing, das die deutsche Zweite Armee nach ersten Panzerkämpfen in den Strassen halten können. Aber nach dreitägigen Gefechten in Frost und tiefem Schnee schlugen Rokossowskis Armeen den Angriff zurück. Hitler entliess Reinhardt und Hossbach, deren Divisionen in den Kessel von Heiligenbeil zurück gezwungen wurden: ein enges Viereck mit dem Rücken zum Frischen Haff. Auch über 600'000 Flüchtlinge sassen nun fest.



Inzwischen hatte die Dritte Weissrussische Front Königsberg vom Land her völlig eingeschlossen. Die hier stationierte starke Garnison der Dritten Panzerarmee war somit von der Halbinsel Samland, die zu dem kleinen Ostseehafen Pillau am Ausgang des Frischen Haffs führte, abgeriegelt. In der Stadt drängten sich jedoch weiterhin 200'000 Zivilpersonen, und die Lebensmittel wurden knapp. Daher brachen täglich über 2'000 Frauen und Kinder zum gefährlichen Marsch über das Eis auf, um das bereits hoffnungslos überfüllte Pillau zu erreichen. Hunderte riskierten lieber ein ungewisses Schicksal und gingen sogar durch den Schnee den Sowjettruppen entgegen, um von ihnen Essbares zu erbitten. Der erste Dampfer, der mit 1'800 Zivilisten und 1'200 Verwundeten in Pillau ablegte, war erst am 29. Januar in Sicherheit.<sup>30</sup> Gauleiter Koch, der die Generäle Reinhardt und Hossbach für ihren Ausbruchversuch aus Ostpreussen verteufelt und befohlen hatte, Königsberg bis zum letzten Mann zu verteidigen, setzte sich aus der Stadt ab. Nach einem Kurzbesuch in Berlin kehrte er in das weitaus weniger gefährdete Pillau zurück, wo er mittels lautstarker Rundfunkpropaganda die Evakuierungsmassnahmen durch die Kriegsmarine organisierte, bevor er sich erneut aus dem Staub machte.

Da Pillau nicht von grossen Schiffen angelaufen werden konnte, wurde die nördlich von Danzig gelegene Stadt Gdingen (damals auch Gotenhafen genannt) zum wichtigsten Evakuierungspunkt an der Ostseeküste. Erst am 21. Januar gab Grossadmiral Dönitz den Befehl zur Operation «Hannibal», der Massenevakuierung von Flüchtlingen mit vier grossen Schiffen. Deutschlands grösster «Kraft-durch-Freude»-Dampfer, die «Wilhelm Gustloff», die in Friedenszeiten maximal 2'000 Passagiere befördern konnte, stach am 30. Januar in See – mit schätzungsweise 6'600 bis 9'000 Menschen an Bord. Noch am selben Abend wurde das Schiff, zu dessen Eskorte nur ein einziges Torpedoboot abkommandiert worden war, von einem U-Boot der Baltischen Flotte geortet. Kommandant A. I. Marinesko liess drei Torpedos abfeuern, die sämtlich ins Ziel trafen. Die erschöpften Flüchtlinge wurden aus dem Schlaf gerissen und gerieten sofort in Panik. Ein chaotischer Kampf um die Rettungsboote setzte ein. Viele Menschen wurden unter Deck eingeschlossen, als das Eiswasser ins Schiff strömte. Draussen herrschten minus 18 Grad. Die zu Wasser gelassenen Rettungsboote schlugen um, als verzweifelte Flüchtlinge von den Decks aus hineinzuspringen versuchten. Nach kaum einer Stunde war das Schiff gesunken. Die meisten der Passagiere fanden in den eisigen Fluten den Tod. 1'300 Überlebende

wurden von anderen Schiffen, angeführt von dem Schweren Kreuzer «Admiral Hipper», aufgenommen.

Russische Historiker hielten auch nach 45 Jahren an der offiziellen sowjetischen Version fest, an Bord des Schiffes seien «über 6'000 Anhänger Hitlers gewesen, darunter 3'700 U-Boot-Matrosen».<sup>31</sup> In Russland scheint bis heute nicht das Schicksal der Opfer zu interessieren, sondern das des erfolgreichen U-Boot-Kommandeurs Marinesko. Der Vorschlag, ihn zum «Helden der Sowjetunion» zu ernennen, wurde damals vom NKWD abgelehnt, weil er eine Affäre mit einer Ausländerin gehabt hatte und nur knapp einem Gerichtsverfahren entgangen war, in dessen Folge er im Gulag gelandet wäre. Erst 1990, «am Vorabend des 45. Jahrestages des Sieges», verlieh man ihm postum den Stern des «Helden der Sowjetunion».

Die Massenflucht aus dem Osten löste neben allem anderen in Deutschland auch eine Brennstoff- und Verkehrskrise aus. Die Kohleversorgung war unterbrochen, weil die Güterwaggons gebraucht wurden, um Flüchtlinge aus Pommern in Sicherheit zu bringen. Vielerorts konnten die Bäcker kein Brot mehr backen. Die Lage war inzwischen so verzweifelt, dass man anordnete, die Güterwaggons nicht mehr vorrangig für Flüchtlingstransporte zu benutzen, sondern der Wehrmacht und der Versorgung mit Brennstoff zur Verfügung zu stellen, «um das Reich zu retten». Diese Weisung erging am 30. Januar, dem 12. Jahrestag der Machtergreifung Hitlers.<sup>32</sup>

Manche Generäle sahen die Flüchtlinge nicht als die Opfer sowjetischer Vergeltung für den Einmarsch der Wehrmacht, mit denen man eigentlich Mitleid haben musste, sondern nur als ärgerlichen Störfaktor. General Schörner, einer von Hitlers favorisierten Offizieren, hatte angeordnet, dass ein 30 Kilometer langer Streifen am Ostufer der oberen Oder für Militäraktionen freigehalten werden sollte. Er beschwerte sich lauthals darüber, dass die Flüchtlinge das Militär behinderten, und forderte von Feldmarschall Keitel, «den Evakuierungen nun ein Ende zu setzen». Das hiess offenbar, dass er Strafmassnahmen gegen Zivilisten erwog, die vor der Roten Armee flohen.

Die Nazibürokratie behandelte die Flüchtlinge zuweilen nicht besser als die Insassen der Konzentrationslager. Die Kreisleiter lehnten jede Verantwortung für sie ab, vor allem wenn sie krank waren. So trafen drei mit Flüchtlingen vollgestopfte offene Güterzüge in Schleswig-Holstein ein. Sie waren mit je 3'500 Menschen beladen, zumeist Frauen und Kinder. «Die

Menschen befanden sich in einem verheerenden Zustand», hiess es in einem Bericht. «Sie sind verlaust und haben Krankheiten wie etwa Krätze. Auch die auf der langen Fahrt Verstorbenen sind noch im Zuge. Die Züge werden vielfach an ihren Endstationen nicht ausgeladen, sondern in einen anderen Gau abgeschoben; sonst geht in Schleswig-Holstein alles in Ordnung.»<sup>33</sup>

Hitler hielt es für eine gute Idee, deutsche Flüchtlinge ins «Protektorat Böhmen und Mähren» zu schicken, wie ein von der Wehrmacht besetzter Teil der Tschechoslowakei in der Nazidiktion genannt wurde. «Der Führer ist der Auffassung», erklärte ein Beamter, «dass die Tschechen, wenn sie das Elend sehen, nicht zu Aufstandsbewegungen neigen.»<sup>34</sup> Das sollte sich aber als weitere kolossale Fehlkalkulation herausstellen. In einem Bericht, der kaum drei Wochen später eintraf, hiess es warnend, für die Tschechen sei dies vor allem ein Zeichen, dass Deutschland bald besiegt sei, weshalb sie keine Zeit verlören, sich um die Einrichtung einer eigenen Regierung unter Benesch zu bemühen.<sup>35</sup>

Von der Krise des Nationalsozialismus blieb die Wehrmacht nicht verschont. Hitler redete sich ein, alles komme wieder in Ordnung, wenn er nur einen ausreichend rücksichtslosen und ideologisch standfesten Militär mit der Verteidigung im Osten betraue. General Guderian traute seinen Ohren nicht, als der «grösste Feldherr aller Zeiten» am 24. Januar verkündete, der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, werde die neue Heeresgruppe Weichsel zwischen Ostpreussen und den Resten von Reinhardts aufgeriebener Heeresgruppe in Schlesien befehligen. Mit dieser Entscheidung hing zweifellos auch Hitlers Drohung gegenüber Guderian wenige Tage vorher zusammen, das Generalstabssystem zu zerschlagen und sich eine Gruppe von Intellektuellen vorzuknöpfen, die glaubten, den Vorgesetzten ihre Ansichten aufzwingen zu können.<sup>36</sup>

An jenem Nachmittag erhielt Oberst Hans-Georg Eismann vom Generalstab den Befehl, nach Schneidemühl zu fahren, um dort seinen Posten als Leiter der Operationsabteilung im Stab der Heeresgruppe Weichsel anzutreten. Von einer solchen Heeresgruppe hatte Eismann noch nie gehört. Der für den Einsatz von Stabspersonal zuständige General erklärte ihm, sie sei gerade gebildet worden. Ebenso erstaunt wie Guderian hörte er, sein Befehlshaber werde Himmler sein.<sup>37</sup>

Eismann blieb keine andere Wahl, als noch am selben Abend mit einem VW-Kübelwagen aufzubrechen. Als er in der frostklaren Nacht über die

Reichsstrasse 1 fuhr, mussten sein Augen sich zuerst einmal an «das ganze Ausmass des Durcheinanders und Elends» gewöhnen. «Auf allen Landstrassen endlose Züge von Flüchtlingen aus dem Osten.» Die meisten irrten erschöpft und ziellos umher.

Eismann hoffte, ein klareres Bild von der Lage zu erhalten, wenn er seinen neuen Standort erreicht hatte. Bald musste er jedoch erkennen, dass sich das Hauptquartier der Heeresgruppe Weichsel von den anderen Befehlszentralen in jeder Hinsicht unterschied. In Schneidemühl fragte er einen Verkehrsposten nach dem Weg, aber offenbar war der Standort ein streng gehütetes Geheimnis. Zum Glück stiess er auf einen Major, den er kannte und der ihm schliesslich die Richtung wies.

Das Hauptquartier befand sich in Himmlers Sonderzug «Steiermark», einer schwarz glänzenden Reihe von Schlafwagen, an die offene Güterwaggons mit aufmontierter Flak angehängt waren. Den ganzen Bahnsteig entlang hielten in regelmässigen Abständen bewaffnete SS-Posten Wache. In einem «sehr eleganten Speisewagen» stiess Eismann auf einen jungen Untersturmführer, der ihn durch den ganzen Zug zum Reichsführer SS, dem neuen Befehlshaber, geleitete.

Himmler sass in seinem Salonwagen an einem Schreibtisch. Als er sich erhob, um den Neankömmling zu begrüessen, stellte Eismann fest, dass seine Hand weich war «wie die einer Frau». Bis dahin hatte er den Reichsführer SS nur von fern oder auf Bildern gesehen, daher musterte er ihn sorgfältig. Der bebrillte Mann trug nicht die schwarze SS-Kluft, die man an ihm kannte, sondern eine feldgraue Uniform, offenbar um seine militärische Rolle zu unterstreichen. Er wirkte schlaff, und sein Oberkörper war zu lang. Mit dem fliehenden Kinn und den zusammengekniffenen Augen hatte er etwas Mongolenhaftes an sich. Er bat Eismann an einen grösseren Tisch, auf dem die Operationskarte ausgebreitet lag. Eismann erkannte sofort, dass die letzten Eintragungen mindestens 24 Stunden alt waren.

«Womit soll diese Lücke geschlossen und die neue Front dann gehalten werden?», fragte er. Für ihn war nicht neu, dass Krisen durch das «Führer-Hauptquartier verschärft, wenn nicht gar ausgelöst wurden. Im Dezember 1942 war er auf Feldmarschall von Mansteins Befehl in den Stalingrader Kessel geflogen worden, wo er mit General Paulus die Lage besprechen sollte.

Himmlers Antworten erfolgten genauso gedankenlos und stereotyp, wie Eismann es vom «Führer» gewöhnt war: Von «sofortiger Gegenattacke» und «in die Flanken stossen» war die Rede. Solche Phrasen liessen jegliche stra-

tegischen Kenntnisse vermissen. Eismann kam es vor, als wenn «ein Blinder von der Farbe spricht». Er fragte weiter, welche kampffähigen Einheiten ihnen zur Verfügung stünden, doch Himmler hatte keinen Überblick. Er schien nicht zu wissen, dass die Neunte Armee eigentlich nur noch dem Namen nach existierte. Aber eines war klar. Der Reichsführer SS mochte keine direkten Fragen, wie sie im Generalstab üblich waren.<sup>38</sup>

Dem Hauptquartier der Heeresgruppe Weichsel mangelte es, wie sich bald herausstellte, nicht nur an ausgebildeten Stabsoffizieren, sondern auch an jeglicher Versorgungs- und Transportstruktur oder Nachrichteneinheit. Das einzige Verbindungsmittel war das Telefon des Stabschefs. Ausser der Strassenkarte, die Eismann für die Fahrt aus Berlin mitgebracht hatte, gab es nur noch ein einziges weiteres Kartenblatt. Auch Generalstabsoffiziere, die bereits frühere Katastrophen erlebt hatten, hatten sich bis dahin nicht vorstellen können, wie inkompetent und verantwortungslos die Kamarilla um Hitler tatsächlich war.

Himmler, immer noch zum Gegenangriff entschlossen, wollte dafür namenlose Regimenter und Bataillone zusammen werfen. Eismann regte an, einen Divisionskommandeur, dem zumindest ein Stab und Kommunikationsmittel zur Verfügung standen, damit zu betrauen, doch Himmler verlangte, es müsse ein Korpskommandeur sein, damit es eindrucksvoller klang. Seine Wahl fiel auf Obergruppenführer Demmlhuber. (In der Wehrmacht hiess er nur «Tosca», weil er stets intensiv nach dem Parfüm dieses Namens duftete.) Rasch war ein Stab für das Korps zusammengewürfelt, und am nächsten Tag trat Demmlhuber seinen Dienst an. Er war erfahrener als Himmler und daher über seine Aufgabe nicht erfreut. Die Operation, wenn man sie überhaupt so nennen konnte, wurde ein kompletter Fehlschlag und Demmlhuber als einer der wenigen Generäle der Waffen-SS seines Postens enthoben. Opernfreunde im Generalstab des Heeres witzelten daraufhin, «Tosca» sei zwar verstossen worden, aber zumindest habe er sich nicht zu Tode stürzen müssen.

Ein weiterer Offizier der Waffen-SS musste herhalten, um den Posten des Stabschefs der Heeresgruppe zu übernehmen. Es war Brigadeführer Lammerding, ehemals Befehlshaber der SS-Panzerdivision «Das Reich». Als Kommandeur durchaus geachtet, hatte er wenig Stabserfahrung und war nicht kompromissfähig. Als die Sowjets auf Schneidemühl vorrückten, sah sich das Hauptquartier der Heeresgruppe Weichsel gezwungen, in nördlicher Richtung nach Falkenburg auszuweichen. Schneidemühl, das

Hitler wie Posen zur Festung erklärt hatte, wurde mit acht Bataillonen Volkssturm, einigen Pionieren und kaum nennenswerter Festungsartillerie seinem Schicksal überlassen. Hitlers Dogma: «Wo der deutsche Soldat einmal steht, da weicht er nicht», blieb die Parole.<sup>39</sup>

Ein pommersches Volkssturmbataillon, das per Eisenbahn von Stolp nach Schneidemühl geschickt wurde, fuhr an Himmlers Sonderzug vorbei. Kommandeur dieses «Bataillons» war Baron Jesko von Puttkamer, jener Adlige, welcher dem schmerbäuchigen Nazifunktionär Paroli geboten hatte. Er und seine Offiziere hatten die Uniformen aus dem Ersten Weltkrieg angelegt und sich mit ihren alten Dienstpistolen bewaffnet. Ihre Männer, meist Bauern und Ladenbesitzer, waren unbewaffnet und hatten nur ihre Armbinden. Sie sollten in Schneidemühl mit Waffen ausgerüstet werden. Plötzlich wurde ihr Zug von sowjetischen Panzern beschossen. Bemerkenswert reaktionsschnell stoppte der Lokführer den Zug und legte den Rückwärtsgang ein.

Als die Gefahr vorüber war, liess Puttkamer seine Männer aussteigen. Durch den knietiefen Schnee stapften sie zurück nach Stolp. Die Kräftigsten mussten voran gehen und für die anderen den Weg bahnen. Puttkamer weigerte sich, sie sinnlos in den Tod zu jagen. Bei der Rückkehr begrüßten ihn die Stadtbewohner auf dem Stephansplatz vor dem Rathaus wie einen Helden. Aber der betagte Offizier zog sich deprimiert in sein Haus zurück und legte die alte Uniform mit den Worten ab: «Unter diesen Hitlers und Himmlers bringt sie keine Ehre mehr.»<sup>40</sup>

## 5

### *Der Sturm zur Oder*

In der vierten Januarwoche war die deutsche Hauptstadt, wie Augenzeugen berichteten, «ein aufgelöstes, hysterisches Berlin».<sup>1</sup> Jeden Abend gab es zweimal Luftschutzalarm: gegen acht und noch einmal gegen elf Uhr. Die Flüchtlinge aus dem Osten erzählten schreckliche Geschichten über das Schicksal derer, die der Roten Armee in die Hände gefallen waren. Ungarn, Deutschlands letzter Verbündeter auf dem Balkan, trat offen zur Sowjetunion über. Nach den Gerüchten vom schnellen Vormarsch der sowjetischen Panzerarmeen musste man annehmen, dass die ganze Ostfront zerfiel. Die einfachen Soldaten hofften, der Feind werde nur die Offiziere und Angehörige der SS liquidieren, während sie als Arbeiter und kleine Angestellte von den Russen nichts Schlimmes zu befürchten hätten.

Die verlässlichsten Informationen über die Lage an der Ostfront hatten die Eisenbahner. Sie wussten häufig noch vor dem Generalstab, wie weit der Feind bereits vorgerückt war. Mehr und mehr Deutsche wagten es, BBC zu hören, um zu erfahren, was wirklich geschah. Wenn ein Nachbar sie bei der Gestapo anzeigte, mussten sie mit Konzentrationslager rechnen. Viele Anhänger von Hitler und Goebbels glaubten allerdings nach wie vor den Nachrichten des «Promi», des Propagandaministeriums, aufs Wort.

Die öffentlichen Verkehrsmittel wurden immer noch instand gesetzt, und die Menschen bahnten sich weiterhin jeden Tag ihren Weg durch die Ruinen zur Arbeit. Aber mehr und mehr zogen es vor, sich einen Schlafplatz näher an der Arbeitsstelle zu suchen. Der Schlafsack kam zu neuen Ehren. Feldbetten wurden für Verwandte und Freunde gebraucht, die aus dem Osten flüchteten oder in der Stadt selbst ausgebombt waren. Wer gute Verbindungen hatte, wog verschiedene Wege ab, die Hauptstadt zu verlassen. Gerüchte über Gutsbesitzer, welche von den sowjetischen Truppen in Ostpreussen auf der Stelle erschossen worden waren, liessen erwarten, dass es die Eroberer vor allem auf die oberen Klassen abgesehen hatten. Nach der

sowjetischen Propaganda sollte der «Militarismus der Junker» ebenso ausgerottet werden wie der Nationalsozialismus.

Wer aus Berlin fort wollte, musste vorsichtig zu Werke gehen, denn Goebbels hatte jedes ungenehmigte Verlassen der Stadt für Desertion erklärt. Vor allem brauchte man eine Reiseerlaubnis, die nur solche Personen erhielten, die eine wichtige Tätigkeit ausserhalb der Hauptstadt nachweisen konnten. Wer sich dann in der Tat dienstlich aus Berlin entfernen durfte, wurde von seinen Kollegen beneidet und erhielt hinter vorgehaltener Hand den Ratschlag: «Kommen Sie nicht mehr zurück, bleiben Sie dort.»<sup>2</sup> Fast jeder träumte davon, in einem abgelegenen Bauernhof Zuflucht zu finden, wo es noch etwas zu essen gab. Einige dachten sogar daran, sich falsche Pässe zu beschaffen, weshalb ausländische Diplomaten sich plötzlich grosser Beliebtheit erfreuten. Wer in Ministerien beschäftigt war, hatte Glück. Das Personal dieser Behörden wurde in diesen Wochen in den Süden evakuiert.<sup>3</sup>

Besonders grausig waren die vielen Hinrichtungen, welche die SS auf Himmlers Befehl durchführte. Am 23. Januar, als die Rote Armee bereits die alte Reichsgrenze durchbrach, wurden mehrere Männer des deutschen Widerstands, die am Attentat des 20. Juli beteiligt waren, im Gefängnis Plötzensee auf brutalste Weise hingerichtet, darunter Graf Helmuth James von Moltke, Eugen Bolz und Erwin Planck, der Sohn des Physikers und Nobelpreisträgers Max Planck.<sup>4</sup>

Goebbels' neue Durchhalteparole: «Wir werden siegen, weil wir siegen müssen», stiess bei denen, die keine Nazis waren, nur auf Verachtung und Verzweiflung. Die Mehrheit der Deutschen stellte sie dennoch nicht infrage. Zwar glaubten nur noch unbelehrbare Fanatiker an den «Endsieg», aber die meisten klammerten sich daran, weil sie sich gar nichts anderes vorstellen konnten. Denn seit sich das Kriegsglück im Osten gegen Deutschland gewendet hatte, war es das strategische Ziel von Goebbels' unerbittlicher Propaganda, jeden Gedanken an eine Alternative zu unterdrücken.

Goebbels, neu ernannter «Reichskommissar für die Verteidigung von Berlin» und Propagandaminister, war in seinem Element. Als Chefpropagandist des totalen Krieges besuchte er Truppen, hielt Reden, liess Volksturmeinheiten an sich vorbeimarschieren, die er mit pathetischen Reden zu beeindrucken suchte. Hitler zeigte sich überhaupt nicht mehr in der Öffentlichkeit. Auch aus den Berichten der «Wochenschau» war er gänzlich verschwunden. Lediglich am 30. Januar wurde seine letzte Rede zum 12. Jahrestag seines Machtantritts im Rundfunk übertragen. Die Stimme



war völlig verändert und wirkte kraftlos. Kein Wunder, dass so viele Gerüchte kursierten, er sei ans Bett gefesselt oder gar schon tot. Die Menschen erfuhren auch nicht, ob er sich auf dem Obersalzberg bei Berchtesgaden oder in Berlin aufhielt. Und während Goebbels Bombenopfer besuchte, um seine verblässende Popularität aufzupolieren, weigerte sich Hitler, auch nur einen Blick auf seine zerstörte Hauptstadt zu werfen.

Dass der «Führer» unsichtbar blieb, lag zum einen daran, dass er sich völlig auf sich selbst zurückgezogen hatte. Zum anderen konnte er sich der Öffentlichkeit auch nicht mehr präsentieren, so dramatisch hatte sich sein Ausseres verändert. Stabsoffiziere mit Zugang zum Bunker der Reichskanzlei, die ihn seit dem 20. Juli nicht mehr gesehen hatten, waren erschüttert. «Manchmal ging er so gebeugt», berichtete Guderians Adjutant, Major Freytag von Loringhoven, «dass er fast einen Buckel hatte.»<sup>5</sup> Die einst glänzenden Augen waren trüb, die blasse Haut aschfahl. Wenn er in den Besprechungsraum trat, zog er das linke Bein nach. Sein Händedruck war schlaff. Oft hielt er seine linke Hand mit der rechten fest, um zu verbergen, wie sehr sie zitterte. Obwohl er erst kurz vor seinem 56. Geburtstag stand, wirkte der Diktator wie ein seniler Greis. Auch sein erstaunliches Gedächtnis für Einzelheiten und Zahlen, mit dem er jeden Zweifler zum Einlenken gezwungen hatte, war ihm verloren gegangen. Offenbar machte es ihm kein Vergnügen mehr, seine Paladine gegeneinander auszuspielen. Wohin er blickte, witterte er nur noch Verrat.

Die Offiziere des Generalstabs, die täglich von Zossen zur Reichskanzlei kamen, spürten deutlich, wie sehr die Stimmung gegen sie umgeschlagen war.

Zwar präsentierten die SS-Posten das Gewehr, wenn Guderian in seinem grossen Mercedes vorfuhr, doch im Gebäude wurden er und seine Adjutanten gründlich durchsucht. Sie mussten ihre Pistolen abgeben und stillstehen, während die SS-Wachen die tadellos sitzenden Uniformen scharf beäugten, ob nicht doch irgendwo eine verdächtige Ausbeulung zu entdecken war.

Beim Betreten der Reichskanzlei hatten die Wehrmachtsoffiziere ausserdem stets daran zu denken, nicht in der gewohnten Weise militärisch zu grüssen. Auch für sie galt jetzt nur noch der «deutsche Gruss». Mancher, der gedankenlos die Hand zur Mütze führen wollte, riss noch im letzten Augenblick den Arm nach vorn. Freytag von Loringhoven fühlte sich in dieser Umgebung gar nicht wohl. Sein Vorgänger war nach dem 20. Juli gehenkt worden, sein Cousin Oberst Baron Freytag von Loringhoven, der ebenfalls zu den Verschwörern gehörte, hatte sich das Leben genommen.

Die Reichskanzlei wirkte nun sehr kahl. Alle Gemälde, Gobelins und Möbel hatte man fortgeschafft. Breite Risse liefen über die Decken, zersprungene Fenster waren mit Brettern vernagelt, die schlimmsten Bombenschäden mit Sperrholzplatten verdeckt. Kurze Zeit zuvor hatte Freytag auf einem der langen mit Marmor ausgekleideten Korridore, die zum Lageraum führten, zu seiner Überraschung zwei teuer gekleidete junge Frauen mit frisiertem Haar gesehen. Derart frivole Eleganz schien ihm in dieser Umgebung so deplatziert zu sein, dass er seinen Begleiter, Keitels Adjutant, fragte, wer sie seien.

«Das war Eva Braun.»

«Wer ist Eva Braun?»

«Die Geliebte des Führers.» Keitels Adjutant grinste über so viel Erstaunen. «Und die andere war ihre Schwester, die mit Fegelein verheiratet ist.»<sup>6</sup> Selbst die Wehrmachtsoffiziere, die in der Reichskanzlei Dienst taten, wahrten absolute Diskretion. Kaum jemand hatte je von Eva Braun gehört, nicht einmal die, die regelmässig aus Zossen hierher kamen.

Fegelein, Himmlers Verbindungsoffizier, kannte Freytag natürlich. Für ihn war er ein äusserst vulgärer Kerl mit schwerem Münchener Akzent, arrogant und mit schlechten Manieren. Fegelein fiel Generälen ins Wort und mischte sich in alles ein. Obwohl er Freytag so zuwider war, nahm dieser seinen ganzen Mut zusammen und ersuchte ihn um einen Gefallen. Ein Freund war nach dem 20. Juli verhaftet worden und sass immer noch in einer Zelle im Keller des Gestapo-Hauptquartiers. Freytag erklärte Fegelein, er sei sich sicher, dass sein Freund nichts mit der Verschwörung zu tun habe, und bat ihn, doch zumindest herauszufinden, was man ihm vorwarf. Zu seiner Überraschung willigte Fegelein ein, und kurze Zeit später war der Freund wieder in Freiheit.

Fegelein, der eine SS-Kavallerieeinheit befehligt und für die Bekämpfung von Partisanen in Jugoslawien das Ritterkreuz erhalten hatte, war wegen seines guten Aussehens und lockeren Auftretens beliebt. Es machte ihm Spass, seinen starken Einfluss zu nutzen, den er aus seiner Position als Vertreter Himmlers und aus seiner Nähe zum «Führer» bezog. Er stand Eva Braun sehr nahe, die mit ihm tanzte und ausritt, Manche vermuteten, dass beide ein Verhältnis miteinander hatten, was aber unwahrscheinlich ist. Sie war Hitler treu ergeben und er zu ehrgeizig, um eine Beziehung zur Geliebten des Diktators zu riskieren. Am 3. Juni 1944, als die Offensive der Alliierten unmittelbar bevorstand, war Hitler bei Fegeleins Heirat mit Evas

jüngster Schwester Gretl Trauzeuge gewesen. Damit hatte der SS-Offizier durch Heirat eine der bedeutendsten Karrierestufen in der nationalsozialistischen Hierarchie erklommen.

Hitlers militärisch geprägtes Gefolge brachte es fertig, nach aussen höchst asketisch zu wirken und innerlich tief korrupt zu sein – ein Widerspruch, den auch die propagandistisch zur Schau gestellte Selbstaufopferung nicht verhüllen konnte. Fehlende Kompetenz und Chaos unter einander bekämpfenden Militärstrategen und Parteifunktionären wurden nur noch mühsam durch gespielte Treue zu ihrem ideologischen Götzen verhüllt. Mental hatte sich diese Versammlung mit ihren Uniformen, Zeremonien und täglich stattfindenden Lagebesprechungen längst weit von der Realität der Front entfernt. Und während Hitler physisch sichtbar verfiel und das Reich zusammenzubrechen drohte, hielten die Machtkämpfe an. Ob Göring, Goebbels, Himmler oder Bormann – jeder sah sich als Nachfolger des «Führers». Wie fantastisch mussten die Vorstellungen dieser Nazigrössen sein, dass sie glauben konnten, die Welt werde irgendeine Form von Erbfolge im «Dritten Reich» akzeptieren, wenn es denn überhaupt noch existieren sollte.

Am Ende der dritten Januarwoche rückte Marschall Konews Erste Ukrainische Front nach Schlesien vor, nachdem sie Krakau und Radom eingenommen hatte. Um sich der Fabriken und Bergwerke Oberschlesiens unbeschädigt bemächtigen zu können, wie Stalin angewiesen hatte, entschloss sich Konew, das Industrie- und Bergbaugebiet von Kattowitz bis Ratibor nur halb einzukesseln und den deutschen Einheiten einen Fluchtweg offen zu lassen. Die Dritte Gardearmee, die zunächst direkt in Richtung Breslau stürmte, schwenkte auf Konews Befehl scharf nach links und erreichte bei Opatowitz das Ostufer der Oder. Als ob er einen grossen Angriff vorbereite, liess Konew die Einundzwanzigste, Neunundfünfzigste und Sechzigste Armee vorrücken, um die Deutschen in die Flucht zu schlagen.

In der Nacht des 27. Januar setzten sich die deutschen Divisionen der Siebzehnten Armee in Bewegung und flohen in Richtung Oder. Die Dritte Gardepanzerarmee unter General Rybalko machte sich an ihre Verfolgung und nahm in der tief verschneiten Gegend zahlreiche Landser gefangen. Zuvor hatte Rybalko seine Panzer mit weissem Tüll verhüllen lassen, den man in einer schlesischen Weberei erbeutet hatte, die nach wie vor für den totalen Krieg produzierte.<sup>7</sup>

Stalins «Gold» wurde in den nächsten zwei Tagen unversehrt sichergestellt. Für Deutschland erwies sich dies als eine Katastrophe, wie Guderian es prophezeit hatte. Die hochtrabenden Ziele der Rüstungsproduktion, die Speer kaum zwei Wochen zuvor den Befehlshabern der Korps in Krampnitz erläutert hatte, waren nur noch wertloses Papier. Das räumte er selbst ein und sagte voraus, dass Deutschland sich höchstens noch einige Wochen halten könne. Der Verlust der Kohlegruben, Stahlwerke und Fabriken war möglicherweise ein schwererer Schlag für die deutsche Industrie als alle Bombenangriffe der Alliierten gegen das Ruhrgebiet in den vergangenen zwei Jahren zusammengenommen.

Am meisten musste jedoch erstaunen, dass der deutsche Rückzug mit Billigung des «Führer»-Hauptquartiers geschah. Hitler entliess General Harpe und ersetzte ihn durch seinen Günstling Schörner, einen überzeugten Nazi, der nach der Devise «Kraft durch Furcht» handelte. Schörner war erst dann zufrieden, wenn die Soldaten seine Strafe mehr fürchteten als den Feind.<sup>8</sup>

Die Siebzehnte Armee konnte sich zwar noch zurückziehen, doch gelang es nur relativ wenigen Frauen und Kindern, aus Ober Schlesien zu fliehen. Viele, vor allem die Älteren, beschlossen zu bleiben. Witwen weigerten sich, die Gräber ihrer Männer im Stich zu lassen, andere konnten sich nicht von den Bauernhöfen trennen, auf denen ihre Familien seit Generationen lebten. Sie spürten, wenn sie jetzt gingen, würden sie wohl nie zurückkehren. Eine Schwedin, die sich in einem Bauernwagen durch die sowjetischen Linien geschmuggelt hatte, berichtete der schwedischen Botschaft, die sowjetischen Truppen hätten sich zwar an einigen Orten «korrekt verhalten», aber die deutschen Propagandameldungen träfen meistens zu. Sie ergänzte, das überrasche sie nicht, seitdem sie wisse, wie die Deutschen in Russland gewütet hätten. Sowjetische Truppen liessen vor allem dann keine Gnade walten, wenn sie Aktionen von «Partisanen» vermuteten. Als die Offiziere einer Schützenkompanie einen russischen Wachsoldaten tot auf einer Dorfstrasse fanden, «befahlen sie ihren Männern, die gesamte Bevölkerung zu erschiessen».<sup>9</sup>

Der rasche Vormarsch der Ersten Ukrainischen Front verursachte den sowjetischen Behörden ganz eigene Probleme. Schützenregimenter des NKWD, die eigentlich das Hinterland sichern sollten, wurden gegen überrollte deutsche Einheiten in den Kampf geworfen. Sie mussten sich rasch umorganisieren und sich auf die Dienstvorschriften der Roten Armee einstellen. So beklagte sich General Karpow, Kommandeur der Schützendivi-

sionen des NKWD, die der kämpfenden Truppe nachfolgten, am 26. Januar gegenüber dem NKWD-Befehlshaber der Front, Meschik, seine drei Regimenter reichten «für dieses Gebiet nicht aus, das sehr unübersichtlich und weitgehend mit Wald bedeckt» sei.<sup>10</sup> Es würden noch mehr Truppen und Fahrzeuge erforderlich sein, um ihre Nachschublinien und Vorratslager zu schützen, nachdem sie die Oder überquert hätten.

Im Mittelabschnitt von Konews Front gelang es der Fünften Gardepanzerarmee, die das Chaos nutzte, das Rybalkos rasches Manöver unter den Deutschen ausgelöst hatte, am anderen Ufer der Oder bei Ohlau zwischen Breslau und Oppeln einen Brückenkopf zu errichten. Die Vierte Gardepanzerarmee unter Leljuschenko zur Rechten erkämpfte einen weiteren bei Steinau nordwestlich von Breslau. Der Ort selbst wurde von den Besuchern einer nahe gelegenen Unteroffiziersschule erbittert verteidigt. Leljuschenkos Panzerbesatzungen schienen die Zeit vor der Weichseloffensive gut genutzt zu haben. Durch intensive Zielübungen an deutschen Panzern des Typs «Tiger» hatten sie ihre Schiessleistungen, sonst nicht gerade eine Stärke sowjetischer Panzer, wesentlich verbessert. Nun gaben deutsche Schleppkähne, die von Breslau die Oder hinabfuhren, ideale Zielscheiben ab.

Inzwischen setzten die Deutschen in aller Eile die 169. Infanteriedivision in Marsch, um das Verteidigungskontingent der schlesischen Hauptstadt, die das «Führer»-Hauptquartier inzwischen zur «Festung Breslau» erklärt hatte, zu verstärken. Als Hitler erfuhr, dass die sowjetischen Truppen bei Steinau einen Brückenkopf errichtet hatten, befahl er General von Saucken und General Nehring, sofort zum Gegenangriff überzugehen, obwohl deren Truppen nach dem überstürzten Rückzug aus Polen sich noch nicht wieder erholt und personalmässig aufgefrischt hatten.

Ob nun auch deutsche Flüchtlinge aus Breslau mit den Schiffen, die von Kanonen der Panzereinheiten Leljuschenkos getroffen wurden, untergingen oder nicht – das Schicksal der Frauen und Kinder, welche die Stadt während der panischen Evakuierung zu Fuss verlassen hatten, war unvorstellbar. Alle Männer, die noch nicht in der Wehrmacht kämpften, hatte man zum Volkssturm einberufen, der die Stadt verteidigen sollte. Die Frauen waren völlig auf sich allein gestellt. Sie hörten, wie Lautsprecherwagen die Zivilisten zur Flucht aus der Stadt aufforderten. Nach dem ersten Schrecken trafen Mütter, die keinen Platz in den überfüllten Zügen mehr fanden, alle Vorkehrungen, die notwendig waren, wenn man mit

Kleinstkindern auf eine Reise ging: Thermosflaschen wurden mit heisser Milch gefüllt und Babys so warm wie möglich eingepackt. Milchpulver und Lebensmittel wurden in Rucksäcken verstaut. Nach den Ankündigungen hofften die Frauen immerhin, die Sozialorganisation der NSDAP, die NSV, habe unterwegs Hilfsstationen vorbereitet.

Als Breslau hinter ihnen lag, wurde ihnen jedoch klar, dass man sie brutal im Stich gelassen hatte. Nur noch wenige Fahrzeuge verliessen die Stadt und konnten einige Glückliche mitnehmen. Der Schnee auf den Wegen war so tief, dass die meisten Frauen ihre Kinderwagen bald stehen lassen und die Kleinstkinder tragen mussten. Die Thermosflaschen hielten dem eisigen Wind nicht stand. Es gab nur eine Möglichkeit, einen hungrigen Säugling zu nähren, aber weit und breit war kein Unterschlupf zu finden, wo eine Mutter in Ruhe stillen konnte. Die Häuser am Wege waren verschlossen – entweder bereits verlassen oder von Menschen überfüllt, die sich weigerten, ihre Tür für weitere Neuankömmlinge zu öffnen. In ihrer Not versuchten Mütter ihren Babys hinter einem Schuppen oder anderem Windschutz die Brust zu geben, aber es funktionierte nicht. Das Kind wollte nicht trinken, und die Körpertemperatur der Mutter sank gefährlich ab. Einige holten sich sogar Erfrierungen. Eine junge Frau, die ihrer Mutter in einem Brief mitteilte, ihr Kind sei an der Kälte gestorben, beschrieb das Schicksal weiterer Frauen, die über ein erfrorenes Kind Tränen vergossen oder apathisch unter einem Baum am Wegrand sassen, während ihre grösseren Kinder sie wimmernd umstanden, weil sie nicht wussten, ob ihre Mutter nur bewusstlos oder schon tot war. In dieser Kälte machte das kaum noch einen Unterschied.<sup>11</sup>

Inzwischen war Schukows Erste Weissrussische Front noch rascher in Richtung Nordwesten vor angekommen. Er befahl seinen beiden Panzerarmeen, Widerstandsnester zu umgehen und täglich eine Strecke von 70 bis 100 Kilometern zu bewältigen.<sup>12</sup> Am 25. Januar nachmittags erhielt er einen Anruf von Stalin, der ihm befahl innezuhalten. «Wenn Sie die Oder erreicht haben», erklärte er, «werden Sie mehr als 150 Kilometer von der Flanke der Zweiten Weissrussischen Front entfernt sein. Weiter dürfen Sie jetzt nicht vorgehen. Sie müssen warten, bis [Rokossowski] die Operation in Ostpreussen abgeschlossen und die Weichsel überquert hat.»<sup>13</sup> Stalin befürchtete nämlich, deutsche Truppen könnten längs der pommerschen Küste auf dem «Ostseebalkon» eine Konterattacke gegen Schukows rechte Flanke

wagen. Doch Schukow flehte Stalin um die Erlaubnis an, weiter vorzustürmen. Denn wenn er zehn Tage wartete, bis Rokossowski mit Ostpreussen fertig geworden sei, hätten die Deutschen Zeit, die befestigte Linie bei Meseritz wieder aufzufüllen. Nur äusserst widerwillig erteilte ihm der Kremlherrscher schliesslich die Genehmigung zum Vormarsch.

Schukows Armeen durchquerten nun ein Gebiet, das von den Deutschen in «Warthegau» umbenannt worden war – den Teil Westpolens, den sich das «Dritte Reich» nach der Invasion von 1939 einverleibt hatte. Gauleiter Arthur Greiser war selbst unter den Nazis ein unsäglicher Rassist. Im «Warthegau» hatten die brutalsten Vertreibungen stattgefunden. Über 700'000 Polen verloren jeden Besitz einschliesslich ihrer Häuser. Diese übergab man volksdeutschen Siedlern, die aus ganz Mittel- und Südosteuropa kamen. Die enteigneten Polen trieb man ins «Generalgouvernement» ohne Unterkunft, Nahrung oder Hoffnung auf Arbeit. Den Juden erging es noch schlechter. Über 160'000 wurden im winzigen Ghetto von Lodz zusammengepfercht. Wer nicht Hungers starb, endete schliesslich im KZ. Als die sowjetischen Panzer in die Stadt rollten, waren noch ganze 850 am Leben.<sup>14</sup>

Die Rachegefühle der Polen waren so heftig, dass der NKWD-Chef der Ersten Weissrussischen Front, Serow, sich bei Berija darüber beklagte, er werde sogar am Sammeln von Informationen gehindert. «Die Truppen der Ersten Polnischen Armee behandeln die Deutschen besonders grausam», schrieb er. «Gefangene deutsche Offiziere und Soldaten erreichen häufig nicht den Sammelpunkt. Sie werden unterwegs erschossen. So gerieten zum Beispiel im Bereich des 2. Infanterieregiments der 1. Infanteriedivision 80 Deutsche in Gefangenschaft. Ganze zwei trafen schliesslich beim Sammelpunkt ein. Alle anderen waren unterwegs umgebracht worden. Der Regimentskommandeur befragte die beiden Überlebenden, aber als er sie seinem Nachrichtenoffizier überstellen wollte, wurden auch sie unterwegs erschossen.»<sup>15</sup>

Schukows Entschluss, auf dem Vorrücken seiner beiden Panzerarmeen zu beharren, zahlte sich aus. Die Deutschen hatten keine Chance, eine Verteidigungslinie aufzubauen. Auf der rechten Flanke rückten die Dritte Stossarmee, die Siebenundvierzigste, Einundsechzigste und die Erste Polnische Armee längs der Weichsel vor und schlossen die Lücke zwischen Bromberg und Schneidemühl, um die entblösste Flanke zu schützen. In der Mitte folgten ihnen Bogdanows Zweite Gardepanzerarmee und Bersarins Fünfte Stossarmee. Und am linken Flügel kämpfte sich die Erste Gardepan-

zerarmee unter Katukow bis an die Aussenbezirke von Posen heran. Aber Posen war nicht Lodz. Als Katukow dort am 25. Januar eintraf, sah er, dass die Stadt nicht aus dem Marsch heraus zu erobern war. Daher umging er sie kurzerhand, wie Schukow ihm befohlen hatte. Posen blieb für Tschukow, der mit seiner Achten Gardearmee auf dem Fusse folgte. Das freute diesen gar nicht und scheint seine Abneigung gegen Schukow noch verstärkt zu haben.

Gauleiter Greiser war wie Koch in Ostpreussen inzwischen aus seiner Hauptstadt geflüchtet, nachdem er seinen Untertanen befohlen hatte, dort auszuhalten. Bis zum 20. Januar hatte er das Verbot aufrecht erhalten, dass auch nur ein einziger Zivilist evakuiert wurde. Dadurch war in vielen Gebieten über die Hälfte der Bevölkerung die Chance genommen worden, den Kämpfen zu entkommen. Wassili Grossman, der sich wieder Tschukows Achter Gardearmee angeschlossen hatte, bemerkte immer häufiger, wie «deutsche Zivilisten uns hinter den Gardinen heimlich beobachteten».<sup>16</sup>

Draussen gab es in der Tat eine Menge zu sehen. «Die Infanterie bewegt sich mit Pferdefuhrwerken verschiedenster Art vorwärts», schrieb Grossman in sein Notizbuch. «Die Burschen rauchen Machorka, essen, trinken und spielen Karten. Ein ganzer Konvoi von Wagen zieht vorbei, die mit Teppichen ausgeschlagen sind. Man sitzt auf Federbetten. Die Soldaten ernähren sich nicht mehr von ihren Rationen, sondern von Schweinebraten, Puten und Hühnern. Zum ersten Mal sehe ich rosige, gut genährte Gesichter. ... Die deutschen Zivilisten, die von unseren Panzerspitzen überholt worden sind, drehen um und kehren zurück. Die Polen, denen sie begegnen, verprügeln sie und nehmen ihnen die Pferde weg. Sie nutzen jede Gelegenheit, sie auszurauben.» Wie die meisten Sowjetbürger hatte Grossman keine Vorstellung davon, was 1939 und 1940 wirklich geschehen war. Daher konnte er nicht verstehen, warum die Polen die Deutschen so hassten. Stalins Geheimvertrag mit Hitler, infolge dessen das Land geteilt worden war, hatte man aufgrund der Nachrichtensperre in der Sowjetunion längst vergessen.

Grossman verschloss allerdings nicht die Augen vor unangenehmen Wahrheiten, selbst wenn er sie nicht veröffentlichen konnte. «Wir stiessen auf 250 unserer Mädchen, die von Deutschen aus den Gebieten um Worschilowgrad, Charkow und Kiew nach hierher verschleppt worden waren. Der Chef der politischen Verwaltung der Armee berichtete, man habe sie fast unbekleidet aufgefunden. Sie seien verlaust und ihre Bäuche vor Hun-



ger geschwollen gewesen. Aber ein Mann von der Armeezeitung sagte mir, die Mädchen hätten recht gut ausgesehen, bis unsere Soldaten kamen und sich alles aneigneten.»<sup>17</sup>

Grossman kam bald dahinter, was die Rotarmisten sich nahmen. «Befreite sowjetische Mädchen klagen oft darüber, dass unsere Soldaten sie vergewaltigen», notierte er. «Ein Mädchen erzählte mir unter Tränen: ‚Er war so alt, dass er mein Vater hätte sein könnens› Aber Grossman wollte einfach nicht glauben, dass echte Frontkämpfer so etwas taten. «Frontsoldaten rücken Tag und Nacht unter dem Feuer des Feindes vor, ihre Herzen sind rein und gesund. Es sind die Etappenhengste, die trinken, plündern und vergewaltigen.»

Die Strassenkämpfe in Posen boten einen Vorgeschmack dessen, was in Berlin zu erwarten war. Grossman, der den grössten Teil der Schlacht um Stalingrad miterlebt hatte, wollte sehen, wie Tschuikow agierte, von dem der Satz stammte, Stalingrad sei die «Akademie des Strassenkampfes» gewesen. «Der wichtigste Grundsatz» in Stalingrad lautete nach Grossman, «das Gleichgewicht zwischen der Macht der Waffen und der Verletzlichkeit der Infanterie aufzuheben. Jetzt aber haben die Umstände den Akademiker Tschuikow in die gleiche Situation wie in Stalingrad gezwungen, nur dass die Rollen vertauscht sind. Er greift die Deutschen in den Strassen von Posen mit starken Waffen und wenig Infanterie an.»

Grossman begleitete Tschuikow in der Schlacht um Posen längere Zeit. «Tschuikow sitzt in einem kalten, hell erleuchteten Raum im zweiten Stock einer beschlagnahmten Villa. Unablässig klingelt das Telefon. Kommandeure seiner Einheiten melden, wie die Strassenkämpfe verlaufen.» Zwischen den Anrufen berichtete Tschuikow stolz, wie er «die deutschen Stellungen in Warschau zermalmt» hatte.<sup>18</sup>

«Tschuikow lauscht in den Telefonhörer, greift nach der Karte und sagt: ‚Entschuldigung, ich muss erst meine Brille aufsetzen.‘« Sie sitzt merkwürdig in seinem groben Gesicht. «Er liest den Bericht, lacht und tippt seinem Adjutanten mit dem Bleistift auf die Nase. (Wenn Tschuikow sich über einen Offizier ärgert, setzt er oft seine Faust ein, und das nicht nur für einen Tipp, berichtet einer seiner Mitarbeiter.)<sup>19</sup> Dann ruft er ins Telefon: ‚Wenn sie nach Westen durchbrechen wollen, lasst sie raus! Wir zerquetschen sie wie Wanzen. Das ist das Ende der Deutschen. Sie entkommen uns nicht. ...<sup>20</sup>

«Es ist wirklich erstaunlich», bemerkte Tschuikow sarkastisch an die

Adresse Schukows gewandt, «dass wir bei unserer Kampferfahrung und unserer hervorragenden Aufklärung ein kleines Detail übersehen haben. Wir wussten nicht, dass Posen eine erstklassige Festung ist – eine der stärksten in Europa. Wir dachten, es sei eine Stadt, die wir im Vorübergehen einnehmen könnten. Nun beißen wir uns daran die Zähne aus.»

Während ein Teil der Truppen Tschuikows zurückblieb, um die Festung Posen zu knacken, stürmte ein anderer Teil zusammen mit der Ersten Gardapanzerarmee vorwärts zur Verteidigungslinie von Meseritz östlich der Oder. Ihr Hauptproblem war dabei nicht der Widerstand der Wehrmacht, sondern ihre grösste Sorge galt dem eigenen Nachschub. Die Deutschen hatten auf ihrem Rückzug die Eisenbahngleise zerstört, ausserdem unterschied sich die polnische Spurweite von der in der Sowjetunion üblichen. Folglich mussten Versorgungsgüter fast ausschliesslich mit Lastwagen, meist amerikanischen Studebakers, transportiert werden. Es ist bezeichnend, dass russische Historiker diese Tatsache bisher kaum gewürdigt haben. Hätte es nicht diese nach dem Leih- und Pachtvertrag gelieferten amerikanischen LKWs gegeben, so wäre die Rote Armee wesentlich langsamer vorangekommen, und die westlichen Alliierten hätten Berlin durchaus als Erste erreichen können.

Fast jeder noch lebende sowjetische Soldat hat noch genau den Augenblick im Gedächtnis, als er die deutsche Reichsgrenze überquerte. «Wir traten aus einem Wald heraus», erinnert sich Oberleutnant Klotschkow von der Dritten Stossarmee, «und stiessen auf einen Pfahl, an den ein Brett genagelt war. Darauf stand: ‚Hier ist es – das verfluchte Deutschlands Nun betreten wir Hitlers Reich. Die Soldaten schauten sich neugierig um. Deutsche Dörfer unterscheiden sich in vieler Hinsicht von polnischen. Die meisten Häuser sind aus Ziegeln oder Feldsteinen erbaut. In kleinen Gärten stehen sorgfältig beschnittene Obstbäume. Die Strassen sind gut.» Gleich vielen seiner Landsleute vermochte Klotschkow nicht zu begreifen, wie die Deutschen, «die kein gedankenloses Volk sind», ihr wohl geordnetes, gutes Leben aufs Spiel setzen konnten, um die Sowjetunion zu überfallen.<sup>21</sup>

Wassili Grossman begleitete Teile der Achten Gardearmee, die man von Posen vorausgeschickt hatte, auf ihrem Marsch zur Reichshauptstadt. Die Politabteilung stellte an den Strassenrändern Schilder auf, auf denen stand: «Erzittere in Furcht, faschistisches Deutschland – der Tag der Abrechnung ist da!»<sup>22</sup>

Grossman war auch dabei, als die Stadt Schwerin erobert wurde. Wieder notierte er mit dem Bleistift seine Eindrücke: «Rundum steht alles in Flammen. ... Eine alte Frau springt aus dem Fenster eines brennenden Hauses. ...Es wird geplündert. ... Überall ist es taghell, weil die ganze Stadt in Flammen steht. ... Im Büro des Stadtkommandanten steht eine schwarz gekleidete deutsche Frau und spricht in leisem, fast flüsterndem Ton. Sie hat ein Mädchen mitgebracht, den Hals und das Gesicht voller blauer Flecken, mit einem geschwollenen Auge und schrecklichen Blutergüssen an den Händen. Es ist von einem Soldaten der Nachrichtenkompanie des Stabes vergewaltigt worden. Er steht dabei. Die Augen in dem runden, roten Gesicht schauen schläfrig drein. Der Kommandant nimmt alle drei ins Verhör.»<sup>23</sup>

Grossman sah «den Schrecken in den Augen von Frauen und Mädchen. ... Furchtbare Dinge werden den deutschen Frauen angetan. Ein kultivierter Deutscher erklärt mit ausladenden Gesten in gebrochenem Russisch, dass seine Frau an diesem Tag von zehn Mann vergewaltigt wurde. ... Sowjetische Mädchen, die aus den Lagern befreit wurden, haben ebenfalls schwer zu leiden. Letzten Abend suchten einige im Zimmer der Frontberichterstatte Zuflucht. Wir wurden in der Nacht von Schreien geweckt. Einer der Korrespondenten konnte nicht an sich halten. Es folgte eine heftige Diskussion, dann war die Ordnung wieder hergestellt.» Grossman schrieb nieder, was er offenbar über eine junge Mutter gehört hatte, die mehrfach in einer Scheune missbraucht worden war. Ihre Verwandten kamen und baten die Soldaten, eine Pause zu machen, damit sie ihr Kind stillen könnte, das unablässig schrie. All das passierte ganz in der Nähe des Hauptquartiers unter den Augen der Offiziere, die eigentlich für Disziplin zu sorgen hatten.

Am Dienstag, dem 30. Januar 1945, als Hitler seine letzte Rede an das deutsche Volk hielt, begann man in Stabskreisen der Wehrmacht plötzlich zu begreifen, dass die Gefahr für Berlin grösser war, als bis dahin befürchtet wurde. Schukows Vorausbteilungen hatten nicht nur die Befestigungslinien von Meseritz mit Leichtigkeit durchbrochen, sondern standen bereits kaum einen Schuss weit von der Oder entfernt. Um 19.30 Uhr traf im Hauptquartier der Heeresgruppe Weichsel die Nachricht ein, die Strasse von Berlinchen nach Landsberg sei «voller Feindpanzer».<sup>24</sup> Die Luftaufklärung brach völlig zusammen.

Himmler bestand darauf, ein Bataillon Panzer des Typs «Tiger» ganz

allein mit einem Eisenbahnzug in die Gefahrenzone zu befördern, um die Lage zu bereinigen. Proteste seines Stabes verhallten ungehört, weil der Reichsführer SS darauf beharrte, ein Bataillon «Tiger» sei in der Lage, eine ganze sowjetische Panzerarmee aufzuhalten. Die 50 Tonnen schweren Monster waren noch auf den Eisenbahnwaggons festgezurr, als drei oder vier sowjetische Panzer sie unter Feuer nahmen. Das Bataillon erlitt schwere Verluste, bevor der Zug schliesslich nach Küstrin zurückstossen konnte. Himmler wollte den Bataillonskommandeur zunächst standrechtlich erschiessen lassen, doch liess er sich schliesslich davon überzeugen, dass ein Eisenbahnwagen keine günstige Kampfposition für einen «Tiger» war.<sup>25</sup>

In dieser extremen Krisensituation handelte Himmler ähnlich wie Stalin, der 1942 seinen berühmten Befehl «Keinen Schritt zurück» erlassen hatte. Himmlers Weisung war allerdings in ganz anderem Ton abgefasst und mit der Überschrift versehen: «Tod und Strafe für Pflichtvergessenheit». Am Ende wollte er jedoch etwas Hoffnung verbreiten. Nach schwerer Prüfung komme der Tag, so hiess es dort, da deutsches Land wieder frei sein werde.<sup>26</sup> Ein weiterer Befehl verbot Frauen bei schwerer Strafe, zurückweichenden Soldaten zu essen zu geben.<sup>27</sup> Und in einem Tagesbefehl an die Heeresgruppe Weichsel erklärte Himmler: «Der Herrgott hat noch nie unser Volk verlassen, und dem Mutigen hat er in der grössten Not immer geholfen.»<sup>28</sup> Ob nun aus historischer oder theologischer Sicht – dies war eine höchst dubiose Behauptung.

Als Himmler davon erfuhr, dass die Nachricht von der Flucht hoher Nazifunktionäre, besonders der Gauleiter Koch und Greiser, wie ein Lauffeuer um sich greife, beschloss er, auf unterer Ebene ein Exempel zu statuieren. An dem Tag, an dem die oben zitierten Befehle hinausgingen, kündigte er auch die Hinrichtung des Polizeichefs von Bromberg an, der von seinem Posten geflohen war. Einige Tage später wurde der Bürgermeister von Schwedt an der Oder gehängt, «weil er seine Stadt ohne Räumungsbefehl verlassen hatte».<sup>29</sup>

Am 12. Jahrestag der «Machtergreifung» Hitlers jährte sich auch die Niederlage von Stalingrad zum zweiten Mal. Berija erhielt Bericht von einem Gespräch zwischen Feldmarschall Paulus, General Strecker, dem Kommandeur, der im Stalingrader Industriegebiet am längsten ausgehalten hatte, und General von Seydlitz. Dieses war über verdeckte Mikrofone in den Arresträumen der hohen Offiziere mitgehört worden.

«Die gefangenen deutschen Generäle sind in sehr schlechter Stimmung», berichtete man Berija. Sie waren über Churchills Rede im britischen Unterhaus sechs Wochen zuvor entsetzt, in der er Stalins Vorschlag unterstützt hatte, Ostpreussen und andere deutsche Gebiete als Kompensation für erlittenen Schaden Polen zu überlassen. Laut ihrer Meinung würde damit ihre Ausgangslage im «Nationalkomitee Freies Deutschland» unmöglich werden. «In dieser Sache haben die Nationalsozialisten eine bessere Position als wir», konstatierte Feldmarschall Paulus, «denn schliesslich verteidigen sie deutsches Gebiet und versuchen Deutschlands Integrität zu erhalten.»

Selbst General von Seydlitz, der vorgeschlagen hatte, dass dem Nationalsozialismus ablehnend gegenüberstehende deutsche Kriegsgefangene über Deutschland abspringen und dort eine Revolution auslösen sollten, vertrat die Ansicht, «es wäre nicht fair, Deutschland Gebiete zu rauben, um eine Sicherheitsbarriere zu schaffen». Den gefangenen Generälen wurde nun klar, dass ihr Bündnis gegen die Nazis von der Sowjetunion für die Verfolgung eigener Ziele genutzt wurde. «Mich quält die schreckliche Sorge», zweifelte Seydlitz, «ob wir den richtigen Weg gewählt haben.» Das Nazi-Regime hatte ihn wegen Verrats in Abwesenheit zum Tode verurteilt.

«Hitler denkt nur daran», sagte Paulus, «wie er das deutsche Volk in weitere Opfer treiben kann. Nie zuvor in der Geschichte war die Lüge eine so starke Waffe der Diplomatie und Politik. Wir Deutschen sind von einem Mann, der die Macht usurpiert hat, schmäzlich betrogen worden.»

«Warum ist Gott so zornig mit Deutschland», fragte sich Strecker, «dass er uns Hitler geschickt hat? Ist das deutsche Volk so unwürdig? Hat es diese Strafe verdient?»

«Die Katastrophe von Stalingrad ist nun zwei Jahre her», sagte Paulus. «Und jetzt wird ganz Deutschland ein gigantisches Stalingrad.»<sup>30</sup>

Himmlers Mahnungen und Drohungen änderten nichts an der Situation. Am selben Abend überschritten sowjetische Schützenbataillone unter Führung des stellvertretenden Kommandeurs der 89. Gardeschützendivision, Oberst Jesipenko, die zugefrorene Oder. Sie schwärmten aus und formierten sich nördlich von Küstrin zu einem kleinen Brückenkopf.

Bersarins Männer von der Fünften Stossarmee überquerten die zugefrorene Oder am frühen Morgen des 31. Januar, eines Sonntags, und drangen in das Dorf Kienitz ein. Über den Fluss waren sie den Spuren von Bauern im Eis gefolgt, die am östlichen Ufer Brennholz gesammelt hatten. Nur der

Bäcker und sein Geselle waren wach geworden. Die von Oberst Jesipenko kommandierten Soldaten bemächtigten sich eines Zuges, der mit sechs Flaks, 13 Offizieren und 63 jungen Rekruten vom Reichsarbeitsdienst bestückt war. Eine nur spärlich bekleidete kleine Gruppe, die im Schlaf überrascht worden war, versuchte durch die Schneelandschaft zu fliehen, um die nahe gelegene Stadt Wriezen vor dem feindlichen Überfall zu warnen. Die Rote Armee war jetzt kaum noch 70 Kilometer von der Reichskanzlei entfernt.

Am selben Tag überquerte der draufgängerische Oberst Gussakowski mit seiner 44. Gardepanzerbrigade südlich von Küstrin die Oder und bildete einen weiteren Brückenkopf. Diese Aktion brachte ihm den zweiten goldenen Stern des «Helden der Sowjetunion» ein. An beiden Punkten gruben sich die sowjetischen Truppen unverzüglich in den sumpfigen, nun gefrorenen Boden des Oderbruchs ein, der sich zwischen dem Fluss und den Seelower Höhen erstreckt. Artillerieregimenter rückten nach, um mit ihren Geschützen die nötige Unterstützung zu gewährleisten. Die Sowjets erwarteten eine rasche, wütende Gegenattacke, aber die Deutschen waren von den Vorgängen wie betäubt – Goebbels behauptete immer noch, die Front verlaufe irgendwo in der Nähe von Warschau –, sodass kostbare Zeit verstrich, bis es ihnen gelang, ausreichend Bodentruppen nach vorn zu werfen. Allerdings tauchten am nächsten Morgen Focke-Wulf-Jagdflugzeuge über der Oder auf, welche den Feind in seinen frisch ausgehobenen Gräben und Geschützstellungen mit ihren Bordwaffen unter Beschuss nahmen. Die versprochene sowjetische Flakdivision verspätete sich um drei Tage, sodass Tschuikows Männer, die sich ihren Weg über das dünne Eis des Flusses bahnten, extrem angreifbar waren. Trotzdem gelang es ihnen, Panzerabwehrkanonen auf Skiern über den Fluss zu bugsieren und ihre Stellungen zu verteidigen.

Die Nachricht, dass die Sowjets bereits Brückenköpfe diesseits der Oder erkämpft hatten, war ein Schock für die Soldaten wie für die Zivilbevölkerung. Walter Beier, der im Zug von Ostpreussen der Feldgendarmarie entgangen war, verbrachte gerade seine letzten Urlaubstage zu Hause in Buchsmühle zwischen Küstrin und Frankfurt an der Oder. «Doch das traute Glück währte nicht lange», berichtete er. Am Abend des 2. Februar kam ein aufgeregter Nachbar angerannt und rief, 800 Russen stünden im Eichenwald nur 500 Meter entfernt.<sup>31</sup>

In der ganzen Gegend waren kaum Truppen ausser einigen Volkssturmkompanien mit Gewehren und ein paar Panzerfäusten. Von einem alten

Schuldirektor befehligt, hielten sie sich auf Distanz, vor allem als sie bemerkten, dass bereits sowjetische Scharfschützen in den Eichen sassen. Ein Bataillon sowjetfeindlicher Kaukasier, verstärkt durch einige Deutsche aus dem 6. Festungsregiment, rückte überhastet aus Frankfurt an. Beier, der Fronterfahrung hatte, erhielt von einem Offizier den Befehl über eine Gruppe.

Während Beier mit seinen Leuten aus einem Graben den Wald beobachtete, zeigte einer der Kaukasier in diese Richtung und sagte in gebrochenem Deutsch: «Du nix schiessen, wir nix schiessen da. Wir nicht schiessen auf Kameraden!» Beier machte darüber Meldung, worauf die Kaukasier entwaffnet und nach hinten geschickt wurden, wo sie Gräben ausheben sollten. Ihre Weigerung, auf die eigenen Landsleute zu schiessen, sollte ihnen wenig helfen, als sie später von der Roten Armee gefangen genommen wurden.

Diese eiligst zusammengestellte Truppe wurde bald von einigen sehr jungen, noch in Ausbildung befindlichen Soldaten der SS-Panzerergrenadierdivision «Feldherrnhalle» verstärkt. Die meisten waren kaum 16 bis 18 Jahre alt. Sie begannen auf den Eichenforst zu schiessen, eines der wenigen Waldstücke in dieser Gegend. Es waren 350 Mann in wahllos kombinierten Uniformteilen. Einige trugen Stahlhelme, andere Käppis, weitere Schirmmützen. Viele hatten nichts anderes als die Uniform der Hitlerjugend. Sie waren sehr stolz auf den Auftrag, der ihnen gestellt worden war. Dabei konnten einige kaum eine volle Munitionskiste anheben oder die Gewehre beim Schiessen ordentlich halten, denn die Kolben waren zu lang für ihre Arme. Beim ersten Angriff mähten die sowjetischen Scharfschützen sie einzeln nieder. Der Kommandeur der Einheit fiel mit einer Kugel im Kopf. Nur eine Hand voll Soldaten kam mit dem Leben davon.

Beier zog sich in das Haus seiner Eltern zurück. Hier stellte er fest, dass im Keller bereits eine Sanitätsstation eingerichtet war. Alle im Haus vorhandene Bettwäsche hatte man in Streifen gerissen.

Verstärkung traf ein, die den Brückenkopf angreifen sollte, während Tschuikows Männer vorstürmten, um den Reitweiner Sporn zu erobern, eine strategisch wichtige Anhöhe, von welcher der ganze Oderbruch bis zu den Seelower Höhen im Westen zu überblicken war. Am 2. Februar traf das 506. Mörserbataillon nördlich des Brückenkopfs ein und feuerte in drei Tagen und drei Nächten 14'000 Granaten ab. Auch ein Bataillon des Panzerregiments «Kurmark» erschien am Ort des Geschehens. Am 4. Februar

rückte diese Einheit, die erst kurz zuvor mit Panzern des Typs «Panther» ausgerüstet worden war, von Süden her zum Angriff gegen den Reitweiner Sporn vor. Die «Panther» versagten jedoch kläglich, denn wie von den Meteorologen angekündigt, setzte Tauwetter ein, und die schweren Ketten kamen an den aufgeweichten Abhängen ins Rutschen. Die Nachricht, dass Truppen der Roten Armee die Oder überquerten, traf Berlin wie ein Schock. «Stalin ante portas!», schrieb Goebbels' Pressesprecher Wilfred von Oven am 1. Februar in sein Tagebuch. «Dieser Schreckensruf verbreitete sich mit Windeseile durch die Reichshauptstadt.»<sup>32</sup>

Die Nazipropaganda wurde nun noch fanatischer, und zuweilen klangen bereits hysterische Töne durch. Das Wachregiment der Division «Grossdeutschland» wurde in Marsch gesetzt mit der Weisung, die Brückenköpfe an der Oder für den «Führer» zurückzuerobern.<sup>33</sup> Berliner Stadtbusse beförderten die Truppen nach Seelow.

Auch eine neue SS-Division wurde aufgestellt. Zu Ehren des 12. Jahrestags der braunen Machtergreifung erhielt sie den Namen «30. Januar». Den Kern bildeten langjährige SS-Mitglieder, aber viele waren wiedergenesene Verwundete. Eberhard Baumgart, ehemals Mitglied der SS-Leibstandarte «Adolf Hitler», jetzt in einem Erholungslager, wurde zusammen mit anderen SS-Invaliden herbeibefohlen. Ein Obersturmführer informierte sie über die Aufgabe der neuen Division, die Reichshauptstadt zu verteidigen. Dort wurden kampfgestählte Veteranen gebraucht. Seine Aufforderung, sich freiwillig zu melden, bekräftigte er mit dem von Himmler kreierten SS-Wahlspruch, den er schneidig herausposaunte: «Unsere Ehre heisst Treue, Kameraden!»<sup>34</sup>

Derartiger Fanatismus wurde aber immer seltener, wie die SS-Führung besorgt feststellte. Am 12. Februar berichtete Obergruppenführer Berger an Himmler, seine Organisation sei bei Zivilbevölkerung und Wehrmacht «wegen ihrer besonderen Unkameradschaftlichkeit gegenüber Heeresangehörigen» tief verhasst. Mit der SS werde «in der letzten Zeit nicht mehr gesprochen».<sup>35</sup>

Aber selbst den SS-Freiwilligen verging die Begeisterung, als sie im Oderbruch, einer trüben Gegend mit sumpfigen Feldern und Deichen, eintrafen. «Wir sind am Ende der Welt!», fasste ein Angehöriger der SS-Division «30. Januar» seine Gemütslage in Worte. Die Moral der Deutschen sank weiter angesichts der Tatsache, dass die neue Einheit weder mit Panzern noch mit Sturmgeschützen ausgerüstet war. «Das hier ist keine Division»,



schrrieb Baumgart, «sondern ein zusammengekratzter Haufen.» Da er noch nicht ganz genesen war, wurde er im Hauptquartier der Division eingesetzt, die ein Bauernhaus mit Beschlag belegt hatte. Die junge Frau des Bauern, der irgendwo in der Wehrmacht Dienst tat, sah teilnahmslos zu, wie man ihre Zimmer ausräumte und sie mit Feldtelefonen und Schreibmaschinen bestückte. Den neuen Bewohnern wurde jedoch schon nach kurzer Zeit klar, dass das Ziegeldach des Hauses für die sowjetische Artillerie ein deutlich sichtbares Ziel darstellte.

Bald sass Baumgart über eine Schreibmaschine gebeugt und tippte Protokolle von Verhören dreier Überläufer der Roten Armee. Sie hatten sich entschlossen, die Seite zu wechseln, nachdem sie gezwungen worden waren, ihren Divisionskommandeur auf den Schultern durch das eisige Wasser der Oder zu tragen, damit er keine nassen Füße bekam. Die Dolmetscher im Hauptquartier der Division, die Wolgadeutsche waren, lasen später Artikel aus einer erbeuteten *Prawda* vor. In der Zeitung war das Kommuniqué zum Abschluss der Konferenz von Jalta veröffentlicht, das beschrieb, was die Alliierten mit Deutschland planten. Der Gedanke an eine bevorstehende Niederlage erschreckte Baumgart und seine Kameraden tief. «Wir kämpfen bis zum Endsieg!», schworen sie sich.

Am 9. Februar 1945 warf der antisowjetische Überläufer General Andrej Wlassow, von Himmler aufgefordert, sein persönliches Schutzbataillon in den Kampf um die Brückenköpfe. Diese Einheit von Russen, die der Division «Döberitz» angehörte, griff die sowjetische 230. Schützendivision beim Brückenkopf nördlich von Küstrin an. Wlassows Leibwächter hielten sich gut, wengleich der Vorstoss insgesamt scheiterte. In der deutschen Propaganda hiess es: «Die Wlassow-Leute kämpften mit einer Einsatzfreudigkeit und einem Fanatismus, der mitreissend war. Sie zeigten sich als sehr gut ausgebildete Nahkampfspezialisten und erwarben sich bei den deutschen Kameraden den Namen ‚Panzerknacker‘.»<sup>36</sup> Letzteres kann eine Übertreibung des propagandistisch geschulten Reporters gewesen sein. Der Kommandeur, Oberst Sacharow, und vier Männer erhielten das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. Der Reichsführer SS persönlich sandte Wlassow einen Glückwunsch, in dem es «mit kameradschaftlichen Grüssen» hiess, dass sich seine Männer «ganz hervorragend geschlagen» hätten.<sup>37</sup>

Solches Lob für jene, die man kurz zuvor noch als «Untermenschen» eingestuft und behandelt hatte, zeigte nur, wie verzweifelt die Lage der braunen Machthaber bereits war, auch wenn sich das Hitler immer noch

nicht eingestehen wollte. Am 12. Februar empfing Goebbels eine Delegation Kosaken «als erste Freiwillige im Kampf gegen den Bolschewismus auf unserer Seite». Er bot ihnen in seiner Kanzlei sogar einige Flaschen Weissbier an. Goebbels pries die Kosaken «als freiheitsliebendes Wehrbauernvolk». <sup>38</sup> Ihre in Norditalien demonstrierte «Freiheitsliebe» brachte Berlin allerdings bittere Klagen des deutschen Beraters für zivile Angelegenheiten ein: So hatten sie im Friaul fürchterlich unter der Zivilbevölkerung gewütet. Wie auch andere SS-Freiwillige von nationalen Minderheiten wollten die Kosaken jedoch mit Wlassow und dessen grossrussischen Ideen nichts zu tun haben.

Die Reaktion des «Führers» auf die Übermacht der sowjetischen Panzerbrigaden war der Befehl, eine «Panzer-Jagddivision» aufzustellen. <sup>39</sup> Aber die Einheit mit der beeindruckenden Bezeichnung konnte dieser nicht mehr gerecht werden. Sie bestand in der Hauptsache aus Kompanien von Hitlerjungen auf Fahrrädern. Am Lenker jedes Vehikels waren zwei Panzerfäuste befestigt. Der Radfahrer sollte bei Auftauchen eines feindlichen Panzers von seinem Drahtesel abspringen und augenblicklich gegen den T-34 oder «Stalin» in Aktion treten. Doch nicht einmal die Japaner hatten ihre Kamikazekrieger auf Fahrrädern in den Kampf geschickt.

Himmler sprach von der Panzerfaust, als sei sie eine Wunderwaffe wie die V 2. Er schwärmte, wie hervorragend sie sich für die Panzerbekämpfung in engen Stadträumen eigne. Aber jeder Soldat, der noch bei Trost war, hätte lieber aus 500 Meter Entfernung mit einer 88-Millimeter-Kanone auf einen sowjetischen Panzer geschossen. Himmler platzte fast vor Wut, als er von Gerüchten hörte, seine Wunderwaffe könne die Panzerung der feindlichen Fahrzeuge gar nicht durchschlagen. Solche Geschichten, schrie er, seien «ein absoluter Schwindel». <sup>40</sup>

Da die Rote Armee immer näher rückte, schienen die braunen Bonzen nun die Möglichkeit ins Auge zu fassen, sich selbst das Leben zu nehmen. Aus dem Hauptquartier des Gaus Berlin erging der Befehl, bei der Ausgabe von «Waffenscheinen für Politische Leiter für bevorzugte Bearbeitung dieser Anträge Sorge zu tragen». <sup>41</sup> Ein hoher Angestellter einer pharmazeutischen Fabrik erzählte Ursula von Kardorff und einem Freund, in seinem Labor sei ein «Goldfasan» erschienen und habe Gift für die Reichskanzlei verlangt. <sup>42</sup>

Endlich bekamen Hitler und seine Paladine nun selbst die Schrecken des

Krieges zu spüren, den sie vom Zaun gebrochen hatten. Die Vergeltung für die kürzlichen Hinrichtungen der Männer des 20. Juli erfolgte unerwartet kaum zwei Wochen später. Am Morgen des 3. Februar flog die US-Luftwaffe besonders schwere Bombenangriffe auf Berlin. Etwa 3'000 Einwohner starben. Das Zeitungs vier tel und andere Teile der Stadt wurden dem Erdboden gleichgemacht. Die Bomben der Alliierten fielen nun auch auf wichtige nationalsozialistische Gebäude. Die Reichskanzlei und das Parteihaus wurden getroffen, das Hauptquartier der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Strasse und der Volksgerichtshof schwer beschädigt. Dessen Präsident Roland Freisler, der die Verschwörer des 20. Juli vor Hass geifernd in Schauprozessen abgeurteilt hatte, fand auf dem Weg zum Luftschutzbunker des Gebäudes sein Ende. Die Nachricht seines Todes sorgte in Widerstandskreisen für kurze Genugtuung. Aber die Gerüchte, dass Konzentrationslager und Gefängnisse vermint würden, liess die Sorge um die eingekerkerten Verwandten und Freunde weiter steigen. Man hoffte noch, Himmler werde die Gefangenen als Faustpfand benutzen. Martin Bormann schrieb über die Luftangriffe in sein Tagebuch: «Von Bomben getroffen: die neue Reichskanzlei, Hitlers Wohnung, Speisezimmer und Wintergarten zerstört, ebenso das Parteihaus.»<sup>43</sup> Ihn interessierten offenbar allein die Monumente des Nationalsozialismus. Über die Verluste unter der Zivilbevölkerung verlor er kein Wort.

Das wichtigste Ereignis an jenem Dienstag, dem 6. Februar, war nach Bormanns Tagebuch allerdings Eva Brauns Geburtstag. Hitler, offenbar «in Hochstimmung», sah zu, wie sie mit anderen tanzte. Bormann sprach wie gewöhnlich meist mit Kaltenbrunner. Am 7. Februar wurde Gauleiter Koch von Hitler zu einem Gespräch empfangen. Offenbar war ihm bereits Absolution dafür erteilt worden, dass er sich aus Königsberg abgesetzt hatte, nicht ohne zu befehlen, jeden zu erschiessen, der seinen Posten verliess. An jenem Abend ass Bormann bei den Fegeleins. Einer der Gäste war Heinrich Himmler, an dessen Stuhl er, Fegelein und Kaltenbrunner sägten. Obwohl die Lage an der Front so prekär war, fand Himmler, offiziell Befehlshaber der Heeresgruppe Weichsel, nichts dabei, fern von seinem Befehlsstand zu dinieren. Nach dem Essen unterhielten sich Bormann und Fegelein mit Eva Braun. Vielleicht sprachen sie über ihre Abreise von Berlin. Hitler wollte nicht, dass sie sich der Gefahr in der Hauptstadt aussetzte. Am nächsten Abend gab sie eine kleine Abschiedsparty für Hitler, Bormann und die Fegeleins. Noch einen Abend später, es war Freitag, der 9. Februar, reiste Eva

Braun mit ihrer Schwester Gretl nach Berchtesgaden ab. Hitler bat Bormann, die beiden zum Zug zu bringen.

Bormann, der neue Machthaber innerhalb der NSDAP, dessen Gauleiter überall die Evakuierung von Frauen und Kindern so lange aufgehalten hatten, bis es zu spät war, erwähnt in seinem Tagebuch die Flüchtlingsströme aus dem Osten mit keinem Wort. Es ist bestürzend, wie unfähig sich die Naziführer zeigten, das Flüchtlingsproblem zu lösen. Allerdings weiss man in ihrem Fall häufig nicht, wo Verantwortungslosigkeit endete und Unmenschlichkeit begann. In einem Bericht über die «Lage in der Evakuierung» vom 10. Februar stellten die Behörden plötzlich fest, dass noch 800'000 Zivilisten von der Ostseeküste abtransportiert werden mussten. Ein Eisenbahnzug oder ein Schiff konnte aber jeweils nur 1'000 Menschen aufnehmen. «Es stehen weder genügend Schiffe noch Eisenbahnwagen oder Fuhrwerke zur Verfügung»<sup>44</sup>, hiess es in dem Bericht. Nach wie vor aber dachte keiner der braunen Paladine daran, seinen persönlichen luxuriösen «Sonderzug» für die Evakuierung zur Verfügung zu stellen.

## 6

### Ost und West

Als die Deutschen am Morgen des 2. Februar ihre ersten Konterattacken gegen die Brückenköpfe an der Oder starteten, erreichte die «U.S.S. Quincy» die Insel Malta. «Der Kreuzer mit dem Präsidenten an Bord», schrieb Churchill, «dampfte majestätisch in den Grosshafen von Valetta, der noch Spuren der Kämpfe trug.» Churchill liess sich zu dem Kriegsschiff bringen, um Roosevelt dort zu begrüessen. Obwohl er darauf verzichtete zu erwähnen, dass der Präsident krank war, zeigte sich seine Begleitung erschüttert, wie erschöpft er wirkte.

Die beiden Männer begrüssteten sich freundlich, wenn nicht sogar herzlich. Trotzdem war Churchills Aussenminister Anthony Eden besorgt. Bezüglich der Frage des Einmarschs in Deutschland hatten sich zwischen den westlichen Alliierten Spannungen aufgebaut. Nun flogen ihre höchsten Repräsentanten nach Jalta auf der Krim, um sich mit Stalin über die Gestaltung der Nachkriegskarte Mitteleuropas zu einigen. Auch hinsichtlich dieses Themas waren unter ihnen Differenzen entstanden, während der sowjetische Führer genau wusste, was er wollte. Am meisten beschäftigte Churchill und Eden die Unabhängigkeit Polens. Roosevelts Prioritäten galten dagegen dem Aufbau der Vereinten Nationen für die Nachkriegszeit.

Am frühen Morgen des 3. Februar machten sich Präsident und Premierminister in getrennten Flugzeugen auf den Weg nach Jalta. Ohne Kabinenbeleuchtung und begleitet von Mustang-Langstreckenjägern, flogen sie nach Osten in Richtung Schwarzes Meer, vor sich ein ganzes Geschwader Transportmaschinen mit den beiden Delegationen. Nach siebeneinhalb Stunden landeten sie in Saki bei Eupatoria. Hier erwartete sie Molotow in Begleitung von Andrei Wyschinski, ehemals Chefankläger in den Schauprozessen, jetzt stellvertretender Aussenminister. Stalin, der an Flugangst litt, traf erst am Morgen des 4. Februar, einem Sonntag, ein. Er kam aus Moskau in seinem

grünen Eisenbahnwaggon, der immer noch mit den Art-Nouveau-Ornamenten der Zarenzeit versehen war.

Die amerikanischen Stabschefs logierten im ehemaligen Zarenpalast. General George C. Marshall erhielt das Schlafzimmer der Zarin mit einer geheimen Hintertreppe, die vielleicht einmal Rasputin benutzt hatte. Die britischen Kollegen wurden im Schloss des Fürsten Woronzow in Alupka einquartiert, einer bizarren Mischung aus maurischem Palast und schottischer Burg aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Um Präsident Roosevelt weite Fahrten zu ersparen, hatte man ihn direkt im Palast von Livadia untergebracht, wo auch die Gespräche stattfinden sollten.<sup>1</sup> In den Kämpfen auf der Krim und beim Rückzug der Deutschen war so viel zerstört worden, dass die sowjetischen Behörden diese Gebäude in hohem Tempo hatten reparieren lassen müssen, um sie überhaupt bewohnbar zu machen. Unter anderem musste das gesamte Rohrleitungssystem ausgewechselt werden. Man scheute jedoch keine Kosten, die Gäste inmitten von Trümmern mit üppigen Banketten zu bewirten, bei denen sich die Tische unter Kaviar und kaukasischem Sekt bogen. Churchill nannte diese Küste der gespenstischen Sommerresidenzen sarkastisch die «Riviera des Hades».<sup>2</sup> Aber nicht einmal er kam auf den Gedanken, dass alle Zimmer «verwanzt» sein könnten. Der NKWD liess sogar die Gärten mit Richtmikrofonen überwachen.

Stalin suchte Churchill noch am selben Nachmittag auf. Er wollte unbedingt den Eindruck erwecken, die Rote Armee stehe kurz davor, in Berlin einzumarschieren. Dann machte er Präsident Roosevelt seine Aufwartung. Dem Präsidenten begegnete er fast ehrerbietig, und auch seine Darstellung der Kriegslage klang ganz anders. Hier betonte Stalin die Heftigkeit des deutschen Widerstands und die Schwierigkeiten, welche die Überquerung der Oder bereitete. Roosevelt war überzeugt, er, nicht Churchill, wisse, wie mit dem sowjetischen Führer umzugehen sei, und Stalin liess ihn in diesem Glauben. Roosevelt meinte, er müsse nur Stalins Vertrauen gewinnen, was Churchill nie gelingen werde. Die Meinungsverschiedenheiten mit den Briten bezüglich der Strategie des weiteren Vorgehens in Deutschland gab er offen zu. Als er für die Zukunft die Einrichtung eines direkten Kontakts Eisenhowers zum sowjetischen Hauptquartier anregte, stimmte Stalin begeistert zu. Er sah genau, welche Vorteile die Offenheit der Amerikaner brachte, während seine Gegenleistungen sich auf ein Minimum beschränkten.

Die Amerikaner hatten einen besonderen Grund, jegliche Konfrontation mit dem Kremlherrscher zu vermeiden. Sie wussten noch nicht, ob ihre Atombombe funktionieren würde, weshalb sie die Sowjets unbedingt am Krieg gegen Japan beteiligen wollten. Dabei kam ihnen gar nicht in den Sinn, dass es für Stalin sehr vorteilhaft war, sich auch von dieser Warte als einer der Sieger zu präsentieren, nun, da die Kämpfe fast vorüber waren.

Auf der ersten Sitzung, die bald darauf begann, bot Stalin zuvorkommend an, Präsident Roosevelt möge die Gespräche leiten. Der sowjetische Führer war in seiner Marschalluniform erschienen, die nur der Stern des «Helden der Sowjetunion» schmückte. Die Hose mit den breiten Streifen an den Seiten hatte er in seine weichen kaukasischen Stiefel mit hohen Absätzen gesteckt, denn Stalin litt sehr darunter, dass er so klein von Wuchs war. Ausserdem mied er nach Möglichkeit helles Licht, weil das die Pockennarben in seinem Gesicht scharf hervorhob. Alle seine offiziellen Porträts waren stark retuschiert, um diesen Makel zu kaschieren.

Der sowjetische Stabschef, General Antonow, gab einen eindrucksvollen Lagebericht, von dem sein amerikanischer und britischer Kollege meinten, er habe zu wenig Einzelheiten enthalten. Besonders die Briten bemängelten, dass der Informationsaustausch zwischen den Alliierten zu einseitig sei. Antonow behauptete, der Termin für die sowjetische Grossoffensive sei bewusst so gelegt worden, um Amerikaner und Briten zu entlasten. General Marshall hob seinerseits die Wirkung der Bombenangriffe der Alliierten auf die deutsche Rüstungsindustrie, die Eisenbahnverbindungen und die Treibstoffversorgung hervor, was wesentlich zu den jüngsten Erfolgen der Sowjetunion beigetragen habe. Die Atmosphäre drohte zu verhärten, als Stalin Worte Churchills bewusst verdrehte, sodass Roosevelt sich zum Eingreifen genötigt sah.

Beim Abendessen sank das Stimmungsbarometer erneut, weil aus den Bemerkungen sowjetischer Vertreter die totale Missachtung der Rechte kleiner Staaten herauszuhören war. Um die Laune wieder etwas zu heben, sagte Roosevelt zu Stalin, in den USA nenne man ihn freundlich «Onkel Joe». Stalin, dem dies von seinen Diplomaten natürlich nie berichtet worden war, wirkte gekränkt, weil er einen solchen Spitznamen als vulgär und respektlos empfand. Nun warf sich Churchill in die Bresche, um die Situation zu retten. Er brachte einen Trinkspruch auf die Grossen Drei aus, ein Selbstlob, dem sich Stalin nicht entziehen konnte. Sofort nutzte er die Gelegenheit, um noch einmal zu betonen, es seien diese Grossen Drei, die über

das Schicksal der Welt entschieden; kleineren Staaten sollte dabei das Veto-recht verweigert werden. Doch Roosevelt und Churchill erfassten damals wohl nicht ganz die Tragweite, die diesen Worten innewohnte.

Am nächsten Morgen, es war Montag, der 5. Februar, traf der amerikanisch-britische Generalstab mit der Delegation des sowjetischen Oberkommandos unter General Antonow zusammen. Die Sowjets verlangten von den Westalliierten, in Italien mehr Druck auf die Deutschen auszuüben, um diese an der Verlegung von Divisionen nach Ungarn zu hindern. Diese Forderung war für sich genommen durchaus vernünftig und logisch, kann aber auch als Versuch der Sowjets gesehen werden, Amerikaner und Briten im Süden zu binden und von Berlin fern zu halten. Aber sowohl der Oberkommandierende der US-Truppen, General Marshall, als auch der britische Generalstabschef Feldmarschall Sir Alan Brooke erklärten den Sowjets ganz unverblümt, sie könnten die Verlegung deutscher Truppen von einer Front zur anderen nicht verhindern, allerdings Eisenbahnlinien und Fernmeldeverbindungen noch stärker als bisher bombardieren.

Das Thema, das die ganze Konferenz belastete, wurde an jenem Nachmittag und einen Tag später verhandelt. Man redete nun über die unmittelbare Nachkriegszeit und den Umgang mit dem besiegten Deutschland. Der Sieg wurde irgendwann im Sommer oder danach erwartet. Roosevelt sprach von der europäischen Beraterkommission und künftigen Besatzungszonen. Stalin machte deutlich, dass er beabsichtige, Deutschland in viele Einzelstücke zu teilen. Roosevelt kündigte plötzlich an, die US-Truppen nach Deutschlands Kapitulation nicht länger als zwei Jahre in Europa stationieren zu wollen. Churchill war bestürzt. Das konnte Stalin nur noch in seinem Starrsinn bestärken, und ein vom Krieg zerstörtes Europa war viel zu schwach, um sich einer Ausbreitung des Kommunismus ernsthaft entgegenzustemmen.

Stalin kündigte auch die Demontage der deutschen Industrie an – als Anzahlung für die Reparationsforderungen der Sowjetunion in Höhe von zehn Milliarden US-Dollar. Auf der Konferenz wurde das zwar nicht erwähnt, doch folgten Regierungskommissionen sowjetischer Finanzbeamter, die in ihren brandneuen Offiziersuniformen linkisch und deplatziert wirkten, jeder Armee auf dem Fusse. Diese Bürokraten waren mit der «systematischen Beschlagnahme deutscher Industrieanlagen und Vermögenswerte» beauftragt.<sup>3</sup> Ausserdem gehörte zu jeder NKWD-Einheit beim Stab jeder Armee eine Gruppe, die auf die Öffnung von Panzerschränken spezialisiert war.



Sie hatte in Aktion zu treten, bevor Sowjetsoldaten versuchten, die Türen der Tresore gewaltsam zu sprengen, und eventuell deren wertvollen Inhalt vernichteten. Stalin war entschlossen, jedes Gramm Gold zu sammeln, dessen er habhaft werden konnte.

Ein Thema, an dem sowohl Stalin als auch Churchill brennendes Interesse hatten, war Polen. Dabei ging es nicht so sehr um die künftigen Grenzen des Landes als vielmehr um die Zusammensetzung seiner Regierung. Churchill erklärte, ein unabhängiges Polen, für das Grossbritannien im September 1939 in den Krieg eingetreten war, sei für ihn eine Frage der Ehre.

Stalin spielte in seiner Antwort nur sehr vage auf die Geheimklauseln des 1939 mit Nazideutschland geschlossenen Vertrages an, die es der Sowjetunion ermöglicht hatten, den Ostteil Polens und die baltischen Staaten zu besetzen, während sich die Deutschen den Westteil aneigneten. «Da sich die Russen in der Vergangenheit oft an den Polen versündigt haben», erklärte Stalin und erhob sich von seinem Platz, «ist es für uns eine Frage der Ehre, dass die Sowjetregierung hierfür eine Kompensation leistet.» Nach dieser unverfrorenen Einleitung kam Stalin, der über die bereits angelaufenen Repressalien seitens der Sowjets in Polen informiert war, auf den Kern der Sache zu sprechen. «Es ist zugleich auch eine Frage der Sicherheit, denn Polen stellt für die Sowjetunion das ernsteste strategische Problem dar. In der Geschichte war Polen stets das Sprungbrett für Feinde, die in Russland einfielen.» Um dies in Zukunft zu verhindern, müsse Polen stark sein, argumentierte er. «Daher ist die Sowjetunion daran interessiert, ein starkes, freies und unabhängiges Polen zu schaffen. Die Polenfrage ist für den Sowjetstaat eine Frage von Leben und Tod.»<sup>4</sup> Die klare Widersprüchlichkeit der letzten beiden Sätze war nicht zu überhören. Zwar gab man das innerhalb der sowjetischen Delegation nicht offen zu, aber die Machthaber im Kreml wollten nur ein absolut willfähiges Polen akzeptieren, das sie als Pufferzone zu benötigen glaubten. Weder Churchill noch Roosevelt begriffen, wie tief der Schock des deutschen Überfalls von 1941 sass und wie entschlossen Stalin war, sich niemals wieder auf diese Weise von einem Gegner überraschen zu lassen. Möglicherweise sind auch die Wurzeln des Kalten Krieges in diesem traumatischen Erlebnis zu suchen.

Churchill erkannte aber, dass er in der Polenfrage keine Chance hatte, als Stalin auf die Notwendigkeit hinwies, dass die Nachschublinien der Roten Armee in der bevorstehenden Schlacht um Berlin gesichert werden müssten. Der sowjetische Führer spielte seine Karten sehr geschickt aus. Die

provisorische «Warschauer Regierung», wie er sie hartnäckig nannte, während Amerikaner und Briten die vom NKWD gesteuerten Kommunisten stets nur als «Lubliner Regierung» bezeichneten, sei installiert und, wie er behauptete, sehr populär. Was die Demokratie betraf, so argumentierte er, könne die polnische Exilregierung in London nicht auf mehr demokratische Unterstützung zählen, als De Gaulle sie in Frankreich vorfand. Es ist nicht sicher, ob Churchill diese Botschaft richtig entschlüsselte. Sie lautete: Komm du mir nicht in Polen in die Quere, denn ich habe die französische kommunistische Partei auch zurückgehalten. Eure Nachschublinien sind bisher von der kommunistisch geführten Widerstandsbewegung in Frankreich nicht gestört worden.

Um seine Vorstellungen von den jeweiligen Machtbereichen unmissverständlich darzulegen, erkundigte sich Stalin arglistig nach der Lage in Griechenland. Im Rahmen des so genannten Prozentabkommens vom vergangenen Oktober über die Teilung der Einflussphären auf dem Balkan war der sowjetische Führer die Verpflichtung eingegangen, sich aus Griechenland herauszuhalten und die britische Kontrolle über das Land zu akzeptieren. In Jalta hatte Stalin offenbar signalisieren wollen, Polen und Frankreich könnten als Erweiterung dieses Abkommens angesehen werden. Aber der britische Premierminister vermochte nicht zwischen den Zeilen zu lesen. Feldmarschall Sir Alan Brooke vermutete jedenfalls, Churchill sei auf jener Konferenz noch mehr entgangen.

Stalin aber liess in seinem Druck nicht nach. Er behauptete, 212 sowjetische Soldaten seien von Polen getötet worden. Churchill musste einräumen, dass Angriffe der «Heimatarmee», wie die Truppen nichtkommunistischer polnischer Widerstandskämpfer genannt wurden, gegen die Rote Armee nicht zu akzeptieren seien. Der Premierminister wusste nicht, dass die Regimenter des NKWD, die das Hinterland zu sichern hatten, meist als Erste zuschlugen, Mitglieder des Untergrunds verhafteten und zuweilen sogar folterten, um herauszubekommen, wer mit ihnen zusammenarbeitete und wo sie ihre Waffenlager hatten. Roosevelt, der bereits zu krank und erschöpft war, um noch eingreifen zu können, bestand lediglich auf einer Durchführung freier Wahlen in Polen. Das aber war nur ein frommer Wunsch, da die Staatsgewalt sich bereits in sowjetischen Händen befand. Sein persönlicher Referent Harry Hopkins schätzte, Roosevelt habe den Verhandlungen höchstens noch zur Hälfte folgen können.

Stalin war überzeugt, dass er gewonnen hatte. Als die sowjetische De-

legation glaubte, die Kontrolle über Polen sei gesichert, gab sie plötzlich ihren Widerstand gegen das von den Amerikanern vorgeschlagene Abstimmungssystem in den Vereinten Nationen auf. Der zweite wichtige Verhandlungspunkt der USA, dass die UdSSR unmittelbar nach der Kapitulation Deutschlands in den Krieg gegen Japan eintrat, wurde in einem Vier-Augen-Gespräch am 8. Februar geklärt.

Aber auch in Siegerlaune wurde der sowjetische Führer nicht liebenswürdiger. Als Churchill in einer weiteren Verhandlungsrunde Bedenken äusserte, eine so massive Veränderung des polnischen Staatsgebiets auf Kosten Deutschlands könnte enorme Migrationsbewegungen der Bevölkerung auslösen, erwiderte Stalin, das sei kein Problem. Deutsche seien ohnehin bereits in Massen vor der Roten Armee geflohen.

Am 13. Februar, zwei Tage nach Abschluss der Konferenz von Jalta, zeigte die Sowjetarmee bei der Einnahme Budapests erneut, wozu sie fähig war. Am Ende der blutigen Schlacht um die Stadt stand eine Orgie von Tod, Plünderung, Zerstörung und Vergewaltigung.<sup>5</sup> Hitler wollte, dass die Sechste SS-Panzerarmee in Ungarn noch einmal zum Gegenangriff antrat. Er hoffte, Marschall Tolbuchins Dritte Ukrainische Front zerschlagen zu können, aber es blieb ihm noch die Rolle eines zwanghaften Spielers, der die letzten Chips setzte, die ihm von den Ardennen geblieben waren.

In jener Nacht bombardierten die Briten Dresden. Am nächsten Morgen, ausgerechnet dem Aschermittwoch, folgte die US-Luftwaffe und griff noch einmal einige kleinere Ziele an. Das war als rasches Einlösen des Versprechens an das sowjetische Oberkommando gedacht, deutsche Truppenverlegungen zu behindern, indem man Eisenbahnlinien zerstörte. Auch die Tatsache, dass in jener Woche 180 V-Raketen auf England niedergingen, die bis dahin grösste Zahl dieser Flugkörper, mag zur Erbitterung der Luftwaffenstrategen beigetragen haben. Die Hauptstadt Sachsens, dieses «Florenz des Nordens», war bis dahin weitgehend verschont geblieben, und die Dresdner pflegten bereits zu witzeln, Churchill habe eine Tante in der Stadt, weshalb sie nicht angegriffen werde. Aber die Bombardierungen vom 13. und 14. Februar 1945 waren gnadenlos und hatten eine ähnliche Wirkung wie der Hamburger «Feuersturm». Nur war Dresdens Bevölkerung inzwischen durch die Flüchtlinge aus dem Osten um 300'000 Menschen angewachsen. Einige voll beladene Züge standen noch im Hauptbahnhof. Die Tragödie lag darin, dass nicht deutsche Truppen über Dresden an die Front

rollten, wie es die sowjetische Aufklärung behauptete, sondern Zivilisten in die entgegengesetzte Richtung fuhren.

Goebbels schäumte vor Wut, als ihn die Nachricht erreichte. Er wollte so viele Kriegsgefangene töten lassen, wie Zivilisten bei den Angriffen ums Leben gekommen waren. Der Gedanke gefiel Hitler. Mit einem so extremen Schritt würde man die Genfer Konvention vor den Augen des Westens in Stücke reissen und die eigenen Truppen zwingen, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen. Aber General Jodl, den Ribbentrop, Feldmarschall Keitel und Grossadmiral Dönitz unterstützten, konnte ihn schliesslich davon überzeugen, dass eine solche Eskalation des Terrors noch schlimmere Folgen für Deutschland heraufbeschwören könne.<sup>6</sup> Trotzdem schlachtete Goebbels den «Terrorangriff» propagandistisch aus, so weit es eben ging. Soldaten, die Verwandte in der Stadt hatten, erhielten Trauerurlaub. Hans-Dietrich Genscher erinnert sich, wie einige von diesem Besuch zurückkehrten. Was sie in Dresden gesehen hatten, konnten sie nicht in Worte fassen.<sup>7</sup>

An der Westfront verzeichneten die Amerikaner und Briten bis dahin bei weitem nicht jene Fortschritte, wie sie die Rote Armee im Osten gemacht hatte. Auch die Schlacht um das Rheinland, die begann, während in Jalta noch verhandelt wurde, liess sich gemächlich an. Eisenhower hatte keine Eile. Er meinte, das Frühjahrshochwasser werde den Rhein bis Anfang Mai unpassierbar machen.<sup>8</sup> So dauerte es weitere sechs Wochen, bis alle seine Armeen am Westufer des Flusses Stellung bezogen hatten. Nur das Wunder, dass die Rheinbrücke bei Remagen unbeschädigt in die Hände der Amerikaner gefallen war, erlaubte eine Beschleunigung des ganzen Vorhabens.

Eisenhower war äusserst irritiert von der anhaltenden Kritik der Briten an seiner Strategie, methodisch auf breiter Front vorzugehen. Churchill, Brooke und Feldmarschall Montgomery plädierten sämtlich für einen wuchtigen Durchbruch von grosser Dynamik, um rasch nach Berlin vorzustossen. Dafür hatten sie vor allem politische Gründe. Wenn man Berlin einnahm, bevor die Rote Armee dort eintraf, hätte dies das Kräftegleichgewicht mit den Sowjets wiederhergestellt. Ausserdem vertraten sie vom militärischen Blickwinkel aus die Meinung, die Eroberung der Reichshauptstadt wäre der schwerste psychologische Schlag gegen den Widerstand der Deutschen und könnte den Krieg verkürzen. Der unerträgliche

Montgomery trug allerdings nicht dazu bei, dass die britische Forderung nach einem Vorstoss ins Herz Deutschlands bei den Amerikanern Gehör fand. Ende der ersten Januarwoche hatte er versucht, sich wesentlich mehr Verdienste an der Vereitelung der deutschen Offensive in den Ardennen zuzuschreiben, als ihm zukam. Mit unklugen Prahlerien dieser Art zog er sich natürlich den Zorn der amerikanischen Generäle zu und brachte Churchill in eine peinliche Lage. Eisenhower war nun erst recht nicht zu bewegen, Montgomery einen Alleingang durch Norddeutschland nach Berlin zu gestatten.

Als Oberkommandierender beharrte Eisenhower auf dem Standpunkt, es sei nicht seine Sache, sich darum zu kümmern, wie die Nachkriegswelt beschaffen sein werde. Er hatte den Krieg mit so wenig Opfern wie möglich zu Ende zu bringen. Zugleich war ihm nicht entgangen, dass bei den Briten bereits die Nachkriegspolitik die Militärstrategie bestimmte. So war er Stalin aufrichtig dankbar, als dieser auf seinen Wunsch den Zeitpunkt der Januaroffensive vorverlegte. Von dessen Hintergedanken, sich Polens bemächtigt zu haben, bevor die Konferenz von Jalta begann, ahnte er nichts.

Die amerikanischen Politiker wollten den Kremlherrscher in keiner Weise provozieren. Der US-Botschafter in London, John G. Winant, lehnte es in den Debatten um die Besatzungszonen in der europäischen Beraterkommission sogar ab, die Frage einer Landverbindung nach Berlin auch nur zu erwähnen, um das Verhältnis zu seinem sowjetischen Gegenüber nicht zu belasten. Diese Beschwichtigungspolitik gegenüber Stalin erfolgte auf höchste Anordnung und wurde weithin akzeptiert. «Die Russen sollten das Gefühl haben», hatte Roosevelt Eisenhowers politischem Berater Robert Murphy erklärt, «dass ihnen die Amerikaner unbedingt vertrauten.» Das konnte Stalin nur recht sein. Roosevelts Anspruch, sich mit Stalin gut zu verstehen, beruhte laut Robert Murphy «auf der in jener Zeit allzu beliebten These der Amerikaner, dass individuelle Freundschaft die Politik eines Staates sinnvoll zu bestimmen vermag. Die sowjetischen Politiker und Diplomaten haben niemals dieser These angehangen.»<sup>9</sup> Da den Amerikanern so viel an Stalins Vertrauen lag, vergassen sie, darüber nachzudenken, wie lange er selbst ihres Vertrauens würdig sein könnte – ein Mann, dessen Missachtung des Völkerrechts so weit ging, dass er ihnen allen Ernstes geraten hatte, sie könnten doch durch die neutrale Schweiz nach Deutschland einmarschieren und damit «den Westwall umgehen».<sup>10</sup>

Bei den Sowjets gab es tiefe Vorbehalte gegenüber den USA und Grossbritannien, weil diese Länder im Vergleich zu ihrem eigenen Land so wenig gelitten hatten. Auch die alliierten Gefangenen wurden in Nazideutschland ganz anders behandelt als die Angehörigen der Roten Armee. Ein Bericht der Ersten Weissrussischen Front über die Befreiung eines Gefangenenlagers bei Thorn in Polen verdeutlichte den Unterschied. Amerikaner, Briten und Franzosen sahen gesund aus. «Sie wirkten eher wie Urlauber als wie Kriegsgefangene», hiess es in dem Bericht, «während die sowjetischen Gefangenen ausgezehrt und nur in Decken gewickelt waren.» Die Gefangenen aus den westlichen Armeen brauchten nicht zu arbeiten, durften Fussball spielen und erhielten Lebensmittelpakete vom Roten Kreuz. Im anderen Teil des Lagers waren inzwischen «17'000 sowjetische Gefangene entweder umgebracht worden oder an Hunger und Krankheiten gestorben. Die ‚Sonderration für sowjetische Gefangene bestand aus 300 Gramm Brotersatz und einem Liter Suppe aus verrotteten Mangoldwurzeln pro Tag. Gefangene, die noch gesund waren, mussten Gräben ausheben, zu Schwache wurden erschossen oder lebendig begraben.»

Ihre Wächter waren «Verräter» der Roten Armee, die man mit dem Versprechen besserer Ernährung geködert hatte. Diese Freiwilligen behandelten die «sowjetischen Kriegsgefangenen noch brutaler als die Deutschen». Einige der Aufseher sollen Wolgadeutsche gewesen sein. Sie befahlen ihren Opfern, sich auszuziehen, und hetzten Hunde auf sie. Offenbar hatten die Deutschen «eine massive Propagandakampagne» gestartet, um Gefangene dazu zu bringen, sich der Wlassow-Armee anzuschliessen. «Viele Ukrainer und Usbeken verkauften sich an die Deutschen», erklärte ein Häftling, der in dem Bericht als «ehemaliges Parteimitglied» und «früherer Oberleutnant» bezeichnet wird.<sup>11</sup> Diese Formulierungsweise erklärt sich daraus, dass Angehörigen der Roten Armee jegliche Ränge und Titel aberkannt wurden, sobald sie in deutsche Gefangenschaft gerieten.

Sowjetische Gefangene mussten als Strafe sieben Stunden lang Kniebeugen machen, «wonach das Opfer regelmässig zusammenbrach». Man liess sie Treppen hinauf- und hinabrennen, wobei auf jedem Absatz Aufseher mit Gummiknüppeln postiert waren. In einem anderen Lager stellte man verwundete Offiziere im Winter unter die kalte Dusche und liess sie an Unterkühlung sterben. Sowjetische Soldaten wurden über den Bock gespannt, eine Foltermethode, die aus dem 18. Jahrhundert stammt. Andere dienten SS-Wachen als lebende Ziele für Schiessübungen. Eine weitere Strafe war

das «Achtung!»-Spiel. Dabei musste sich ein sowjetischer Gefangener ausziehen und im Freien niederknien. Zu beiden Seiten standen SS-Männer mit scharfen Hunden. Sobald er aufhörte, «Achtung! Achtung! Achtung!» zu brüllen, hetzte man die Hunde auf ihn. Hunde wurden auch von der Leine gelassen, wenn Gefangene bei einer «sportlichen Übung» wie endlosem Entengang erschöpft liegen blieben.<sup>12</sup> Berichte solcher Quälereien mögen sowjetische Truppen zu ähnlichen Torturen an deutschen Gefangenen inspiriert haben, als sie ins Reich einrückten. Ein entfloherer britischer Gefangener, ein Jagdflieger, den eine sowjetische Einheit aufgegriffen und mitgenommen hatte, war Augenzeuge, wie ein junger SS-Soldat für Russen Klavier spielen musste. Mit Händen und Füßen machten sie ihm klar, dass sie ihn erschossen würden, sobald er zu spielen aufhörte. Er hielt 16 Stunden durch, dann liess er sich schluchzend auf die Tasten fallen. Sie klopfen ihm bewundernd auf die Schulter, bevor sie ihn hinausschleppten und liquidierten.<sup>13</sup>

Als die Rote Armee in deutsches Reichsgebiet eindrang, mischten sich Gefühle des Zorns mit jenen des Triumphs. «Jeder scheint eine deutsche Mundharmonika zu haben», notierte Grossman, «das Instrument des Soldaten, weil es das einzige ist, das man auf einem schaukelnden Fahrzeug spielen kann.»<sup>14</sup> Man betrauerte die gefallenen Kameraden. Jakow Sinowjewitsch Aronow, ein Artillerist, fiel am 19. Februar bei Königsberg. Kurz vor seinem Tod schickte er einen typischen Soldatenbrief nach Hause: «Wir schlagen und vernichten den Feind, der in seiner Höhle Zuflucht sucht wie ein verwundetes Tier. Mir geht es gut, ich bin am Leben und gesund. Ich denke nur daran, den Feind zu schlagen und bald wieder bei euch allen zu Hause zu sein.» Ein anderer seiner Briefe war wesentlich aufschlussreicher, denn Aronow hatte ihn an einen Soldaten wie er selbst geschrieben, der ihn gut verstehen konnte. «Ich liebe das Leben so sehr, ich habe doch noch gar nicht gelebt. Ich bin erst 19 Jahre alt. Oft habe ich den Tod vor Augen und wehre mich dagegen. Ich kämpfe, und augenblicklich siegen wir. Ich bin Artillerieaufklärer. Du kannst dir sicher vorstellen, was das bedeutet. Kurz gesagt, ich korrigiere das Feuer meiner Batterie, und nur wenn wir treffen, bin ich glücklich.»<sup>15</sup>

Aronow fiel «an einem nebligen Morgen in Preussen», teilte sein bester Freund Irina, der Schwester des Toten, in einem Brief mit. Beide hatten gemeinsam den ganzen Weg von Witebsk bis Königsberg kämpfend zu-

rückgelegt. «Ja, Ira, der Krieg hat zahlreiche Freunde getrennt. Viel Blut wurde vergossen. Aber wir Waffengefährten werden für unsere Brüder und Freunde an Hitlers Ungeheuern Rache nehmen.» Aronow wurde von seinen Kameraden «an einem Waldrand» begraben. Wahrscheinlich markierten sie die Stelle wie üblich mit einem Stock, an den ein Fetzen rotes Tuch gebunden war. Sollten die dafür zuständigen Pioniere ihn finden, so stellten sie ein kleines hölzernes Schild auf. Es lagen zu viele Tote verstreut im Gelände, um sie alle auf Friedhöfen beerdigen zu können.

Beeindruckt waren Rotarmisten auch von Begegnungen mit Zwangsarbeiterinnen und -arbeitern, die nach Hause zu kommen suchten. Viele waren Bauersfrauen, die sich Taschentücher um den Kopf gebunden hatten und improvisierte Wickelgamaschen trugen, um sich zu wärmen. Der Dramatiker Hauptmann Agranenko traf in Ostpreussen auf einen Wagen mit solchen Frauen. Er fragte sie, wer sie seien. «Wir sind Russinnen, Russinnen», antworteten sie voller Freude, endlich wieder ihre Muttersprache zu hören. Er schüttelte jeder Einzelnen die Hand. Eine alte Frau brach plötzlich in Tränen aus. «Es ist das erste Mal seit drei Jahren, dass mir jemand die Hand gibt», erklärte sie ihm.

Agranenko begegnete auch «einer Schönheit aus der Gegend von Orjol namens Tatjana Chiltshakowa». Mit einem zwei Monate alten Baby war sie auf dem Weg nach Hause. In einem deutschen Zwangsarbeiterlager hatte sie einen Tschechen kennen und lieben gelernt. Sie hatten sich geschworen, bei der ersten Möglichkeit zu heiraten. Aber als die Rote Armee kam, meldete sich ihr Tscheche sofort zum Kampf gegen die Deutschen. «Tatjana kennt seine Adresse nicht und er nicht die ihre. Es ist unwahrscheinlich, dass sie einander in diesem Krieg wiederfinden werden.»<sup>16</sup> Wahrscheinlich musste sie bei ihrer Heimkehr nach Orjol sogar mit Schwierigkeiten rechnen, weil sie sich mit einem Ausländer eingelassen hatte.

Die grösste Sorge des sowjetischen Oberkommandos war nach wie vor die riesige Lücke, die am «Ostseebalkon» zwischen Schukows Erster Weissrussischer Front und der linken Flanke von Rokossowskis Zweiter Weissrussischer Front klaffte. Am 6. Februar hatte Stalin Schukow aus Jalta angerufen und sich erkundigt, was er gerade treibe. Schukow antwortete, er sei in einer Besprechung, bei der er mit den Kommandeuren der einzelnen Armeen den weiteren Vormarsch nach Berlin von den Brückenköpfen an der Oder berate. Stalin erwiderte scharf, er vergeude seine Zeit. Lieber solle er



seine Stellungen an der Oder befestigen und dann nach Norden zu Rokossovski aufschliessen.

Der Befehlshaber der Achten Gardearmee, Tschuikow, der seit Stalingrad auf Schukow schlecht zu sprechen war, erregte sich darüber, dass dieser sich gegenüber Stalin nicht entschieden genug für den Sturm auf Berlin eingesetzt habe. Diesen Streit setzten beide nach dem Krieg noch jahrelang fort. Tschuikow argumentierte, bei einem raschen Vormarsch Anfang Februar hätten sie Berlin schutzlos überrascht. Schukow und andere aber meinten, mit erschöpften Truppen und ernststen Versorgungsmängeln sei das Risiko viel zu gross. Zudem bestand da immer noch die Gefahr einer Konterattacke von Norden gegen die entblösste rechte Flanke seiner Streitmacht.

Die deutschen Truppen in Ostpreussen waren zwar eingeschlossen, aber noch nicht geschlagen. Die Reste der Vierten Armee, die Ende Januar nicht hatten ausbrechen können, standen nun im Kessel von Heiligenbeil mit dem Rücken zum Frischen Haff. Artillerieunterstützung erhielten sie vor allem durch die schweren Geschütze der Kreuzer «Admiral Scheer» und «Lützow», die den Feind von der Ostsee über die Frische Nehrung und das gefrorene Haff unter Beschuss nahmen.

Die verbliebenen Teile der Dritten Panzerarmee in Königsberg waren von der Halbinsel Samland abgeschnitten. Aber am 19. Februar gelang es beiden Heeresteilen, sich durch einen gemeinsamen Angriff zu vereinigen und einen Korridor zu erkämpfen, den sie erbittert verteidigten. Vom kleinen Hafen Pillau an der Spitze der Halbinsel Samland wurde die Evakuierung von Zivilisten verstärkt fortgesetzt. Aber viele Menschen fürchteten sich, ein Schiff zu besteigen, weil sie von den Torpedoangriffen auf die «Wilhelm Gustloff» und andere Flüchtlingsschiffe gehört hatten. In den frühen Morgenstunden des 12. Februar wurde das Lazarettschiff «General Steuben» nach dem Auslaufen aus Pillau mit 2680 Verwundeten an Bord von Torpedos getroffen. Fast alle ertranken.

Die Zweite Armee war inzwischen ins Weichseldelta abgedrängt worden und verteidigte weiterhin Danzig sowie den Hafen Gdingen. Sie bildete die linke Flanke von Himmlers Heeresgruppe Weichsel. In der Mitte, in Ostpommern, wurde eine neue Elfte SS-Panzerarmee aufgestellt. Die rechte Flanke der Heeresgruppe Weichsel stellten die an der Oder gelegenen Reste von General Busses Neunter Armee dar, der es in Westpolen so schlecht ergangen war.

Himmler wagte sich nur selten aus seinem luxuriösen Sonderzug «Steiermark» heraus, den er sich zum «Feldhauptquartier» erkoren hatte. Der Reichsführer SS begriff nun, dass die Verantwortung eines militärischen Befehlshabers wesentlich grösser war, als er sich vorstellen konnte. Seine «Unsicherheit als militärischer Führer», schrieb Oberst Eismann, «machte ihn unfähig, irgendeine Auffassung der militärischen Lage bei Hitler auch nur energisch vorzubringen, geschweige denn sie durchzusetzen». Himmler kehrte von den Lagebesprechungen mit dem «Führer» regelmässig als Nervenbündel zurück. Aber die Stabsoffiziere konnten nicht recht das Vergnügen geniessen, den gefürchteten Himmler selbst so furchtsam zu sehen. Seine «subalterne Grundhaltung» gegenüber Hitler und die Angst, den verheerenden Zustand seiner Truppen einzugestehen, hatten «sehr viel Schaden angerichtet und eine Menge unnötiges Blut gekostet», berichtete Eismann.<sup>17</sup>

Himmler flüchtete sich mehr und mehr in die aggressiven Fantastereien des «Führers» und redete von weiteren Gegenangriffen. Nach dem Debakel mit Demmlhuber setzte er sich in den Kopf, die so genannte Elfte SS-Panzerarmee aufzubauen. Die ganze Heeresgruppe Weichsel hatte nur drei unterbesetzte Panzerdivisionen. Diese konnten bestenfalls ein Korps bilden, aber, so Eismann, «Panzerarmee klang offenbar besser».<sup>18</sup> Himmler hatte für sein Vorhaben jedoch noch einen weiteren Grund. Er wollte Offiziere der Waffen-SS auf leitende Posten des Militärs hieven. Obergruppenführer Steiner wurde zum Befehlshaber ernannt. Er war ein erfahrener Soldat und damit sicher eine viel bessere Wahl als andere hohe SS-Chargen. Doch auch ihn erwartete keine einfache Aufgabe.

General Guderian, entschlossen, einen Korridor nach Ostpreussen offen zu halten, setzte sich bei einer Lagebesprechung in der ersten Februarwoche für eine kühne Operation ein. Er äusserte sich an jenem Tag offener als sonst, weil er bei einem frühen Mittagessen mit dem japanischen Botschafter etwas getrunken hatte. Guderian schwebten eine Zangenbewegung von der Oder südlich Berlins und ein Angriff aus Pommern von Norden vor, um Schukows vorgeschobene Armeen vom sowjetischen Hauptkontingent zu trennen. Um dafür genügend Truppen zu konzentrieren, sollten weitere Divisionen, die in Kurland und andernorts eingeschlossen und zur Tatenlosigkeit verdammt waren, auf dem Seeweg zurückgeholt und die Offensive in Ungarn verschoben werden. Hitler lehnte erneut ab.<sup>19</sup>

«Glauben Sie nicht, dass mich meine Dickköpfigkeit verleitet, Ihnen im-

mer wieder die Räumung Kurlands vorzuschlagen», beharrte Guderian. «Ich sehe keine andere Möglichkeit mehr, uns Reserven zu verschaffen, und ohne diese können wir die Verteidigung der Reichshauptstadt nicht führen. Ich tue das wirklich nur für Deutschland!» Hitler zitterte vor Wut und sprang auf. «Wie können Sie mir so etwas sagen? Glauben Sie, ich kämpfe nicht für Deutschland? Mein ganzes Leben ist ein einziger Kampf für Deutschland!» Oberst de Maizière, der neue Chef der Operationsabteilung in Zossen, hatte eine solche Auseinandersetzung noch nie erlebt, war schockiert und fürchtete um den Stabschef. Um Hitlers Erregung zu besänftigen, führte Göring Guderian aus dem Zimmer und bot ihm einen Kaffee an, während sich die Stimmung allmählich wieder beruhigte.<sup>20</sup>

Guderian fürchtete vor allem, die Zweite Armee, die eine Verbindung zwischen Ostpreussen und Pommern aufrecht zu erhalten versuchte, könnte abgeschnitten werden. Daher sprach er sich dafür aus, vom «Ostseebalkon» nach Süden vorzustossen. Dieser Schlag in die rechte Flanke von Schukows Truppen konnte auch die Sowjets davon abhalten, in Kürze Berlin anzugreifen. Am 13. Februar fand in der Reichskanzlei die abschliessende Besprechung über diese Operation statt. Anwesend war Himmler als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel, ebenso Oberstgruppenführer Sepp Dietrich. Guderian hatte General Wenck, seinen sehr fähigen Stellvertreter, mitgebracht. Von Anfang an stellte er klar, dass er die Operation binnen zwei Tagen starten wollte. Himmler war dagegen, weil Treibstoff und Munition noch nicht vollständig aufgefüllt seien. Hitler pflichtete ihm bei, und bald gerieten der «Führer» und sein Generalstabschef wieder in eine heftige Auseinandersetzung miteinander. Guderian bestand darauf, dass Wenck die Operation befehlige.

Hitler: «Der Reichsführer SS ist Manns genug, um den Angriff allein zu führen.»

Guderian: «Der Reichsführer hat nicht die Erfahrung und nicht den geeigneten Stab, um den Angriff selbstständig zu führen. Die Anwesenheit von General Wenck ist dazu unerlässlich.»

Hitler: «Ich verbiete Ihnen, mir vorzuwerfen, dass der Reichsführer seiner Aufgabe nicht gewachsen ist.»

So ging der Streit über zwei Stunden lang weiter. Guderians Blick fiel, wie er schreibt, auf ein über dem Kamin hängendes Bismarck-Bild. Was hätte der Eiserne Kanzler wohl über die Vorgänge in dem Staat gedacht, der von ihm geschaffen worden war? Dann hielt Hitler in seinem Toben plötz-

lich inne und sagte: «Also, Himmler, der General Wenck tritt noch heute Nacht zu Ihrem Stabe und leitet den Angriff.» Er setzte sich nieder, grinst Guderian an und forderte ihn auf: «Bitte, fahren Sie mit Ihrem Vortrag fort. Der Generalstab hat heute eine Schlacht gewonnen.» Guderian blieb auch gegenüber Keitels Vorhaltungen kalt, den «Führer» hätte bei dieser Aufregung glatt der Schlag treffen können. Er befürchtete, sein Teilerfolg werde nicht von langer Dauer sein.<sup>21</sup>

Am 16. Februar startete unter Wencks Kommando die Pommernoffensive, die als Panzerschlacht von Stargard in die Geschichte eingegangen ist. Man hatte über 1'200 Panzer zusammengezogen, aber es fehlte an Eisenbahnzügen, um sie zu transportieren. Selbst eine nicht voll besetzte Panzerdivision benötigte 50 Züge, um die Fahrzeuge samt Besatzungen zu befördern. Viel schwerer wog aber, dass Munition und Treibstoff nur für ganze drei Tage reichten. Offenbar hatte man aus der Ardennenoffensive keine Lehren gezogen.

Stabsoffiziere des Heeres hatten die Offensive «Husarenritt» nennen wollen, was darauf hindeutete, dass es sich um nicht mehr als eine kurze Attacke handeln konnte. Aber die SS bestand auf der pompösen Bezeichnung «Sonnenwende». In der Praxis war es dann weder ein Husarenritt – es setzte nämlich Tauwetter ein, und die schweren Panzer blieben im Schlamm stecken – noch eine Sonnenwende, denn die ganze Aktion änderte wenig an der Lage. Die Wehrmacht konnte es sich kaum leisten, so viele Panzer zu verlieren, wenn die Zweite Gardepanzerarmee der Sowjets zum Gegenangriff antrat.

Der grösste Verlust war General Wenck, der am Abend des 17. Februar auf der Fahrt von der Berichterstattung beim «Führer» zurück zu seinem Hauptquartier am Steuer einschlieff und sich bei einem Unfall schwer verletzte. An seine Stelle trat General Krebs, ein erfahrener Stabsoffizier, der bis zu Beginn des Unternehmens «Barbarossa» Militärattache in Moskau gewesen war. Der Versuch, den Angriff der Sowjets zurückzuwerfen, musste zwei Tage später aufgegeben werden. Das Günstigste, was sich dieser Offensive abgewinnen liess, war: Sie brachte ein wenig Zeitgewinn. Denn sie überzeugte den Kreml, dass ein rascher Sturm auf Berlin ausser Frage stand, so lange die pommer sehe Küste nicht fest in sowjetischer Hand war.

Hitlers Befehle, Städte zu Festungen zu erklären und die Evakuierung eingekesselter Truppen zu verbieten, gehörten zu seiner selbstmörderischen Politik erzwungener Opfer und nutzloser Leiden. Er wusste, dass die Eingee-

schlossenen dem Untergang geweiht waren, weil die Luftwaffe nicht mehr über die Maschinen und den Treibstoff verfügte, um sie zu versorgen. Aber sein Starrsinn kostete die Heeresgruppe Weichsel kampferfahrene Einheiten.

Königsberg und Breslau hielten nach wie vor durch, aber andere von Hitler zur «Festung» oder zum «Wellenbrecher» deklarierte Städte fielen bald. In Südpommern wurde Schneidemühl, das kleinste und am schlechtesten verteidigte Bollwerk, nach verzweifelter Gegenwehr am 14. Februar erobert. Zum ersten Mal hatte Hitler nichts auszusetzen und zeichnete den Kommandanten sowie seine Stellvertreter mit Ritterkreuzen aus. Vier Tage später, am 18. Februar, als Operation «Sonnenwende» gerade im Morast stecken blieb, gab General Tschuikow das Signal zum Sturm auf die Festung Posen. Wie in Stalingrad ging dem Artilleriebeschuss Beschallung aus Lautsprecherwagen mit pathetischer Musik und dem Angebot an die Deutschen voraus, sich zu ergeben, wenn sie ihr Leben retten und heil nach Hause kommen wollten. Hoffnung auf ein Entrinnen bestehe nicht, so erklärte man den Verteidigern der Stadt, denn die Front sei bereits mehr als 200 Kilometer entfernt.

Aus dem Belagerungsring wurde zwar bereits seit neun Tagen geschossen, aber am Morgen des 18. Februar brach ein Stahlgewitter von vier Stunden aus 1'400 Geschützen, Mörsern und Katjuscha-Stellungen los. Sturmtrupps drangen in die Festung ein, deren Verteidigungssystem im Granatenhagel zusammengebrochen war. Wenn die Angreifer an einem Gebäude auf Widerstand stiessen, forderten sie eine 203-Millimeter-Haubitze an, die direkt auf die Mauern feuerte. Flammenwerfer wurden eingesetzt und Sprengladungen in Luftschächte geworfen. Deutsche Soldaten, die sich ergeben wollten, wurden von den eigenen Offizieren erschossen. Aber das Ende nahte. In der Nacht zum 23. Februar breitete der Kommandant der Stadt, Generalmajor Ernst Gomell, auf dem Boden seines Befehlsstands die Hakenkreuzflagge aus, legte sich darauf und schoss sich eine Kugel in den Kopf. Der Rest der Garnison kapitulierte.

Noch länger sollte sich die Belagerung von Breslau hinziehen. In der Stadt regte sich sogar noch Widerstand, als Berlin bereits gefallen war. Die Kämpfe gehörten zu den blutigsten des ganzen Krieges. Der fanatische Gauleiter Hanke war entschlossen, die Eroberung der Hauptstadt Schlesiens unter allen Umständen zu verhindern. Er war es auch, der Ende Januar Frauen und Kinder über Lautsprecherwagen hatte auffordern lassen, aus

der Stadt zu flüchten. Die vielen, die in Schnee und Eis erfroren, gehen voll und ganz auf sein Konto.

Die Stadt verfügte noch über genügend Lebensmittelvorräte, doch mangelte es ihr an Munition. Die Versuche, sie mit Nachschub aus der Luft zu versorgen, waren eine schreckliche Verschwendung der Ressourcen der Luftwaffe. Schliesslich entschied Generaloberst Schörner, der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte, Ende Februar einen Teil des 25. Fallschirmjägerregiments über Breslau abspringen zu lassen, um die Garnison zu verstärken – ungeachtet der heftigen Proteste des Regimentskommandeurs, der am Zielort keine Landeplätze fand. Aber am 22. Februar bestieg ein Bataillon in Jüterbog, südlich von Berlin, einige Transportflugzeuge vom Typ Junkers 52. Gegen Mitternacht näherten sie sich Breslau. «Über der Stadt», schrieb einer der Fallschirmjäger später, «erkennen wir ausgedehnte Brände und werden durch starkes Flakfeuer des Iwan empfangen.»<sup>22</sup> Da ihr Funkgerät einen Treffer abbekommen hatte, verloren sie den Kontakt mit der Bodenkontrolle und landeten daher auf einem Flugplatz bei Dresden. Zwei Nächte später wurde ein weiterer Versuch gestartet. Während sie 20 Minuten lang über der brennenden Stadt kreisten, um geeignete Landstellen zu finden, gerieten sie unter noch stärkeren Beschuss der sowjetischen Flak. Drei Maschinen wurden getroffen, eine rammte einen Fabrik-schornstein. Erreicht wurde nichts.

Hanke, ein Verfechter von General Schörners Devise «Kraft durch Furcht», ging mit äusserster Härte vor. Standrechtliche Erschiessungen waren an der Tagesordnung. Selbst zehnjährige Kinder wurden dazu getrieben, im sowjetischen Bomben- und Granatenhagel eine Landebahn in der Stadt zu räumen. Jegliche Versuche, sich zu ergeben, um «das eigene erbärmliche Leben zu retten», wurden mit dem Tod bestraft, gegen betroffene Familien «entschlossene Massnahmen» ergriffen.<sup>23</sup> Schörner behauptete, «fast vier Jahre eines asiatischen Krieges» hätten den Soldaten an der Front von Grund auf verändert: «Sie haben ihn hart gemacht und im Kampf gegen den Bolschewisten fanatisiert. ... Im Ostfeldzug ist der politische Soldat gewachsen.»<sup>24</sup>

Stalins Aussage in Jalta, die Bevölkerung von Ostpreussen und Schlesien sei im Wesentlichen geflüchtet, traf nicht zu. In den belagerten Städten sassen noch allzu viele fest. Die Leiden der Zivilbevölkerung von Ostpreussen hatten noch kein Ende gefunden, ob die Menschen nun in Königsberg oder im Kessel von Heiligenbeil zum Durchhalten gezwungen waren, ob sie versuchten, über den Hafen Pillau per Schiff zu entkommen oder zu Fuss nach

Westen zu flüchten. Als im Februar Tau wetter einsetzte, konnte das Eis des Frischen Haffs nur noch zu Fuss überquert werden, Fahrzeuge trug es nicht mehr. Zwar stand der Weg nach Danzig und Pommern immer noch offen, aber jeder wusste, dass es nur noch eine Frage der Zeit war, bis die Erste Weisrussische Front zur Küste vordrang.

Berija erhielt von einem hohen SMERSCH-Offizier die Information, dass «ein bedeutender Teil der Bevölkerung Ostpreussens» sich nach Königsberg gewandt habe, nur um feststellen zu müssen, dass es dort für die Flüchtlinge wenig Platz und noch weniger zu essen gab. Sie waren schon glücklich, wenn sie 180 Gramm Brot am Tag erhielten. «Ausgehungerte Frauen und Kinder schleppen sich die Strassen entlang», in der Hoffnung, von der Roten Armee etwas zu essen zu bekommen. Von diesen Zivilisten erfuhren die sowjetischen Aufklärer auch, dass «die Moral in der Garnison Königsberg schwer erschüttert ist. Neue Befehle wurden ausgegeben, dass jeder deutsche Mann, der sich nicht zum Frontdienst meldet, auf der Stelle erschossen wird. ... Soldaten fliehen in Zivilkleidung. Am 6. und 7. Februar wurden die Leichen von 80 deutschen Soldaten am Nordbahnhof auf einen Haufen geworfen. Auf einem Schild war zu lesen: ‚Sie waren feige und sind trotzdem gestorben.‘»<sup>25</sup>

Nach dem Scheitern der Operation «Sonnenwende» geriet Danzig zunehmend unter Druck. Die Kriegsmarine bemühte sich nach Kräften, so viele Verwundete und Zivilisten wie möglich zu retten. An einem einzigen Tag, dem 21. Februar, wurden 51'000 Menschen evakuiert. Die Behörden schätzten, es seien noch 150'000 übrig, nur um eine Woche später erneut feststellen zu müssen, dass Danzigs Bevölkerung schon wieder auf 1,2 Millionen Menschen angewachsen war, darunter 530'000 Flüchtlinge. Noch einmal wurden die Anstrengungen verstärkt. Am 8. März fuhren 34 Züge mit Vieh waggons voller Zivilisten aus Pommern nach Mecklenburg. 150'000 Flüchtlinge sollten nach Dänemark verschifft werden. Die Weisung lautete: «Der Führer hat befohlen, dass nunmehr auch Kopenhagen als Zielhafen anzulaufen ist.»<sup>26</sup> Am 10. März schätzte man, dass die Gesamtzahl der deutschen Flüchtlinge aus den Ostgebieten auf elf Millionen Menschen angewachsen war.

Während verängstigte Menschen durch die Strassen von Danzig hasteten und verzweifelt nach einem Ausweg suchten, setzte das Anatomische Institut Danzig sein entsetzliches Treiben fort. Nachdem die Rote Armee die Stadt eingenommen hatte, wurde eine Sonderkommission damit beauftragt, die Herstellung von Seife und Leder «aus den Leichen in deutschen

Konzentrationslagern getöteter Bürger der UdSSR, Polens und anderer Länder» zu untersuchen. Mit Experimenten auf diesem Gebiet hatten Professor Spanner und sein Assistent, Professor Volman, 1943 begonnen. Danach liessen sie spezielle Produktionsanlagen errichten. «Bei der Durchsuhung der Gebäude des Anatomischen Instituts wurden 148 menschliche Leichen gefunden, die für die Herstellung von Seife vorgesehen waren, davon 126 Männer, 18 Frauen und vier Kinder. 80 männliche und zwei weibliche Leichen waren ohne Kopf. Es wurden auch 89 menschliche Köpfe gefunden.» Alle Leichen und Köpfe waren in Metallbehältern mit einer Alkohol-Karbol-Lösung deponiert. Offenbar stammten die meisten aus dem KZ Stutthof in der Nähe von Danzig. «Die hingerichteten Menschen, deren Leichen für die Seifenherstellung verwendet werden sollten, waren unterschiedlicher Nationalität, in der Mehrzahl Polen, Russen und Usbeken.» Nach der Rangliste der Besucher zu urteilen, arbeitete das Institut offenbar mit Genehmigung von höchster Stelle. «Das Anatomische Institut wurde von Bildungsminister Rust und Reichsgesundheitsführer Conti besucht. Der Gauleiter von Danzig, Albert Förster, suchte das Institut 1944 auf, als die Seifenproduktion bereits im Gange war. Er sah sich alle Gebäude an und wusste daher offenbar von der Herstellung von Seife aus menschlichen Leichen.»<sup>27</sup> Das Erstaunlichste an dieser widerwärtigen Geschichte ist, dass man vor Eintreffen der Roten Armee nichts zerstörte und dass Professor Spanner samt Mitarbeitern nach dem Krieg nie vor Gericht gestellt wurde. Die Verarbeitung von Leichen galt nicht als Verbrechen.

In das Lager Stutthof waren zumeist sowjetische Kriegsgefangene und einige Polen, darunter Soldaten und Juden, verschleppt worden. Binnen sechs Wochen starben 16'000 Lagerhäftlinge an Typhus. Als die Rote Armee anrückte, erhielten die Insassen den Befehl, alle Spuren zu verwischen. Das Krematorium wurde gesprengt; zehn Blöcke, in denen Juden untergebracht waren, wurden niedergebrannt. Offenbar waren auch Wehrmachtseinheiten an der Ermordung von sowjetischen Kriegsgefangenen und Zivilisten beteiligt.<sup>28</sup>

Ob nun aus Furcht vor Vergeltung für Kriegsverbrechen oder vor Lagerhaft in Sibirien – die zermürbte Wehrmacht marschierte und kämpfte immer noch. «Die Deutschen haben die Hoffnung nicht aufgegeben», hiess es in einer Analyse der französischen Aufklärung im Februar, «sie wagen es nicht aufzugeben.»<sup>29</sup> Sowjetische Offiziere formulierten diese Erkenntnis etwas um: «Die Moral ist niedrig, aber die Disziplin ist stark.»<sup>30</sup>



## Im Hinterland wird aufgeräumt

Am 14. Februar 1945 bog in Ostpreussen ein Konvoi Militärfahrzeuge mit Kennzeichen der Roten Armee von der Hauptstrasse ab, die von Rastenburg nach Angerburg führte. Die Nebenstrasse verlief durch dichten Kiefernwald. Die ganze Gegend hatte etwas Schwermütiges.

Ein hoher, von Stacheldraht gekrönter Maschendrahtzaun kam in Sicht. Bald hatten die Fahrzeuge eine Schranke mit einem Schild erreicht, dessen deutsche Aufschrift lautete: «Halt! Militärgelände. Für Zivilpersonen Zutritt verboten.»<sup>1</sup> Das war der Eingang zur «Wolfsschanze», Hitlers ehemaligem Hauptquartier.

Auf den Lastwagen sassen Angehörige der Grenztruppen von der 57. Schützendivision des NKWD. Die Offiziere, welche die Fahrzeugkolonne befehligten, trugen zwar Uniformen der Roten Armee, standen aber ansonsten ausserhalb deren Kommandostruktur. Als Angehörige des Abwehrorgans SMERSCH waren sie theoretisch allein Stalin verantwortlich, was sich auf ihr Verhältnis zur Roten Armee damals nicht gerade positiv auswirkte. Ihre jämmerlichen Fahrzeuge stammten von Armee-Einheiten, welche die Gelegenheit genutzt hatten, ihre ältesten Klapperkästen loszuwerden. Das war zwar üblich, fand aber bei SMERSCH und NKWD keinesfalls deren uneingeschränkte Zustimmung.<sup>2</sup>

Ihr Kommandeur in der Uniform eines Generals der Roten Armee war der Staatssicherheitskommissar zweiten Ranges, Viktor Semjonowitsch Abakumow. Berija hatte ihn im April 1943, bald nach dem Sieg bei Stalingrad, zum ersten Leiter des SMERSCH ernannt. Gelegentlich tat es Abakumow seinem Chef nach, der gern junge Frauen festnehmen liess, um sich dann mit ihnen zu vergnügen. Doch seine Lieblingsbeschäftigung bestand darin, auf Häftlinge mit dem Gummiknüppel einzudreschen. Damit der Perserteppich in seinem Arbeitszimmer keinen Schaden nahm, «wurde für den zu Prügeln eine schmutzige, blutbefleckte Matte über den Teppich ausgebreitet».<sup>3</sup>

Zwar war Abakumow zu der genannten Zeit immer noch Chef des SMERSCH, aber Berija hatte ihn beauftragt, im Gefolge der Ostpreussen überrollenden Dritten Weissrussischen Front die notwendigen «tschekistischen Massnahmen» zu treffen. Abakumow hatte dafür gesorgt, dass die 12'000 Mann starke NKWD-Truppe, die er befehligte, die grösste aller derartigen Abteilungen war, welche die in Deutschland eindringenden Armeegruppen begleitete. Sie war noch grösser als jene, die Marschall Schukows Armeen folgte.

Ringsum lag nasser Schnee. Laut Abakumows Bericht an Berija stiegen die NKWD-Truppen von den Fahrzeugen und sperrten die Strasse, während er mit seinen SMERSCH-Offizieren die Inspektion begann. Da man in der Gegend von Rastenburg versteckte Sprengladungen vermutete, gingen sie vorsichtig zu Werke. Rechts von der ersten Schranke standen einige Blockhäuser aus Feldsteinen, die Minen und Tarnmaterial enthielten. Links waren die Baracken, in denen das Wachpersonal untergebracht war. Die SMERSCH-Offiziere fanden Schulterstücke und Uniformen des «Führer»-Begleitbataillons. Da Hitler im Jahr zuvor plötzlich befürchtete, er könnte von einem Kommando sowjetischer Fallschirmjäger entführt werden, hatte er seine Leibwachen zu einer gemischten Brigade aufstocken lassen.<sup>4</sup>

Zu beiden Seiten der Strasse, die tiefer in den Wald hineinführte, sah Abakumow beschriftete Schilder. Sein Dolmetscher übersetzte: «Verlassen der Strasse verboten!» und «Vorsicht, Minen!» Abakumow notierte alles sorgfältig für seinen Bericht an Berija, den dieser, wie er wusste, an Stalin weitergeben würde. Der rote Diktator war an allen Einzelheiten aus dem Leben des deutschen Diktators brennend interessiert.

Das Erstaunlichste an Abakumows Bericht ist die Tatsache, wie wenig die Sowjets über diesen Ort wussten, obwohl sie seit dem Fall von Stalingrad zahlreiche deutsche Generäle gefangen genommen und verhört hatten. Sie brauchten fast zwei Wochen, um den Komplex zu finden, der sich über vier Quadratkilometer erstreckte. Gegen Luftaufklärung war er allerdings hervorragend getarnt. Jede Strasse und jeder Weg war mit grünen Tarnnetzen abgedeckt. Gerade Linien wurden immer wieder von künstlichen Bäumen und Büschen unterbrochen. Alle Aussenlampen hatten dunkelblaue Glühbirnen. Selbst die Beobachtungsposten, die in 35 Meter Höhe über dem Wald eingerichtet waren, wirkten wie Kiefern.

Als sie den ersten inneren Kreis betraten, notierte Abakumow, «Sperr-

anlagen aus Eisenbeton und Stacheldraht, Minenfelder, zahlreiche Feuer-  
nester und Unterkünfte für die Wachen». Alle Bunker am Tor Nr. 1 waren  
nach dem endgültigen Rückzug des «Führers» am 20. November 1944, also  
drei Monate zuvor, gesprengt worden. Doch Abakumow konnte nicht he-  
rausfinden, wann der Feind den Komplex vollends geräumt hatte. Sie  
kamen zu einem zweiten Stacheldrahtzaun, dann zu einem dritten. Im zen-  
tralen Gebäude fanden sie Bunker mit Panzertoren und eine angeschlossene  
Tiefgarage, die 18 Fahrzeugen Platz bot.

«Wir betreten das Gebäude mit grösster Vorsicht», schrieb Abakumow.  
Sie stiessen auf einen Safe, der aber leer war. Die Räume, so notierte er, wa-  
ren «karg möbliert». (General Jodl hatte den Ort einmal eine Kreuzung zwi-  
schen Kloster und Konzentrationslager genannt.) Die SMERSCH-Offi-  
ziere waren sich erst sicher, am richtigen Ort zu sein, als sie an einer Tür  
ein Schild mit der Aufschrift «Wehrmachtsadjutant des Führers» entdeck-  
ten. Welchen Raum Hitler bewohnt hatte, erkannten sie an einem Foto, das  
ihn mit Mussolini zeigte.

Abakumow liess sich mit keinerlei Regung anmerken, dass sie endlich  
dort standen, von wo Hitler seinen brutalen Überfall auf die Sowjetunion  
befehligt hatte. Die Eisenbetonkonstruktionen und ihre Ausmasse scheinen  
ihn viel mehr beschäftigt und ihn zu der Frage bewogen haben, ob Berija  
und Stalin an etwas Derartigem Gefallen finden könnten: «Ich denke, es  
wird für unsere Fachleute interessant sein, Hitlers Hauptquartier zu inspizie-  
ren und sich diese wohl durchdachte Bunkeranlage anzuschauen», schrieb  
er.<sup>5</sup> Obwohl ihr Sieg kurz bevorstand, fühlten sich die sowjetischen Führer öf-  
fenbar nicht viel sicherer als ihr Erzfeind.

Die SMERSCH-Kommandos und NKWD-Divisionen, die es bei jeder  
Front gab, waren nach Stalins Worten «unverzichtbar», um mit «allen un-  
zuverlässigen Elementen in den besetzten Gebieten» fertig zu werden. «Die  
Divisionen haben keine Artillerie», erklärte Stalin General Bull von der  
US-Armee bei einem Treffen mit Luftmarschall Tedder, «sind aber bestens  
mit automatischen Waffen, Panzerwagen und leicht bewaffneten Fahrzeu-  
gen ausgerüstet. Ausserdem müssen sie für Untersuchungen und Verhöre  
gut ausgestattet sein.»<sup>6</sup>

Auf deutschem Gebiet, so in Ostpreussen und Schlesien, bestand die  
erste Aufgabe der NKWD-Regimenter darin, deutsche Soldaten, die vom  
sowjetischen Vormarsch überrollt worden waren, festzunehmen oder aufzu-

spüren. Für die sowjetischen Behörden galt jeder Volkssturmmann als Wehrmichtsangehöriger. Da man aber inzwischen fast alle männlichen Personen von 15 bis 55 Jahren einberufen hatte, waren viele örtliche Einwohner darunter. Die Volkssturmmänner, die kurzerhand zu Hause blieben, statt sich auf den Flüchtlingstreck zu begeben, wurden nun häufig als hinter den Linien agierende Saboteure behandelt, wie betagt der einzelne auch sein mochte. Nach Berichten des NKWD wurden über 200 «Saboteure und Terroristen standrechtlich erschossen».<sup>7</sup> Die wirkliche Zahl lag sicher wesentlich höher.

In Polen meinte Stalins Begriff «unzuverlässige Elemente» nicht die verschwindende Minderheit, die mit den Deutschen kollaboriert hatte. Er umfasste alle, welche die polnische Exilregierung und die «Heimatarmee» unterstützten, die im Jahr zuvor den Warschauer Aufstand initiiert hatte. Diese Erhebung gegen die Deutschen war in Stalins Augen ein «verbrecherischer Akt antisowjetischer Politik». Offenbar sollte damit die polnische Hauptstadt für die Londoner Exilregierung gesichert werden, bevor die Rote Armee, deren Männer allein dafür gekämpft und ihr Leben hingegeben hatten, eingreifen konnte.<sup>8</sup> Dass er selbst Polen im Jahr 1939 hinterhältig an die Nazis verraten hatte, dass Berija bei Katyn ein Massaker unter polnischen Offizieren hatte anrichten lassen, bedachte er dabei ganz sicher nicht. Wie er auch die Tatsache ignorierte, dass Polen proportional schwerer gelitten hatte als die Sowjetunion, denn es verlor 20 Prozent seiner Bevölkerung. Stalin war überzeugt, er habe sich das Recht erkämpft, über Polen zu bestimmen, eine Auffassung, die in der Roten Armee breite Zustimmung fand. Als sowjetische Truppen die deutsche Grenze von Polen her überquerten, meinten viele, «dass wir nun endlich unser Staatsgebiet gesäubert haben».<sup>9</sup> Wie selbstverständlich gingen sie davon aus, dass Polen zur Sowjetunion gehörte.

Stalins Behauptung in Jalta, die provisorische Regierung der Kommunisten sei in Polen sehr populär, war eine äusserst subjektive Meinung. Viel aufschlussreicher sind da Schukows Memoiren. Wo der General auf die Polen zu sprechen kommt, lässt er durchblicken, dass «einige sich uns gegenüber loyal verhielten». Wer die Präsenz der Sowjets ablehnte, wurde als «feindlicher Agent» gebrandmarkt, wie aktiv er auch gegen die Deutschen gekämpft haben mochte. Dass die «Heimatarmee» zu den Alliierten gehörte, ignorierte man wohlweislich. In einem anderen Zusammenhang sprach Schukow von der Notwendigkeit, die eigenen Truppen zu kontrollieren:

«Wir mussten unter den Truppen der Front intensive Erziehungsarbeit leisten, damit es nicht gleich zu Beginn unseres Aufenthalts zu gedankenlosem Verhalten kam.»<sup>10</sup> Dieser «Aufenthalt» sollte fast fünf Jahrzehnte dauern.

In welchem Masse Berija die provisorische Regierung Polens kontrollierte, ist daran zu erkennen, dass General Serow am 20. März unter dem Namen «Iwanow» als «Berater» zum polnischen Sicherheitsministerium abkommandiert wurde.<sup>11</sup> In der Regel waren Berater rangniedriger als die Staatssicherheitskommissare zweiter Klasse. Serow aber konnte für diese Tätigkeit besondere Qualifikationen vorweisen. Er hatte die Massendeportationen vom Kaukasus geleitet und war bereits 1939 für die Repressalien in Lwow (Lemberg) nach der Besetzung Ostpolens durch die Sowjetunion verantwortlich gewesen. Er hatte die Verhaftung und Beseitigung von polnischen Offizieren, Grundbesitzern, Priestern und Lehrern überwacht, von denen man Opposition gegen das Sowjetregime erwartete. Damals wurden etwa zwei Millionen Polen in den Gulag geschickt und eine Kampagne der Zwangskollektivierung begonnen.

Stalin suchte die polnische «Heimatarmee» bewusst mit den bewaffneten Kräften der ukrainischen Nationalisten, der UPA, gleichzusetzen oder zumindest den Eindruck zu erwecken, als arbeiteten beide eng zusammen. Goebbels war seinerseits bemüht, jedes Beispiel von Widerstand gegen die sowjetische Besatzung hochzuspielen. Er behauptete, in Estland kämpften 40'000 Mann gegen die Rote Armee, 10'000 in Litauen und 50'000 in der Ukraine. Er ging sogar so weit, die *Prawda* vom 7. Oktober 1944 zu zitieren, in der von «ukrainisch-deutschen Nationalisten» die Rede war.<sup>12</sup> Beide Seiten rechtfertigten beziehungsweise verteilten damit die Tatsache, dass die NKWD-Regimenter «im Hinterland aufräumten». Es ist ein gutes Beispiel dafür, wie Sowjets und Deutsche die Propaganda der jeweils anderen für sich nutzten.

Ein anderer potenzieller Gegner aus Polen geriet ebenfalls Anfang März ins Visier. Kaum hatte SMERSCH in Polen Fuss gefasst, setzten «Nachforschungen nach Verwandten Rokossowskis» ein.<sup>13</sup> Offenbar wollte man die Möglichkeit prüfen, sie als «feindliche Elemente» abstempeln zu können. Marschall Rokossowski war zur Hälfte Pole, und diese Aktion ging ganz sicher auf Berija zurück. Er hatte nicht vergessen, dass Rokossowski seinen Schergen schon einmal entschlüpft war. Nikolai Bulganin, Politkommissar im Kriegsrat von Rokossowskis Zweiter Weissrussischer Front, war Stalins Aufpasser.

Stalins Entschlossenheit, die «Heimatarmee» zu vernichten, liess einen unbedeutenden Zwischenfall zu einem grösseren Problem zwischen der Sowjetunion und den USA anwachsen. Am 5. Februar – die Konferenz von Jalta war gerade im Gange – musste Leutnant Myron King von der US-Luftwaffe mit seiner B-17 in Kuflewo notlanden. Ein junger Pole fragte, ob er mitfliegen dürfe. Man liess ihn einsteigen und setzte den Flug zum sowjetischen Luftstützpunkt Schtschutschin fort, wo die Maschine repariert werden sollte. Inzwischen hatte man den Polen eingekleidet, und nach der Landung «behauptete der Zivilist, das Besatzungsmitglied Jack Smith zu sein», schrieb General Antonow in seiner offiziellen Beschwerde. «Erst als das sowjetische Kommando eingriff», fuhr Antonow fort, «erklärte Leutnant King, der Mann sei kein Mitglied seiner Crew, sondern ein ihm unbekannter Fremder, den er an Bord genommen habe, weil er nach England wollte. Nach unseren Informationen», schloss Antonow, «handelt es sich um einen Terroristen und Saboteur, der aus London nach Polen eingeflogen wurde.» Die US-Regierung entschuldigte sich wortreich. Sie stellte King sogar auf dem amerikanischen Luftstützpunkt bei Poltawa auf sowjetischem Gebiet vor ein Kriegsgericht und forderte Antonow auf, Zeugen der Anklage zu benennen. Stalin schlachtete den Zwischenfall weidlich aus. Gegenüber Botschafter Harriman erklärte er, dies sei der Beweis dafür, dass die USA die Weisspolen für Überfälle auf die Rote Armee ausrüsteten.<sup>14</sup>

Ein weiterer Zwischenfall ereignete sich am 22. März auf dem sowjetischen Luftwaffenstützpunkt Mielec, wo ein amerikanischer «Liberator» wegen Treibstoffmangels landete. Der sowjetische Kommandeur, der seit der Sache mit King gewarnt war, stellte die Maschine unter Bewachung und zwang die Mannschaft, die Nacht in einer nahe gelegenen Hütte zu verbringen. Nachdem sie dort aber schon zwei Tage lang festsassen, baten die zehn Männer unter Leutnant Donald Bridge um die Genehmigung, ein paar persönliche Dinge aus der Maschine holen zu dürfen. Als sie an Bord waren, starteten sie die Motoren und hoben ab, wobei sie alle Stoppsignale ignorierten. «Der sowjetische Ingenieurhauptmann Melamedew, welcher der Mannschaft die Erlaubnis erteilt hatte», schrieb Antonow an General Reade in Moskau, «war so ausser sich von dem Zwischenfall, dass er sich noch am selben Tag erschoss.»<sup>15</sup> Möglicherweise hatte sein Tod aber mehr mit dem Zorn der SMERSCH über die «Nachlässigkeit des Offiziers und der Wachposten» zu tun, «die für das Flugzeug verantwortlich waren». Diesen Zwischenfall nahm man ebenfalls als «Beweis» dafür, dass «feindliche Elemente

derartige Landungen nutzen, um Terroristen, Saboteure und Agenten der Londoner Exilregierung nach Polen zu schleusen».<sup>16</sup>

Es ist schwer zu sagen, ob die sowjetischen Behörden tatsächlich so paranoid waren oder sich künstlich in moralische Entrüstung steigerten. Als ein amerikanischer Oberstleutnant, der in Lublin entlassene amerikanische Kriegsgefangene besucht hatte, nach Moskau zurückkehrte, obwohl sein Pass bereits abgelaufen war, liess General Antonow, zweifellos auf Stalins Weisung, alle US-Flugzeuge «in der Sowjetunion und in den von der Roten Armee kontrollierten Gebieten» am Boden festhalten.<sup>17</sup>

Berichte des NKWD aus Ostpreussen handelten von «bis zu 1'000 Mann starken deutschen Banden», die Einheiten von Rokossowskis Zweiter Weissrussischer Front im Hinterland angriffen. Das NKWD «durchkämmte die Wälder, um sie zu liquidieren». In den meisten Fällen waren es jedoch Gruppen von Volkssturmmännern, die sich im Wald versteckt hielten. Manchmal lauerten sie Lastwagen, Motorradfahrern oder Versorgungsfahrzeugen auf, um sich Nahrung zu verschaffen. In Kreisburg entdeckten Truppen des NKWD zwei «geheime Bäckereien», welche die Soldaten im Wald mit Brot versorgten. Patrouillen des NKWD griffen junge Frauen auf, die es ihnen brachten.<sup>18</sup>

Bei einer Suchaktion am 21. Februar durchkämmte die 14. Postenkette des 127. Grenzregiments unter Führung von Unterleutnant Chismatulin ein dichtes Waldstück. Dabei sah Sergeant Sawgorodny wollene Strümpfe an einem Baum hängen. «Das brachte ihn auf den Gedanken, dass unbekannte Personen in der Nähe seien. Bei gründlichem Suchen fanden die Soldaten drei gut getarnte Gräben, die zu einem Bunker führten, in dem sich drei feindliche Soldaten mit Gewehren versteckt hielten.»<sup>19</sup>

Vor allem fürchtete man Minen und versteckte Sprengladungen. Um das Minenräumen zu verbessern, erhielt jedes Grenzregiment des NKWD 22 Hunde zugeteilt.<sup>20</sup> Spürhunde kamen auch zum Einsatz, um deutsche Soldaten zu finden, die sich in den ostpreussischen Wäldern versteckt hielten.<sup>21</sup>

Viele Zwischenfälle wurden offenbar in den Berichten der örtlichen Kommandeure, die sich wichtig machen wollten, dramatisiert und aufgebauscht. So geht aus einem Rapport über «Terroristen, die dem SMERSCH zur weiteren Befragung übergeben wurden», hervor, dass sie allesamt vor 1900 geboren waren. Der NKWD-Chef der Zweiten Weissrussischen Front, Zanawa, meldete die Festnahme von Ulrich Behr, einem 1906 geborenen

Deutschen. «Beim Verhör gestand er, dass er vom Residenten des deutschen Geheimdienstes, Hauptmann Schrap, im Februar 1945 als Agent angeworben wurde. Er hatte den Auftrag, im Hinterland der Roten Armee Agenten für Sabotage- und Terrorakte sowie für Spionagetätigkeit zu gewinnen. Behr rekrutierte 12 Agenten.»<sup>22</sup> In einigen Fällen hiess es über versprengte Soldaten oder Volkssturmmänner, sie seien «vom deutschen Geheimdienst für Sabotageakte zurückgelassen worden». Das lächerlichste Vorkommnis dieser Art war «Sabotage an einer Überlandleitung bei Hindenburg» in Schlesien. Nachdem man intensiv nach Schuldigen gesucht hatte, stellte sich heraus, dass die Artillerie der Roten Armee die Ursache war. Splitter eines Schrapnells hatten die Drähte durchgeschlagen.<sup>23</sup>

Als der Chef des SMERSCH bei der Zweiten Weissrussischen Front allerdings behauptete, seine Männer hätten «im Dorf Kowalowo eine deutsche Agentenschule entdeckt», mag er durchaus Recht gehabt haben. Die Personen, die dort ausgebildet wurden, trugen sämtlich russische oder ukrainische Namen.<sup>24</sup> In ihrer Verzweiflung suchten die Deutschen mehr und mehr sowjetische Kriegsgefangene für derartige Aufgaben zu rekrutieren. Viele dieser Russen und Ukrainer hatten offenbar zugestimmt, weil sie glaubten, auf diese Weise schneller nach Hause zu kommen. Nach anderen Fällen zu urteilen, half ihnen jedoch auch nicht, dass sie sich sofort den sowjetischen Militärbehörden zu erkennen gaben.

Die Patrouillen des NKWD scheinen in der Regel lieber Häuser und Scheunen durchsucht zu haben als grössere Waldgebiete. Dabei stiessen sie auf eine Gruppe von acht Deutschen, die in einem Heuschober sassen. «Ein aufmerksamer Sergeant» erkannte, dass es keine Frauen, «sondern deutsche Soldaten in Frauenkleidern» waren.<sup>25</sup> Derartige Berichte gab es viele.

Die ostpreussischen Bauernfamilien waren häufig nicht weniger unbedarft als die russischen Suchtrupps. Bewohner warfen bei der Haussuchung ständig verstohlene Blicke zu einer bestimmten Stelle oder machten sich dort zu schaffen. In einem Haus setzte sich die Frau demonstrativ auf eine Truhe. Die Soldaten des NKWD schoben sie beiseite und fanden darin einen Mann. Eine andere Patrouille folgte den Blicken des Hausherrn, der verstört zum Bett schaute. Die NKWD-Leute rissen die Matratze heraus und sahen, dass das Bettgestell verdächtig tief war. Als sie die Bretter herausnahmen, lag darin ein Mann in Frauenkleidern. In einem anderen Haus



stöberten sie einen Mann versteckt unter den Mänteln an einem Kleiderständer auf. Er hatte sich mit den Achseln an dem Ständer festgebunden, sodass seine Füße über der Erde schwebten. Gewöhnlich wurden aber sehr einfache Verstecke benutzt – Schuppen, Scheunen und Heuschober. Mit Spürhunden waren diese Schlupfwinkel rasch gefunden. Nur wenige suchten unter der Erde Zuflucht. Zuweilen machten sich die Patrouillen des NKWD nicht die Mühe, ein Haus zu kontrollieren. Sie legten kurzerhand Feuer, und wer nicht darin verbrannte, wurde erschossen, wenn er aus dem Fenster sprang.

Während viele Volkssturmmänner in der Nähe ihrer Höfe zu bleiben suchten, waren die versprengten Wehrmachtsoldaten bestrebt, durch die Frontlinie zu schlüpfen und nach Hause zu kommen. Häufig zogen sie sich dafür Uniformen von Rotarmisten an, die sie getötet hatten. Wenn man sie ergriff, wurden sie zumeist auf der Stelle erschossen. Gefangene, ob nun Deutsche, Russen oder Polen, wurden zunächst in ein «provisorisches Gefängnis» gesteckt. Das waren meist beschlagnahmte Häuser, deren Fenster man mit Stacheldraht versperrte und an die Aussenwand mit Kreide schrieb: «Gefängnis des NKWD der UdSSR». Dort verhörte sie SMERSCH, und je nach Art des Geständnisses kam der Gefangene dann in ein Lager oder zur Zwangsarbeit.

Die Chefs der NKWD-Einheiten hatten auch ein scharfes Auge auf geschäftliche Aktivitäten in den eigenen Reihen. Generalmajor Rogatin, der Kommandeur der NKWD-Truppen bei der Zweiten Weissrussischen Front, zuvor in Stalingrad eingesetzt, stellte fest, «dass die Mehrheit der Offiziere und Soldaten in einigen [NKWD-]Einheiten nicht an ihre Pflicht denkt, sondern vor allem mit Beutemachen beschäftigt ist. ... Es hat sich herausgestellt, dass die Sachen in den Regimentern ohne Wissen der Divisionsführung verteilt werden. Es gibt Fälle, da von Kraftfahrern der Fronteinheiten ein schwunghafter Handel mit Beutegut, mit Zucker, Tabak, Alkohol und Benzin, ja sogar mit Motorrädern getrieben wird. Diese Lage in den [NKWD-]Regimentern, die jeder Disziplin zuwiderläuft, hat die Zahl der Zwischenfälle stark ansteigen lassen. Es gibt Soldaten, die ihre Pflicht erfüllen, und andere, die nur ans Plündern denken. Beide dürfen nicht zusammen eingesetzt werden.»<sup>26</sup> Offenbar wurden derartige Vergehen aber nicht bestraft. Die Worte «ohne Wissen der Divisionsführung» sind dafür sehr bezeichnend. Bei Letzterer war man vor allem darüber verärgert, dass ihr der gebührende Anteil vorenthalten wurde.

Es kann kaum Zweifel geben, dass man innerhalb der Roten Armee die «Etappenschweine» des NKWD nicht mochte, aber die Antipathie beruhte auf Gegenseitigkeit. Auch das NKWD gab sich nicht gern mit Munition und Waffen ab, welche die Deutschen oder die vorstürmenden Einheiten der Roten Armee zurückgelassen hatten. «All das führt zu massiven Diebstählen durch Banditen und die örtliche Bevölkerung. Es wurde festgestellt, dass Jugendliche solche Waffen an sich nehmen und als Banden die Bevölkerung terrorisieren. Das schafft günstige Bedingungen dafür, dass sich Banditentum entwickelt.»<sup>27</sup> Es wurde auch eine Weisung erlassen, die das Fischen mit Handgranaten verbot, was Rotarmisten in den zahlreichen Seen von Ostpreussen und Polen mit Begeisterung praktizierten.

Die NKWD-Regimenter waren nicht nur hinter versprengten deutschen Soldaten und Angehörigen des Volkssturms her, die wie Aussätzige in den Wäldern lebten, sondern auch hinter Gruppen von Fahnenflüchtigen der Roten Armee. Am 7. März lauerte eine Bande von «15 bewaffneten Deserteuren» in der Nähe des Dorfes Dertz einer NKWD-Patrouille der Zweiten Weissrussischen Front auf. Eine weitere Bande mit acht Mitgliedern trieb im nahen Wald ihr Unwesen. Alle hatten sich Ende Dezember 1944 von der Truppe abgesetzt. Zwei Tage später berichtete das NKWD, es habe «weitere Deserteure festgestellt, die von der Front ins Hinterland unterwegs sind». Eine andere «Bande» von Fahnenflüchtigen der Dritten Armee, die ein ukrainischer Hauptmann, Parteimitglied und Rotbannerordenträger, befehligte, der sich am 6. März aus dem Lazarett davongemacht hatte, trieb sich in der Gegend bei Ortelsburg herum. Das war eine höchst gemischte Truppe, deren Ausrüstung unter anderem aus leichten Maschinengewehren und Pistolen bestand. Zu ihr gehörten Männer aus Tula, Swerdlowsk, Woronesch und der Ukraine, dazu ein Pole, drei deutsche Frauen und ein deutscher Mann aus der Gegend.

Die meisten Deserteure, vor allem Weissrussen und Ukrainer, die bis 1939 in Polen gelebt hatten, suchten sich allein oder zu zweit nach Hause durchzuschlagen. Manche verkleideten sich als Frauen. Andere legten sich Verbände an und schlichen zu Bahnstationen, wo sie Verwundeten die Dokumente stahlen. Um dem ein Ende zu machen, mussten die Verwundeten mit besonderen Pässen versehen werden.<sup>28</sup> Manche Männer verschwanden einfach, und niemand wusste, ob sie desertiert oder im Kampf gefallen waren. Am 27. Januar gingen zwei T-34-Panzer des VI. Gardepanzerkorps bei

einer Operation in Ostpreussen verloren. Weder sie noch die 16 Mann Besatzung und begleitende Infanterie wurden je wieder gesehen.<sup>29</sup>

Obwohl der NKWD mit starken Truppen im Hinterland präsent war, hatte er erstaunlich wenig Kontrolle über die Angehörigen der Roten Armee. «Die sowjetische Heeresleitung», hiess es in einem deutschen Geheimdienstbericht vom 9. Februar, «ist besorgt über zunehmende Disziplinlosigkeiten, die sich nach dem Einrücken in ein für sowjetische Verhältnisse reiches Land ergeben.»<sup>30</sup> Häuser wurden geplündert und zerstört, Zivilisten, die für den Arbeitsdienst taugten, aus nichtigen Gründen getötet. Chaotische Zustände gab es auch deshalb, weil zahlreiche «Bürger der UdSSR nach Ostpreussen kommen, um sich Beutegut anzueignen».<sup>31</sup>

Der sinnlose Tod des «Helden der Sowjetunion», Oberst Gorelow, Kommandeur einer Gardepanzerbrigade, schockierte viele Offiziere der Ersten Weissrussischen Front. Als er Anfang Februar einen Verkehrsstau auf einer Strasse kurz vor der deutschen Grenze entwirren wollte, wurde er von betrunkenen Soldaten erschossen. «Fälle von Gewaltanwendung in trunkenem Zustand sind gar nicht so selten», notierte Grossman.<sup>32</sup> Ein einziges NKWD-Regiment hatte in den ersten zehn Wochen des Jahres 1945 fünf Tote und 34 Verletzte zu beklagen, die von Kraftfahrern einfach überfahren worden waren.<sup>33</sup>

Die jungen Verkehrsregierinnen piffen nicht, wenn sie die Ordnung aufrecht erhalten wollten, sondern feuerten mit ihren Maschinenpistolen in die Luft. Eine junge Soldatin namens Lydia, die den Verkehr hinter der Zweiten Weissrussischen Front zu regeln hatte, rannte bei einer solchen Gelegenheit zu einem Offizierswagen, der die Strasse blockierte. Sie stiess wüste Beschimpfungen gegen den Fahrer aus. Damit erzielte sie jedoch nur die Wirkung, dass die Flüche postwendend zurückgegeben wurden. Dann aber erhielt sie unerwartet Verstärkung in der hohen, eindrucksvollen Gestalt von Marschall Rokossowski. Er war aus seinem Wagen gesprungen und hatte zornig seine Pistole gezogen. Als der Fahrer des Marschalls ansichtig wurde, erstarrte er vor Furcht. Der Offizier, den er fuhr, verlor völlig den Kopf. Er sprang aus dem Wagen und schlug sich seitwärts in die Büsche.<sup>34</sup>

Nachdem sowjetische Truppen auf deutsches Gebiet vorgedrungen waren, konnte Stalins Plan, Deutsche für die Sowjetunion arbeiten zu lassen, in die Tat umgesetzt werden. Am 6. Februar erging die Weisung, «alle arbeitsfähigen

gen Deutschen im Alter von 17 bis 50 Jahren zu Arbeitsbataillonen von 1'000 bis 1'200 Personen zusammenzustellen und nach Weissrussland bzw. in die Ukraine zur Beseitigung von Kriegsschäden zu schicken». Die betroffenen Deutschen wurden angewiesen, am Sammelpunkt in warmer Kleidung, mit festem Schuhwerk, Bettzeug, Unterwäsche und Proviant für zwei Wochen zu erscheinen.<sup>35</sup>

Da Angehörige des Volkssturms in Gefangenenlagern landeten, konnte der NKWD bis zum 9. März nur 68680 deutsche Zwangsarbeiter mobilisieren, die meisten im Hinterland von Schukows und Konews Armeen.<sup>36</sup> Darunter waren viele Frauen. Zunächst setzte man diese so genannten Arbeitsbataillone zur Beseitigung von Trümmern und zu Hilfsdiensten für die Rote Armee ein. Die sowjetischen Soldaten begegneten den Deutschen mit unverhüllter Schadenfreude. Agranenko kam dazu, wie ein Sergeant der Roten Armee eine Arbeitsbrigade deutscher Männer und Frauen in Viererreihen antreten liess. «Nach Sibirien mit euch, verdammt noch mal!», brüllte er ihnen in gebrochenem Deutsch zu.<sup>37</sup>

Bis zum 10. April stieg die Zahl der in die Sowjetunion zur Zwangsarbeit deportierten Personen rasch an. 59 536 wurden in den westlichen Gebieten, vor allem der Ukraine, eingesetzt. Es waren weniger, als Stalin geplant hatte, und sie wurden nicht besser behandelt, als die Wehrmacht zuvor mit der sowjetischen Zivilbevölkerung umgesprungen war. Am schlimmsten traf es natürlich die Frauen. Viele mussten ihre Kinder bei Verwandten oder Freunden zurücklassen. In manchen Fällen konnten sie gar nichts für sie tun. Ihnen stand nicht nur schwere körperliche Arbeit, sondern auch gelegentliche Vergewaltigung durch die Wachen bevor, bei denen sie nicht selten mit Geschlechtskrankheiten infiziert wurden. Weitere 20'000 Personen wurden zur Demontage von Fabriken in Schlesien eingesetzt.

Zwar hatte Stalin die NKWD-Regimenter gegenüber General Bull als «eine Art Polizei» beschrieben<sup>38</sup>, aber diese unternahmen so gut wie nichts, um die Plünderungen, Vergewaltigungen und die willkürliche Tötung von Zivilisten zu unterbinden. In den Berichten ist nur ein einziges Beispiel für ihr aktives Eingreifen zu finden. Im April nahm eine Patrouille des 217. Regiments der Grenztruppen des NKWD fünf Soldaten fest, die in eine «Unterkunft repatriierter polnischer Frauen» eingedrungen waren.<sup>39</sup>

Wie wenig die NKWD-Truppen aber insgesamt taten, um die Zivilbevölkerung vor Gewalt jeglicher Art zu schützen, geht indirekt aus den Rap-

porten ihres Chefs an Berija hervor. Am 8. März berichtete der NKWD-Vertreter bei der Ersten Weissrussischen Front, Serow, von einer anhaltenden Selbstmordwelle. Am 12. März informierte der Chef des NKWD im nördlichen Ostpreussen Berija darüber, dass «Selbstmorde von Deutschen, insbesondere Frauen, sich immer mehr ausbreiten».<sup>40</sup> Wer keine Pistole oder Gift zur Verfügung hatte, hängte sich an Balken unter dem Dach eines Hauses auf. Einige Frauen, die es nicht über sich brachten, ihre Kinder zu erhängen, schnitten erst ihnen und dann sich selbst die Pulsadern auf.

Die Einheiten des NKWD bestraften keine eigenen Soldaten für Vergewaltigung. Strafe setzte es nur, wenn sie sich bei Opfern Krankheiten holten, die in der Regel von einer früheren Vergewaltigung stammten. Der Akt selbst wurde in der für den Stalinismus typischen euphemistischen Art als «unmoralisches Vorkommnis» umschrieben.<sup>41</sup> Es ist interessant, dass russische Historiker sich bis heute derartig ausweichend äussern. «Negative Erscheinungen in der Befreiungsarmee», schreibt eine sowjetische Wissenschaftlerin zum Thema der Massenvergewaltigungen, «fügten dem Ansehen der Sowjetunion und der Streitkräfte bedeutenden Schaden zu und konnten sich auch negativ auf die künftigen Beziehungen zu den Ländern auswirken, durch die unsere Truppen zogen.»<sup>42</sup>

Aus diesem Satz geht indirekt hervor, dass es in Polen viele Fälle von Vergewaltigung gab. Viel schockierender für Russen aber ist, dass Offiziere und Soldaten der Roten Armee sich auch an ukrainischen, russischen und weissrussischen Frauen und Mädchen vergriffen, die aus deutscher Zwangsarbeit befreit wurden. Viele waren 14 oder 16 Jahre alt gewesen, als man sie ins Reich geholt hatte.<sup>43</sup> Diese verbreiteten Vorkommnisse führen alle Versuche ad absurdum, das Verhalten der Roten Armee mit Vergeltung für das brutale Vorgehen der Deutschen in der Sowjetunion zu rechtfertigen. Beweise dafür findet man nicht nur in den unveröffentlichten Notizbüchern von Wassili Grossman. Ein anderer, sehr detaillierter Bericht geht viel weiter.

Am 29. März informierte das Zentralkomitee des Komsomol Stalins engen Mitkämpfer Malenkow über einen Bericht von der Ersten Ukrainischen Front. «In dieser Denkschrift geht es um junge Menschen, die nach Deutschland deportiert und von den Truppen der Roten Armee befreit wurden. Zygankow [der stellvertretende Leiter der politischen Verwaltung der Ersten Ukrainischen Front] zählt zahlreiche besondere Vorkommnisse auf, welche die grosse Freude der Sowjetbürger beeinträchtigen, aus deut-

scher Sklaverei befreit worden zu sein. Die jungen Menschen bringen dem Genossen Stalin und der Roten Armee den Dank für ihre Rettung zum Ausdruck.»

«In der Nacht des 24. Februar», berichtet Zybankow über das erste aus einer grossen Zahl jener Ereignisse, «drang eine Gruppe von 35 Offizierschülern zusammen mit ihrem Bataillonskommandeur in einen Schlafsaal von Frauen im Dorf Grutenberg, zehn Kilometer von Els entfernt, ein und vergewaltigte die dort Anwesenden.» Drei Tage später «ritt ein unbekannter Oberleutnant der Panzertruppen an einem Feld vorbei, auf dem Mädchen Getreidereste aufsammelten. Er stieg ab und fragte ein Mädchen aus der Gegend von Dnjepropetrowsk namens Anna Grizenko: ‚Woher kommst du?‘ Sie antwortete ihm. Er befahl ihr, näher zu treten. Sie gehorchte nicht. Da nahm er seine Waffe und schoss auf sie, aber sie war nicht gleich tot. Es hat bereits zahlreiche derartige Fälle gegeben.»<sup>44</sup>

«In der Stadt Bunzlau sind über 100 Frauen und Mädchen beim Hauptquartier beschäftigt. Sie haben ihre Unterkunft in einem eigenen Gebäude unweit der Kommandantur. Aber es ist nicht besonders bewacht, weshalb es zu vielen Belästigungen und sogar zu Vergewaltigungen von Frauen kommt. Soldaten dringen nachts in ihre Schlafräume ein und terrorisieren sie. Am 5. März spätabends verschafften sich 60 Offiziere und Soldaten, die meisten von der Dritten Gardepanzerarmee, dort Zugang. Sie waren fast alle betrunken, beleidigten die Frauen und Mädchen und fielen über sie her. Als der Kommandant ihnen befahl, sofort den Schlafsaal zu verlassen, drohten sie ihm mit ihren Waffen und begannen ein Handgemenge. ... Das ist kein vereinzelter Zwischenfall. Es passiert fast jede Nacht, weshalb die in Bunzlau stationierten Frauen verängstigt, demoralisiert und sehr aufgebracht sind. Eine, Maria Schapowal, erklärte: ‚Ich habe Tag und Nacht auf die Rote Armee gewartet. Ich habe meine Befreiung herbeigesehnt. Aber jetzt behandeln uns die eigenen Soldaten schlechter als die Deutschen. Ich möchte gar nicht mehr weiterleben.‘« «Bei den Deutschen war es schlimm», sagte Klawdija Malaschenko aus. «Aber jetzt bin ich sehr unglücklich. Das ist doch keine Befreiung. Sie behandeln uns schrecklich. Sie tun uns schlimme Dinge an.»<sup>45</sup>

«Es gibt zahlreiche Fälle von Übergriffen», fuhr Zybankow fort. «In der Nacht vom 14. zum 15. Februar umstellte eine Strafkompagnie unter dem Befehl eines Oberleutnants ein Dorf mit einer Rinderherde und erschoss die Rotarmisten, die dort auf Wache standen. Dann drangen sie in einen

Schlafsaal ein und vergewaltigten die dortigen Frauen, die von der Roten Armee gerade erst befreit worden waren.»

«Auch Offiziere vergehen sich häufig an Frauen. Am 26. Februar kamen drei Offiziere in die Unterkunft des Getreidelagers. Als der Kommandant, Major Solowjow, sie aufzuhalten suchte, sagte ein Major zu ihm: ‚Ich komme gerade von der Front und brauche jetzt eine Frau.‘ Danach verging er sich im Schlafsaal.»

«Vera Lanzowa, geboren 1926, wurde zweimal vergewaltigt – einmal, als die Vorausabteilungen durchzogen, und ein zweites Mal am 14. Februar wiederum von einem Soldaten. Vom 15. bis 22. Februar zwang Leutnant A. A. Issajew sie mit Schlägen und der Drohung, er werde sie erschiessen, ihm zu Willen zu sein. Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten sagen zu den befreiten Frauen: ‚Es gibt einen Befehl, euch nicht mehr in die Sowjetunion zurückzulassen. Und wenn es doch dazu kommen sollte, müsst ihr alle in den Norden‘ [in den Gulag]. Aus diesem Grunde glauben viele Frauen, dass sie in der Roten Armee und in ihrem Land nicht mehr als Sowjetbürgerinnen behandelt werden, dass man ihnen alles antun kann – sie töten, vergewaltigen und schlagen – und dass sie nie wieder nach Hause kommen.»

Die Auffassung, sowjetische Frauen und Mädchen, die zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert wurden, hätten «sich an die Deutschen verkauft», war in der Roten Armee weit verbreitet. Das kann zum Teil erklären, weshalb man so grausam mit ihnen umsprang.<sup>46</sup> Junge Frauen, denen es irgendwie gelang, unter der deutschen Besatzung zu überleben, wurden als «deutsche Püppchen» beschimpft. Ein Flieger schrieb sogar ein Spottlied auf sie:

«Junge Mädchen lächeln den Deutschen zu,  
Haben ihre Falken vergessen im Nu.  
Aus dem Auge, aus dem Sinn,  
Für einen Kanten Brot gabt ihr euch hin.»<sup>47</sup>

Es ist schwer festzustellen, woher die Vorstellung kam, diese Frauen hätten mit dem Feind kollaboriert. Entsprechende Bemerkungen von Politoffizieren Ende 1944 oder Anfang 1945 sind nicht nachweisbar. Und doch hat es den Anschein, dass das Regime bereits früher die Auffassung verbreitete, jeder Sowjetbürger, der nach Deutschland gelange, ob als Kriegsgefangener oder Zwangsarbeiter, habe dem stillschweigend zugestimmt, weil er sich

nicht selbst umgebracht oder «den Partisanen angeschlossen» habe. Wenn von «der Ehre und Würde des sowjetischen Mädchens» die Rede war, dann galt das nur für junge Frauen, die entweder in der Roten Armee dienten oder in der Rüstungsindustrie beschäftigt waren.<sup>48</sup> Aber es ist vielleicht von Bedeutung, dass nach Aussage eines weiblichen Offiziers Soldatinnen in der Roten Armee von ihren männlichen Kollegen schlechter behandelt wurden, als die sowjetischen Truppen das eigene Staatsgebiet verlassen hatten.<sup>49</sup>

Eine Vergewaltigung bei Vorgesetzten anzuzeigen war völlig nutzlos. «Eva Shtul, geboren 1926, sagte aus: ‚Mein Vater und zwei Brüder sind seit Beginn des Krieges bei der Roten Armee. Als die Deutschen kamen, brachten sie mich mit Gewalt fort. Ich habe hier in einer Fabrik gearbeitet. Ich habe geweint und den Tag der Befreiung herbeigesehnt. Dann kam die Rote Armee, und ihre Soldaten haben mich entehrt. Ich weinte und sagte dem Kommandeur, meine Brüder seien ebenfalls bei der Roten Armee. Aber er schlug mich und tat mir Gewalt an. Es wäre besser gewesen, er hätte mich gleich umgebracht.‘<sup>50</sup>

«All das», so schloss Zyganow, «bildet den Nährboden dafür, dass sich unter den befreiten Sowjetbürgern eine ungesunde, negative Stimmung ausbreitet. Sie sind unglücklich und misstrauisch, wenn sie in ihr Vaterland zurückkehren.» Aber auch er empfahl nicht, die Rote Armee stärker zu disziplinieren. Stattdessen regte er an, die politische Hauptverwaltung der Roten Armee und der Komsomol sollten «mit zu repatriierenden Sowjetbürgern intensiver politisch und kulturell arbeiten», damit sie nicht mit einer negativen Meinung über die Rote Armee in die Heimat kämen.

Bis zum 15. Februar hatte die Erste Ukrainische Front allein 49'500 Sowjetbürger und 8868 Ausländer aus deutschen Zwangsdiensten befreit, die Mehrzahl in Schlesien.<sup>51</sup> Aber das war nur ein kleiner Teil des Gesamtbildes. Nur eine Woche später schätzten die sowjetischen Behörden in Moskau, sie hätten bald vier Millionen ehemalige Rotarmisten und deportierte Zivilisten aufzunehmen und zu versorgen.<sup>52</sup>

Aber ihre erste Sorge galt nicht der medizinischen Betreuung derer, die in deutschen Lagern so schrecklich gelitten hatten, sondern dem Durchleuchtungsprozess, um Verräter ausfindig zu machen. Die zweite Aufgabe bestand in der politischen Umerziehung jener, die ausländischer Beeinflussung ausgesetzt waren. Sowohl die Erste Weissrussische als auch die Erste Ukrainische Front wurden angewiesen, in ihrem Hinterland in Polen drei







1. (vorhergehende Seite:) Hitlerjungen bei den Kämpfen in Lauban/Schlesien.
2. Eine Einheit des Korps «Grossdeutschland» wird vor dem Ansturm der Roten Armee am 14. Januar 1945 in einem Wald von Ostpreussen inspiziert.



3. Gefangen genommene Volkssturmmänner in Insterburg/Ostpreussen, 22. Januar 1945.





4. Einwohner von Berlin nach einem schweren Luftangriff.

5. Ein deutscher Flüchtlingstreck verlässt Schlesien, um sich vor der Roten Armee in Sicherheit zu bringen.





6. Truppen der Roten Armee dringen im Januar 1945  
in eine ostpreussische Stadt ein.

7. Eine sowjetische mechanisierte Einheit beim Einmarsch in die  
ostpreussische Stadt Mühlhausen.







8. Die Rote Armee besetzt Tilsit.



9. Ein sowjetisches Sturmgeschütz im Einsatz bei den Kämpfen



10. Jugendliche bei einer Parade des Volkssturms für Goebbels.



11. Zwei deutsche Soldaten bei der Verteidigung der belagerten schlesischen Hauptstadt Breslau.





12. SS-Panzergranadiere vor einem Gegenangriff in Südpommern.



13. Goebbels zeichnet nach der Rückeroberung von Lauban am 9. März 1945 einen Hitler jungen aus.

14. (folgende Seite:) Deutsche Frauen und Kinder auf der Flucht per Eisenbahn nach Westen.





Sammel- und Transitlager einzurichten. Die Umerziehungsbrigaden waren mit mobilen Filmvorführgeräten, einem Radio mit Lautsprecher, zwei Akkordeons, einer Bibliothek mit 20'000 kommunistischen Broschüren, 40 Meter roten Tuchs für Dekorationszwecke und Porträts des Genossen Stalin ausgerüstet.

Solschenizyn berichtet von befreiten Kriegsgefangenen, die sich mit gesenkten Köpfen ins Hinterland schleppten. Sie fürchteten Vergeltung allein dafür, dass sie sich dem Feind ergeben hatten. Aber der Bedarf an Verstärkung war so gross, dass die meisten in Reserveregimentern landeten, wo sie politisch erzogen und militärisch ausgebildet wurden, damit sie für den letzten Sturm auf Berlin einsatzbereit waren. Das brachte diesen Menschen jedoch nur zeitweilig Erleichterung. Weitere Verhöre sollten folgen, wenn die Kämpfe vorüber waren. Und selbst jene, die in der Schlacht um Berlin Heldenhaftes geleistet hatten, waren später vor dem Lager nicht sicher.

Da die Rote Armee dringend Nachschub brauchte, wurden ehemalige Zwangsarbeiter ohne jede militärische Ausbildung ebenfalls auf der Stelle eingereiht. Die meisten «Westweissrussen» und «Westukrainer» aus den Gebieten, die Stalin 1939 besetzt hatte, sahen sich nach wie vor als Polen. Aber auch ihnen liess man keine Wahl.

Wenn die befreiten sowjetischen Gefangenen in den Filtrationslagern ankamen, hatten sie viele Fragen. «Welcher Status wird uns zuerkannt? Werden wir bei der Rückkehr in die Sowjetunion unsere vollen Bürgerrechte erlangen? Werden diese eingeschränkt sein? Oder wird man uns gar in ein Lager stecken?»<sup>53</sup> Die sowjetischen Behörden sahen nicht ein, dass dies für die Betroffenen echte Probleme waren. Sie schrieben sie durchweg «der faschistischen Propaganda zu, mit der die Deutschen unsere Menschen eingeschüchert haben, besonders gegen Kriegsende».

Die Politfunktionäre in den Lagern hielten Vorträge, meist über die Siege der Roten Armee und die Erfolge im sowjetischen Hinterland, über die Parteiführer, besonders über Genosse Stalin. «Sie sehen auch sowjetische Filme», berichtete der Chef der politischen Verwaltung der Ersten Ukrainischen Front. «Die Leute mögen sie sehr, oft rufen sie ‚Hurra!‘, besonders wenn Stalin auf der Leinwand erscheint, oder ‚Es lebe die Rote Armee!‘ Nach dem Film vergiessen sie häufig Tränen vor Glück. Unter den Befreiten sind nur wenige, die das Vaterland verraten haben.»<sup>54</sup> Im Filtrationslager von Krakau wurden von 40 Verdächtigen lediglich vier als Verräter identifiziert. Diese Zahlen sollten aber bald rasch ansteigen.

Es gibt auch Berichte, die schwer zu überprüfen sind und denen zufolge sowjetische Zwangsarbeiter kurz nach der Befreiung sogar ohne Untersuchung erschossen worden sein sollen. So berichtet der schwedische Militärattache, nach der Befreiung von Oppeln in Schlesien seien 250 solcher Personen zu einer politischen Versammlung gerufen worden. Unmittelbar danach hätten Truppen der Roten Armee oder des NKWD sie umstellt. Jemand habe gebrüllt, warum sie nicht zu den Partisanen gegangen seien, dann eröffneten die Soldaten das Feuer.<sup>55</sup>

Mit dem Begriff «Vaterlandsverräter» waren nicht nur Soldaten gemeint, welche die Deutschen in den Gefangenenlagern hatten anwerben können. Er galt auch für Rotarmisten, die bereits 1941 gefangen genommen worden waren, einige mit so schweren Verwundungen, dass sie nicht mehr kämpfen konnten. Auf sie gemünzt, argumentierte Solschenizyn, wenn man für sie die Bezeichnung «Vaterlandsverräter» und nicht «vom Vaterland Verratene» gebrauchte, dann sei das ein klarer FreudscherVersprecher. «Sie waren keine Verräter des Vaterlandes. Sie waren Verratene des Vaterlandes. Nicht diese Unglücklichen hatten ihr Vaterland im Stich gelassen, sondern es war ihr berechnendes Vaterland, das ihnen das angetan hatte.» Der Sowjetstaat hatte sie bereits 1941 durch seine Inkompetenz und mangelnde Vorbereitung auf den Krieg verraten. Dann weigerte er sich, ihr schreckliches Schicksal in den deutschen Gefangenenlagern anzuerkennen. Und der letzte Verrat erfolgte, als er sie glauben machte, sie könnten sich durch heldenhaften Einsatz in den letzten Kriegswochen reinwaschen, und sie verhaftete, als die Kämpfe vorüber waren. Solschenizyn meint, «die eigenen Soldaten zu verraten und zu Verrätern zu stempeln» sei das schlimmste Verbrechen in der russischen Geschichte.<sup>56</sup>

Es gab kaum einen Rotarmisten, ob er nun in Gefangenschaft war oder das Glück hatte, dieser zu entgehen, der jemals denen vergab, die – unter welchen Umständen auch immer – eine deutsche Uniform anzogen. Ob nun Mitglieder von Wlassows Freiwilligenarmee, SS-Freiwillige, ukrainische oder kaukasische Lagerwachen, Angehörige des Kosakenkorps unter General von Pannwitz, Polizisten, Soldaten der gegen die Partisanen eingesetzten «Sicherheitstrupps» oder die unglückseligen «Hilfswilligen», kurz «Hiwis» genannt – sie wurden sämtlich über einen Kamm geschoren.

Alle diese Kategorien zusammengenommen werden auf eine bis anderthalb Millionen Personen geschätzt. Die Rote Armee behauptete, mehr als

eine Million Hiwis hätten in der Wehrmacht gedient.<sup>57</sup> Wer in Gefangenschaft geriet oder sich freiwillig ergab, wurde in der Regel sofort oder bald darauf erschossen. «Wlassow-Leute und andere Komplizen der Nazis wurden in der Regel auf der Stelle hingerichtet», heisst es in der jüngsten offiziellen russischen Geschichte. «Das ist nicht überraschend. Die Dienstvorschrift der Infanterie der Roten Armee forderte, jeder Soldat müsse gegenüber Überläufern und Vaterlands Verrätern ohne Erbarmen seine»<sup>58</sup> Dies scheint auch eine Frage der Ehre der engeren Heimat gewesen zu sein. Vergeltung an Landsleuten war besonders häufig. «Ein Mann aus Orjol tötet einen Mann aus Orjol, ein Usbeke einen Usbeken.»<sup>59</sup>

Die NKWD-Truppen waren verständlicherweise besonders erbarmungslos, wenn ihnen solche Ukrainer und Kaukasier in die Hände gerieten, die als Aufseher in Lagern gearbeitet hatten, in denen sie häufig ein brutaleres Verhalten an den Tag legten als ihre deutschen Vorgesetzten.<sup>60</sup> Dass mit gefangenen Rotarmisten im Grunde genauso verfahren wurde wie mit jenen, welche die Uniform des Feindes getragen hatten, hing mit dem System des NKWD zusammen. «Es muss einheitliche Kriterien für alle Kategorien von Gefangenen geben», hiess es in einer Weisung für die NKWD-Regimenter bei der Zweiten Weissrussischen Front. Deserteure, Plünderer und ehemalige Kriegsgefangene waren ebenso zu behandeln wie «jene, die unseren Staat verraten haben».<sup>61</sup>

Zwar ist es schwer, für Lageraufseher Sympathie zu empfinden, aber die grosse Mehrheit der Hiwis wurde entweder mit brutalem Druck oder Hunger zu dieser Tätigkeit gepresst. Was die anderen Kategorien betrifft, so waren viele, die in Einheiten der SS oder der deutschen Wehrmacht dienten, ukrainische, baltische, kosakische oder kaukasische Nationalisten, die das Sowjetregime in Moskau aus tiefem Herzen hassten. Etliche Wlassow-Leute liefen ohne Gewissensbisse zum früheren Gegner über, weil sie die willkürlichen Exekutionen von Freunden durch Offiziere der Roten Armee in den Jahren 1941 und 1942 mit angesehen hatten. Andere waren Bauern, die den Sowjets die gewaltsame Kollektivierung nicht vergaben. Jedoch viele der einfachen Wlassow-Soldaten und Hiwis waren oft nur naive Menschen, die gar nicht begriffen, was vorging. Ein Russischdolmetscher in einem deutschen Gefangenenlager berichtete, wie ein russischer Gefangener bei einer Werbeveranstaltung der Wlassow-Armee die Hand hob und sagte: «Genosse Präsident, wir möchten wissen, wie viele Zigaretten es in der Wlassow-Armee pro Tag gibt.»<sup>62</sup> Für viele war eine Armee wie die an-

dere. Was machte es aus, welche Uniform man trug, vor allem, wenn man zu essen bekam, statt in einem Lager Hunger und Repressalien ertragen zu müssen? Wer sich allerdings für diesen Weg entschied, sollte später viel schlimmer leiden, als er sich je vorgestellt hatte. Selbst diejenigen, die nach dem Krieg 15 oder 20 Jahre im Gulag überlebten, waren für immer gebrandmarkt. Und die als Kollaborateure des Feindes eingestuft waren, erhielten erst 1995, am 50. Jahrestag des Sieges, ihre Bürgerrechte zurück.<sup>63</sup>

Es sind Briefe von russischen Kriegsgefangenen erhalten geblieben, die – offenbar als Hiwis – in der deutschen Wehrmacht dienten. Einen kritzelte ein halber Analphabet auf ein Blatt, das er aus einem deutschen Buch herausgerissen hatte. «Genossen Soldaten», hiess es dort, «wir ergeben uns und bitten euch um einen grossen Gefallen. Sagt uns bitte, warum tötet ihr die Russen aus den deutschen Gefängnissen? Wir sind in Gefangenschaft geraten, und dann haben sie uns gezwungen, für ihre Regimenter zu arbeiten. Wir haben das nur getan, um nicht zu verhungern. Wenn diese Leute jetzt zur russischen Seite, zu ihrer eigenen Armee zurückkommen, erschießt ihr sie. Weshalb, fragen wir. Ist es deswegen, weil das sowjetische Oberkommando diese Menschen 1941 und 1942 im Stich gelassen hat?»<sup>64</sup>

## *Pommern und die Brückenköpfe an der Oder*

Während im Februar und März erbitterte Kämpfe um die Brückenköpfe an der Oder nahe Berlin tobten, beseitigten Schukow und Rokossowski den «Ostseebalkon» von Pommern und Westpreussen. In der zweiten und dritten Februarwoche stiessen Rokossowskis vier Armeen über die Weichsel in den südlichen Teil Westpreussens vor. Dann drängten am 24. Februar Schukows Armeen von der rechten Flanke und Rokossowskis Truppen von der linken nach Norden zur Ostsee, um Pommern zu zerteilen.

Der am leichtesten anzugreifende deutsche Verband war die Zweite Armee. Bis dahin hatte sie mit Mühe die letzte Landverbindung von Ostpreussen über die Frische Nehrung zur Weichselmündung offen halten können. Mit ihrer linken Flanke über dem Nogat in Elbing und mit einem Fuss in der Marienburg, dem Schloss des Deutschritterordens, hatte sie den längsten Frontabschnitt der ganzen Heeresgruppe Weichsel zu verteidigen.

Rokossowski liess am 24. Februar angreifen. Die Neunzehnte Armee rückte nach Nordwesten in die Gegend zwischen Neustettin und Bädlenburg vor, stiess aber auf so heftige Gegenwehr, dass der Vormarsch stockte. Rokossowski setzte den Kommandeur der Armee ab, warf ein Panzerkorps in die Schlacht und drängte weiter nach vorn. Vor der Kombination des Panzerkorps mit dem II. und III. Gardekavalleriekorps kapitulierte Neustettin bald. Damit war ein Eckpfeiler der pommerschen Verteidigungslinie weggebrochen.<sup>1</sup>

Die sowjetische Kavallerie wirkte erfolgreich an der Eroberung Pommerns mit. Durch Überraschungsangriffe nahm sie ganz allein mehrere Städte ein, so den Küstenort Leba. Das II. Gardekavalleriekorps, das die äusserste rechte Flanke von Schukows Erster Weissrussischer Front bildete, stand unter dem Befehl von Generalleutnant WladimirWiktorowitsch Krjukow, einem einfallsreichen Kommandeur, der mit der beliebten russischen Volkssängerin Lydia Ruslanowa verheiratet war.

Schukows Vorstoss nach Norden begann mit aller Macht am 1. März kaum 50 Kilometer östlich von Stettin. Durch das Zusammenwirken der Dritten Stossarmee sowie der Ersten und Zweiten Gardepanzerarmee entstand eine starke Kraft, der die schwachen deutschen Divisionen nichts entgegenzusetzen hatten. Die Panzerspitzen stiessen überraschend vor und rollten durch Städte, in denen völlig überraschte Zivilisten vor Schreck erstarren. In ihrem Gefolge sicherten die Dritte Stossarmee und die Erste Polnische Armee den Geländegewinn. Am 4. März erreichte die Erste Gardepanzerarmee bei Kolberg die Küste. Oberst Morgunow, der die 45. Gardepanzerbrigade kommandierte und als Erster die Ostsee erblickte, sandte Schukow und seinem Armeebefehlshaber Katukow Flaschen mit Meerwasser.<sup>2</sup> Katukow hatte Recht behalten. «Der Erfolg des Vorstosses», sagte er Grossman, «wird von der Stärke unserer mechanisierten Einheiten bestimmt, die heute grösser ist als je zuvor. Wenn wir mit hoher Geschwindigkeit vorrücken, stieben die Feinde auseinander, und die Verluste sind gering.»<sup>3</sup>

Die gesamte deutsche Zweite Armee und Teile der Dritten Panzerarmee waren jetzt völlig vom Reich abgeschnitten. Um die Katastrophe auf die Spitze zu treiben, traf aus Helsinki die Nachricht ein, dass die finnische Regierung, offenbar auf starken sowjetischen Druck hin, ihrem bisherigen Verbündeten Nazideutschland den Krieg erklärt hatte. Unter den Einheiten, die nun östlich von Schukows Truppen zurückgeblieben waren, befand sich auch die aus Franzosen bestehende SS-Division «Charlemagne», deren ursprüngliche Stärke von 12'000 Mann bereits wesentlich geschrumpft war. Zusammen mit drei deutschen Divisionen stand sie bei Belgard. General vonTettau befahl ihr, einen Durchbruch nach Nordwesten zur Ostseeküste nahe der Odermündung zu versuchen. Der Kommandeur, SS-Brigadeführer Gustav Krukenberg, führte 1'000 seiner Franzosen möglichst lautlos durch tief verschneite Kiefernwälder. Diese bunt zusammengewürfelte Truppe aus rechten Intellektuellen, Arbeitern und reaktionären Aristokraten, die nur ihr Hass auf den Kommunismus zusammenhielt, sollte bald darauf die letzte Abwehrschlacht um Hitlers Reichskanzlei in Berlin liefern.<sup>4</sup>

Der aber konnte nur noch wenig Sympathien für die Verteidiger seines Reichs aufbringen. Als der Befehlshaber der Zweiten Armee, Generaloberst Weiss, dem «Führer»-Hauptquartier mitteilte, die Enklave Elbing, die schon so viel Blut gekostet hatte, sei nicht länger zu halten, meinte Hitler barsch: «Der Weiss lügt wie alle Generäle.»<sup>5</sup>

Kaum hatte die Erste Gardepanzerarmee die Ostsee erreicht, setzte zwei Tage später auch schon die zweite Phase des Pommernfeldzugs ein. Die Erste Gardepanzerarmee wurde zeitweilig Rokossowski unterstellt, und Schukow rief ihn an, um ihm zu sagen: «Geben Sie mir Katukows Armee in dem Zustand zurück, wie Sie sie erhalten haben.»<sup>6</sup> Durch diese Operation sollten Ostpommern und Danzig wie mit einer riesigen Walze von Westen her aufgerollt werden, während Rokossowskis stärkste Formation, die Zweite Stossarmee, längs der Weichsel von Süden her vor stiess.

Ihr Kommandeur, Generaloberst Fedjuninski, hatte den Kalender fest im Blick. Im Laufe dieses Krieges war er bereits viermal verwundet worden. Jedes Mal war es am 20. eines Monats geschehen, und er hatte es sich zur Regel gemacht, an diesem Tag keinen Fuss vor die Tür seines Hauptquartiers zu setzen. Fedjuninski war nicht der Meinung, dass die Ressourcen Preussens geplündert und verschwendet werden sollten. Er befahl seiner Armee, Vieh, Getreide, Reis, Zucker und Käse auf Züge zu laden, die er nach Leningrad sandte, um dessen Bürger für ihre Leiden während der schrecklichen Belagerung durch die Deutschen ein wenig zu entschädigen.

Fedjuninski schnitt bei seinem Vormarsch die deutschen Verteidiger der Marienburg ab, die bis dahin von dem schweren Kreuzer «Prinz Eugen» Artillerieunterstützung erhalten hatten, der vor der Küste lag. Die Burg wurde in der Nacht zum 8. März aufgegeben. Zwei Tage später fiel Elbing, wie Weiss es angekündigt hatte. Die Zweite Armee der Deutschen, die nun von Westen und Süden bedrängt wurde, zog sich nach Danzig und Gdynia (Gdingen) zurück, um so vielen Zivilisten und Verwundeten wie möglich die Evakuierung aus den überfüllten Häfen zu ermöglichen.

Am 8. März, zwei Tage nach dem Vorstoss in Richtung Westen, nahmen sowjetische Truppen die Stadt Stolp ein, ohne auf Widerstand zu stossen. Wiederum zwei Tage später erreichten die Erste Gardepanzerarmee und die Neunzehnte Armee Lauenburg. Ein Flüchtlingstreck, der den Häfen zustrebte, wurde von einer Panzerbrigade überholt. Frauen und Kinder flohen durch den Schnee in die Wälder, während die sowjetischen Panzer ihre kümmerlichen Gefährte auf der Strasse zermalmten. Aber sie hatten mehr Glück als andere Kolonnen.

Unweit von Lauenburg stiessen sowjetische Truppen auf ein weiteres Konzentrationslager. Die Häftlinge waren Frauen, und die Militärärzte gingen sofort daran, die Überlebenden zu versorgen.

Die Bevölkerung Pommerns erwartete ein ähnliches Schicksal wie die

Ostpreussens. Himmler hatte die Evakuierung von Zivilisten aus Ostpommern untersagt, sodass am 4. März 1,2 Millionen Menschen durch den sowjetischen Vorstoss zur Ostsee isoliert wurden. Wie in Ostpreussen hatten auch sie unter der Nachrichtensperre zu leiden. Aber weil die meisten Familien den Nazibehörden nicht mehr trauten und sich lieber auf Gerüchte verlassen, trafen sie auf eigene Faust ihre Vorbereitungen.

Die Angehörigen der Grossgrundbesitzer – die Schlossleute, wie sie in den Dörfern hiessen – waren sich darüber im Klaren, dass man sie als Erste erschossen würde. Ihre Pächter drängten sie, auch um ihretwillen das Weite zu suchen. Libussa von Oldershausen, eine Stieftochter des Barons Jesko von Puttkamer, der sich bei Schneidemühl geweigert hatte, den Volkssturm in den Tod zu treiben, lebte in der Nähe von Stolp und war im neunten Monat schwanger. Der Tischler ihres Gutes baute einen Aufsatz für den Wagen, der mit dem grossen Teppich aus der Bibliothek abgedeckt wurde und so ein wenig Schutz vor dem Schnee bot. Darunter wurde der werdenden Mutter ein Lager bereitet.

Am 8. März wurde Libussa frühmorgens von lautem Klopfen an der Tür geweckt. «Treckbefehl!», rief jemand. «Aufstehen, rasch, Abfahrt so bald wie möglich.» Sie zog sich eilig an und packte ihren Schmuck ein. Das Haus war schon voller Flüchtlinge, und einige zogen bereits plündernd durch die Räume, bevor die Eigentümer fort waren.

Viele Familien in Pommern und Ostpreussen stellten fest, dass die französischen Kriegsgefangenen, die ihnen als Arbeiter zugeteilt waren, lieber mit ihnen kommen wollten, als sich von der Roten Armee befreien zu lassen. Von fern war das Grollen der Artillerie zu hören, als sie die umgebauten Wagen und andere Pferdefuhrwerke bestiegen. Es ging in Richtung Danzig. Aber obwohl sie einen gewissen Vorsprung hatten, wurden die Pferdewagen wenige Tage später von Katukows Panzerbrigaden überholt.

Libussa erwachte mitten in der Nacht, nachdem sie gehört hatte, dass sie sich wohl nicht mehr rechtzeitig in Sicherheit bringen könnten. Beim Licht eines Kerzenstummels sah sie, dass ihr Stiefvater Uniform und Orden angelegt hatte. Ihre Mutter war ebenfalls fertig angezogen. Da die Rote Armee ihnen offensichtlich den Weg abschneiden würde, hatten sie entschieden, Selbstmord zu begehen. Weil sie die Berichte von Nemmersdorf und von anderen Grausamkeiten aus Ostpreussen kannten, wollten sie den Russen nicht lebend in die Hände fallen. «Es ist nun soweit», sagte Baron Jesko. «In ein, zwei Stunden sind die Russen da.» Libussa ging mit ihnen hi-



naus, um gemeinsam mit ihnen aus dem Leben zu scheiden, aber im letzten Augenblick entschied sie sich plötzlich anders. «Ich will ja mitgehen, aber ich kann nicht. Ich trage doch das Kind in mir, mein Kind. Es strampelt so kräftig. Es will leben. Ich darf es nicht umbringen.» Ihre Mutter begriff sofort und erklärte, sie werde bei ihr bleiben. Der Baron, verloren und fassungslos, sah sich gezwungen, Uniform und Waffe wieder abzuliegen. Sie hatten nur dann eine Überlebenschance, wenn sie beim Eintreffen der Roten Armee von den anderen Flüchtlingen nicht zu unterscheiden waren. Man durfte sie nicht als «Herrschaften» erkennen.

Das erste Zeichen der nahenden sowjetischen Truppen waren zwei, drei Leuchtkugeln, die über einer Fichtenschonung aufstiegen. «Dann heulen Motoren auf, der Wald bricht nieder, und wie Ungetüme aus der Urzeit schieben sich aus ihm Panzer hervor. Dröhnender Widerhall vom Feuer der Panzerkanonen – nicht gegen den Feind, sondern zum Einschüchtern der Bevölkerung. Schiessen aus Maschinenpistolen, Soldaten stürmen ins Zimmer, eine Geschossgarbe fegt dicht über unsere Köpfe hinweg. Kalk spritzt herab.

Seltsam: Sieger hat man sich eigentlich anders vorgestellt. ... Diese sind abgerissen, zerlumpt beinahe, nicht jeder hat richtige Stiefel an. Den Waffen fehlen die Lederriemen zum Tragen; sie werden durch Bindfäden oder Stricke ersetzt. Sie haben so gar nichts von den Aufnahmen der Siegesparaden in den Wochenschauen der ersten Kriegsjahre.

Diese Sieger freilich sind keineswegs auf Paraden, sondern erst einmal aufs Plündern erpicht. Der Begrüssungssalve folgt sofort das Gebrüll ‚Uri, Uri!‘ Und natürlich halten die, die als Erste auftreten, besonders reiche Ernte. Auch Pierre, der französische Fremdarbeiter, verliert, was er am Arm trägt, obwohl er ‚Franzose, Franzose!‘ ruft. Als er protestieren will, trifft ihn ein harter Kolbenstoss in den Leib. Dann geht es um das Gepäck. Blitzschnell werden die Koffer aufgebrochen und durchwühlt. Was wertvoll ist, verschwindet unter Uniformblusen. Dann erschallen Kommandorufe vom Hausflur her, die Rotte stürzt fort im Aufdröhnen der Panzermotoren.»

Die Familie, zwischen Angst und Erleichterung hin- und hergerissen, dass sie die erste Begegnung mit dem gefürchteten Feind überstanden hat, sieht sich bald darauf mit der zweiten Welle konfrontiert. Diesmal ist es eine Kavallerieeinheit. Diese hat mehr Zeit, was auch Zeit für Vergewaltigung bedeutet. Die Tür springt auf, und Rotarmisten dringen ein, um sich ihre Opfer zu suchen.<sup>7</sup>

Hitler hatte General Weiss als Befehlshaber der Zweiten Armee abgesetzt, weil dieser es wagte, dem «Führer» zu erklären, Elbing könne nicht gehalten werden. An seiner Stelle hatte er General von Saucken, den bisherigen Kommandeur des Korps «Grossdeutschland», eingesetzt.

Am 12. März wurde der General in die Reichskanzlei befohlen, um dort Weisungen für seinen neuen Posten entgegenzunehmen. Der ehemalige Kavallerist trat mit Monokel und dem Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern am Kragen ein. Saucken, ein Ultrakonservativer, schlank und elegant, begegnete der «braunen Bande» der Nazis mit offener Verachtung. Hitler forderte Guderian auf, ihm die Lage in Danzig zu erklären. Als das getan war, teilte Hitler Saucken mit, Gauleiter Albert Forster sei für ihn weisungsberechtigt. General von Saucken starrte Hitler an. «Ich habe nicht die Absicht, von einem Gauleiter Befehle entgegenzunehmen.» Damit erlaubte er sich offenen Widerspruch und versäumte es obendrein, Hitler mit «Mein Führer» anzureden. Selbst Guderian, der sich häufiger mit Hitler herumstritt als jeder andere, erschrak aufs Heftigste. Noch mehr jedoch überraschte die Anwesenden Hitlers Reaktion. «In Ordnung, Saucken», meinte er matt, «behalten Sie das Kommando.»<sup>8</sup>

Saucken flog am nächsten Tag nach Danzig. Er war entschlossen, die beiden Häfen zu halten, um so vielen Zivilisten wie möglich zur Flucht zu verhelfen. Man schätzte, dass die Bevölkerung von Danzig inzwischen auf anderthalb Millionen angewachsen war, darunter mindestens 100'000 Verwundete. In diesem Chaos begann die SS umherirrende Wehrmachtangehörige willkürlich festzunehmen und als Deserteure an Bäumen aufzuhängen. Es gab kaum noch etwas zu essen. Ein 21'000-Tonnen-Versorgungsschiff lief auf eine Mine und sank mit Lebensmitteln für Danzig und Gdingen, die sechs Tage lang ausgereicht hätten.<sup>9</sup>

Die Einheiten der Kriegsmarine bewiesen bei der Evakuierung ausserordentliche Kühnheit und Zähigkeit. Ausserdem gaben sie auch den Truppenteilen an Land trotz der ständigen Luftangriffe und der Gefahr abgeschossener Torpedos von U-Booten der sowjetischen Baltischen Flotte weiterhin Feuerunterstützung. Die Kreuzer «Prinz Eugen» und «Leipzig» sowie das alte Schlachtschiff «Schlesien» belegten die anrückende Rote Armee mit Feuer aus allen Rohren. Aber am 22. März gelang es der Roten Armee, die Verteidigungslinie Danzig-Gdingen in der Mitte zu durchbrechen. Bald lagen beide Hafenzentren neben den endlosen Luftangriffen auch noch unter schwerem Artilleriefeuer.

Kampfbomber klinkten über Städten und Häfen ihre Tod bringende Last aus. Sowjetische Tiefflieger bekämpften zivile und militärische Ziele ohne Unterschied. Eine Kirche war genau so gut wie ein Bunker, wenn es darum ging, alles, was noch nicht zerstört war, vollends in Trümmer zu legen. Verwundete, die am Kai auf ihre Verladung warteten, wurden auf den Tragen beschossen. Zehntausende Frauen und Kinder, die keine Deckung suchten, weil sie um ihren Platz in der Schlange bangten, stellten leichte Ziele dar. Niemand hatte Zeit, sich um die Toten oder Verletzten zu kümmern. Nur Kinder, die von einem Moment zum anderen ihre Eltern verloren, wurden aufgesammelt. Beim Donner der 8,8-Zentimeter-Kanonen und beim Rattern der leichten Flak hörte niemand ihr Weinen.

Die kläglichen Reste der Kriegsmarine, die inzwischen jedes schwimmende Fahrzeug – Leichter, Lastkähne, Pinassen, Schleppkähne und Torpedoboote – einsetzte, legten in ununterbrochener Folge an, um Zivilisten und Verwundete zum kleinen Hafen Hel an der Spitze der Halbinsel Heia zu bringen. Die Zerstörer vor der Küste verschafften den Schiffchen so viel Deckung vor den angreifenden Flugzeugen, wie es ihnen nur möglich war. Es gab kaum Pannen, obwohl der geringste Fehler genügte, um die Fahrzeuge zum Kentern zu bringen. Am 25. März brachte eine junge Frau vom polnischen Widerstand General Katukow einen Plan der Verteidigungsanlagen der Stadt Gdingen. Zunächst glaubte er an eine taktische List, aber die Karte stellte sich als echt heraus. Als sowjetische Truppen bereits in den Vororten kämpften, transportierte die Kriegsmarine in noch schnellerem Tempo Flüchtlinge ab. Nun sahen sich die Schiffe aber einer weiteren Gefahr ausgesetzt. Katukows Panzerbesatzungen hatten inzwischen gelernt, Ziele auf See zu bekämpfen, was die ganze Aktion noch gefährlicher machte.

Teile eines Matrosenzugs von der Division «Grossdeutschland», die bei der endgültigen Evakuierung von Memel am nordöstlichsten Punkt von Ostpreussen Szenen wie aus einem Albtraum erlebt hatten, mussten sich nun noch einmal in ähnlicher Lage bewähren. Als sie sich in einem Kellergewölbe vor den anrückenden sowjetischen Truppen verbergen wollten, stiessen sie auf einen Arzt, der beim Licht von Laternen gerade einem Kind auf die Welt half. «Die Geburt eines Kindes ist gewöhnlich ein freudiges Ereignis», schrieb einer der Soldaten, «aber diese Geburt schien nur noch zur allgemeinen Tragödie beizutragen. Die Schreie der Mutter waren in einer Welt der Schreie völlig bedeutungslos geworden, und das wimmernde

Kind schien sein eigenes Leben schon am Anfang zu bedauern.»<sup>10</sup> Die Soldaten, die sich zum Hafen durchzuschlagen suchten, hofften um des Kindes willen, dass es sterben werde. Das Eindringen der Sowjets nach Gdingen vollzog sich vor einem feuerrot gefärbten Horizont, über dem schwarzer Rauch aufstieg. Die letzte Attacke hatte begonnen, und am Abend des 26. März waren Stadt und Hafen in der Hand der Roten Armee.

Die Eroberung von Gdingen und die Behandlung der Überlebenden scheint selbst die sowjetischen Militärbehörden aufgerüttelt zu haben. «Die Zahl ausserordentlicher Vorfälle ist im Ansteigen begriffen», berichtete die Politverwaltung in der gewohnten umschreibenden Art, «ebenso der Erscheinungen von Unmoral und militärischen Verbrechen. Unter unseren Truppen gibt es empörende und politisch schädliche Geschehnisse. Einige Offiziere und Soldaten randalieren und plündern unter dem Vorwand der Vergeltung, statt ehrlich und selbstlos ihre vaterländische Pflicht zu erfüllen.»<sup>11</sup>

Im Süden geriet auch Danzig aus westlicher Richtung unter immer grösseren Druck. Die Verteidiger wurden Schritt für Schritt zurückgedrängt, und am 28. März fiel diese Stadt, ebenfalls mit schrecklichen Folgen für die verbliebene Zivilbevölkerung. Die Reste von Sauckens Truppen zogen sich nach Osten ins Weichseldelta zurück, wo sie bis Kriegsende eingekesselt blieben.

Für deutsche Offiziere, besonders wenn sie aus Pommern oder Preussen stammten, war der Verlust der Hansestadt Danzig mit ihren schönen alten Giebelhäusern eine wahre Katastrophe. Das bedeutete das Ende deutschen Lebens an diesem Teil der Ostsee. Zwar betrauernten sie den Verlust ihrer jahrhundertealten Kultur, verschlossen jedoch die Augen vor den Schrecken des Regimes, das sie in seinen Kriegszielen so wirksam unterstützt hatten. Möglicherweise wussten sie nichts davon, dass man im Anatomischen Institut von Danzig Leichen zu Seife und Leder verarbeitete, aber das KZ Stutthof im Weichseldelta mussten sie kennen, denn nicht nur die SS, sondern auch Einheiten der Wehrmacht waren daran beteiligt gewesen, die Häftlinge zu massakrieren, als die Rote Armee näher rückte.

Pommern hat vielleicht nicht so gelitten wie Ostpreussen, gleichwohl war das Schicksal der dort eingeschlossenen Zivilisten ebenfalls schlimm. Ihre Kultur war verloren, als Kirchen und Jahrhunderte alte Häuser in Flammen aufgingen.

Der sowjetische Kommandant von Lauenburg beklagte sich bei Hauptmann Agranenko, es sei «absolut unmöglich, die Gewalt zu stoppen».<sup>12</sup> Agranenko fiel auf, dass Rotarmisten nicht die offiziellen Umschreibungen wie «Gewalt gegen die Zivilbevölkerung» oder «unmoralische Akte» benutzten. Für sie hiess es einfach «ficken». Ein Kosakenoffizier erklärte ihm, die deutschen Frauen seien «zu stolz». Man müsse über sie «drüber gehen». Andere mäkelten, die deutschen Frauen sähen wie «Schindmähren» aus. In Glowitz hörte er davon, dass Frauen «Kinder als Schutzschilde» benutzten.<sup>13</sup> Wieder zeigte sich bei den sowjetischen Soldaten eine erstaunliche Mischung von wilder Gewalt, trunkener Begierde und spontaner Sanftheit zu Kindern.

Junge Frauen rieben sich das Gesicht mit Russ und Asche ein, um Soldaten nicht aufzufallen. Sie banden sich Kopftücher tief ins Gesicht wie Bäuerinnen, hüllten sich in weite Gewänder ein, um ihre Figur zu verbergen und hinkten wie Krüppel die Strasse entlang. Indem sie so ihre Jugend verbargen, waren sie aber nicht automatisch sicher. Auch viele ältere Frauen wurden vergewaltigt.

Deutsche Frauen entwickelten ihre eigenen Formeln für das, was sie erlebt hatten. Viele pflegten zu sagen: «Ich hab müssen bekennen.» Eine berichtete, sie sei 13-mal zum Bekennen gezwungen worden. «Kaum noch verhüllt mischt sich da in den Schauder ein Stolz aufs Geleistete ein», stellte Libussa von Oldershausen überrascht fest.<sup>14</sup> Aber viel mehr Frauen waren von ihren grausigen Erlebnissen traumatisiert. Einige verloren den Verstand, andere begingen Selbstmord. Doch wie Libussa von Oldershausen lehnten schwangere Frauen gewöhnlich diesen Fluchtweg für sich ab. Instinktiv spürten sie die Verantwortung für ihr ungeborenes Kind.

Manche Frauen kamen auf die Idee, sich rote Flecke ins Gesicht zu tupfen, als hätten sie Typhus. Andere ermittelten das russische Wort für diese Krankheit und hingen Warnschilder mit kyrillischen Buchstaben an ihre Türen, um vorzutäuschen, das Haus sei infiziert. In abgelegeneren Gegenden suchten ganze Gemeinden auf einsamen Bauernhöfen Zuflucht. Ein Wachposten blieb stets nahe der Strasse zurück, der nachts mit einer Taschenlampe und am Tag mit einem Tuch Warnsignale gab, wenn sich sowjetische Truppen dem Versteck näherten. Dann tauchten vor allem die Frauen in vorbereiteten Verstecken unter, Schweine und Geflügel wurden in Gatter getrieben, die man im Wald angelegt hatte. Solche Überlebenskünste müssen wohl bereits im Dreissigjährigen Krieg (1618-48) praktiziert worden sein. Sicher waren sie so alt, wie dieser Krieg her war.

Am schlimmsten von allen Kriegsbildern, mit denen Flüchtlinge konfrontiert wurden, wenn sie gegen ihren Willen nach Danzig zurückkamen, waren die Galgenalleen, an denen die SS und die Feldgendarmarie Deserteure aufgehängt hatten. Schilder um ihren Hals trugen die Aufschrift: «Ich hänge hier, weil ich nicht an den Führer glaubte.» Libussa von Oldershausen und ihre Familie, die nach dem Fall der beiden Hafenstädte nach Hause zurückkehren mussten, sahen auch einige Feldgendarmen, die von den Sowjets gefasst und gehängt worden waren. Die Strasse war von Wagenwracks gesäumt, welche die sowjetischen Panzer seitlich in die Gräben geschoben hatten. Überall lagen geplündertes Gepäck, Bettlaken und Kleider, zerschlagenes Geschirr, Truhen, Kisten und Spielzeug herum. Dazwischen Skelette von Pferden und Rindern, von denen man jedes Stückchen Fleisch geschnitten hatte.<sup>15</sup>

Viele Einwohner von Pommern kamen in den ersten Wochen der Besetzung ums Leben. In der Nähe des Dorfes Puttkamer wurde ein älteres Ehepaar in das eisige Wasser des Dorfteichs getrieben, bis es ertrank. Einen Mann spannte man als Zugtier vor den Pflug, bis er zusammenbrach. Dann erlösten ihn seine Peiniger mit einer Salve aus der Maschinenpistole. Dem Besitzer von Grumbkow, Herrn von Livonius, hackte man Arme und Beine ab und warf ihn den Schweinen zum Frass vor.<sup>16</sup> Selbst den Gutsbesitzern, die sich am Widerstand gegen die braune Diktatur beteiligt hatten, erging es nicht besser. Eberhard von Braunschweig, der annahm, dass er wenig zu befürchten hatte, erwartete mit seiner Familie die Ankunft der Roten Armee in ihrem Gutshaus in Lübzow bei Karzin. Aber sein Ruf und seine zahlreichen Verhaftungen durch die Gestapo nutzten ihm wenig. Die ganze Familie wurde hinausgeführt und erschossen. Dorfbewohner und französische Kriegsgefangene versuchten einen beliebten Grundbesitzer oft mutig zu verteidigen, aber viele andere wurden ihrem Schicksal überlassen.

Nichts war vorhersehbar. In Karzin wollte die betagte Frau von Puttkamer gerade zu Bett gehen, als sie das Dröhnen von Panzermotoren und das Peitschen von Schüssen hörte. Wenig später riss ein junger Sowjetsoldat ihre Schlafzimmertür auf. Er war von der Eroberung des Nachbardorfes völlig betrunken. Mit Gesten gab er ihr zu verstehen, sie möge das Bett für ihn räumen. Das lehnte sie ab, weil es ihr Bett sei, aber sie wolle ihm ein Kissen geben, und er könne auf dem Bettvorleger schlafen. Dann faltete sie die Hände und begann zu beten. Zu benebelt, um noch zu streiten, legte sich der Soldat nieder und tat, wie ihm geheissen.

Unmittelbar nach der Eroberung Pommerns reiste Hauptmann Agranenko, stets auf der Suche nach neuem Material, durch die Gegend. Dabei bemerkte er, dass ihn die Menschen furchtsam anschauten, wenn er etwas in sein kleines Notizbuch schrieb. Offenbar glaubten sie, er sei vom NKWD.

Am 23. März in Kolberg erlebte er, wie plötzlich der Frühling kam. «Die Vögel singen. Die Knospen springen. Die Natur kümmert sich nicht um den Krieg.»<sup>17</sup> Er sah, wie Rotarmisten ungeschickt versuchten, erbeutete Fahrräder zu benutzen. Sie kurvten gefährlich hin und her. Bald wurde ein Befehl herausgegeben, der ihnen verbot, die Strassen unsicher zu machen, weil so viele angefahren wurden und dabei ums Leben kamen. Durch den raschen sowjetischen Vormarsch in Pommern waren Tausende ausländischer Arbeiter und Gefangene befreit worden. Nachts brannten ihre Lagerfeuer an den Strassen. Tagsüber setzten sie ihren langen Weg nach Hause fort. Die meisten hatten sich Flaggen ihrer Länder genäht, damit sie als Nichtdeutsche zu erkennen waren. Agranenko und andere Offiziere beglückwünschten Litauern, die ihre Nationalflagge schwenkten. «Wir erklärten ihnen», schrieb er, «dass ihre Fahne jetzt rot sei.» Wie die meisten Russen sah Agranenko die Einverleibung der baltischen Staaten in die Sowjetunion als eine Selbstverständlichkeit an, denn er wusste nicht, dass dies auf die Festlegungen in den Geheimprotokollen zum deutsch-sowjetischen Vertrag von 1939 zurückging.

Während die befreiten ausländischen Arbeiter und ehemaligen Gefangenen an ihren Fahnen erkennbar waren, trugen Deutsche weisse Armbinden und hingen weisse Tücher aus den Fenstern, um zu demonstrieren, dass sie sich ergaben. Sie wussten, dass jedes Anzeichen für Gegenwehr oder auch nur Ablehnung übel für sie ausgehen konnte. Der von den Sowjets eingesetzte Bürgermeister von Köslin, ein 55-jähriger jüdischer Juwelier namens Usef Ludinski, trug eine so genannte Melone auf dem Kopf und eine rote Armbinde, wenn er von den Stufen seines Rathauses Erlasse der Militärbehörde verlas. Die deutschen Einwohner lauschten schweigend. In Leba hatten die sowjetischen Kavalleristen alle Uhren mitgehen lassen, sodass der Bürgermeister jeden Morgen mit einer grossen Glocke durch die Strassen gehen und «Zur Arbeit!» rufen musste, damit die Einwohner sich zum Dienst für die sowjetischen Besatzer einfanden.<sup>18</sup>

In Stargard begegnete Agranenko einem an seiner Lederhaube erkennbaren Panzersoldaten, der die frischen Gräber auf dem Platz gegenüber dem Gerichtsgebäude aufsuchte. Der junge Soldat las die Namen auf jedem

Grab, als ob er jemanden suche. Bei einem blieb er stehen, nahm seine Haube ab und senkte den Kopf. Dann riss er plötzlich seine Maschinenpistole hoch und feuerte eine lange Salve. So ehrte er seinen Kommandanten, der hier begraben lag.

Agranenko unterhielt sich auch mit jungen Verkehrsregierinnen. «Wir werden wohl nicht so bald heiraten», sagten sie ihm. «Wir haben ganz vergessen, dass wir Mädchen sind. Wir sind nur noch Soldaten.» Sie ahnten wohl, dass sie einmal der Generation von Kriegsjungfrauen angehören würden, die wegen der neun Millionen gefallener Rotarmisten nie einen Mann bekamen.

Während Schukows Armeen den «Ostseebalkon» zerschlugen, sass Marschall Konews Erste Ukrainische Front immer noch in Schlesien fest. Haupthindernis war die Festung Breslau jenseits der Oder, deren Besatzung sich unter Führung des Gauleiters Karl Hanke erbittert verteidigte. Aber Konew wollte den Sturm auf Berlin nicht verpassen, so liess er die Stadt belagern, wie Schukow es mit Posen getan hatte, und stiess von den Brückenköpfen Steinau und Ohlau weiter über die Oder nach Westen vor. Sein Ziel war die Neisse, der südliche Nebenfluss der Oder, wo er eine günstige Ausgangsposition für den Sturm auf Berlin von Süden her einzunehmen hoffte.

Am 8. Februar starteten Konews Armeen ihren Angriff von den beiden Brückenköpfen, die auf beiden Seiten von Breslau lagen. Der Hauptstoss erfolgte vom Brückenkopf Steinau gegen die so genannte Vierte Panzerarmee der Deutschen, deren Verteidigungsstellungen bald ins Wanken gerieten. Um den Vormarsch vom Brückenkopf Ohlau zu beschleunigen, warf Konew die Dritte Gardepanzerarmee unter Rybalko ins Gefecht. Am 12. Februar war Breslau eingeschlossen. Über 80'000 Zivilisten sassen in der Falle.

Die Vierte Gardepanzerarmee unter Leljuschenko rollte weiter in Richtung Neisse, die sie nach sechs Tagen erreichte. Dabei fiel den Panzertruppen auf, dass nur wenige Einwohner zurückgeblieben waren. Manchmal trat ihnen der Dorfpfarrer entgegen, um ihnen einen Brief zu überreichen, in dem das Dorf «den Russen Freundschaft versicherte». In der Ersten Ukrainischen Front hielt man fest, dass deutsche Ärzte «unseren Verwundeten bei mehreren Gelegenheiten Hilfe leisteten».<sup>19</sup>

Dann erwartete Leljuschenko eine böse Überraschung in Gestalt von Resten des Korps «Grossdeutschland» und Nehrings XXIV. Panzerkorps, die seine Kommunikations- und Nachschublinien attackierten. Nach zwei-



tägigen Kämpfen mussten sich die Deutschen jedoch zurückziehen. Konew behielt die feste Kontrolle über mehr als 100 Kilometer des Flusslaufes der Neisse. Seine Ausgangsposition für den Angriff auf Berlin war damit gesichert und Breslau eingeschlossen. Südlich des Brückenkopfes Ohlau gingen jedoch die Kämpfe gegen die Siebzehnte deutsche Armee den ganzen Februar und März weiter.

Die braunen Machthaber hatten geglaubt, wenn sich die Kämpfe auf deutsches Territorium ausdehnen würden, entstünde gleichsam von selbst fanatischer Widerstand. Das scheint aber nicht immer der Fall gewesen zu sein. «Durch die Kämpfe auf deutschem Gebiet ist die Moral komplett zusammengebrochen», sagte ein Gefangener der 359. Infanteriedivision. «Wir sollen auf Leben und Tod kämpfen, aber wir sind in einer ausweglosen Lage.»<sup>20</sup>

General Schörner kam auf die Idee, am 1. März einen Gegenangriff auf die Stadt Lauban zu starten. Dabei konnte er die Dritte Gardepanzerarmee überraschen und die Stadt zurückerobern. Goebbels war begeistert. Am 8. März reiste er in Begleitung von Fotografen des Propagandaministeriums nach Görlitz und traf dort mit Schörner zusammen. Gemeinsam fuhren sie nach Lauban, wo sie sich in Reden auf dem Marktplatz gegenseitig gratulierten und eine Parade von regulären Truppen, Volkssturm und Hitlerjugend abnahmen. Goebbels zeichnete für die Fotografen einige Hitlerjungen mit dem Eisernen Kreuz aus und liess sich dann die zerstörten sowjetischen Panzer vorführen.

Schon am nächsten Tag starteten Schörners Truppen zur Rückeroberung einer weiteren Stadt, diesmal Striegau, 40 Kilometer westlich von Breslau. Die Deutschen, die dort einmarschierten, behaupteten, die wenigen überlebenden Zivilisten seien psychisch gebrochen von den Grausamkeiten der Truppen Konews ziellos durch die Strassen geirrt. Sie schworen, jeden Rotarmisten umzubringen, der ihnen in die Hände fallen sollte. Aber auch das Verhalten der deutschen Truppen in jener Zeit war nicht ohne Fehl und Tadel. Auf Berichte, denen zufolge sie sowjetische Kriegsgefangene mit Spaten erschlugen, reagierten die Nazibehörden kaum. Aufstörend wirkten erst Meldungen von, wie Bormann es nannte, «Plünderungen durch deutsche Soldaten in geräumten Gebieten». Über Generalfeldmarschall Keitel liess er Befehl erteilen, dass die Offiziere die Soldaten wenigstens einmal wöchentlich auf ihre Pflichten gegenüber der deutschen Zivilbevölkerung hinzuweisen hatten.<sup>21</sup>

Die Kämpfe in Schlesien waren gnadenlos, und beide Seiten setzten gegenüber den eigenen Leuten die Disziplin rücksichtslos durch. General Schörner, der Simulanten und Drückeberger ins Visier genommen hatte, liess sie ohne auch nur den Anschein eines Standgerichts am Strassenrand aufhängen. Nach Aussagen gefangener Soldaten des 85. Pionierbataillons kam es allein in der zweiten Märzhälfte in der Stadt Neisse zu 22 derartigen Exekutionen. «Die Zahl der Todesurteile für die Entfernung vom Schlachtfeld, Desertion, Selbstverstümmelung und ähnliche Delikte wächst mit jeder Woche», berichtete die Erste Ukrainische Front nach Bekunden von Gefangenen. «Die Todesurteile werden vor den Soldaten verlesen.»<sup>22</sup>

Die sowjetische Propagandaabteilung im Hauptquartier der Front fand durch Verhöre von Gefangenen bald heraus, dass man die Misstimmung der Mannschaften gegen die Offiziere nutzen konnte. Angesichts der schlechten Nachrichtenverbindungen und plötzlichen Rückzüge war den deutschen Soldaten leicht einzureden, ihr Befehlshaber habe sich feige davongeschlichen. So tauchten in der 20. Panzerdivision, die bei Oppeln eingekesselt war, Flugblätter auf, in denen es hiess: «Generaloberst Schörner lässt seine Truppen in Oppeln im Stich! Mit seinem gepanzerten Führungsfahrzeug hat er sich in Richtung Neisse abgesetzt!»<sup>23</sup> Die deutschen Soldaten litten an einer Läuseplage. Seit Dezember hatten sie ihre Unterwäsche nicht mehr wechseln oder ein Bad nehmen können. Alles, was sie bekamen, war ein völlig nutzloses Entlausungspulver. Ausserdem hatte man ihnen für Januar, Februar und März keinen Sold ausgezahlt, und seit Weihnachten war keine Post von zu Hause mehr gekommen.

Auch auf der sowjetischen Seite wurde die Disziplin verschärft. Militärische Rückschläge galten als Missachtung von Stalins Befehl Nr. 5 zur Erhöhung der Wachsamkeit. Der sowjetische Kommandant von Striegau, ein Oberst, wurde «verbrecherischer Nachlässigkeit» angeklagt, weil sein Regiment sich vom Gegner überraschen liess. Obwohl seine Männer erbittert gekämpft hatten, musste die Stadt aufgegeben werden. «Dieses schändliche Vorkommnis ist vom Kriegsrat der Front gründlich untersucht, und die Schuldigen sind streng bestraft worden.»<sup>24</sup> Wie der Offizier bestraft wurde, ist in dem Bericht nicht erwähnt, aber nach einem anderen Fall zu urteilen, war es sicher eine lange Lagerhaft. So wurden ein Oberstleutnant und ein Hauptmann von einem Militärgericht abgeurteilt, weil Letzterer seine Batterie Feldgeschütze in einer bewohnten Gegend verlassen hatte, ohne sie in Kampfstellung zu bringen. Er «zog sich dann zurück, um sich zu entspan-

nen» – die übliche sowjetische Umschreibung für ein Saufgelage. Überraschend griffen die Deutschen an, die Geschütze konnten nicht benutzt werden, und der Feind «richtete schweren Schaden an». Der Hauptmann wurde aus der Partei ausgeschlossen und verschwand für zehn Jahre im Gulag.<sup>25</sup>

Über jedem Offizier und jedem Soldaten hing das Damoklesschwert in Form der SMERSCH-Trupps, die ihnen stets dicht auf den Fersen waren. Nach all den Leiden, Verwundungen und verlorenen Kameraden herrschte unter ihnen grosse Wut über die SMERSCH-Leute, die ihnen ständig Verrat oder Feigheit anhängen wollten, ohne selbst je in einem vorderen Schützen-graben gelegen zu haben. Im Samisdat (Abkürzung des russischen Begriffs für «Selbstverlag») entstand ein Spottlied auf den SMERSCH, der dort noch Sonderabteilung genannt wird, wie er bis 1943 hiess:

«Das erste Geschoss riss ein Loch in den Treibstofftank.  
Ich sprang aus dem T-34, vor Schreck fast krank!  
Die Sonderabteilung bestellte mich zu sich ein:  
Warum bist du nicht im Panzer verbrannt, du Schwein?  
Nur einen Satz sprach ich, dann ging ich fort:  
Beim nächsten Mal verbrenn ich – Ehrenwort!»<sup>26</sup>

Nach all den Schlachten und Gewaltmärschen waren die Soldaten der Ersten Ukrainischen Front nicht nur völlig erschöpft, sondern auch verreckt und verlaust. Viele litten an Ruhr. Das lag zum Teil auch daran, dass Hygiene- und Sicherheitsmassnahmen in der Roten Armee nicht viel bedeuteten. Die Unterwäsche wurde nicht gewaschen. Trinkwasser wurde nicht abgekocht und trotz strenger Weisung kaum gechlort. Vor allem aber erfolgte die Zubereitung des Essens unter erschreckend unhygienischen Bedingungen. «Das Vieh wird irgendwo am Strassenrand auf schmutzigem Stroh geschlachtet», hiess es in einem Bericht. «Dann bringt man das Fleisch zur Kantine. Wurst wird auf einem schmutzigen Tisch gemacht, und der Mann, der diese Arbeit verrichtet, trägt einen speckigen Kittel.»<sup>27</sup>

In der zweiten Märzwoche wurde den Behörden endlich die Gefahr einer Typhusepidemie bewusst, obwohl man bereits während des Winters in Polen drei Arten von Typhus festgestellt hatte. Selbst die Trupps des NKWD waren in schlechtem Zustand. Ein bis zwei Drittel der Männer waren von Läusen befallen. In den Einheiten, die an vorderster Front lagen, muss dieser Anteil viel höher gewesen sein. Die Lage besserte sich erst,

als sich die Front in Schlesien stabilisierte und jedes Regiment seine eigene Banja, ein Badehaus, einrichten konnte. Dreimal im Monat zu baden galt als völlig ausreichend. Die Unterwäsche musste mit einer besonderen Flüssigkeit namens «SK» behandelt werden, die gefährliche Chemikalien enthielt. Es wurde Befehl gegeben, alle Truppen gegen Typhus und Polio zu impfen, aber ganz sicher war dafür nicht genügend Zeit. Denn schon am 15. März startete Konew auf Druck Stalins den Angriff gegen Südschlesien.

Die linke Flanke der Ersten Ukrainischen Front schnitt 30'000 deutsche Soldaten bei Oppeln ab und stiess dann vom Brückenkopf Ohlau nach Süden in Richtung Neustadt vor. Zugleich erfolgte ein Angriff über die Oder zwischen Oppeln und Ratibor, um den Ring zu schliessen. In kurzer Zeit hatten die Neunundfünfzigste und die Einundzwanzigste Armee einen Kessel um die aus Esten bestehende 20. SS-Division und die 168. deutsche Infanteriedivision gebildet. Die Propagandaabteilungen der sowjetischen Armeen schickten antifaschistisch geschulte deutsche Kriegsgefangene vor, die den Eingeschlossenen weismachen sollten, dass die sowjetischen Gefangenenlager nicht so schlecht seien wie ihr Ruf. Aber viele dieser Emissäre wurden auf Befehl der Offiziere erschossen.

Spass hatten deutsche Soldaten nur daran, wie Esten und Ukrainer von der SS-Division Flugblätter in deutscher Sprache aufhoben und den Landsern zeigten, damit die ihnen sagten, was darauf stehe. Die Landser amüsierten sich darüber, denn wenn man eine solches Flugblatt auch nur dazu benutzte, um sich eine Zigarette zu drehen oder den Hintern abzuwischen, riskierte man bereits die Todesstrafe. Am 20. März nahm die Rote Armee Stabsoffiziere der 20. Estnischen SS-Division gefangen und erschoss sie auf der Stelle. Sie waren dabei gewesen, Dokumente zu verbrennen. Manche dieser halb verkohlten Papiere trieb der Wind in die Bauernhöfe. Es waren Berichte über Todesurteile von SS-Kriegsgerichten und Exekutionen.<sup>28</sup>

Versuche der Deutschen, den Kessel bei Oppeln von aussen aufzubrechen, wurden zurückgeschlagen. Die Hälfte der dort abgeschnittenen 30'000 Deutschen kam ums Leben. Bei seinem Angriff nach Südosten erhielt Konew Unterstützung von der benachbarten Vierten Ukrainischen Front. Am 30. März eroberten die Sechzigste Armee und die Vierte Gardepanzerarmee Ratibor. Die Erste Ukrainische Front kontrollierte nun im Grunde ganz Oberschlesien.

Trotz der fortschreitenden Gebietsverluste blieb die Naziführung bei ihren Gewohnheiten. Pompöse Titel wie Heeresgruppe Weichsel waren inzwischen völlig haltlos, ja lächerlich geworden. Aber selbst das war nicht so grotesk wie das neue Feldhauptquartier ihres Oberbefehlshabers westlich der Oder.

Man richtete Himmlers Kommandozentrale 90 Kilometer nördlich von Berlin in einem Wald bei Hassleben, einem Dorf im Südwesten von Prenzlau, ein. In dieser Entfernung von der Hauptstadt fühlte sich der Reichsführer SS vor Bombenangriffen sicher. Das Hauptquartier bestand aus den üblichen Holzbaracken, die ein hoher Stacheldrahtzaun umgab. Die einzige Ausnahme war die «Reichsführerbaracke», ein speziell für ihn errichtetes, wesentlich grösseres Gebäude, das man geradezu luxuriös ausgestattet hatte. «Das Schlafzimmer», schrieb ein Stabsoffizier in sein Tagebuch, «sehr elegant in rötlichem Holz, Daunendecken, Möbelbezüge und Teppiche in hellem Grün, war eher das Boudoir einer grossen Dame als das eines Mannes, der im Krieg eine Truppe führt.»<sup>29</sup>

In der Eingangshalle hing sogar ein riesiger, wie ein Gobelin gestalteter Wandteppich mit nordischen Motiven. Alles stammte aus Fabriken der SS, selbst das teure Porzellan. Wehrmachtsoffiziere konnten sich hier ein anschauliches Bild davon machen, wie einer der Paladine Hitlers den von Goebbels propagierten «totalen Krieg» verstand. Himmlers Tagesablauf hatte mit dem eines Feldkommandeurs wenig gemein. Nach einem Bad, einer Massage durch seinen persönlichen Masseur und dem Frühstück war er um 10.30 Uhr schliesslich zur Arbeit bereit. Was auch geschah, sein Schlaf durfte nicht gestört werden, selbst wenn eine dringende Entscheidung anstand. Wirklich gern verteilte er Orden und Ehrenzeichen. Solche Zeremonien genoss er, weil er dabei ohne grosse Mühe die eigene Bedeutung demonstrieren konnte. Laut Guderian war sein sehnlichster Wunsch, selbst das Ritterkreuz zu tragen.

Bei den Lagebesprechungen in der Reichskanzlei machte er dagegen eine klägliche Figur. Wie der Chef seiner Operationsabteilung, Oberst Eismann, berichtete, waren von ihm dort gleichsam gebetsmühlenartig nur die Worte Kriegsgericht und Standgericht zu hören. Rückzug bedeutete schwachen Willen, der nur mittels härtester Massnahmen zu stärken war. Ständig zog Himmler über «die unfähigen und feigen Generäle» vom Leder.<sup>30</sup> Aber wie diese Heerführer auch versagen mochten – entweder wurden sie vom Dienst suspendiert oder auf einen anderen Posten versetzt. Zurückweichende Soldaten mussten mit dem Tod durch Erschiessen rechnen.

Standgerichte wurden vom «Führer»-Hauptquartier dringend empfohlen. Im Prinzip gab es sie bereits. Als die Rote Armee Anfang Februar die Oder erreicht hatte, erliess Hitler analog zu Stalins Befehl «Keinen Schritt zurück!» von 1942 eine Weisung über das Aufhalten des Rückzugs. Darin hiess es in Punkt 5: «Kriegsgerichte haben strengste Urteile zu fällen nach dem Grundsatz, dass jene, die den aufrechten Tod auf dem Schlachtfeld fürchten, den niedrigen Tod des Feiglings verdienen.»<sup>31</sup>

Dieser Grundsatz wurde dann im «Führer»-Befehl vom 9. März weiterentwickelt, der die Einrichtung von «Fliegenden Standgerichten» vorsah. Sie bestanden aus drei höheren Offizieren, zwei Schreibkräften und weiterem Personal, darunter dem wichtigsten: «1 Unteroffizier und 8 Mann als Exekutionskommando». Die Vorschriften für diese Gerichte waren einfach: «Das Gnadenrecht entfällt.» Diese Gruppen sollten bereits am nächsten Tag in Aktion treten und dazu berechtigt sein, alle Angehörigen von Wehrmacht und Waffen-SS abzuurteilen. Mit einer von General Burgdorf unterzeichneten Weisung wurde Hitlers Blitzkrieg gegen die eigenen Soldaten auf Luftwaffe und Kriegsmarine ausgedehnt. Demnach war sicherzustellen, dass der Vorsitzende in jedem Fall «in der Weltanschauung unseres Reiches fest verankert ist».<sup>32</sup> Martin Bormann, der vermeiden wollte, dass die NSDAP ins Hintertreffen geriet, erteilte seinerseits den Gauleitern den schriftlichen Befehl, «Feigheit und Defätismus» mit Todesurteilen von Standgerichten zu bekämpfen.<sup>33</sup>

Vier Tage nach dem «Führer»-Befehl bezüglich der «Fliegenden Standgerichte» erliess Hitler noch eine weitere Weisung zur nationalsozialistischen Ideologie in der Wehrmacht, die wahrscheinlich Bormann formuliert hatte. «Die vordringliche Aufgabe des Truppenführers ist die politische Aktivierung und Fanatisierung seiner Truppe, für deren nationalsozialistische Haltung er mir voll verantwortlich ist», hiess es dort.<sup>34</sup>

Himmler, der erbarmungslose Härte gegenüber Schwankenden predigte, war mit dem Kommando über die Heeresgruppe Weichsel hoffnungslos überfordert. Ohne Guderian zu informieren, zog er sich mit Grippe ins Sanatorium Hohenlychen, 40 Kilometer westlich von Hassleben, zurück, wo sein Leibarzt sich seiner annahm. Als Guderian über die chaotische Lage im Hauptquartier der Heeresgruppe informiert wurde, fuhr er nach Hassleben. Selbst Lammerding, Hitlers Stabschef von der SS, bat ihn, etwas zu unternehmen. Nachdem Guderian gehört hatte, dass der Reichsführer SS in Hohenlychen sei, suchte er ihn dort auf und hatte sich auch

bereits eine Taktik zurechtgelegt. Er erklärte, Himmler habe sich bei all seinen Aufgaben – Reichsführer SS, Chef der deutschen Polizei, Innenminister, Befehlshaber des Ersatzheeres und der Heeresgruppe Weichsel – einfach überarbeitet. Guderian schlug vor, er möge den Befehl über die Heeresgruppe Weichsel abgeben. Da dies Himmler nur zu gern getan hätte, aber nicht wagte, Hitler darum zu bitten, sah Guderian seine Chance. «Geben Sie mir den Auftrag, das für Sie zu tun?», fragte er. Dagegen konnte Himmler nichts einwenden. Noch am selben Abend machte Guderian Hitler die entsprechende Mitteilung und empfahl sogleich Generaloberst Heinrici als Ablösung. Der befehligte zu der Zeit die Erste Panzerarmee, die vor Ratibor gegen Konew kämpfte. Hitler, der nicht zugeben wollte, dass die Beauftragung Himmlers ein verheerender Fehler gewesen war, stimmte nur widerwillig zu.

Heinrici fuhr nach Hassleben, um den Oberbefehl zu übernehmen. Als Himmler von seiner Ankunft erfuhr, kehrte er zu seinem Befehlsstand zurück, um über die Lage zu informieren und die Übergabe durchzuführen, was er mit einem pompösen Auftritt voller Selbstrechtfertigungen tat. Heinrici musste den nicht enden wollenden Wortschwall über sich ergehen lassen, bis das Telefon klingelte. Himmler nahm ab. Es war General Busse, der Befehlshaber der Neunten Armee. In Küstrin war ein schrecklicher Fehler passiert. Der Zugang zur Festung war verloren. Himmler reichte den Hörer sofort an Heinrici weiter. «Sie sind der neue Befehlshaber der Heeresgruppe. Geben Sie Ihre Befehle!» Und der Reichsführer SS empfahl sich mit unziemlicher Hast.<sup>35</sup>

Die Kämpfe um die Brückenköpfe an der Oder beiderseits von Küstrin wurden mit gnadenloser Härte geführt. Wenn sowjetische Truppen ein Dorf einnahmen und auch nur eine SA-Uniform oder Hakenkreuze in einem Haus fanden, töteten sie oft alle Bewohner. Zugleich kam es vor, dass die Einwohner eines Dorfes, das zunächst von der Roten Armee besetzt und dann bei einer deutschen Konterattacke wieder befreit wurde, «nichts Negatives über das russische Militär sagen konnten».<sup>36</sup>

Mehr und mehr deutsche Soldaten und junge Rekruten wollten nicht mehr für eine verlorene Sache sterben. Ein Schwede, der im Auto von Küstrin nach Berlin kam, erzählte dem schwedischen Militärattache, er habe «20 Kontrollpunkte der Feldgendarmarie passiert, die Deserteure von der Front festnehmen sollen».<sup>37</sup> Ein anderer Schwede, der ebenfalls die Gegend

durchquerte, berichtete, er sei nur noch wenigen deutschen Truppen begegnet, und die Soldaten «wirkten vor Erschöpfung völlig abgestumpft».<sup>38</sup>

Die Umstände waren miserabel. Der Oderbruch ist ein halb kultiviertes Feuchtgebiet, das ein Netz von Deichen durchzieht. Sich zum Schutz vor Artillerie- und Luftangriffen einzugraben war ein entmutigendes Unterfangen, denn an den meisten Stellen stiess man schon nach weniger als einem Meter auf Wasser. Zwar war der Februar nicht so kalt wie gewöhnlich, aber das half wenig, wenn man an Fussbrand litt. Es standen kaum noch erfahrene Truppen zur Verfügung, aber das Hauptproblem der deutschen Wehrmacht war der Mangel an Munition und Treibstoff für die Fahrzeuge. So konnte die SS-Division «30. Januar» den Kübelwagen ihres Hauptquartiers nur noch im Notfall benutzen. Keine Artilleriebatterie durfte mehr ohne Genehmigung schiessen. Der Tagessatz war zwei Granaten pro Geschütz.

Die Rote Armee legte ihre Schützengräben in einer leicht gerundeten Form wie eine Wurst an, ausserdem hob sie Ein-Mann-Löcher aus. Ihre Scharfschützen nisteten sich in kleinen Baumgruppen oder Häuserruinen ein. Sie tarnten sich hervorragend und konnten an einer Stelle sechs bis acht Stunden bewegungslos verharren. Zuerst zielten sie stets auf Offiziere und dann auf die Provianttrupps, mit dem Ergebnis, dass sich die deutschen Soldaten bei Tageslicht nicht mehr ins Freie wagten. Da nun alle Bewegungen im Dunkeln stattfanden, war es für sowjetische Kommandos ein Leichtes, durch die dünnen deutschen Linien zu schlüpfen und einen einzelnen unglücklichen Soldaten als «Zunge» zum Verhör durch die Aufklärung mitzunehmen. Offiziere, die vorgeschobene Aufklärung für die Artillerie betrieben, tarnten sich wie Scharfschützen. Sie selbst sahen sich gern in dieser Rolle, nur mit grösseren Waffen.

Das Frühjahrshochwasser der Oder erwies sich als eine nicht einkalkulierte Herausforderung für die Pioniere der Roten Armee. Einige der von ihren Ingenieuren konstruierten Brücken lagen nun als künstliche Furten 25 bis 30 Zentimeter unter der Wasseroberfläche und bildeten somit für die deutschen Focke-Wulf- und Stuka-Piloten nur schwer zu treffende Ziele.<sup>39</sup>

Während Goebbels als Reichpropagandaminister noch vom Endsieg fabulierte, liess Goebbels, der Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar für Berlin, überall in der Stadt und ihrer Umgebung Hindernisse errichten.



Zehntausende unterernährter Zivilisten, meist Frauen, mussten ihre letzten Kräfte für das Ausheben von Panzergräben mobilisieren. Äusserungen der Missstimmung gegen die unfähige Nazibürokratie und die Zeitverschwendung für den Bau von nutzlosen Verteidigungsanlagen machten trotz der angedrohten Strafen für Defätismus die Runde.<sup>40</sup> «Im ganzen Krieg», schrieb ein Stabsoffizier sarkastisch, «habe ich weder bei uns noch beim Feind einen Panzergraben gesehen, der einen Panzerangriff auch nur ernstlich behindert hätte.»<sup>41</sup> Die Wehrmacht lehnte solche sinnlosen Barrieren ab, weil sie die Militärfahrzeuge auf ihrem Weg zu den Seelower Höhen behinderten und unter den Flüchtlingsströmen Verwirrung schufen, die sich aus den Dörfern westlich der Oder in die Stadt ergossen.

Den Bauern in Brandenburg, die zurückgeblieben waren, weil man sie zum Volkssturm eingezogen hatte, fiel es immer schwerer, ihre Felder zu bestellen. Die Ortsbauernführer wiesen sie an, ihre Pferde und Wagen für den Transport von Verwundeten und Munition zur Verfügung zu stellen. Selbst Fahrräder wurden konfisziert, um die so genannten Panzerjagd-Einheiten damit zu bestücken.<sup>42</sup> Aber welche Mengen von Waffen und Ausrüstung die Wehrmacht bei ihrer überstürzten Flucht aus dem Weichselgebiet verloren hatte, ist daran zu erkennen, dass sie nun selbst dem Volkssturm die Waffen wegnahm.

Das Volkssturmbataillon 16/69 hatte in Wriezen am Rande des Oderbruchs unweit der Frontlinie Stellung bezogen. Es bestand aus ganzen 113 Mann, von denen 32 im Hinterland Verteidigungsanlagen bauten und 14 krank oder verwundet waren. Der Rest bewachte Panzersperren und Brücken. Bewaffnet war diese Einheit mit drei verschiedenen Typen von Maschinengewehren, darunter einige russische, einem Flammenwerfer, dem bereits entscheidende Teile fehlten, drei spanischen Pistolen und 228 Gewehren aus sechs Ländern. Man kann davon ausgehen, dass die Auflistung ihrer Ausrüstung zutreffend ist, da die Bezirksverwaltung in Potsdam die Warnung ausgegeben hatte, dass falsche Berichte zu diesem Thema «einem Kriegsverbrechen gleich kommen».<sup>43</sup> In vielen Fällen wurden selbst derart nutzlose Waffensammlungen nicht mehr übergeben, da die Gauleiter dem Volkssturm befahlen, nur solche Waffen herauszurücken, die er zuvor selbst von der Wehrmacht erhalten hatte.

Aus Gestapo-Berichten erfuhren die braunen Machthaber, die Zivilbevölkerung verachte sie mehr und mehr dafür, dass sie andere in den Tod schickten, aber selbst nichts gegen den Feind unternahmen. Besonders die

Flüchtlinge reagierten «sehr scharf auf das Verhalten prominenter Persönlichkeiten».<sup>44</sup> Um solchen Stimmungen entgegenzuwirken, griff man zu weiteren Propagandamassnahmen. Die Gauleitung der Mark Brandenburg rief die Parteimitglieder auf, noch mehr Freiwillige mit der Losung zu gewinnen: «Frische Frontluft statt überheizte Zimmer!»<sup>45</sup> Robert Ley, der Leiter der Deutschen Arbeitsfront, erschien im «Führer»-Hauptquartier mit dem Vorschlag, aus 40'000 fanatischen Kämpfern ein Freikorps «Adolf Hitler» zu bilden. Von Guderian verlangte er, sofort 80'000 Sturmgewehre zu liefern. Guderian versprach ihm die Waffen, wenn diese Zahl von Kämpfern tatsächlich zusammengebracht sei. Er wusste natürlich, dass das nie geschehen werde. Nicht einmal Hitler schien besonders beeindruckt.<sup>46</sup>

Goebbels liess es keine Ruhe, dass Hitler sich in den letzten Monaten völlig aus der Öffentlichkeit zurückgezogen hatte. Er konnte ihn schliesslich zu einem Besuch an der Oderfront überreden, der vor allem für die Kameras der «Wochenschau» gedacht war. Diese Aktion fand am 13. März unter strengster Geheimhaltung statt. SS-Patrouillen überwachten die gesamte Strecke und nahmen Aufstellung, kurz bevor der Konvoi des «Führers» ihren Abschnitt passierte. Hitler traf nicht einen einzigen normalen Soldaten. Ohne Erklärung beorderte man einige Kommandeure in ein altes Gutshaus bei Wriezen, das einst Blücher gehört hatte. Sie waren völlig überrascht, als sie dort des hilflosen «Führers» ansichtig wurden. Ein Offizier beschrieb sein «kalkweisses Gesicht» und die «glitzernden Augen, die an eine Schlange erinnerten».<sup>47</sup> General Busse gab eine Darstellung der Situation am Frontabschnitt seiner Armee. Als Hitler davon sprach, die Verteidigungslinie an der Oder müsse um jeden Preis gehalten werden, stellte er nach dem Bericht eines anderen Offiziers klar, «dass es das Allerletzte an Waffen und Mitteln ist, was wir hier in Händen halten».<sup>48</sup>

Das Reden muss Hitler sehr angestrengt haben. Auf der Fahrt nach Berlin zurück äusserte er kein Wort. Laut Bekunden seines Fahrers sass er völlig «gedankenverloren» da.<sup>49</sup> Es war seine letzte Fahrt. Er sollte die Reichskanzlei nicht mehr lebend verlassen.

## 9

### Ziel: Berlin

Am 8. März – die Pommern-Operation war in vollem Gange – beorderte Stalin Schukow unerwartet nach Moskau. Es war ein merkwürdiger Zeitpunkt, einen Frontkommandeur aus seinem Hauptquartier zu holen. Vom Zentralflughafen fuhr Schukow direkt zum Landhaus Stalins, wo dieser von Erschöpfung und Stress ausruhte.

Nachdem Schukow über die Lage in Pommern und die Kämpfe um die Brückenköpfe an der Oder berichtet hatte, spazierte Stalin mit ihm durch den Garten. Er erzählte von seiner Kindheit. Als sie wieder im Haus beim Tee sassen, fragte Schukow, ob Stalin etwas von seinem Sohn Jakow Dschugaschwili gehört habe, der bereits seit 1941 in deutscher Gefangenschaft sass. Stalin hatte sich damals von seinem Sohn losgesagt, weil dieser lebend den Deutschen in die Hände geraten war, dachte inzwischen jedoch offenbar anders darüber. Er liess sich mit der Antwort eine Weile Zeit. «Jakow wird aus der Gefangenschaft nicht lebend zurückkehren», sagte er schliesslich. «Diese Mörder werden ihn erschliessen. Nach unseren Informationen halten sie ihn in Isolationshaft und wollen ihn zum Landesverrat bewegen.» Stalin schwieg lange. «Nein», sagte er dann überzeugt. «Jakow stirbt jeden Tod, aber das Vaterland verrät er nicht.»<sup>1</sup>

Mit «unseren Informationen» meinte Stalin Abakumows Nachforschungen. Die letzte Nachricht über Jakow stammte von General Stepanovic, einem jugoslawischen Gendarmeriekommandeur. Der war von Schukows Truppen Ende Januar befreit worden, wurde aber dann von SMERSCH verhört. Er hatte gemeinsam mit Oberleutnant Dschugaschwili im Straflager X-C bei Lübeck gesessen. Stepanovic zufolge verhielt sich Jakow in der Gefangenschaft «selbstbewusst und stolz». Er weigerte sich aufzustehen, wenn ein deutscher Offizier den Raum betrat, und drehte den Deutschen den Rücken zu, wenn sie mit ihm sprachen. Dafür steckten sie ihn in Isolationshaft.<sup>2</sup> Die deutsche Presse brachte ein Interview mit ihm, aber Jakow

bestand darauf, er habe niemals Fragen von Journalisten beantwortet. Nach einem Fluchtversuch aus dem Gefangenenlager hatte man ihn an einen anderen Ort geflogen. Bis heute ist nicht klar, wie er ums Leben kam. Am häufigsten wird die Version erzählt, er habe sich gegen den Aussenzaun geworfen, um das Feuer der Wachtposten auf sich zu ziehen. Stalin mochte die Haltung zu seinem eigenen Sohn geändert haben, aber er hatte kein Erbarmen mit den hunderttausenden sowjetischen Kriegsgefangenen, die in den meisten Fällen mehr leiden mussten als Jakow.

Stalin wechselte das Thema. Er zeigte sich «sehr zufrieden» mit den Ergebnissen der Konferenz von Jalta. Besonders Roosevelt sei sehr freundlich zu ihm gewesen. Dann brachte Stalins Sekretär Poskrjobjschew einige Papiere zur Unterschrift. Das war für Schukow das Signal zu gehen, zugleich auch die letzte Möglichkeit für Stalin zu erklären, weshalb er ihn so dringend nach Moskau gerufen hatte. «Fahren Sie in den Generalstab», sagte er zu Schukow, «und gehen Sie mit Antonow die Planungen für die Schlacht um Berlin durch. Wir sehen uns morgen um 13.00 Uhr hier wieder.»<sup>3</sup>

Antonow und Schukow spürten, dass es einen Grund für diese Eile geben musste, daher arbeiteten sie die ganze Nacht. Am nächsten Morgen änderte Stalin Zeit und Ort. Obwohl er sich schwach fühlte, kam er nach Moskau, sodass im Hauptquartier eine Besprechung in voller Besetzung stattfinden konnte, an der auch Malenkov, Molotow und die anderen Mitglieder des Staatlichen Verteidigungskomitees teilnahmen. Antonow erstattete Bericht. Seine Ausführungen fanden Stalins Zustimmung, der ihn nun beauftragte, die detaillierte Planung zu befehlen.

In seinen Erinnerungen räumt Schukow ein: «Als wir an der Berliner Operation arbeiteten, bedachten wir auch, wie unsere Verbündeten vorgehen würden.» Sorge bereitete ihnen durchaus, dass «das britische Oberkommando noch davon träumte, Berlin vor der Roten Armee einzunehmen».<sup>4</sup> Er erwähnt allerdings nicht, dass die US-Armee am 7. März, einen Tag bevor Stalin ihn so dringend nach Moskau beorderte, die Rheinbrücke bei Remagen erobert hatte, bevor es den Deutschen gelang, sie zu zerstören. Stalin erkannte sofort, was es hieß, dass die westlichen Alliierten den Rhein nun so rasch überqueren konnten.

Die Briten hatten ihren Drang, vor Stalin in Berlin zu sein, nie verhehlt. Als Churchill im Oktober 1944 Moskau besuchte, hatte Feldmarschall Sir Alan Brooke Stalin erläutert, dass nach der Einkreisung des Ruhrgebiets «die

Hauptachse des Vorstosses der Alliierten auf Berlin gerichtet sein wird». Auch Churchill hatte erkennen lassen, dass man zunächst etwa 150'000 Deutsche in Holland abschneiden und dann «zügig nach Berlin marschieren» wolle.<sup>5</sup> Stalin hatte sich damals in Schweigen gehüllt.

Aus einem höchst wichtigen Grund wollte Stalin, dass die Rote Armee Berlin als Erste einnahm. Im Mai 1942 – bis zum Beginn der Schlacht um Stalingrad sollten noch drei Monate vergehen – hatte er Berija und die führenden Atomphysiker der Sowjetunion in sein Landhaus bestellt. Er war zornig, weil er von der Aufklärung erfahren hatte, dass die USA und Grossbritannien an einer Uranbombe arbeiteten. Stalin warf den sowjetischen Wissenschaftlern vor, sie hätten diese Gefahr nicht ernst genug genommen. Dabei war er es gewesen, der die erste Nachricht von diesem Projekt als «Provokation» abgetan hatte. Die Information war bereits im November 1941 von dem britischen Spion John Cairncross gekommen (welcher der Spionagegruppe «Cambridge Five» angehörte – Anm. d. U.).<sup>6</sup> Stalin hatte hier ähnlich reagiert wie sechs Monate zuvor, als man ihm zum ersten Mal den möglichen Termin des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion mitteilte.

In den folgenden drei Jahren wurde das sowjetische Kernforschungsprogramm, das kurz darauf den Codenamen «Operation Borodino» erhielt, dramatisch beschleunigt. Detaillierte Informationen über den Fortgang des amerikanischen Projekts «Manhattan» beschafften kommunistische Sympathisanten wie Klaus Fuchs. Die Arbeiten beaufsichtigte nun Berija persönlich, dessen NKWD das Team von Professor Igor Kurtschatow bald gänzlich unter Kontrolle hatte.

Das Hauptproblem des sowjetischen Programms bestand jedoch darin, dass es an Uran fehlte. In der Sowjetunion selbst waren noch keine Vorkommen gefunden worden. Die wichtigsten Reserven Europas lagen in Sachsen und in der Tschechoslowakei und damit im Machtbereich der Deutschen. Doch bevor die Rote Armee Berlin erreichte, scheint sie darüber nur sehr dürftige Informationen gehabt zu haben. In Berijas Auftrag beantragte das sowjetische Einkaufskomitee beim War Production Board in den USA den Kauf von acht Tonnen Uraniumoxid. Nach Beratung mit dem Chef des «Manhattan»-Projekts, Generalmajor Groves, genehmigte die US-Regierung einen rein symbolischen Verkauf, mit dem sie vor allem herausfinden wollte, was die Sowjetunion vorhatte.

Im Jahr 1945 wurden Uranvorkommen in Kasachstan entdeckt. Dort lagerten aber nur sehr geringe Mengen. Falls Stalin und Berija das Projekt rasch voranbringen wollten, mussten sie sich daher der deutschen Uranressourcen bemächtigen, bevor die westlichen Alliierten sie erreichten. Von sowjetischen Wissenschaftlern, die in Berlin tätig gewesen waren, wusste Berija, dass das Kaiser-Wilhelm-Institut für Physik in Dahlem, einem südwestlichen Vorort der Reichshauptstadt, das Zentrum der deutschen Atomforschung war. Man arbeitete dort in einem bleiverkleideten Bunker, genannt «Virenhaus», einer Tarnbezeichnung, die Neugierige abschrecken sollte. Neben diesem Bunker stand der «Blitzturm», der ein Zyklotron mit einer Kapazität von 1,5 Megavolt beherbergte.<sup>7</sup> Berija wusste allerdings nicht, dass die meisten Wissenschaftler des Kaiser-Wilhelm-Instituts samt Ausrüstung und Material, darunter sieben Tonnen Uraniumoxid, nach Haigerloch im Schwarzwald evakuiert worden waren. Durch ein bürokratisches Versehen der Deutschen gelangte jedoch noch eine Lieferung nach Dahlem statt nach Haigerloch. Der Griff nach Dahlem wäre also nicht ganz vergeblich gewesen.

Für die Naziführung hatte es nie einen Zweifel daran gegeben, dass die Schlacht um Berlin der Höhepunkt des Krieges sein werde. «Die Nationalsozialisten», hatte Goebbels immer wieder erklärt, «werden entweder in Berlin gemeinsam siegen oder gemeinsam sterben.» Ausserdem war von ihm oft zu hören: «Wer Berlin besitzt, besitzt Deutschland.»<sup>8</sup> Möglicherweise hatte er jedoch keine Ahnung, dass dieser Satz von Karl Marx stammte. Stalin aber kannte ganz sicher auch die zweite Hälfte des Zitats: «Und wer Deutschland kontrolliert, kontrolliert Europa.»

Die führenden amerikanischen Militärs wussten von solchen europäischen Maximen ganz sicher nichts. Möglicherweise war es diese Unbedarftigkeit bezüglich europäischer Machtpolitik, die Brooke zu seiner wenig schmeichelhaften Äusserung über Eisenhower nach einem Arbeitsfrühstück mit diesem in London am 6. März veranlasste: «Er ist zweifellos eine sehr angenehme Person, aber mit sehr begrenzten Fähigkeiten, was strategische Dinge betrifft.»<sup>9</sup> Das wirkliche Problem überblickte Brooke damals nicht in seiner ganzen Tragweite: dass nämlich die Amerikaner zu jener Zeit einfach kein strategisches Interesse an Europa hatten. Sie verfolgten ein simples und begrenztes Ziel – den Krieg gegen Deutschland möglichst schnell und mit wenig Verlusten zu gewinnen und sich dann auf Japan zu konzen-

trieren. Wie sein Präsident, die Stabschefs und andere hochrangige Politiker dachte Eisenhower nicht in langen Zeiträumen. Ausserdem schätzte er Stalins Charakter völlig falsch ein. Das brachte die politischen Partner der USA zur Verzweiflung und war der Hauptgrund für die Differenzen im westlichen Bündnis. Britische Offiziere beschrieben Eisenhowers Respekt vor Stalin gern mit dem Satz «Have a Go, Joe» («Wie wär's mit uns, Joe?»), mit dem die Londoner Prostituierten amerikanische Soldaten lockten.<sup>10</sup>

Am 2. März fragte Eisenhower beim amerikanischen Verbindungsoffizier in Moskau, General Deane, an: «Sind angesichts der grossen Fortschritte in der sowjetischen Offensive wichtige Veränderungen an den Plänen der Sowjets im Vergleich zu dem zu erwarten, was sie Tedder [am 15. Januar] erklärt haben?» Und ob die Sowjets «von Mitte März bis Mitte Mai eine Pause einlegen» wollten.<sup>11</sup> Aber Deane war es unmöglich, General Antonow zu einer verlässlichen Aussage zu bewegen. Und als die Russen schliesslich ihre Absichten mitteilten, täuschten sie Eisenhower bewusst und verschwiegen ihren Entschluss, zuallererst Berlin einzunehmen.

Bei Differenzen zu Fragen der Strategie spielen Persönlichkeiten stets eine grosse Rolle. Eisenhower argwöhnte, Montgomerys Forderung, ihm zu gestatten, mit allen Kräften auf Berlin zu marschieren, sei allein durch persönliche Eitelkeit motiviert. Montgomery hatte keinen Hehl aus seiner Überzeugung gemacht, die Position des Feldkommandeurs stehe ihm zu, während Eisenhower lediglich eine Galionsfigur sei. Seine unverzeihliche Prahlerei nach der Schlacht in den Ardennen hatte Eisenhower in seiner Meinung über ihn bestärkt. Das Problem sei unlösbar, schrieb Feldmarschall Sir Alan Brooke nach jenem Frühstück am 6. März in sein Tagebuch. Eisenhower «sieht Monty von seiner schlechtesten Seite».<sup>12</sup> Die Meinung der Amerikaner, Montgomery sei der ungeeignetste Kandidat, um einen schnellen Vorstoss anzuführen, war durchaus begründet. Zum Beispiel prüfte er so pedantisch jedes Detail der Stabsarbeit, dass er wesentlich länger als andere Generäle brauchte, um strategische Massnahmen in die Wege zu leiten.

Die 21. Armeegruppe von Montgomery stiess im Norden bei Wesel auf die grösste Konzentration deutscher Truppen. Er plante dort eine muster-gültige Überquerung des Rheins mit dem Grosseinsatz von Amphibienfahrzeugen und starker Luftunterstützung. Aber seiner minutiös geplanten Inszenierung kamen die Ereignisse im Süden zuvor. Als die Erste US-Armee ihren Brückenkopf bei Remagen rasch verstärkte, ordnete Hitler wü-

tend massive Gegenschläge an. Das schwächte andere Teile der deutschen Rheinfront. Und so stand Pattons Dritte Armee, die mit Bravour durch die Pfalz gestürmt war, bald an mehreren Punkten südlich von Koblenz jenseits des Stromes.

Nachdem auch Montgomerys 21. Armeegruppe am Morgen des 24. März den Rhein überwunden hatte, trafen sich Eisenhower, Churchill und Brooke am Ufer des Flusses in euphorischer Stimmung. Montgomery glaubte, Eisenhower werde ihn nun nach Nordwesten zur Ostseeküste bei Lübeck und vielleicht nach Berlin vorstossen lassen. Er sollte bald eines Besseren belehrt werden.

General Hodges hatte den Brückenkopf bei Remagen ausbauen und Patton den seinen südlich von Mainz in bemerkenswert kurzer Zeit verstärken lassen. Eisenhower befahl ihnen, zunächst gemeinsam nach Osten vorzustoßen, bevor Hodges' Erste Armee nach links einschwenken sollte, um das Ruhrgebiet von Süden in die Zange zu nehmen. Dann löste er zu Montgomerys Entsetzen die Neunte Armee unter Simpson aus seiner 21. Armeegruppe heraus und befahl ihm selbst, statt gegen Berlin in Richtung Hamburg und Dänemark zu marschieren. Die Neunte US-Armee sollte den nördlichen Teil der Ruhr-Operation zur Einkesselung von Generalfeldmarschall Models Heeresgruppe übernehmen, die Deutschlands letztes Industriegebiet verteidigte. Der schwerste Schlag gegen die Hoffnungen der Briten, nordwestlich nach Berlin vorstossen zu können, aber war Eisenhowers Entschluss vom 30. März, seine Anstrengungen zunächst auf Mittel- und Süddeutschland zu konzentrieren.

Die 12. Armeegruppe unter Bradley, nun verstärkt durch die Neunte Armee, sollte nach Eroberung des Ruhrgebiets die Mitte Deutschlands in Richtung Leipzig und Dresden durchqueren. Im Süden sollte General Devers Sechste Armee nach Bayern und Nordösterreich vorstossen. Zum Arger der britischen Stabschefs, die bei dieser wichtigen Veränderung des Gesamtplans nicht konsultiert worden waren, teilte Eisenhower Ende März diese in allen Einzelheiten auch noch Stalin mit, ohne seinen britischen Stellvertreter, Luftmarschall Tedder, davon in Kenntnis zu setzen. Dieses Telegramm, das als SCAF-252 in die Geschichte eingegangen ist, wurde zu einem Zankapfel zwischen den beiden Verbündeten.<sup>13</sup>

Eisenhowers Umorientierung auf den Süden ist teilweise damit zu erklären, dass er überzeugt war, Hitler werde seine Armeen nach Bayern und Nordwestösterreich zurückziehen, um diese Region mit allen Mitteln als



«Alpenfestung» zu verteidigen. In seinen Memoiren schrieb er später, Berlin «war politisch und psychologisch bedeutend, weil es als Symbol der Macht gelten konnte, die Deutschland noch verblieben war. Ich hielt die Einnahme Berlins durch Streitkräfte der westlichen Alliierten jedoch nicht unbedingt für das erstrebenswerteste Operationsziel.» Seine Entscheidung begründete er damit, dass die Rote Armee von der Oder her bereits viel näher an Berlin herangerückt war und die logistischen Anstrengungen seine Armeen in Mittel- und Süddeutschland aufgehalten hätten. Dann wäre sein Ziel verfehlt worden, sich mit der Roten Armee zu vereinigen und Deutschland in zwei Hälften zu teilen.<sup>14</sup>

Sechs Tage zuvor am Rheinufer hatte Churchill noch gehofft, dass «unsere Armeen, nahezu ohne auf Widerstand zu stossen, die Elbe oder sogar Berlin vor dem Bären erreichen».<sup>15</sup> Nun war er schwer enttäuscht. Eisenhower und Marshall gaben sich aus seiner Sicht viel zu grosse Mühe, Stalin zu besänftigen, da in sowjetischen Kreisen gerade grosse Empörung darüber herrschte, dass amerikanische Jagdflugzeuge bei einem Scharmützel einige ihrer Maschinen abgeschossen hatten. Diese Reaktion war das genaue Gegenteil dessen, was Stalin gegenüber Tedder im Januar versichert hatte: dass nämlich im Krieg solche Zwischenfälle vorkommen könnten. Die Sache spielte sich am 18. März zwischen Berlin und Küstrin ab. Die amerikanischen Jägerpiloten glaubten, sie hätten acht deutsche Maschinen vor sich, und meldeten zwei Focke-Wulf 190 als vernichtet. Die Luftwaffe der Roten Armee dagegen behauptete, es habe sich um acht sowjetische Flugzeuge gehandelt, sechs seien abgeschossen, zwei Piloten getötet und einer schwer verwundet worden. Sie machten «verbrecherisches Handeln einzelner Angehöriger der amerikanischen Air Force» dafür verantwortlich.<sup>16</sup>

Ausgerechnet die Amerikaner in Person von Allen Dulles, damals Chef des US-Geheimdienstes Office of Strategic Services (OSS) in Bern, provozierten dann den schwersten Streit mit der Sowjetunion in dieser Zeit. SS-Obergruppenführer Karl Wolff hatte Dulles einen Waffenstillstand in Norditalien angeboten. Forderungen der sowjetischen Führung, an den Verhandlungen beteiligt zu werden, lehnten die Amerikaner ab, um Wolff nicht abzuschrecken. Das war aber nicht der wahre Grund. Churchill räumte ein, dass die Sowjetunion zu Recht besorgt war. Stalin fürchtete einen Separatfrieden an der Westfront. Seit längerem verfolgte ihn wie ein Albtraum die Vorstellung, die Amerikaner könnten die Wehrmacht zu neuem Leben erwecken. Dieser Gedanke aber war unbegründet. Die bes-

ten deutschen Einheiten waren längst aufgerieben, gefangen genommen oder eingekesselt. Selbst wenn die Amerikaner alle Waffen der Welt zur Verfügung gehabt hätten – in der Wehrmacht von 1945 war die perfekte Kriegsmaschinerie von 1941 nicht wiederzuerkennen.

Stalin argwöhnte auch, die Tatsache, dass sich so viele Wehrmachteinheiten Amerikanern und Briten im Westen Deutschlands ergaben, beruhe nicht nur auf der Furcht vor sowjetischen Gefangenenlagern. Er glaubte, die Deutschen öffneten bewusst die Westfront, damit die Westalliierten als Erste Berlin erreichten. In Wirklichkeit aber ergaben sich deutsche Einheiten in so grosser Zahl, weil Hitler ihnen jeden Rückzug strikt verboten hatte. Hätte er seine Armeen nach dem Debakel in den Ardennen auf neue Verteidigungsstellungen hinter den Rhein beordert, wären die Alliierten in grosse Schwierigkeiten geraten. Das aber tat er nicht, weshalb so viele Divisionen westlich des Rheins in die Falle gerieten. Auch Feldmarschall Model's sture Verteidigung des Ruhrgebiets war zum Scheitern verurteilt. «Wir verdanken Hitler viel», bemerkte Eisenhower später.<sup>17</sup>

Churchill vertrat den unverrückbaren Standpunkt, solange Stalins Nachkriegspläne in Mitteleuropa nicht klar waren, müsse der Westen jedes Faustpfand für spätere Verhandlungen mit ihm an sich bringen. Aus Polen kamen Berichte, er lasse zahlreiche prominente Persönlichkeiten verhaften, die sich eventuell einer kommunistischen Herrschaft widersetzen. Das bedeutete, dass er nicht die Absicht hatte, dort eine unabhängige Regierung zuzulassen. Auch Molotow wurde immer aggressiver. Er lehnte es rundweg ab, westliche Vertreter nach Polen zu lassen. Die Vereinbarungen von Jalta interpretierte er grundsätzlich anders als das, was Briten und Amerikaner unter «Geist und Buchstaben» ihrer Übereinkunft verstanden.

Churchills Glaube an Stalin, der vor allem auf dessen Nichteinmischung in Griechenland beruht hatte, begann nun Stück für Stück zu bröckeln. Er hatte den Verdacht, dass er und Roosevelt Opfer eines groben Vertrauensbruchs waren. Churchill schien immer noch nicht aufgegangen zu sein, dass Stalin grundsätzlich von sich auf andere schloss. Offenbar hatte er geglaubt, Churchill, der in Jalta so viel davon geredet hatte, er müsse das Thema Polen durch das Unterhaus bringen, brauche einfach ein bisschen demokratischen Firnis, um seine Kritiker mundtot zu machen, bis vollendete Tatsachen geschaffen waren. Nun zeigte sich Stalin verärgert darüber, dass Churchill nicht aufhören wollte, über das Vorgehen der Sowjetunion in Polen zu lamentieren.

Die Sowjets ihrerseits waren über die wichtigsten politischen und militärischen Differenzen zwischen den westlichen Alliierten wohl informiert, wenn auch nicht sofort in allen Einzelheiten. Nach dem bereits erwähnten Telegramm Eisenhowers mit der Codebezeichnung SCAF-252 an Stalin wurde die Kluft noch tiefer. Eisenhower, über die wütende britische Reaktion empört, schrieb später, der Vereinigte Generalstab habe ihn nach Tedders Besuch in der UdSSR im Januar «ermächtigt, direkt mit Moskau zu verhandeln, soweit es sich um rein militärische Fragen handelte. Im späteren Verlauf des Feldzuges wandte sich Churchill einmal scharf gegen die Art und Weise, wie ich diese Befugnis auslegte. Die Kontroverse hing mit der uralten Wahrheit zusammen, dass sich zwischen Politik und Kriegswesen keine klare Trennungslinie ziehen lässt.»<sup>18</sup> Auf jeden Fall zeugte Eisenhowers Auffassung, Berlin selbst sei «nicht unbedingt das erstrebenswerteste Operationsziel»<sup>19</sup>, von erstaunlicher Naivität.

Die Ironie der Geschichte liegt darin, dass Eisenhowers Entschluss, Berlin keine Priorität zu geben, ganz sicher richtig war, wenn er auch aus völlig falschen Gründen gefasst wurde. Für Stalin ging es bei der Einnahme Berlins nicht darum, ein Faustpfand für das Spiel der Nachkriegszeit in der Hand zu haben. Dafür war es ihm viel zu wichtig. Hätten Truppen der westlichen Alliierten die Elbe überschritten und wären in Richtung Berlin marschiert, so hätten sie dort ganz sicher die Wirkung der sowjetischen Luftstreitkräfte und Artillerie zu spüren bekommen. Stalin hätte keine Bedenken gehabt, den westlichen Alliierten verbrecherisches Abenteuerium vorzuwerfen. Während Eisenhower die Bedeutung Berlins stark unterschätzte, entgingen Churchill seinerseits sowohl Stalins Entschlossenheit, die Stadt um jeden Preis in die Hand zu bekommen, als auch die aufrichtige moralische Entrüstung, die jeder Versuch der westlichen Alliierten ausgelöst hätte, der Roten Armee den Erfolg im letzten Augenblick streitig zu machen.

Während die britischen und amerikanischen Stabschefs Ende März über Eisenhowers Pläne in Konflikt gerieten, legte man im Moskauer Hauptquartier an die «Berliner Operation» letzte Hand an. Schukow verliess am Morgen des 29. März seinen Befehlsstand und wollte nach Moskau fliegen, aber kurz nach Mittag zwang ihn schlechtes Wetter zur Landung in Minsk. Den Nachmittag verbrachte er im Gespräch mit dem Sekretär der Kommunistischen Partei Weissrusslands, Ponomarenko. Da sich das Wetter aber besserte, fuhr er mit dem Zug nach Moskau weiter.

Im Kreml herrschte Hochspannung. Stalin war überzeugt, die Deutschen versuchten alles, um mit den westlichen Verbündeten ins Geschäft zu kommen und die Rote Armee im Osten aufzuhalten. Die Gespräche der Amerikaner mit General Wolff in Bern über eine mögliche Feuereinstellung in Norditalien schienen seine schlimmsten Befürchtungen zu bestätigen. Bei ihrem Argwohn rechnete die sowjetische Führung aber nicht mit Hitlers Fanatismus. Sollten Personen aus seiner Umgebung so viele Friedensangebote machen, wie sie wollten, Hitler selbst wusste genau, dass er von einer Kapitulation in jeder Form, auch gegenüber den westlichen Alliierten, nichts anderes zu erwarten hatte als Demütigung und schliesslich den Galgen. Ein Deal – in welcher Form auch immer – war ohne einen Putsch gegen den «Führer» nicht mehr möglich.

Schukow, der die Einnahme Berlins kommandieren sollte, teilte Stalins Furcht, die Deutschen könnten ihre Front den Briten und Amerikanern öffnen. Am 27. März, zwei Tage vor seinem Flug nach Moskau, hatte der Reuter-Korrespondent bei der 21. Armeegruppe geschrieben, die britischen und amerikanischen Truppen, die ins Herz Deutschlands vorstießen, träfen auf keinerlei Widerstand. Diese Meldung liess in Moskau die Alarmglocken läuten.

«Die deutsche Front im Westen ist völlig zusammengebrochen», waren Stalins erste Worte, als Schukow endlich bei ihm in Moskau eintraf. «Hitlers Leute tun offenbar gar nichts, um den Vormarsch der Alliierten aufzuhalten. Zugleich verstärken sie ihre Kräfte auf den Hauptachsen in unserer Richtung.» Stalin wies auf die Karte, dann klopfte er seine Pfeife aus. «Ich denke, uns steht eine schwere Schlacht bevor.»

Schukow schlug seine Frontaufklärungskarte auf. Stalin studierte sie eingehend. «Wann können unsere Truppen den Marsch auf Berlin beginnen?», fragte er.

«Die Erste Weissrussische Front kann in zwei Wochen starten», antwortete Schukow. «Auch die Erste Ukrainische Front wird etwa zur gleichen Zeit bereit sein. Nach unseren Informationen wird die Zweite Weissrussische Front noch bis Mitte April damit zu tun haben, den Gegner in Danzig und Gdingen zu vernichten.»

«Also», erwiderte Stalin, «dann werden wir wohl anfangen müssen, ohne auf Rokossowskis Front zu warten.» Er trat an seinen Schreibtisch, blätterte in den Papieren und reichte Schukow dann einen Brief. «Lesen Sie das», sagte Stalin. Laut Schukow handelte es sich um den Brief eines «auslän-

dischen Freundes», welcher der sowjetischen Führung mitteilte, zwischen den westlichen Verbündeten und den Nazis seien Geheimverhandlungen im Gange. Allerdings hätten Amerikaner und Briten, so hiess es dort, das deutsche Angebot eines Separatfriedens abgelehnt. Aber die Möglichkeit, dass die Deutschen ihnen den Weg nach Berlin öffneten, könne «nicht ausgeschlossen werden».

«Was sagen Sie dazu?», fragte Stalin. Ohne Schukows Antwort abzuwarten, fuhr er dann fort: «Ich denke, Roosevelt wird das Abkommen von Jalta nicht verletzen, aber was Churchill betrifft..., der ist zu allem fähig.»<sup>20</sup>

Am 31. März 1945 begaben sich der Botschafter der USA, Averell Harriman, und sein britischer Kollege, Sir Archibald Clark Kerr, um 20.00 Uhr in Begleitung von General Deane in den Kreml. Dort trafen sie mit Stalin, General Antonow und Molotow zusammen. «Haben an Stalin eine englische und eine russische Version der Botschaft übergeben, die in [Eisenhowers] SCAF-252 enthalten war», berichtete Deane am späten Abend. «Nachdem Stalin Eisenhowers Botschaft gelesen hatte, erläuterten wir die darin beschriebenen Operationen an der Karte. Stalin reagierte sofort. Er erklärte, der Plan schein ihm gut zu sein, aber er könne sich natürlich nicht endgültig äussern, bevor er seinen Stab konsultiert habe. Er hat uns für morgen eine Antwort versprochen. Er schien positiv aufzunehmen, dass der Angriff nach Mitteldeutschland zielt und ein zweiter in den Süden vorgebracht wird. Wir betonten, dass seine Meinung dringend erforderlich sei, um die Pläne gut abzustimmen.... Stalin war sehr beeindruckt von der Zahl der Gefangenen, die im März gemacht worden sind, und meinte, das werde dazu beitragen, dass der Krieg bald beendet sei.»

Dann erörterte Stalin die Lage an allen Fronten ausser der entscheidenden Oderfront. Er schätzte, dass «höchstens ein Drittel der Deutschen noch kämpfen will». Erneut kam er auf Eisenhowers Botschaft zurück: «Der Plan für Eisenhowers Hauptschlag ist deshalb gut, weil er den wichtigsten Zweck erfüllt, Deutschland in zwei Hälften zu teilen.»... «Nach seiner Meinung werden sich die Deutschen am Ende in die Berge der westlichen Tschechoslowakei und Bayerns zurückziehen.»<sup>21</sup> Dem sowjetischen Führer lag offenbar daran, die Vorstellung von einem nationalen Refugium der Deutschen im Süden zu bestätigen.

Bereits am nächsten Morgen, es war der 1. April, empfing Stalin die Marschälle Schukow und Konew in seinem grossen Arbeitszimmer im Kreml mit dem langen Konferenztisch und den Bildern von Suworow und Kutusow an der Wand. General Antonow, der Chef des Generalstabs, und General Schtemenko, der Leiter der Operativen Verwaltung, waren ebenfalls anwesend.

«Nach kurzer Begrüssung fragte uns Stalin», berichtet Konew, «ob uns die Entwicklung der Lage bewusst sei. Schukow und ich antworteten, dass uns die Lage so weit bekannt sei, wie bei unseren Fronten Angaben darüber vorlägen.»<sup>22</sup>

«Lesen Sie ihnen das Telegramm vor», forderte Stalin General Schtemenko auf. In dieser Mitteilung, die vermutlich von einem Verbindungsoffizier der Roten Armee beim Hauptquartier der Alliierten stammte, wurde behauptet, Montgomery marschiere auf Berlin, und die Dritte Armee unter Patton werde ebenfalls von der Richtung Leipzig/Dresden abweichen und Berlin vom Süden her angreifen. Im sowjetischen Hauptquartier sei auch die Absicht bekannt geworden, Fallschirmtruppen über Berlin abzusetzen, sollte das Naziregime plötzlich zusammenbrechen. Alle diese Nachrichten waren offenbar zu einem Verschwörungsplan der Alliierten aufgebaut worden, unter dem Deckmantel der Hilfe für die Rote Armee Berlin als Erste einzunehmen.

«Also», sagte Stalin und starrte seine beiden Marschälle an. «Wer wird Berlin nehmen – wir oder die Alliierten?»

«Wir nehmen Berlin», erwiderte Konew rasch, «und zwar vor den Alliierten.»

«Von der Sorte sind Sie also», meinte Stalin mit einem dünnen Lächeln. «Und wie wollen Sie die Kräfte dafür organisieren? Der grösste Teil Ihrer Truppen steht an der Südflanke [nach der Schlesien-Operation], und Sie werden sie stark umgruppieren müssen.»

«Seien Sie beruhigt, Genosse Stalin», erwiderte Konew. «Die Front wird alles Notwendige tun.» Konews Absicht, Schukow vor Berlin zu übertreffen, war nicht zu übersehen, und Stalin, der seine Untergebenen gern gegeneinander ausspielte, genoss die Situation offenbar.

Antonow erläuterte den Gesamtplan, worauf Schukow und Konew mit ihren Plänen folgten. Stalin nahm nur eine Änderung vor. Er stimmte der vom Hauptquartier vorgesehenen Trennlinie zwischen den beiden Fronten nicht zu. Er beugte sich vor und strich die Linie westlich von Lübben,

60 Kilometer südöstlich von Berlin, mit seinem Stift durch. «Sollte es auf den östlichen Zugängen nach Berlin hartnäckigen Widerstand geben», sagte er, zu Konew gewandt, «was sehr zu erwarten ist..., dann muss die Erste Ukrainische Front bereit sein, mit ihren Panzerarmeen von Süden her anzugreifen.»<sup>23</sup> Stalin bestätigte die Pläne und gab Befehl, «so rasch wie möglich, auf jeden Fall nicht später als am 16. April» für die Operation bereit zu sein.<sup>24</sup>

«Das Hauptquartier», heisst es in der offiziellen russischen Geschichte, «arbeitete mit grossem Tempo, da es befürchtete, Truppen der Alliierten könnten vor denen der Sowjetunion in Berlin sein.»<sup>25</sup> Vieles musste koordiniert werden. An der Operation zur Eroberung Berlins waren 2,5 Millionen Mann, 14'600 Kanonen und Granatwerfer, 6250 Panzer und Sturmgeschütze sowie 7'500 Flugzeuge beteiligt. Stalin dürfte ein Gefühl der Befriedigung empfunden haben, dass er eine weitaus stärkere mechanisierte Streitmacht konzentrierte, um die Hauptstadt des Reichs zu nehmen, als Hitler für die Eroberung der ganzen Sowjetunion aufgebracht hatte.

Nach dieser wichtigen Besprechung vom 1. April antwortete Stalin auf Eisenhowers Benachrichtigung mit den exakten Details der bevorstehenden Operationen der amerikanischen und britischen Truppen. Der sowjetische Führer informierte den amerikanischen Oberkommandierenden, dass dessen Plan mit denen der Roten Armee «komplett» übereinstimme. Stalin versicherte seinem vertrauensseligen Verbündeten, Berlin habe «seine frühere strategische Bedeutung verloren», und das sowjetische Oberkommando werde nur zweitrangige Kräfte gegen die Stadt marschieren lassen. Den Hauptschlag werde die Rote Armee im Süden führen und sich dort mit den westlichen Alliierten vereinigen. Der Vormarsch der Hauptkräfte werde etwa in der zweiten Maihälfte beginnen. «Allerdings kann dieser Plan entsprechend den Umständen noch gewisse Änderungen erfahren.»<sup>26</sup> Das war der grösste Aprilscherz der modernen Geschichte.

## Die Kamarilla und der Generalstab

In der Schlussphase des sowjetischen Sturms auf Pommern gab General von Tippelskirch am Mellensee bei Berlin einen Abendempfang für die ausländischen Militärattachés. Sie erschienen dort, weil sich dadurch eine gute Gelegenheit bot, etwas anderes zu hören als die offiziellen Nachrichten, die kaum noch jemand glaubte. In Hauptstadt brodelte die Gerüchteküche. Einige waren überzeugt, Hitler sei lebensgefährlich an Krebs erkrankt, und der Krieg werde bald zu Ende sein. Andere gaben flüsternd die wesentlich glaubhaftere Nachricht weiter, die deutschen Kommunisten würden mit dem Vormarsch der Roten Armee immer aktiver. Auch von einer Revolte des Volkssturms war die Rede.

Die deutschen Offiziere auf dem Empfang erörterten das Debakel in Pommern. Nach ihrer Meinung lag es vor allem daran, dass keine Reserven mehr vorhanden waren. Laut Bericht des schwedischen Militärattachés, Major Juhlin-Dannfel, brachten die deutschen Offiziere schliesslich die grosse Hoffnung zum Ausdruck, dass es bald zu ernsthaften Verhandlungen mit den Briten kommen werde. «Die Briten sind zum Teil schuld daran, dass Europa dieses Schicksal erleiden muss», sagten sie. «Und sie haben die Pflicht zu verhindern, dass die deutsche Kultur von der roten Sturmflut überrollt wird.» Offenbar lebten sie immer noch in der Vorstellung, dass ein anderes Weltbild zustande gekommen wäre, wenn Grossbritannien sich 1940 nicht so hartnäckig zur Wehr gesetzt und die ganze Kraft der Wehrmacht 1941 gegen die Sowjetunion konzentriert worden wäre. «Einige der Anwesenden», schloss Juhlin-Dannfel, «wurden sehr sentimental, und die Stimmung war höchst deprimierend.»<sup>1</sup>

Die Verblendung der deutschen Offizierskaste war zwar anderer Art als die von Hitlers unmittelbarer Gefolgschaft, sass aber nicht weniger tief. Den Überfall auf die Sowjetunion bedauerte sie eigentlich nur, weil er fehlgeschlagen war. Zur Schande der deutschen Wehrmacht muss festgestellt



werden, dass lediglich eine kleine Minderheit von Offizieren über die Untaten der SS-Einsatzgruppen und anderer paramilitärischer Kräfte ehrlich empört war. Dass sich in den letzten neun Monaten in Armeekreisen eine Antipathie gegen den Nationalsozialismus ausbreitete, lag zum Teil an der brutalen Abrechnung mit den Verschwörern des 20. Juli, vor allem aber an Hitlers offen zur Schau getragener Undankbarkeit und Voreingenommenheit gegen das Militär als Ganzes. Es herrschte grosser Unmut darüber, wie er den Generalstab abfertigte und versuchte, die Schuld für sein eigene Unfähigkeit als Kriegsherr auf die Feldkommandeure abzuwälzen. Auch dass er die Waffen-SS bei Ausrüstungen, Personal und Beförderungen eindeutig bevorzugte, löste heftige Abneigung gegen die Prätorianergarde der Nazis aus.

Ein Offizier der Kriegsmarine berichtete Juhlin-Dannfel von einer kurz zuvor stattgefundenen Besprechung, bei der hohe Militärs die Möglichkeit erörtert hatten, die Rote Armee mit einer letzten Anstrengung bis zu den Grenzen des Reichs von 1939 zurückzuwerfen. «Sollte dieser Versuch gelingen», meinte der Offizier, «dann wären die Voraussetzungen geschaffen, um Verhandlungen zu beginnen. Dafür müsste aber Hitler beseitigt werden. An seine Stelle könnte Himmler als Garant von Ruhe und Ordnung treten.»<sup>2</sup> Diese Vorstellung zeigt, wie wenig den Militärs noch einfiel. Sie beweist zugleich, dass die Wehrmachtsoffiziere in Berlin offenbar die reale Lage an der Front nicht kannten. In den Operationen an Weichsel und Oder hatte die deutsche Wehrmacht jede Fähigkeit eingebüsst, noch einmal ernsthaft in die Offensive zu gehen. Es war nur noch eine Frage von Tagen, dass die Rote Armee von der Front an Oder und Neisse Berlin erreichte, einer Linie, die, wie sie nun mit Schrecken erfuhren, die künftige Grenze Polens sein sollte.

Dass der latente Konflikt zwischen Hitler und Guderian schliesslich eskalierte, hing mit der düsteren Festung Küstrin zwischen den beiden wichtigsten sowjetischen Brückenköpfen an der Oder zusammen. Küstrin galt als das Einfallstor nach Berlin. Es lag an der Mündung der Warthe in die Oder 80 Kilometer östlich von Berlin an der Reichsstrasse 1, der Verbindung von der Hauptstadt nach Königsberg.

Auf Küstrin zielten die Operationen beider Seiten. Schukow wollte die beiden Brückenköpfe miteinander vereinigen – den nördlichen, den Bersarin Fünfte Stossarmee, und den südlichen, den Tschuikows Achte Garde-

armee hielt. So sollte ein grosser Konzentrationsraum für die bevorstehende Offensive auf Berlin entstehen. Hitler seinerseits bestand auf einem Gegenangriff mit fünf Divisionen, um Tschuikows Armee von Süden her einzukreisen.

Guderian hatte versucht, Hitler von diesem Plan abzubringen, weil ihm weder die Luft- und Artillerieunterstützung noch die notwendigen Panzer für ein solches Unternehmen zur Verfügung standen. Zu dem Debakel vom 22. März, dem Tag, da Himmler im Hauptquartier der Heeresgruppe Weichsel das Kommando an Heinrici übergeben hatte, war es gekommen, als gerade einige Divisionen für diese Offensive umgruppiert wurden. Die 25. Panzergrenadierdivision hatte den Küstriner Korridor verlassen, bevor ihre Ablösung bereitstand. Bersarins Fünfte Stossarmee und Tschuikows Achte Gardearmee sahen ihre Chance und griffen sofort an. Damit war Küstrin isoliert.

Guderian hoffte immer noch, durch Friedensverhandlungen die Wehrmacht vor der totalen Zerschlagung retten zu können. Am 21. März, einen Tag bevor der Korridor nach Küstrin verloren ging, hatte er Himmler im Garten der Reichskanzlei angesprochen, wo er ihn «im Spaziergang zwischen Trümmern mit Hitler» antraf. Hitler liess die beiden allein. Guderian machte Himmler nichts vor und sagte, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen sei. «Jetzt kommt es nur noch darauf an, das sinnlose Morden und Bombardieren unverzüglich zu beenden. Sie sind ausser Ribbentrop der Einzige, der noch Beziehungen zum neutralen Ausland unterhält. Nachdem der Reichsaussenminister sich geweigert hat, dem Führer Vorschläge über Verhandlungen zu machen, muss ich Sie bitten, Ihre Beziehungen zu benutzen und mit mir zu Hitler zu gehen und für den Abschluss eines Waffenstillstands einzutreten.»

«Lieber Generaloberst», erwiderte Himmler, «es ist noch zu früh!» Guderian drang weiter in ihn, aber entweder fürchtete Himmler seinen Meister immer noch, wie Guderian glaubte, oder er war ein vorsichtiger Spieler.<sup>3</sup> Einer seiner Vertrauensleute bei der SS, Gruppenführer von Alvensleben, klopfte bei Oberst Eismann von der Heeresgruppe Weichsel auf den Busch, indem er ihm höchst vertraulich mitteilte, Himmler wolle sich über Graf Folke Bernadotte vom schwedischen Roten Kreuz an die Westalliierten wenden. Eismann erwiderte darauf, erstens glaube er, es sei viel zu spät dafür, dass irgendein westlicher Politiker noch Bedingungen in Erwägung ziehen könne, und zweitens sei Himmler für ihn «der ungeeignetste Mann in ganz Deutschland für derartige Verhandlungen».<sup>4</sup>

Noch am Abend des 21. März, unmittelbar nach Guderians Gespräch mit Himmler, riet Hitler dem Chef des OKH, er möge wegen seiner Herzprobleme einige Tage ausspannen. Guderian erwiderte, da General Wenck nach seinem Autounfall noch nicht wieder genesen und General Krebs bei den schweren Bombenangriffen auf Zossen vor sechs Tagen verwundet worden sei, könne er seinen Posten nicht verlassen. Guderian berichtet, während sie noch sprachen, wurde Speer zum Vortrag angemeldet. (Möglicherweise verwechselte Guderian das Datum, denn Speer war zu jener Zeit nicht in Berlin.) Hitler hatte erneut seinen fast stereotypen Ausbruch: «Immer wenn jemand mich unter vier Augen sprechen will, hat er etwas Unangenehmes zu sagen. Ich kann keine Hiobsbotschaften mehr vertragen. Seine Denkschriften fangen mit dem Satz an: Der Krieg ist verloren! Und das will er mir nur wiederholen. Ich lege seine Denkschriften schon immer in den Panzerschrank, ohne sie zu lesen.» Nach Aussage seines Adjutanten Nicolaus von Below stimmte das jedoch nicht. Hitler hatte sie stets gelesen. Aber wie bereits seine Reaktion auf den Verlust der Brücke bei Remagen gezeigt hatte, suchte er im Katastrophenfall stets die Schuld bei anderen. An jenem Tag, dem 8. März, war Jodl persönlich zur Besprechung bei Hitler erschienen, um ihm zu berichten, dass es nicht gelungen war, die Brücke zu sprengen. «Hitler blieb ganz ruhig», berichtete ein Stabsoffizier, der bei dieser Szene zugegen war. «Aber am nächsten Tag tobte er wie wild.»<sup>5</sup> Er ordnete an, fünf Offiziere zu erschiessen, was in der Wehrmacht blankes Entsetzen auslöste.

Selbst die Waffen-SS musste bald die Erfahrung machen, dass der Zorn des «Führers» auch sie nicht mehr verschonte. Von Bormann oder Fegelein, die beide an Himmlers Stuhl sägten, erfuhr Hitler, dass SS-Divisionen in Ungarn ohne Befehl zurückgewichen seien. Als schmäbliche Strafe liess Hitler diesen Einheiten, darunter auch der «Leibstandarte Adolf Hitler», die Armeistreifen mit ihren Namen abreißen, auf die sie so stolz waren. Himmler war gezwungen, diesen Befehl persönlich auszuführen. «Viel Liebe hat er sich bei dieser Gelegenheit bei seiner Waffen-SS nicht erworben», schrieb Guderian ohne jedes Bedauern in seinen Memoiren.<sup>6</sup>

Der Entlastungsangriff für Küstrin, das Hitler immer noch nicht aufgeben wollte, fand am 27. März statt. General Busse, der Befehlshaber der Neunten Armee, hatte sich widerwillig darauf eingelassen. Die Operation war ein opferreicher Fehlschlag, wenn es auch gelang, die Achte Gardearmee der Sowjets zunächst zu überraschen. Aber dann schlugen sowjetische Artille-

rie und Flugzeuge die Panzer und die Infanterie der Deutschen auf freiem Feld kurz und klein.

Auf der Neunzig-Minuten-Fahrt von Zossen zur Lagebesprechung in Berlin am nächsten Tag nahm Guderian gegenüber seinem Adjutanten, Major Frey tag von Loringhoven, kein Blatt mehr vor den Mund. «Heute werde ich es ihm mal sagen!», erklärte er im Fond des schweren Mercedes.<sup>7</sup>

Die Atmosphäre im Bunker der Reichskanzlei war hoch gespannt, als General Burgdorf Hitlers Erscheinen mit dem üblichen Ruf ankündigte: «Meine Herren, der Führer kommt!»<sup>8</sup> Alle hatten strammzustehen und die Arme zum «deutschen Gruss» zu heben. Anwesend waren Keitel und Jodl, ebenso General Busse, den Hitler neben Guderian hatte herbeizitieren lassen, um von ihnen Erklärungen zu dem Fiasko von Küstrin zu fordern.

Während Jodl sein übliches eiskaltes Selbstbewusstsein demonstrierte, konnte Guderian kaum an sich halten. Hitlers Stimmung wurde nicht gerade besser, als er die Nachricht erhielt, General Pattons Panzer hätten bereits die Vororte von Frankfurt am Main erreicht. Busse erhielt das Wort für seinen Bericht. Während er sprach, zeigte Hitler wachsende Ungeduld. Unvermittelt fragte er dazwischen, warum der Angriff fehlgeschlagen sei. Aber bevor Busse oder ein anderer auch nur zu einer Erwiderung ansetzen konnte, begann er wieder eine seiner Tiraden über die Unfähigkeit des Offizierskorps und des Generalstabs. In diesem Falle warf er Busse vor, seine Artillerie nicht eingesetzt zu haben.<sup>9</sup>

Nun griff Guderian ein und erklärte Hitler, General Busse habe alle Granaten verschossen, die ihm zur Verfügung standen. «Dann hätten Sie eben dafür sorgen müssen, dass er mehr davon hat!», herrschte Hitler ihn an. Freytag von Loringhoven sah, wie Guderian rot anlief. Der Generalstabschef wies darauf hin, dass Hitler sich geweigert hatte, Divisionen aus Kurland für die Verteidigung von Berlin zurückzuholen. Der Streit spitzte sich beängstigend zu. «Hitler wurde blasser und blasser», notierte Freytag von Loringhoven, «während Guderians Gesicht sich immer mehr verdunkelte.»<sup>10</sup>

Die Anwesenden waren von diesem Streit tief verstört. Freytag von Loringhoven schlüpfte aus dem Besprechungszimmer und liess sich dringend mit General Krebs in Zossen verbinden. Diesem erklärte er die Situation und regte an, er solle die Besprechung unter einem Vorwand zu unterbrechen suchen. Krebs stimmte zu, und Freytag von Loringhoven ging zurück, um Guderian zu sagen, Krebs müsse ihn umgehend sprechen. Dieser hielt Guderian zehn Minuten lang am Telefon fest, bis der Generaloberst sich

wieder etwas beruhigt hatte und in den Besprechungsraum zurückkehren konnte. Dort erläuterte Jodl gerade die Situation im Westen. Hitler forderte alle zum Gehen auf, nur Feldmarschall Keitel und General Guderian sollten bleiben. Er sagte Guderian, er solle Berlin verlassen und sich um seine Gesundheit kümmern. «In sechs Wochen wird die Lage sehr kritisch sein. Dann werde ich Sie dringend brauchen.» Keitel wollte wissen, wohin er zu fahren gedenke. Guderian, der dessen Frage nicht traute, erwiderte, er habe noch keine konkreten Pläne.

Im Generalstab in Zossen und bei der Heeresgruppe Weichsel war man von dem Geschehen schockiert. Dass Hitler Guderian entlassen hatte, versprach nichts Gutes. Oberst de Maizière beschrieb die Atmosphäre als «eine Mischung von Überwachtheit und Trance, Resignation und dem Gefühl, seine Pflicht tun zu müssen, ohne dass man sah, dass diese Pflichterfüllung noch einen Sinn hatte».<sup>11</sup> Dass Hitler inzwischen jede militärische Logik missachtete, brachte die Offiziere zur Verzweiflung. Immer deutlicher erkannten sie, dass das Charisma des Diktators auf geradezu krimineller Energie beruhte, der völligen Unfähigkeit, zwischen Gut und Böse zu unterscheiden. Offenbar litt er an einer schweren Persönlichkeitsstörung, die zwar keine wirkliche Geisteskrankheit war, ihn aber mental aus der Bahn geworfen hatte. Hitler identifizierte sich selbst so stark mit dem deutschen Volk, dass er überzeugt war, jeder, der sich gegen ihn wendete, wende sich gegen das deutsche Volk in seiner Gesamtheit, und wenn er stürbe, könne das deutsche Volk ohne ihn nicht weiterleben.

Guderians Stellvertreter, General Hans Krebs, wurde zum neuen Generalstabschef ernannt. «Dieser kleine, etwas o-beinige Mann mit Brille und einem ewig freundlichen Lächeln», schrieb ein Stabsoffizier, «hatte etwas von einem Faun an sich.»<sup>12</sup> Er war ein intelligenter Kopf mit sarkastischem Humor und hatte für jede Situation stets den richtigen Witz parat. Krebs, der immer als Stabsoffizier und nie als Feldkommandeur gedient hatte, war der typische zweite Mann – genau das, was Hitler brauchte. Im Jahr 1941, kurz vor dem deutschen Einmarsch in die Sowjetunion, war Krebs Militärattaché in Moskau gewesen. Als Wehrmachtsoffizier war ihm die ungewöhnliche Ehre zuteil geworden, einen Schulterklaps von Stalin erhalten zu haben. «Wir müssen Freunde bleiben, was immer auch geschieht», hatte der sowjetische Führer damals zu ihm gesagt, als er den japanischen Außenminister Anfang 1941 auf einem Bahnsteig in Moskau verabschiedete. «Davon

bin ich überzeugt», reagierte Krebs, als er sich von seiner Verblüffung erholt hatte.<sup>13</sup> Bei den Feldkommandeuren genoss Krebs wegen seines Opportunismus jedoch kein hohes Ansehen. Für sie war er «der Mann, der aus Schwarz Weiss machen kann».<sup>14</sup>

Nachdem Guderian fort war, bat Freytag von Loringhoven darum, zu einer Frontdivision versetzt zu werden. Aber Krebs bestand darauf, dass er bleibe. «Der Krieg ist sowieso vorbei», sagte er. «Ich möchte, dass Sie mir in dieser letzten Phase zur Seite stehen.» Freytag von Loringhoven sah sich zum Ausharren verpflichtet. In seinen Augen war Krebs «kein Nazi» und hatte sich den Verschwörern vom 20. Juli nur deshalb nicht angeschlossen, weil er überzeugt war, das Unternehmen werde scheitern.<sup>15</sup> Andere wollen jedoch bemerkt haben, dass General Burgdorf, mit dem Krebs viele Jahre zuvor gemeinsam an der Militärakademie studiert hatte, diesen für den Kreis um Bormann und Fegelein gewann. Nach Bormanns Vorstellung sollte ein loyaler Krebs garantieren, dass die Armee bei einer Auseinandersetzung um die Nachfolge Hitlers stillhielt. Der stiernackige, rotgesichtige Bormann sammelte offenbar Unterstützung für den nicht mehr fernen Tag, da er in die Fussstapfen seines Chefs zu treten hoffte. Fegelein, sein bevorzugter Begleiter in der Sauna, wo sich die beiden Schürzenjäger auch mit ihren zahlreichen Affären gebrüstet haben dürften, stand für ihn bereits als künftiger Reichsführer SS fest.

Die Stabsoffiziere in Zossen und bei der Heeresgruppe Weichsel waren von den Vorgängen bei Hofe in Berlin zugleich erschreckt und fasziniert. Sie registrierten genau, wie Hitler seine Umgebung behandelte und ob sich daraus wechselndes Glück im Machtkampf ablesen liess. Der «Führer» sprach den diskreditierten Göring nach wie vor mit «Herr Reichsmarschall» an, um zu stützen, was von dessen schwindender Reputation noch übrig blieb. Mit Himmler war er zwar immer noch per du, aber der Reichsführer SS hatte seit seinem grossen Auftritt nach dem 20. Juli an Macht verloren. Da er die Waffen-SS und die Gestapo befehligte, schien er damals für Hitler das einzige Gegengewicht zur Wehrmacht zu sein.

Goebbels mit seinem Propagandatalent war zwar in der Endphase für die Sache unentbehrlich, konnte aber bis dahin das vertraute Verhältnis zu Hitler nicht wiederherstellen, das er vor seiner Affäre mit einer tschechischen Schauspielerin genossen hatte. Hitler, dem die Vorstellung unerträglich war, dass einer seiner engsten Gefolgsleute an Scheidung denken könnte, hatte sich auf Magda Goebbels' Seite geschlagen. Der Reichspro-

pagandaminister wurde gezwungen, auch weiterhin das Bild vom Regime als Hüter der Familie hochzuhalten.

Grossadmiral Dönitz stand in hoher Gunst, weil er Hitler bedingungslos treu war und weil dieser in der neuen Generation von U-Booten die aussichtsreichste Vergeltungswaffe sah. In Kreisen der deutschen Marine hiess Dönitz nach dem berühmten Propagandafilm nur «Hitlerjunge Quex», weil er stets als «Sprachrohr seines Führers» auftrat. Die besten Karten in der ganzen Kamarilla schien allerdings Bormann zu haben. Für Hitler war sein unentbehrlicher Helfer und wichtigster Exekutor nur der «liebe Martin».<sup>16</sup>

Die Intrigen um Sein oder Nichtsein jener, welche Hitler beerben wollten, wurde im Reich mit grösster Aufmerksamkeit verfolgt. Himmler und Bormann duzten sich zwar, aber «die gegenseitige Wertschätzung war recht gering». Man sah auch, wie Fegelein, der «seine schmutzigen Finger überall drin» hatte, alles tat, um Himmlers Stellung zu schwächen, dessen Freundschaft er gesucht und gewonnen hatte. Himmler scheint von diesen Machenschaften nichts geahnt zu haben. Grosszügig bot er seinem Untergebenen, in dem er den künftigen Schwager des «Führers» sah, das Du an.<sup>17</sup>

Eva Braun war nach Berlin zurückgekehrt, um an der Seite ihres vergötterten «Führers» bis zum Ende auszuharren. Der allgemein verbreiteten Vorstellung, sie sei viel später und völlig überraschend aus Bayern gekommen, widerspricht Bormanns Tagebucheintrag von Mittwoch, dem 7. März 1945: «Am Abend ist Eva Braun mit einem Kurierzug nach Berlin abgereist.»<sup>18</sup> Wenn Bormann im Voraus wusste, wohin sie sich begab, dann vermutlich auch Hitler.

Am 13. März, einem Tag, da 2'500 Berliner bei den Luftangriffen ums Leben kamen und weitere 120'000 das Dach über dem Kopf verloren, ordnete Bormann «aus Sicherheitsgründen» an, alle Gefangenen aus frontnahen Gebieten ins Innere des Reichs zu schaffen.<sup>19</sup> Es ist nicht eindeutig geklärt, ob diese Weisung auch beschleunigend auf die SS-Pläne wirkte, die Konzentrationslager zu evakuieren, die vom vorrückenden Feind bedroht waren. Die Ermordung kranker Häftlinge und die Todesmärsche der Überlebenden gehören zu den grausigsten Momenten in der Agonie des «Dritten Reiches». SS oder Gestapo hängten oder erschossen jeden, der als schwach für den Marsch oder als politisch gefährlich angesehen wurde. In einigen Fällen setzte man selbst Volkssturmeinheiten als Erschiessungskommandos ein. Dabei bildeten die grösste Gruppe «gefährlicher» Elemente

Männer und Frauen, die man wegen des Hörens ausländischer Rundfunksender verurteilt hatte. Ebenso brutal reagierten Gestapo und SS auf Anzeigen wegen Plünderung, besonders wenn es sich um ausländische Zwangsarbeiter handelte. Deutsche kamen meist mit dem Schrecken davon. In dieser Atmosphäre von nackter Gewalt hatten die italienischen Zwangsarbeiter von allen nationalen Gruppen am meisten zu leiden. Möglicherweise wollten die Nazis an ihrem früheren Verbündeten Rache nehmen, der sich auf die Seite ihrer Gegner geschlagen hatte.<sup>20</sup>

Unmittelbar nach Erlass der Weisung über die Evakuierung der Gefangenen flog Bormann am 15. März nach Salzburg. In den folgenden drei Tagen besichtigte er Bergwerke in der Gegend. Wahrscheinlich suchte er nach geeigneten Orten, an denen Beutegut der Nazis und Hitlers private Wertsachen versteckt werden konnten. Am 19. März kehrte er mit dem Nachtzug wieder nach Berlin zurück. An jenem Tag erliess Hitler den «Verbrannte-Erde»-Befehl, der in die Geschichte eingegangen ist. Alles, was dem Feind in irgendeiner Weise von Nutzen sein konnte, sollte beim Rückzug vernichtet werden. Der Zeitpunkt – mit Bormann auf der Suche nach einem Versteck für die zusammengerafften Vermögenswerte der braunen Herrscher – war mehr als makaber gewählt.

Ausgerechnet Albert Speers letztes Memorandum trieb Hitler dazu, auf der Taktik der «verbrannten Erde» bis zum Ende zu bestehen. Als Speer in den Morgenstunden jenes denkwürdigen Tages versucht hatte, Hitler davon zu überzeugen, Brücken nicht unnötig sprengen zu lassen, weil dadurch «dem eigenen Volk die Lebensmöglichkeit zerstört» werde<sup>21</sup>, zeigte Hitler mit seiner Reaktion, dass er für dieses nur noch tiefe Verachtung empfand. «Diesmal bekommen Sie auf Ihre Denkschrift von mir eine schriftliche Antwort», erklärte er Speer. «Wenn dieser Krieg verloren geht, dann hat das deutsche Volk keine Existenzberechtigung mehr, und es hat daher keinen Zweck, darauf irgendwelche Rücksicht zu nehmen. Der Osten hat sich als der Stärkere erwiesen.»<sup>22</sup>

Speer, der unmittelbar danach zu Generalfeldmarschall Model ins Ruhrgebiet aufgebrochen war, um diesen in dessen Hauptquartier zu überzeugen, das Eisenbahnnetz nicht zu zerstören, erhielt Hitlers schriftliche Weisung am Morgen des 20. März. «Alle Militär-, Verkehrs-, Fernmelde- und Versorgungseinrichtungen sowie alle materiellen Werte im Reichsgebiet» seien zu vernichten. Reichsminister Speer sei aller Befugnisse auf diesem Gebiet entbunden, seine Weisungen zum Erhalt von Fabriken seien mit



sofortiger Wirkung ausser Kraft gesetzt. Speer hatte sich listig gegen den Defätismus gewandt und erklärt, Fabriken und andere Einrichtungen sollten nicht zerstört, sondern im Gegenangriff zurückerobert werden. Nun aber hatte Hitler diese Taktik durchkreuzt. Das Erstaunlichste an diesem ganzen Hin und Her ist, dass Speer erst nach dieser Antwort seines Chefs das Verbrecherische an Hitlers Charakter erkannt haben will.

Speer, der nach dem Besuch in Models Hauptquartier noch die Front abgefahren war, kehrte am 26. März nach Berlin zurück. Er wurde sofort in die Reichskanzlei beordert.

«Mir liegen Berichte vor, dass Sie nicht mehr mit mir übereinstimmen», sagte Hitler zu seinem früheren Günstling. «Offenbar glauben Sie nicht mehr daran, dass der Krieg noch gewonnen werden kann.» Er wollte Speer beurlauben. Dieser bot seinen Rücktritt an, aber Hitler lehnte ab.<sup>23</sup>

Obwohl Speer nun offiziell abgesetzt war, gelang es ihm, die Gauleiter zu bremsen, die Hitlers Befehl ausführen wollten, denn noch oblag ihm die Aufsicht über die Verteilung von Sprengstoff. Aber am 27. März erliess Hitler eine weitere Durchführungsbestimmung, in der er auf der «totalen Zerstörung durch Sprengung, Brand oder Demolierung» des gesamten Eisenbahnnetzes, der Wasserwege, aller Nachrichtenanlagen, der Fernsprech-, Telegraf- und Verstärkerämter bestand. Speer, der in den frühen Morgenstunden des 29. März nach Berlin zurückkehrte, nahm Kontakt zu verschiedenen mit ihm sympathisierenden Generälen auf, darunter zu dem gerade erst suspendierten Guderian. Er sprach auch einige weniger fanatische Gauleiter an, um herauszufinden, ob diese bereit waren, sich gemeinsam mit ihm Hitlers Zerstörungswahn zu widersetzen. Guderian mahnte ihn mit düsterem Lachen, nicht den Kopf zu verlieren.<sup>24</sup>

An jenem Abend warnte Hitler Speer, sein Verhalten grenze an Verrat. Erneut fragte er den Rüstungsminister, ob er noch an den Sieg glaube. Speer verneinte dies. Hitler tönte, es sei «unmöglich, die Hoffnung auf den Endsieg aufzugeben». Zum wiederholten Male sprach er von den Enttäuschungen auf seinem Wege, wobei er sein eigenes Schicksal mit dem Deutschlands verknüpfte. Von Speer forderte er, «zu bereuen und zu glauben». Speer erhielt 24 Stunden zum Nachdenken, ob er sein Vertrauen in den Sieg wiederfinde. Hitler, der seinen fähigsten Minister nicht verlieren wollte, wartete nicht ab, bis diese Zeit abgelaufen war. Er rief Speer persönlich im Rüstungsministerium am Pariser Platz an. Wieder fuhr Speer in den Bunker der Reichskanzlei.

«Nun?», fragte Hitler.

«Mein Führer, ich stehe bedingungslos hinter Ihnen», erklärte Speer, der sich plötzlich entschlossen hatte zu lügen. Hitler wurde von seinen Gefühlen übermannt. Seine Augen füllten sich mit Tränen, er drückte Speer bewegt die Hand. «Es wäre aber hilfreich», fuhr Speer fort, «wenn Sie mir sofort die Vollmacht für die Durchsetzung Ihrer Weisung vom 19. März übertragen.» Hitler stimmte umgehend zu und forderte ihn auf, ein entsprechendes Papier zu entwerfen, das er unterzeichnen werde.<sup>25</sup> In diesem Dokument durften Entscheidungen über die Zerstörung von Objekten nahezu allein vom Minister für Rüstung und Kriegsproduktion ausgesprochen werden, das heisst von ihm selbst. Hitler muss gespürt haben, dass er hintergangen wurde, aber offenbar war der Wunsch stärker, den Lieblingspaladin wieder an seiner Seite zu wissen.

Inzwischen erliess Bormann über die Gauleiter der NSDAP immer neue Weisungen zu den verschiedensten Fragen. So war ihm beispielsweise zu Ohren gekommen, dass Ärzte bei Flüchtlingsfrauen aus dem Osten, die Opfer von Vergewaltigung geworden waren, Abtreibungen vornahmen. Am 28. März entschied er, dass hier Ordnung geschaffen werden müsse, und gab einen als «Streng vertraulich» eingestuften Erlass heraus. Jede Frau, die aus dem genannten Grund um Abtreibung bat, musste sich zunächst einem Verhör durch einen Kriminalbeamten unterziehen, der zu ermitteln hatte, ob sie tatsächlich von einem Soldaten der Roten Armee missbraucht worden sei. Erst wenn das festgestellt war, wurde die Abtreibung gestattet.<sup>26</sup>

Speer, der weiter versuchte, unnötige Zerstörungen zu verhindern, war nun häufiger Gast im Hauptquartier der Heeresgruppe Weichsel. Dabei stellte er fest, dass General Heinrici völlig seiner Meinung war. Von den Amerikanern nach der Kapitulation verhört, sagte Speer aus, er habe Heinricis Stabschef, General Kinzel, die Möglichkeit aufgezeigt, die Heeresgruppe Weichsel an den westlichen Rand von Berlin zurückzuziehen, um der Stadt noch schlimmere Zerstörungen zu ersparen.<sup>27</sup>

Da Heinrici jetzt die Verantwortung für die Verteidigung von Berlin trug, suchte er im Zusammenwirken mit Speer so viele Brücken wie möglich vor der Sprengung zu bewahren. Das war doppelt wichtig, da die meisten Brücken auch als Träger für Wasser- und Abwasserleitungen dienten. Der 58-jährige Heinrici war in den Augen vieler seiner Bewunderer im Generalstab «das Urbild eines alten preussischen Offiziers». Erst kurz zuvor

hatte er das Ritterkreuz mit Eichenlaub und Schwertern erhalten. Dieser «ergraute Soldat» achtete nicht besonders auf sein Ausseres und lief viel lieber in einer Schaffelljacke und Ledergamaschen aus dem Ersten Weltkrieg herum als in der eleganten Uniform eines Generalstabsoffiziers. Sein Adjutant suchte ihn vergeblich dazu zu bewegen, sich wenigstens einen neuen Uniformrock zuzulegen.<sup>28</sup>

General Helmuth Reymann, ein nicht sehr einfallsreicher Offizier, der mit der Verteidigung Berlins beauftragt worden war, wollte alle Brücken sprengen lassen. Mit Heinrichs Unterstützung zog Speer auch ihm gegenüber die Defätistenkarte und fragte Reymann rundheraus, ob er noch an den Endsieg glaube. Der konnte natürlich nicht offen Nein sagen. Schliesslich gelang es Speer, ihn zu Heinrichs Kompromissformel zu überreden – lediglich die unmittelbar vor der Front der Roten Armee gelegenen Brücken in die Luft zu jagen und die im Stadtgebiet vorerst zu verschonen. Nach dem Gespräch mit Reymann sagte Heinrich zu Speer, er habe nicht die Absicht, eine grosse Schlacht um Berlin zu führen. Er könne nur hoffen, dass die Rote Armee bald komme, um Hitler und seine Bonzen in ihrem Unterschlupf zu überraschen.

Das Hauptquartier der Heeresgruppe in Hassleben hatte einen ständigen Strom weit weniger willkommener Gäste zu bewältigen. Gauleiter Greiser, der die Bevölkerung des belagerten Posen ihrem Schicksal überliess, weil er angeblich dringend in Berlin zu tun hatte, drückte sich nun ohne Sinn und Ziel bei der Heeresgruppe Weichsel herum. Er bot dem Stab seine Hilfe an. Auch Gauleiter Hildebrandt von Mecklenburg und Gauleiter Stürtz von Brandenburg trafen ein, um sich angeblich über die Lage informieren zu lassen. Dabei interessierte sie eigentlich nur eine einzige Frage: «Wann kommt der Russe?» Aber sie wagten sie nicht zu stellen, denn das wäre offener Defätismus gewesen.<sup>29</sup>

Auch Göring kam häufig von seinem prunkhaften Herrnsitz «Karinhall» herüber. Er machte viel Aufhebens um die «Sonderstaffel», eine spezielle Planungsgruppe unter Leitung des berühmten Stuka-Piloten Oberstleutnant Baumbach, welche die Brücken und Kreuzungen auf dem Weg zu den sowjetischen Brückenköpfen an der Oder mit neu entwickelten funkgesteuerten Bomben vernichten sollte. Die Kriegsmarine setzte «Sprengboote» ein, eine Bombenversion der Feuerschiffe des elisabethanischen Zeitalters, die unbemannt den Fluss hinuntertrieben. Aber weder diese Aktionen aus

der Luft noch vom Fluss her richteten grösseren Schaden an. Sowjetische Pioniere, die unter grossen Opfern im eiskalten Wasser arbeiteten, richteten die Übergänge immer wieder her. Viele starben an Unterkühlung oder wurden von der Strömung fortgerissen. Baumbach gestand gegenüber Offizieren des OKH ein, er sehe keinen Sinn darin weiterzumachen. Der Treibstoff sollte besser an die Panzereinheiten verteilt werden. Ganz im Unterschied zu Reichsmarschall Göring war Baumbach nach Aussage von Oberst Eismann ein Realist ohne die Primadonnen-Allüren vieler Fliegerasse.

Görings Eitelkeit war so grotesk wie seine Charakterlosigkeit. Wie ein Stabsoffizier der Heeresgruppe Weichsel es drastisch beschrieb, erinnerte er mit seinen zwinkernden Augen und dem Pelzbesatz an der eigens für ihn entworfenen Uniform eher an «ein dralles Marktweib» als an einen Reichsmarschall. Im Glanze aller seiner Orden und mit dicken goldgeflochlenen Schulterstücken begab er sich auf Inspektionstouren, bei denen er die Befehlshaber mit Beschwerden überhäufte, er sei in ihren Einheiten nicht mit dem gebührenden Respekt empfangen worden.

Bei einer Planungsbesprechung in Hassleben nannte er die Angehörigen seiner beiden Luftlandedivisionen «Übermenschen». «Mit meinen beiden Fallschirmjägerdivisionen müssen Sie angreifen», erklärte er, «damit können Sie die ganze russische Armee zum Teufel jagen!»<sup>30</sup> Dabei übersah er geflissentlich, dass viele der Offiziere gar keine Fallschirmjäger waren, sondern zum Luftwaffenpersonal gehörten, das im Bodenkampf keinerlei Erfahrung hatte. Seine hochgelobte 9. Fallschirmjägerdivision sollte als Erste zerschlagen werden, als die Offensive begann.

Göring und Dönitz wollten mindestens 30'000 Mann von Luftwaffen- und Marinebasen mobilisieren und in den Kampf werfen. Dass diese dafür überhaupt nicht ausgebildet waren, schien sie wenig zu kümmern. Eine Marinedivision wurde aufgestellt, die ein Admiral kommandierte und für dessen Stab nur ein einziger Wehrmachtsoffizier bereitstand, der ihn in Taktik und Stabsarbeit beraten sollte. Um in dem Wettlauf zwischen den Waffengattungen nicht auf der Strecke zu bleiben, hatte auch die SS weitere Polizeibataillone und eine motorisierte Brigade aus Stabspersonal ihres Hauptquartiers zusammengestellt. Letztere wurde «Tausendundeine Nacht» getauft. Je näher das Ende des «Dritten Reiches» rückte, desto exotischere Namen legte sich die SS zu: Eine Panzerjägereinheit hörte auf den Codenamen «Suleika», und ein Aufklärungsbataillon firmierte als «Harem».

Am 2. April schlug einer von Hitlers Stabsoffizieren im Sonderzug des Reichführers SS vor, die 25'000 Mann, welche die Reichspost zu stellen hatte, mit weiteren 4'000 «Fronthelfern» aufzufüllen. Damit wollte die Naziführung das Ziel des «800'000-Mann-Planes» erreichen.<sup>31</sup> Im Stab der Heeresgruppe Weichsel hielt man dagegen, wenn all diese unausgebildeten Männer keine Waffen erhielten, seien sie völlig nutzlos. Vorgesehen war jedoch, sie mit ein paar Panzerfäusten und jeden mit einer Handgranate auszustatten. So sollte er zumindest einige Feinde mit sich in den Tod reißen. «Das war einfach ein Befehl zum organisierten Massenmord», schrieb Oberst Eismann, «weiter nichts.»<sup>32</sup>

Die braunen Machthaber bemühten sich, die Vorstellung von einem «Freikorps Adolf Hitler» am Leben zu erhalten. Bormann sprach darüber noch am Mittwoch, dem 28. März, «mit Dr. Kaltenbrunner», dem Chef von Sicherheitspolizei und SD.<sup>33</sup> Auf diese Weise wollten die SS-Chargen ihre Geschichtskenntnisse demonstrieren, da Dr. Goebbels jedes Beispiel in der Geschichte, wo sich das Kriegsglück einmal gewendet hatte, für seinen Propagandakrieg zu nutzen suchte. Da aber von Friedrich dem Grossen und Blücher schon keiner mehr hören mochte, empfahl Kaltenbrunner dem Propagandaministerium, den Sieg über König Darius von Persien auszuschlachten.<sup>34</sup>

Immer wieder wurden den beiden Armeen der Heeresgruppe Weichsel von der Naziführung völlig aus der Luft gegriffene Versprechungen gemacht. Von der so genannten Dritten Panzerarmee des Generals Hasso von Manteuffel, die an der Oderfront nördlich der Neunten Armee aufmarschieren sollte, war kaum mehr geblieben als eine einzige Panzerdivision. Die meisten Einheiten waren bunt zusammengewürfelt und bestanden vor allem aus Rekruten in der Grundausbildung. Ein ähnliches Bild bot auch General Busses Neunte Armee. Zu ihr zählte sogar eine Kompanie in den Uniformen einer U-Boot-Besatzung mit Sturmgeschützen.

An diesem Abschnitt der Oderfront lagen fast nur Ausbildungseinheiten, die man mit einer schmalen Ration Brot, Dauerwurst und Tabak verheizen wollte. Manche Soldaten waren noch so jung, dass man den Tabak durch Süßigkeiten ersetzte. In den Dörfern hinter der Frontlinie baute man Feldküchen auf, und die jungen Männer wurden nach vorn beordert, um Schützengräben auszuheben. Ein Kamerad, so schrieb einer von ihnen, war hier vor allem ein Leidensgefährte.<sup>35</sup> Diese Einheiten konnten nicht als militärische Formationen im eigentlichen Sinne angesehen werden. Niemand,

nicht einmal die Offiziere, wusste, weshalb sie dort standen. Sie gruben sich einfach ein und warteten. Witze machten die Runde. Einer wurde dem sowjetischen Vernehmungsoffizier später von einem gefangenen deutschen Soldaten erzählt: «Das Leben ist wie ein Kinderhemd – kurz und beschissen.»<sup>36</sup>

Erfahrene Frontsoldaten, die wussten, was zu tun war, setzten ihren Stolz darein, sich einen gemütlichen Bunker zu bauen, zumeist zwei mal drei Meter gross mit einer Abdeckung von einem Meter Erdschicht, das von dünnen Baumstämmen gehalten wurde. «Mein Hauptloch war recht bequem», schrieb ein Soldat. «Ich hatte mir darin aus Brettern einen Tisch und eine Bank gezimmert.»<sup>37</sup> Matratzen und sogar Federbetten, die man aus nahegelegenen Häusern requirierte, vollendeten den Komfort des Unterstandes.

Da Feuerschein oder Rauch die Aufmerksamkeit von Scharfschützen auf sich ziehen konnten, liessen die Soldaten das Rasieren und Waschen bald sein. Ende März wurden die Lebensmittelrationen immer kärglicher. Meist bekam jeder Soldat nur ein halbes steinhartes Kommissbrot, dazu etwas Brei oder Suppe aus einer Feldküche, was aber meist abgekühlt oder gar gefroren in den vordersten Linien eintraf. Wenn die Soldaten Glück hatten, war für jeden ein Viertelliter Schnaps dabei und – sehr selten – ein «Frontkämpferpäckchen», das Kuchen, Schokolade und Süssigkeiten enthielt. Das grösste Problem aber war, dass es an sauberem Trinkwasser fehlte. Dadurch litten viele Soldaten an Ruhr, und die Gräben verwahrlosten immer mehr.

Die Gesichter der jungen Männer waren bald von Übermüdung und Anspannung gezeichnet. Die Attacken der sowjetischen Kampfbomber bei klarem Wetter, das «Mittagskonzert» aus Kanonen und Granatwerfern, der nächtliche Beschuss forderten ihren Tribut. Von Zeit zu Zeit belegte die sowjetische Artillerie jedes Gebäude in ihrer Reichweite mit Phosphorgranaten, um eventuelle Befehlsstände darin zu vernichten. Die grösste Angst hatten die jungen Soldaten jedoch, wenn sie nachts vier Stunden lang auf Wache hinaus mussten. Jeder befürchtete, ein sowjetisches Kommando könnte ihn überfallen und als «Zunge» mitnehmen.

Bei Tageslicht erstarb jede Bewegung. Ein sowjetischer Scharfschütze traf einen Kameraden Gerhard Tillerys vom Fahnenjunkerregiment «Potsdam», in den Kopf, als dieser aus dem Schützengraben zu klettern versuchte. Jemand, der ihm helfen wollte, wurde ebenfalls getroffen. Da sie das Mündungsfeuer nicht sahen, wussten sie nicht, woher die Schüsse kamen. Die Deutschen in diesem Bereich hatten allerdings auch einen Scharfschüt-

zen. Er war «ein ganz verrückter Kerl», der sich in der Freizeit mit Zylinder und Frack ausstaffierte, an den er sein Deutsches Kreuz in Gold anheftete, ein geschmackloser Orden, der bei den Soldaten nur «Spiegelei» hiess. Wegen seiner 130 Abschüsse genoss er offenbar Narrenfreiheit. Gewöhnlich bezog er Stellung in einer Scheune direkt hinter der Frontlinie. Beobachter in den Schützengräben, die mit Feldstechern ausgerüstet waren, gaben ihm die Ziele durch. Als einmal wenig los war, machte ihn ein Beobachter auf einen Hund aufmerksam, der zwischen den russischen Positionen umherlief. Er tötete ihn mit einem einzigen Schuss.<sup>38</sup>

Munition war inzwischen so knapp geworden, dass der Bedarf jeden Morgen exakt übermittelt werden musste. Erfahrene Kompaniechefs meldeten höheren Verbrauch, um sich für den Grossangriff Reserven anzulegen, der, wie sie wussten, nicht mehr lange auf sich warten liess. In den letzten Märztagen wurden die deutschen Truppenkommandeure immer unruhiger. Sie spürten, dass die Sowjets mit ihnen Katz und Maus spielten, da sie offenbar zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen wollten. Die Kämpfe um die Brückenköpfe auf dem Westufer der Oder galten nicht nur der Schaffung eines Sprungbretts nach Berlin, sondern sollten auch die Neunte Armee zermürben, sie dazu zwingen, vor dem Grossangriff ihre schwindenden Munitionsreserven aufzubrauchen. Da die deutschen Artilleristen, die nur noch wenige Granaten pro Tag zur Verfügung hatten, sich nicht auf eine Bekämpfung der feindlichen Artillerie einlassen durften, konnten sich die sowjetischen Kanoniere in Ruhe ihre Ziele je nach Reichweite ihrer Geschütze aussuchen und so die deutschen Stellungen sturmreif schiessen. Die Grossoffensive gegen die Seelower Höhen und von dort gegen die Hauptstadt war nur noch eine Frage der Zeit.

Die Soldaten vertrieben sich die Zeit mit Schlafen oder Briefeschreiben, obwohl seit Ende Februar nur noch wenig Post befördert wurde. In den Augen der Offiziere hatte der Zusammenbruch des Postdienstes zumindest einen Vorteil. Es kam nämlich immer wieder zu Selbstmorden, wenn Soldaten Hiobsbotschaften aus der Heimat erhielten, wo das Haus zerbombt oder Familienangehörige getötet worden waren. Deutsche Soldaten, welche die Sowjets gefangen nahmen, sagten im Verhör aus – und es herrschte Unklarheit darüber, ob das die Wahrheit war oder sie nur um gut Wetter bitten –, die eigene Artillerie habe hinter ihre Gräben gefeuert, damit niemand an Rückzug zu denken wagte.

Die Soldaten wussten, dass sie einem Angriff nicht standhalten konnten.

Daher war das Einzige, worauf sie hofften, der Befehl zum Rückzug. Wenn ein Zugführer über das Feldtelefon die Kompanie anrief und keine Antwort erhielt, brach häufig Panik aus. Die meisten glaubten sofort, sie seien von den Kommandeuren, die ihnen Kampf bis zum Ende befahlen, im Stich gelassen worden. Aber ihre Stellungen verliessen sie nicht, weil sie die Feldgendarmarie fürchteten. So hielten sie es für das Beste, sich tief in ihren Stellungen einzugraben und darum zu beten, dass die sowjetischen Angreifer ihnen die Chance zur Kapitulation gaben, bevor sie eine Handgranate in ihren Unterstand warfen. Aber selbst wenn das gelang, war da immer noch das Risiko einer deutschen Konterattacke. Jeder Soldat, der sich ergab, musste mit standrechtlicher Erschiessung rechnen.

Trotz des Mangels an ausgebildeten Männern und Munition war die deutsche Wehrmacht ein gefährlicher Gegner. Am 22. März griff Tschuikows Achte Gardearmee bei Gut Hathenow in der baumlosen Niederung nahe dem Reitweiner Sporn an. Gegen sie wurden die 920. Sturmgeschützbrigade und die 303. Infanteriedivision «Döberitz» aufgeboden. Sie stürzten in ihre Stellungen, als auch schon T-34-Panzer vor ihnen auftauchten. Oberfeldwebel Weinheimer brüllte den Feuerbefehl: «Entfernung – Panzergranate – Zielangabe – Feuer!» Gerhard Laudan lud sein Geschütz nach dem Rückstoss sofort wieder neu. Die Mannschaft arbeitete im exakten Rhythmus. In wenigen Minuten trafen sie vier T-34, aber dann ein heller Lichtblitz und ein schwerer Schlag, der ihr Fahrzeug erschütterte. Laudans Kopf schlug gegen eine Stahlplatte. Er hörte den Kommandanten schreien: «Raus!» Laudan stemmte die Luke auf, um hinauszuspringen, blieb aber wegen des Kopfhörers und Mikrofons, die er nicht abgestöpselt hatte, hängen. Als er schliesslich mit geringen Verletzungen herausgeklettert war, fand er den Rest seiner Mannschaft bereits in der Deckung ihres Fahrzeugs. In dem Chaos der feindlichen Panzer um sie herum schien es kein Entrinnen mehr zu geben. Dann aber kletterte der Fahrer, Soldat Klein, wieder durch die Luke hinein. Zu ihrem Erstaunen sprang der Motor an. Sie stiegen auf, und das Fahrzeug rollte langsam rückwärts. Das feindliche Geschoss hatte die Panzerung in der Nähe der Kanone getroffen, doch zum Glück lag zwischen der Aussenhaut und dem Stahl des Rumpfes ein Zwischenraum. Der hatte sie gerettet. «Das Soldatenglück war noch einmal auf unserer Seite», meinte Laudan. Es gelang ihnen sogar, sich mit ihrem Fahrzeug bis zur Reparaturbasis in Rehfelde, südlich von Strausberg, durchzuschlagen.<sup>39</sup>

Sowohl an der Oder als auch an der Neissefront, die der Ersten Ukraini-



schen Front gegenüberlag, waren die deutschen Offiziere von ihren Gefühlen hin- und hergerissen. «Zur Lage haben sie zwei Meinungen», berichteten sowjetische Vernehmungsoffiziere, «die offizielle Version und ihre eigene Ansicht, die sie nur sehr guten Freunden anvertrauen.» Zwar glaubten sie fest daran, Vaterland und Familie verteidigen zu müssen, hatten aber erkannt, dass die Situation hoffnungslos war. «Man muss zwischen den Regimentern unterscheiden», sagte ein gefangener Oberleutnant einem Vernehmungsoffizier der Siebten Abteilung im Hauptquartier der Einundzwanzigsten Armee. «Die regulären Einheiten sind stark. Sie haben Disziplin und Kampfgeist. Aber in den hastig zusammengewürfelten Ersatzeinheiten sieht es ganz anders aus. Sie kennen keine Disziplin, und wenn russische Truppen auftauchen, geraten sie in Panik und laufen davon.»<sup>40</sup>

«Offizier zu sein», schrieb ein anderer deutscher Leutnant an seine Braut, «bedeutet heute, wie ein Pendel zwischen dem Ritterkreuz, einem Birkenkreuz und dem Kriegsgericht hin und her zu schwingen.»<sup>41</sup>

## Vor dem Gnadenstoss

Am 3. April flog Marschall Schukow vom zentralen Moskauer Flugfeld zu seinem Hauptquartier zurück. Fast um die gleiche Zeit startete auch Konew. Das Rennen war eröffnet. Der Plan lautete, die Offensive am 16. April zu beginnen und Berlin am 22. April, Lenins Geburtstag, einzunehmen. Schukow hielt ständigen Kontakt mit dem Oberkommando in Moskau, aber seine Leitungen hatte der NKWD in Gestalt der 108. Sondernachrichten-Kompanie unter Kontrolle, die seinem Hauptquartier angeschlossen war.

«Die Berliner Operation, ... erdacht vom genialen Oberkommandierenden, Genosse Stalin», wie es die politische Verwaltung der Ersten Ukrainischen Front diplomatisch formulierte<sup>1</sup>, war kein schlechter Plan. Als problematisch erwies sich aber, dass der wichtigste Brückenkopf, den die Erste Weissrussische Front geschaffen hatte, direkt zu Füßen der stärksten Verteidigungsstellung der ganzen Region, der Seelower Höhen, lag. Schukow bekannte später, er habe die Bedeutung dieses Höhenzuges unterschätzt.

Die Stäbe der beiden wichtigsten an der Operation beteiligten Fronten hatten eine enorme Aufgabe zu bewältigen. Eisenbahnschienen mit russischer Spurweite waren in höchstem Tempo durch ganz Polen und über die beiden provisorischen Weichselbrücken gelegt worden. Über sie rollten nun Millionen Tonnen von Gütern an – Granaten und Raketen, Treibstoff und Proviant.

Auch die wichtigsten Ressourcen der Roten Armee, ihr Personal, mussten aufgestockt und frisch ausgerüstet werden. In den Kämpfen an der Weichsel, an der Oder und in Pommern hatte sie für ihre Verhältnisse keine schweren Verluste erlitten, besonders wenn man die grossen Geländegewinne bedenkt. Aber Schukows und Konews Schützendivisionen, die im Schnitt aus jeweils 4'000 Mann bestanden, hatten bis dahin nicht wieder gründlich aufgefüllt werden können.<sup>2</sup> Bis zum 5. September 1944 wurden 1030 494 Gulag-Häftlinge in die Rote Armee überführt<sup>3</sup>, darunter selbst sol-

che, die wegen Arbeitsbummelei verurteilt worden waren. Politische Gefangene, die wegen Hochverrats oder antisowjetischer Umtriebe einsassen, galten als zu gefährlich, um selbst in Strafkompagnien eingesetzt zu werden.

Weitere Verstärkung aus dem Gulag kam im Frühjahr 1945. Den Häftlingen wurde erklärt, sie hätten Gelegenheit, ihre Schuld mit Blut zu tilgen. Tatsächlich aber war der Bedarf an menschlichem Nachschub so gross, dass Ende März, kaum zwei Wochen vor Beginn der Berlin-Offensive, durch Erlass des Staatlichen Komitees für Verteidigung angeordnet wurde, jedes Gebiet und jede NKWD-Verwaltung habe eine Reihe weiterer Kategorien von Häftlingen bereitzustellen, darunter auch solche mit schwebenden Verfahren.<sup>4</sup>

Es ist unklar, ob der Gedanke, den Tod im Gulag – «einen Hundetod für Hunde», wie man ihn nannte – gegen den Heldentod einzutauschen, der Mehrzahl der Häftlinge erstrebenswert erschien. Allerdings wurden fünf von ihnen sogar als «Helden der Sowjetunion» geehrt, darunter eine Berühmtheit dieses Krieges – Alexander Matrossow –, der sich mit seinem Körper vor die Mündung eines deutschen Maschinengewehres warf.<sup>5</sup> Das Leben in den Lagern hatte sie gelehrt, nicht mehr als einen Tag vorauszudenken. Was sie in der Tat inspirieren konnte, waren der komplette Wechsel ihrer Lebensumstände und die Gelegenheit, der grausamen Unterordnung zu entgehen. So tilgten einige der ehemaligen Häftlinge als Soldaten in Strafkompagnien oder Minenräumeinheiten auch «ihre Schuld mit Blut». Häftlinge in Pioniereinheiten kämpften wesentlich besser, was nicht überraschen kann.<sup>6</sup>

Befreite Kriegsgefangene, welche die schrecklichen Bedingungen in den deutschen Lagern überlebt hatten, wurden nur wenig besser behandelt. Im Oktober 1944 hatte das Staatliche Komitee für Verteidigung angeordnet, dass sie nach der Befreiung in Spezialeinheiten der Militärbezirke gebracht und dort von NKWD und SMERSCH gründlich verhört werden sollten. Diejenigen, die man sofort wieder in Fronteinheiten schickte, hatten sich bei weitem noch nicht von den überstandenen Torturen erholt. Zudem galten sie als äusserst suspekt. Frontkommandeure verbargen nicht ihren Unwillen, Soldaten eingliedern zu müssen, «die aus der faschistischen Sklaverei entlassene Sowjetbürger» waren. Sie gingen davon aus, dass deren «Moral» durch die «faschistische Lügenpropaganda» während der langen Gefangenschaft schwer gelitten haben musste.<sup>7</sup> Die Methoden der Politoffiziere waren aber kaum geeignet, daran etwas zu ändern. Sie lasen ihnen

Befehle des Genossen Stalin vor, zeigten ihnen Filme über die Sowjetunion und den Grossen Vaterländischen Krieg und ermutigten sie, von den «schrecklichen Grausamkeiten der deutschen Banditen» zu berichten.

«Diese Männer waren für die Armee wichtig», schrieb die Politische Hauptverwaltung der Ersten Ukrainischen Front, «weil sie vor Hass auf den Feind brannten und für all die Grausamkeiten und Demütigungen, die sie hatten erdulden müssen, Rache nehmen wollten. Aber sie waren die strenge militärische Ordnung nicht mehr gewöhnt.» Das bedeutete, befreite Gefangene tendierten zu Vergewaltigung, Mord, Plünderung, Trinkerei und Desertion. Wie viele ehemalige Gulag-Insassen hatte sie das Lagerleben hart und brutal gemacht.

Die 94. Gardeschützendivision der Fünften Stossarmee erhielt fünf Tage vor der Oder-Operation einen Zugang von 45 ehemaligen Gefangenen. Die Politoffiziere trauten ihnen nicht. «Jeden Tag», schrieb einer, «habe ich zwei Stunden mit ihnen über das Vaterland, über die Untaten der Deutschen und die Gesetze für Hochverrat gesprochen. Wir haben sie auf die verschiedenen Regimenter verteilt, um auszuschliessen, dass zwei Mann, die zusammen in Deutschland waren oder aus derselben Region stammen, in eine Kompanie gelangten. Wir wurden ständig über ihre Moral und ihr Verhalten auf dem Laufenden gehalten. Um ihren Hass auf die Deutschen zu schüren, benutzten wir Fotos von Misshandlungen der sowjetischen Zivilbevölkerung, einschliesslich Kinder. Wir zeigten ihnen die zerstückelte Leiche eines unserer Soldaten.»<sup>8</sup>

Das Misstrauen gegen ehemalige Kriegsgefangene beruhte auf der von Stalin geprägten Annahme, dass grundsätzlich jeder, der eine Zeit lang ausserhalb der Sowjetunion gelebt hatte, antisowjetischem Einfluss ausgesetzt war. Die Insassen eines deutschen Gefangenenlagers mussten «unablässig mit Goebbels-Propaganda bearbeitet» worden sein: «Sie wussten nicht, wie die Lage in der Sowjetunion und in der Roten Armee wirklich war.» Offenbar fürchtete man vor allem, dass diese Menschen sich noch der Katastrophe von 1941 entsinnen und diese mit der Führung Stalins in Zusammenhang bringen könnten. Das musste um jeden Preis verhindert werden. Schockiert reagierten Politoffiziere ebenfalls auf eine Frage, die von ehemaligen Kriegsgefangenen offenbar «häufig gestellt» wurde: «Ist es wahr, dass alle Ausrüstung der Roten Armee in den USA und England gekauft ist und dass sich Genosse Stalin darum kümmert?»<sup>9</sup>

Sorgen hatte auch der NKWD. «Schlechte Aufsicht und unsolides Auf-

treten von Kommandeuren» führten dazu, dass Disziplinverstösse nicht geahndet, Gesetze übertreten und «unmoralisches Verhalten» zugelassen wurden. Das galt ebenso für Offiziere: «Das von der Sowjetarmee befreite Gebiet ist voll von feindlichen Elementen, Saboteuren und anderen Agenten.»<sup>10</sup> Das unsolide Verhalten von Kommandeuren ging so weit, dass sie die Fenster ihrer Dienstwagen mit Vorhängen verhüllen liessen. Sie wollten nicht, dass man sie mit ihrer «Frontfrau» im Wagen sah. Zwar wurden diese auf Stalins Geheiss schweigend geduldet, trotzdem ordnete der NKWD an, «die [Vorhänge] an Kontrollpunkten zu öffnen».<sup>11</sup>

Die Indoktrinierung der Soldaten hatte höchste Priorität für die Politoffiziere und auch für den NKWD, dem die «Überprüfung der Kampfbereitschaft vor der Schlacht» oblag. Die «politische Vorbereitung» stand an erster Stelle. Für Angehörige von Nationalitäten, die nicht Russisch sprachen, wurden in der Ersten Weissrussischen Front noch Ende März spezielle Propagandaseminare durchgeführt. Sie betrafen Polen aus der «Westukraine» und aus «Westweissrussland» sowie Bewohner des Moldaugebiets.<sup>12</sup> Viele dieser neu Eingezogenen hatten jedoch die Massenverhaftungen und -deportationen durch den NKWD in den Jahren 1939 bis 1941 miterlebt. Sie widersetzten sich der Indoktrinierung, die ihnen vor allem den kommunistischen Opfermut eines Rotarmisten anerkennen sollte. «Sie reagieren ziemlich skeptisch», berichtete eine Politverwaltung besorgt. «Als wir über den Helden der Sowjetunion, Sergeant Warlamow, sprachen, der ein feindliches Feuernest mit seinem Körper blockierte, kam die Bemerkung, so etwas könne es doch gar nicht geben.»<sup>13</sup>

Auch das Niveau der militärischen Ausbildung liess erheblich zu wünschen übrig. «Viele Verluste ausserhalb von militärischen Operationen sind darauf zurückzuführen, dass Offiziere wenig wissen und die Soldaten schlecht ausbilden», hiess es in einem NKWD-Bericht. In einer einzigen Division wurden allein durch falschen Umgang mit Maschinenpistolen in einem Monat 23 Soldaten getötet und 67 verwundet: «Das passiert, weil die Waffen in geladenem, ungesichertem Zustand abgelegt oder umgehängt werden.»<sup>14</sup> Andere Soldaten zogen sich Verletzungen zu, weil sie mit unbekanntem Waffen hantierten. Rekruten statteten Granaten aus Unwissenheit mit den falschen Zündern aus, andere «schlugen mit harten Gegenständen auf Minen und Granaten».

Andererseits mussten Pioniere der Roten Armee wegen Mangels an Nachschub oft Risiken auf sich nehmen. Viele waren stolz darauf, dass es ihnen ge-

lang, nicht explodierte Geschosse und nachts eingesammelte deutsche Minen wieder zu verwenden. Der Spruch dazu lautete: «Ein Fehler und keine Mahlzeit mehr.» Sie holten den Sprengstoff heraus, wärmten ihn an und rollten ihn auf der Innenseite ihrer Oberschenkel, wie es die Mädchen in kubanischen Zigarrenfabriken tun. Dann füllten sie damit ihre selbst gebastelten hölzernen Minengehäuse, die deutsche Minensuchgeräte nicht registrierten. Das Risiko hing von der Stabilität des Sprengstoffs ab, den sie so gewannen. Wegen ihres Mutes und ihrer Geschicklichkeit standen sie bei Infanteristen und Panzersoldaten, die von anderen Waffengattungen gewöhnlich nicht viel zu halten pflegten, in hohem Ansehen.<sup>15</sup>

Die Propagandakampagne mit dem Ziel, Hass auf den Feind zu schüren, hatte im Spätsommer 1942 begonnen, als die Rote Armee bis nach Stalingrad zurückgedrängt war und Stalin sein berühmtes «Keinen Schritt zurück!» befohlen hatte. Das war die Zeit, als Anna Achmatowa das Gedicht «Die Stunde des Mutes hat geschlagen» verfasste. Im Februar 1945 erfuhr dieses geflügelte Wort eine aktuelle Wandlung: «Rotarmist, du stehst jetzt auf deutschem Boden. Die Stunde der Rache hat geschlagen!» Diese vollbrachte Ilja Ehrenburg, der bereits 1942 geschrieben hatte: «Zählt nicht die Tage, zählt nicht die Kilometer. Zählt nur die Deutschen, die ihr getötet habt. Töte den Deutschen, betet deine Mutter. Töte den Deutschen, schreit die russische Erde. Zögere nicht. Kenne keine Gnade. Töte.»<sup>16</sup>

Jede Gelegenheit wurde genutzt, den Soldaten das ungeheure Ausmass der Untaten der Deutschen in der Sowjetunion vor Augen zu führen. Nach einem französischen Informanten liess die Rote Armee die Leichen von 65'000 Juden exhumieren, welche von deutschen Einsatzkommandos bei Nikolajew und Odessa umgebracht worden waren, und sie längs der Strassen platzieren, auf denen Truppen zur Front rollten. Alle 200 Meter habe ein Schild mit der Aufschrift gestanden: «So behandeln die Deutschen sowjetische Bürger».<sup>17</sup>

Befreite Zwangsarbeiterinnen wurden ebenfalls eingesetzt, um die Grausamkeit der Deutschen zu demonstrieren. Die Frauen, die vor allem aus der Ukraine und aus Weissrussland stammten, mussten den Soldaten berichten, wie schwer man sie misshandelt hatte. «Unsere Soldaten wurden sehr zornig», erinnerte sich ein Politoffizier. Dann aber fügte er hinzu: «Gerechterweise muss man sagen, dass einige Deutsche ihre Arbeiter gut behandelten. Aber sie waren die Minderheit, und in der damals vorherrschenden Stimmung blieben vor allem die schlechten Beispiele im Gedächtnis.»<sup>18</sup>

«Wir versuchen ständig den Hass gegen die Deutschen zu schüren», berichtete die Politverwaltung der Ersten Ukrainischen Front, «und Rache-durst zu erzeugen.» Briefe von Zwangsarbeitern, die man in Dörfern fand, wurden gedruckt und unter den Truppen verbreitet. «Sie haben uns in ein Lager mit grauen, düsteren Baracken gesteckt», heisst es in einem solchen Brief, «und zwingen uns, vom Morgen bis in die Nacht zu arbeiten. Wir bekommen nur Kohlrübensuppe und eine dünne Scheibe Brot. Ständig erniedrigen sie uns. So geht unsere Jugend dahin. Sie haben alle jungen Menschen aus unserem Dorf mitgenommen, selbst 13-jährige Jungen. Sie haben uns in ihr verfluchtes Deutschland verschleppt, wo wir leiden müssen, barfuss und hungrig, wie wir sind. Es gibt Gerüchte, dass ‚unsere Leute‘ nahe sind. Wir können es kaum erwarten. Vielleicht sehen wir bald unsere Brüder, und unser Leiden hat ein Ende. Wir Mädchen sitzen oft zusammen und reden über alles. Werden wir diese schreckliche Zeit überleben? Werden wir unsere Familien je wieder sehen? Wir halten das nicht mehr lange aus. Es ist schrecklich hier in Deutschland. Schenja Kowaltschuk.» In einem weiteren Brief zitierte sie das «Lied der Sklavinnen»:

Der Sommer kommt, denn der Frühling will gehn.  
Im Garten daheim blüh'n die Blumen so schön.  
Doch ein Mädchen wie mich, jung und rein,  
Sperrt in ein deutsches Lager man ein.<sup>19</sup>

Eine weitere Methode, die Politoffiziere zum Anheizen von Hassgefühlen an wandten, waren die «Rechnungen der Rache». «In jedem Regiment wurden Soldaten und Offiziere nach ihnen bekannten Untaten, Plünderungen und Gewaltakten der Hitler-Bestien' befragt. So wurde beispielsweise in einem Bataillon eine erschreckende Auflistung zu einem Plakat gestaltet: ‚Wir nehmen Rache für 775 getötete Verwandte, für 909 in die Sklaverei nach Deutschland verschleppte Angehörige, für 478 niedergebrannte Häuser und für 303 zerstörte Bauernhöfe. ...‘ In allen Regimentern der [Ersten Weissrussischen] Front wurden ‚Racheversammlungen‘ abgehalten, die grosse Begeisterung auslösten. Die Truppen unserer Front fühlen sich wie die Soldaten der ganzen Roten Armee als edle Rächer, welche die faschistischen Okkupatoren für all die ungeheuren Grausamkeiten und Untaten bestrafen.»<sup>20</sup>

«In unserer Kantine war eine grosse Losung an die Wand gemalt», erin-

nert sich eine Chiffreurin aus dem Hauptquartier der Ersten Weissrussischen Front. «Hast du schon einen Deutschen getötet? Töte einen! Wir standen unter dem starken Einfluss von Ehrenburgs Appellen, und wir hatten viele Gründe für Vergeltung.» Ihre Eltern waren in Sewastopol getötet worden. «Der Hass war so gross, dass man die Soldaten kaum im Zaum halten konnte.»<sup>21</sup>

Während man auf sowjetischer Seite die Wut der Soldaten für die Schlussoffensive des Krieges weiter entfachte, suchte die sowjetische Propaganda die deutschen Truppen auf der anderen Seite zu überzeugen, dass sie gute Behandlung zu erwarten hatten, wenn sie sich kampfflos ergaben.

Ab und an fiel einem Aufklärungskommando ein Sack mit deutscher Feldpost in die Hände. Die Briefe wurden von deutschen «Antifas» gelesen, die es bei jeder Propagandaabteilung gab. Auch deutschen Kriegsgefangenen wurden Briefe stets abgenommen. Die sowjetischen Kommandostellen wollten wissen, wie die Stimmung in der Zivilbevölkerung angesichts der amerikanischen und britischen Bombenangriffe war, wie sich die Lebensmittelknappheit, insbesondere die fehlende Milch für die Kinder, auswirkte. Derartige Informationen wurden gesammelt weitergegeben oder für Flugblätter benutzt, die man in mobilen Druckereien herstellte.<sup>22</sup>

Eines der heissesten Themen in den Verhören von gefangenen «Zungen», Deserteuren und anderen Häftlingen war der Einsatz chemischer Waffen. Verständlicherweise war das sowjetische Oberkommando besorgt, dass Hitler in letzter Verzweiflung zu einem solchen Mittel greifen könnte. Das Gerede der Naziführung von bis dahin nicht gekannten «Wunderwaffen» trug zu diese Sorge bei. In Schweden trafen Berichte ein, Spezialtruppen hätten chemische Waffen in langen Kisten mit der Aufschrift erhalten: «Nur auf persönlichen Befehl des Führers einsetzen». Der schwedische Militärattache hörte, nur die Furcht, alles Lebende in der Umgebung zu töten, habe deren Einsatz bislang verhindert.<sup>23</sup> Wenn das zutreffend gewesen wäre, hätte es bedeutet, dass solche Nervengase wie Sarin und Tabun aus dem Wehrmachtsforschungszentrum für chemische Waffen in der Zitadelle Spandau tatsächlich verteilt worden wären. Generalfeldmarschall Kesselring soll SS-Obergruppenführer Wolff gesagt haben, Hitlers Berater hätten ihn gedrängt, die «Verzweiflungswaffen» einzusetzen.<sup>24</sup>

Als die Amerikaner Albert Speer einige Wochen später verhörten, gab der unumwunden zu, dass sich fanatische Nazis in dieser Zeit «für chemi-



sche Kriegführung ausgesprochen» hätten.<sup>25</sup> Zwar behaupten sowjetische Quellen, im Februar 1945 sei gegen ihre Truppen bei Gleiwitz ein Gasangriff mit Flugzeugen und Granaten an Granatwerfern verübt worden, aber der Mangel an Einzelheiten spricht eher davon, dass es sich entweder um falschen Alarm oder um den Versuch handelte, auf diese Gefahr besonders aufmerksam zu machen. Die Soldaten erhielten Befehl, vier Stunden am Tag Gasmasken zu tragen und mindestens eine Nacht damit zu schlafen. Papierumhänge und Schutzstrümpfe wurden ausgegeben, ebenso Schutzhüllen für Pferde. Die Sicherung von Lebensmittel- und Wasservorräten wurde angeordnet, ebenso das Anlegen von Räumen zum Schutz vor Gasangriffen in Befehlsstäben. In welchem Umfang die Rote Armee diese Weisungen befolgte, ist allerdings sehr fraglich, besonders wenn man bedenkt, dass die Regimenter des NKWD für «chemische Disziplin» zuständig waren.<sup>26</sup>

Viel ernster nahm man da Übungen mit der deutschen Panzerfaust. Da die Rote Armee grosse Mengen dieser Waffen erbeutet hatte, organisierte man in jedem Schützenbataillon die Ausbildung daran. Wie zu erwarten war, verfielen die Politoffiziere sofort auf die Losung: «Schlagt den Feind mit seinen eigenen Waffen.» Zur Übung schoss man mit diesen von Propellern getriebenen Raketen aus etwa 30 Meter Entfernung auf einen ausgebrannten Tank oder eine Mauer. In der Dritten Stossarmee verteilten Komsomol-Instrukteure Panzerfäuste und zeigten, wie man sie benutzte. Sergeant Beljajew vom III. Schützenkorps feuerte auf eine Mauer in etwa 50 Meter Entfernung. Als die Staubwolke sich verzogen hatte, sah er zu seinem Erstaunen, dass die Waffe ein Loch gerissen hatte, gross genug, um hindurchzukriechen. Selbst die nächste Wand war noch beschädigt. Die Waffe machte allgemein grossen Eindruck. Man erkannte rasch, dass sie bei den Kämpfen in Berlin von grossem Nutzen sein konnte, und zwar nicht im Einsatz gegen Panzer, sondern in dem zu erwartenden Kampf um jedes Haus.<sup>27</sup>

## Warten auf das Inferno

Anfang April – Berlin erwartete von der Oder her den Ansturm der sowjetischen Armeen – war das Klima in der Stadt eine Mischung aus fiebriger Erschöpfung, schrecklicher Vorahnung und Verzweiflung.

«Gestern», berichtete der schwedische Militärattache nach Stockholm, «hat uns der wohlmeinende von Tippelskirch wieder zu einer Abendgesellschaft an den Mellensee eingeladen. Ich bin vor allem aus Neugier hingegangen. Viel Interessantes zu hören, habe ich nicht erwartet, denn im Moment lebt man nur noch von einem Tag zum anderen. Es war ein tragisches Erlebnis. Die Stimmung – hoffnungslos. Die meisten versuchten gar nicht mehr, Haltung zu bewahren, sondern sprachen über die Lage, wie sie wirklich ist. Einige waren regelrecht weinerlich und suchten Trost bei der Flasche.»<sup>1</sup>

Fanatische Entschlossenheit zeigten nur noch die braunen Würdenträger, die überzeugt waren, dass Kapitulation in jeglicher Form für sie die Hinrichtung bedeutete. Wie Hitler wollten sie sichern, dass alle anderen ihr Schicksal teilten. Als die Westalliierten und die Rote Armee im September 1944 unaufhaltsam die Grenzen des Reichs bedrohten, stellte die Naziführung Überlegungen an, wie sich auch nach der Niederlage der Kampf gegen ihre geschworenen Feinde fortsetzen liesse. Es wurde beschlossen, eine Widerstandsbewegung mit dem Codenamen «Werwolf» aufzubauen.

Der Name geht auf den im Dreissigjährigen Krieg spielenden Roman «Der Wehrwolf» von Hermann Löns zurück, einem norddeutschen, heimatverbundenen Schriftsteller, der 1914 ums Leben kam und dessen Schrifttum die NS-Kulturbehörden zum Wegbereiter und Zeugen ihrer eigenen Ideologie hochstilisierten. Als man im Oktober 1944 an die Umsetzung der Idee ging, wurde SS-Obergruppenführer Hans Prützmann zum Generalinspekteur für Spezialabwehr ernannt. Er hatte sich während der Besetzung der Ukraine über die Taktik der sowjetischen Partisanen informiert. Nun

holte man ihn aus Königsberg herbei, um einen Stab aufzubauen. Aber wie bei vielen Projekten der Nazis wollten auch hier rivalisierende Gruppen ihre eigenen Strukturen schaffen oder bereits bestehende unter ihre Kontrolle bringen. Selbst in der SS sollte es zwei derartige Organisationen geben, den Werwolf und Otto Skorzenys SS-Jagdverbände. Man kommt sogar auf drei, wenn man die nicht realisierte Version von Gestapo und SD hinzuzählt, die den Codenamen «Bundschuh» erhalten sollte.

Nach den Vorstellungen der Planer sollte unter anderem geübt werden, wie man aus Konservenbüchsen von Ochsenchwanzsuppe der Firma Heinz und Plastiksprengstoff Bomben herstellte und mit erbeuteten britischen Zündern zur Detonation brachte. Eine ganze Skala von Gegenständen und selbst Kleidungsstücken aus Nipolitsprengstoff wurde entwickelt, darunter Regenmäntel mit eingearbeiteten Sprengstoffschnüren. Die Werwolf-Eleven lernten, wie man Wachen mit einer Schnur erwürgte oder mit einer Walther-Pistole samt Schalldämpfer ausschaltete. In erbeuteten Dokumenten fanden sich Parolen wie: «Mache den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage! Schlage den Feind, wo du ihn triffst. Sei schlau! Stiehl Waffen, Munition und Rationen! Helferinnen, unterstützt den Kampf des Werwolfs, wo ihr könnt.» Der Werwolf sollte in Gruppen von drei bis sechs Mann agieren und Proviant für 60 Tage bei sich haben. «Besondere Ziele waren Benzin- und Öltanks.» Die Nazibehörden bestellten 2'000 Funkgeräte und 5'000 Beutel Sprengstoff, aber das Wenigste davon wurde termingemäss

fertig. Amerikanische Brandbomben, die nicht explodiert waren, wurden eingesammelt. KZ-Häftlinge mussten sie auseinander nehmen und den Sprengstoff für die Wiederverwendung entfernen.

Am 1. April wurde um 20.00 Uhr über den Rundfunk ein Appell an das deutsche Volk verbreitet, sich dem Werwolf anzuschliessen. «Jeder Bolschewik, jeder Engländer, jeder Amerikaner auf unserem Boden muss Ziel unserer Bewegung sein. ... Jeder Deutsche, von welchem Beruf und welcher Klasse auch immer, der sich in den Dienst des Feindes stellt und mit ihm zusammenarbeitet, wird unsere rächende Hand zu spüren bekommen. ... Wir haben nur eine Devise: ‚Siegen oder sterbem.‘<sup>2</sup> Einige Tage später gab Himmler einen weiteren Befehl aus: «Wenn auf einem Haus eine weisse Fahne erscheint, muss jeder Mann darin erschossen werden. Bei der Ausführung dieser Massnahme ist keinen Moment zu zögern. Als männliche Personen, die für ihr Handeln verantwortlich sind, gilt jeder über 14 Jahre.»<sup>3</sup>

Ein Dokument vom 4. April bezeugt, dass der Gedanke des Werwolfs aus

dem Schock von 1918 herrührt, der bei den Nazis tief sass. «Wir kennen die Pläne des Feindes und wissen, dass er uns nach einer deutschen Niederlage eine ähnliche Chance wie 1918 für einen deutschen Wiederaufstieg niemals geben wird.»<sup>4</sup> Mit der Drohung, jeden zu töten, der mit den Alliierten kollaborierte, wollte man eine «Stresemann-Politik» verhindern. Der Aussenpolitiker Gustav Stresemann hatte sich nach der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg um eine Neuverständigung mit dem Nachbarn Frankreich und den Aufbau eines militärischen Sicherheitssystems für Europa bemüht. Die NSDAP war aus der vermeintlichen Demütigung infolge dieser Niederlage entstanden. Nun aber hatte sie Deutschland in eine noch viel schlimmere Lage gebracht.

Hitler jungen wurden an vorher festgelegte Punkte beordert, wo sie ihren Sprengstoff vergraben und dann mit dem örtlichen NS-Kreisleiter zwecks Unterbringung und Verpflegung Kontakt aufnehmen sollten. Sie erhielten sämtlich Einzelaufträge, nach deren Erledigung sie heimgeschickt wurden, als ob nichts geschehen sei. Je näher das Ende rückte, desto hastiger war die Ausbildung, sodass vielen die Gefahr drohte, statt den Feind sich selbst in die Luft zu sprengen.

Am Ende wurde mit dem Werwolf kaum etwas erreicht, wenn man von einigen Mordanschlägen – etwa auf den Bürgermeister von Aachen – und der Einschüchterung der Zivilbevölkerung absieht. Hitlerjungen schrieben Losungen an Wände wie: «Verräter, hütet euch, der Werwolf wacht!» Skorzeny und Prützmann schien der Plan allerdings immer weniger zu interessieren, je näher die Alliierten kamen, wenn man Skorzenys Aussagen in späteren Verhören glauben will. (Prützmann beging bereits nach einem ersten kurzen Verhör Selbstmord.) Auch Himmler überlegte es sich anders, als er sich Mitte April auf Verhandlungen über Schweden verlegte. Er wies Prützmann an, den Werwolf «ausschliesslich auf Propaganda» zu lenken.<sup>5</sup> Das Problem war, dass der Werwolfsender, der unter Goebbels' Kontrolle stand, sich weiterhin mit Partisanenaktionen befasste.

An der Ostfront, wo die Rote Armee von Januar bis März in grossem Tempo vorgerückt war, konnten kaum noch Gruppen rechtzeitig ausgebildet oder ausgerüstet werden. Zurück blieben meist nur isolierte Männer des Volkssturms. Aber die Werwolf-Propaganda heizte die Paranoia der SMERSCH- und NKWD-Einheiten an. In dem von den Alliierten besetzten Gebiet im Westen war der Werwolf ein einziges Fiasko. Für dessen Aktionen vorbereitete Bunker hatten Vorräte für ganze zehn bis 15 Tage, und

der Fanatismus der Hitlerjungen verflüchtigte sich schnell, wenn sie aufgegriffen wurden. Dann waren es nur noch schüchterne, unglückliche Jungen. Nur wenige griffen zu den Giftpillen, die sie erhalten hatten, «um dem Verhör und vor allem der Versuchung des Verrats» zu entgehen. Viele hatten sich bereits auf dem Weg zur ersten Aktion in die Büsche geschlagen und waren nach Hause zurückgekehrt.

Nicht zu Unrecht wird darauf hingewiesen, dass das ganze Projekt dem deutschen Nationalcharakter nicht entsprach. «Wir Deutschen sind keine Nation von Partisanen», schrieb eine unbekannte Berlinerin in ihr Tagebuch. «Wir brauchen stets Führung und Befehle.» Sie hatte vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten die Sowjetunion bereist und bei langen Gesprächen im Zug gehört, wie sich die Russen darüber lustig machten, dass es den Deutschen an jeglichem revolutionären Geist fehle. «Wenn die deutschen Genossen einen Bahnhof stürmen», meinte einer und griff damit einen Satz Lenins auf, «dann kaufen sie sich zuerst eine Bahnsteigkarte!»<sup>6</sup>

Es gibt auch Berichte darüber, dass – nicht als Teil des Werwolf-Plans – Mitarbeiter der Gestapo zur Kriminalpolizei versetzt wurden, weil man glaubte, dass die Westalliierten sie brauchen würden, sobald eine Militärregierung eingesetzt werde. In dem Masse, wie der Zusammenbruch nicht mehr abzuwenden schien, dachten auch die fanatischsten Nazis mehr und mehr an den Selbsterhalt. Um späterer Verfolgung zu entgehen, griffen SS-Leute kurzerhand zu den falschen Papieren, die sie für den Werwolf vorbereitet hatten. Andere besorgten sich Wehrmachtsuniformen und die Soldbücher von Gefallenen, um sich eine neue Identität zu verschaffen. Die SS-Offiziere waren bei der Wehrmacht verhasst, weil sie in den letzten Monaten und Wochen jeden Deserteur, der ihren Schergen in die Hände fiel, hatten erschiessen lassen, jetzt aber nur noch ihre eigene Flucht vorbereiteten. Deutsche Kriegsgefangene sagten bei Verhören durch die Amerikaner aus, Schneider seien angewiesen worden, ein grosses P auf Uniformjacken zu nähen, mit denen SS-Leute sich als polnische Zwangsarbeiter ausgeben wollten.

Auch in den letzten Wochen suchten die Machthaber in Berlin die Soldaten nicht nur mit Standgerichten und SS-Erschiessungskommandos in den Schützengräben zu halten. Der Strom der Gräueltaten aus dem Propagandaministerium wollte ebenfalls nicht enden. Nun brachte man die Horrormeldung in Umlauf, verwundete Soldaten müssten befürchten, von Kommissarinnen kastriert zu werden. Das Ministerium schickte sogar in

Berlin und an der Oderfront eigene Trupps aus, die Losungen an Wände malten, als seien es spontane Äusserungen der Zivilbevölkerung: «Wir glauben an den Sieg!», «Wir kapitulieren nie!» oder «Schützt unsere Frauen und Kinder vor den roten Bestien!»<sup>7</sup> Nur eine Gruppe durfte ohne Furcht vor Vergeltung zeigen, was sie von diesem Krieg hielt. Das waren die Kriegsverehrten, die eine Hand oder einen ganzen Arm verloren hatten. Sie zeigten gern den Hitlergruss, weil sie dann «ihre Stümpfe demonstrativ in die Höhe recken» konnten.<sup>8</sup>

Am wenigsten um seine Aufgabe zu beneiden war in jener Zeit Generalleutnant Reymann, der die Verteidigung von Gross-Berlin zu befehligen hatte. Er übernahm diesen Auftrag, als bei den braunen Bonzen das organisatorische Chaos seinen Höhepunkt erreichte. Vernichtende Kritik an den Zuständen übte General Halder, der Generalstabschef, der bereits 1942 hatte zurücktreten müssen. Hitler, Goebbels und der Reichskommissar für die Verteidigung der Hauptstadt, so schrieb er später, «dachten überhaupt nicht daran, die Stadt zu verteidigen. Als sie darauf kamen, war es zu spät. So lief das Ganze auf reine Improvisation hinaus.»<sup>9</sup>

Reymann war bereits der Dritte auf diesem Posten, seit Hitler Berlin Anfang Februar zur Festung erklärt hatte. Er hatte es mit seinem «Führer», Goebbels, dem Ersatzheer unter Himmler, der Luftwaffe, dem Stab der Heeresgruppe Weichsel, der SS, der Hitlerjugend und schliesslich auch den Ortsorganisationen der NSDAP zu tun, die den Volkssturm kontrollierten. Hitler gab zwar den Befehl, Berlin auf die Verteidigung vorzubereiten, wollte aber dafür keinerlei Truppen bereitstellen. Genügend Kräfte werde es geben, so versicherte er Reymann, wenn der Feind die Hauptstadt erreiche. Weder Hitler noch Goebbels liessen auch nur den Gedanken an eine Niederlage zu. Insbesondere Goebbels klammerte sich daran, dass die Rote Armee an der Oder aufgehalten werden könne.

Anfang April lebten in Berlin immer noch drei bis 3,5 Millionen Menschen, darunter etwa 120'000 Säuglinge. Als General Reymann bei einer Besprechung im Bunker der Reichskanzlei das Problem ansprach, wie diese weiter ernährt werden sollten, starrte Hitler ihn fassungslos an. «Kinder dieses Alters sind nicht mehr in Berlin», erklärte er.<sup>10</sup> Nun begriff Reymann, dass sein oberster Kriegsherr den Kontakt zur Lebenswelt der Menschen völlig verloren hatte. Goebbels dagegen behauptete, es seien grosse Vorräte an Kondensmilch vorhanden, und wenn die Stadt eingeschlossen werde,

könne man schliesslich Kühe ins Zentrum bringen. Reymann fragte, womit er die Kühe füttern wolle. Goebbels blieb ihm die Antwort schuldig. Zudem lagen die Lebensmittellager alle am Rande der Stadt und konnten leicht eingenommen werden. Man tat nichts, um Proviant vor rate für die Wehrmacht oder die Zivilbevölkerung weiter ins Stadttinnere zu verlegen.

Reymann und sein Stabschef, Oberst Hans Refior, wussten, dass Berlin mit den momentan vorhandenen Kräften keine Chance hatte, einem Angriff lange zu widerstehen. Daher empfahlen sie Goebbels, es Zivilpersonen, besonders Frauen und Kindern, zu erlauben, die Stadt zu verlassen. «Die Evakuierung ist durch den höheren SS- und Polizeiführer Spree auf das Beste vorbereitet», behauptete Goebbels. «Ich werde den Befehl zur Evakuierung rechtzeitig genug geben!»<sup>11</sup> Es war eindeutig, dass er keinen Gedanken daran verschwendet hatte, welche logistische Aufgabe die Evakuierung einer solchen Masse von Menschen über Strassen und Eisenbahnen darstellte. Und überhaupt keine Rede davon, wie sie unterwegs ernährt werden sollten. Längst waren nicht mehr genügend Züge vorhanden und nur wenige Fahrzeuge samt Treibstoff, welche die Schwachen und Kranken hätten ab transportieren können. Die Masse der Menschen hätte zu Fuss gehen müssen. Man kann sich des Verdachts nicht erwehren, dass Goebbels wie Stalin in der Anfangsphase der Schlacht um Stalingrad die Zivilbevölkerung nicht in Sicherheit bringen lassen wollte, weil er hoffte, dass die Soldaten die Stadt dann verbissener verteidigen würden.

In ihrem Hauptquartier für Gross-Berlin, einem soliden Gebäude am Hohenzollerndamm, suchten Reymann und sein Stab zu ermitteln, wie viele Soldaten und Waffen ihnen zur Verfügung standen. Bald musste Oberst Refior feststellen, dass der «Verteidigungsraum Berlin» im Grunde genommen nichts bedeutete. Es war eine Phrase wie «Festung», die man sich im «Führer-Hauptquartier ausgedacht hatte, um die Menschen dazu zu bringen, den jeweiligen Ort bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Er sah sich mit «Kurzsichtigkeit, Bürokratismus und Bösartigkeit» in einem Masse konfrontiert, «dass man graue Haare bekommen konnte».<sup>12</sup>

Um die Aussengrenzen der Stadt zu verteidigen, hätte Reymann allein zehn Divisionen gebraucht. Theoretisch verfügte der Verteidigungsraum Berlin über eine Flakdivision, neun Kompanien des Wachregiments «Grossdeutschland», einige Polizeibataillone, ein paar Pionierbataillone und 20 Bataillone des Volkssturms, die zwar aufgestellt, aber nicht ausgebildet waren. 20 weitere wollte man einberufen, wenn die Stadt eingekesselt war. Zwar

zählte der Berliner Volkssturm auf dem Papier 60'000 Mann, aber das waren sowohl der «Volkssturm I», dessen Einheiten noch einige Waffen besaßen, als auch der «Volkssturm II», der völlig unbewaffnet war. In vielen Fällen schickte ein ehemaliger Wehrmachtsoffizier seine waffenlosen Volkssturmmänner kurzerhand nach Hause, als die Rote Armee sich der Stadt näherte. Aber Funktionäre der Partei zeigten als Kommandeure selten so viel Menschlichkeit. Ein Kreisleiter äusserte die Überzeugung, er müsse vor allem darauf achten, seine «Männer» von ihren «Muttis» fern zu halten, die sie an jeder Gegenwehr hindern könnten.<sup>13</sup> Doch das war ein vergebliches Unterfangen. Der Volkssturm wurde nicht gepflegt, sodass die Männer auf ihre Familien angewiesen waren. Die Kommandeure mussten bald feststellen, dass nur Veteranen des Ersten Weltkriegs ein gewisses Pflichtgefühl zeigten.<sup>14</sup> Die meisten suchten das Weite, sobald sich eine Gelegenheit dafür bot.

Die am besten bewaffnete Truppe in Berlin war die 1. Flakdivision. Sie wurde aber erst Reymanns Kommando unterstellt, als die Kämpfe bereits begonnen hatten. Ihre drei mächtigen Betonbunker im Tiergarten, im Humboldthain und im Friedrichshain waren mit einer beeindruckenden Zahl von Geschützen der Kaliber 128, 88 und 20 Millimeter ausgestattet. Auch die notwendige Munition war vorhanden. Der Rest von Reymanns Artillerie waren abgewrackte Geschütze verschiedenen Kalibers, die man in der Anfangsphase des Krieges in Frankreich, Belgien und Jugoslawien erbeutet hatte. Ein Geschütz hatte selten mehr als ein halbes Dutzend Sätze Munition, oft noch weniger. Die einzige Richtlinie für die Verteidigung der Stadt stammte aus der Vorkriegszeit. Refior bezeichnete sie als ein «Meisterwerk deutscher Bürokratie».<sup>15</sup>

Die Berliner NS-Parteizentrale tönnte, sie könne Armeen von Zivilisten für den Bau von Verteidigungsanlagen mobilisieren. Geplant waren ein «Hindernisring» 30 Kilometer vor der Stadt und ein Umfassungsring. Aber das Maximum an Arbeitskräften, das sich an einem Tag aufbieten liess, waren 70'000 Menschen. In der Regel kamen nicht mehr als 30'000 zusammen. Die Hauptprobleme waren der Transport und der Mangel an Werkzeug. Zudem arbeiteten die meisten Berliner Fabriken und Büros nach wie vor, als befände man sich in Friedenszeiten.

Reymann setzte den Pionieroffizier Oberst Lohbeck ein, um das von der Partei angerichtete Chaos bei den Befestigungsarbeiten in organisierte Bahnen zu lenken. Die Pionierschule in Berlin-Karlshorst wies er an, Spreng-



trupps zur Verfügung zu stellen. Die Wehrmachtsoffiziere waren beunruhigt über Speers Versuche, die Brücken im Stadtgebiet zu retten. Sie hatten nicht vergessen, dass die für den Erhalt der Brücke bei Remagen verantwortlichen Offiziere hingerichtet worden waren. Reymanns Pioniere beaufsichtigten die Arbeiten der Organisation Todt und des Reichsarbeitsdienstes, die wesentlich besser ausgerüstet waren als die Trupps von Zivilisten. Aber auch ihnen fehlte es an Treibstoff und an Ersatzteilen für die Bagger. Die meisten der 17'000 französischen Kriegsgefangenen vom Stalag III D wurden in der Stadt zur Errichtung von Barrikaden und zum Ausheben von Schützenlöchern an den Strassenecken eingesetzt. Das Ergebnis ist sehr fraglich, denn diese Franzosen galten in Berlin als «arbeitsunlustig» und verliessen oft heimlich ihre Lager, meist um deutsche Frauen zu besuchen.<sup>16</sup>

Versuche, Kontakte zu Feldkommandeuren aufzunehmen, die Truppen zur Verteidigung der Stadt zur Verfügung stellen sollten, waren in der Regel erfolglos. Als Refior Heinricis Stabschef, Generalleutnant Kinzel, im Hauptquartier der Heeresgruppe Weichsel aufsuchte, meinte dieser nach einem kurzen Blick auf die Pläne zur Verteidigung der Hauptstadt: «Diese Wahnsinnigen dort in Berlin sollen von mir aus im eigenen Saft schmoren!»<sup>17</sup> Der Stabschef der Neunten Armee, Generalmajor Hölz, hielt die Pläne aus einem anderen Grund für irrelevant. «Die Neunte Armee», sagte Hölz in einem Ton, der Refior sehr pathetisch vorkam, «steht und hält an der Oder. Wenn's nötig sein sollte, werden wir dort auch fallen, aber zurück gehen wir nicht!»<sup>18</sup>

Weder Reymann noch Refior war zu jener Zeit klar, dass General Heinrici und der Stab der Heeresgruppe Weichsel die Dinge ganz anders sahen als die Naziführung. Sie hofften, um der Zivilbevölkerung willen eine verzweifelte Verteidigung der Hauptstadt bis zum letzten Mann verhindern zu können. Albert Speer hatte Heinrici geraten, die Neunte Armee von der Oder zurückzuziehen und Berlin zu umgehen. Heinrici stimmte grundsätzlich zu. Aus seiner Sicht konnten Kämpfe in der Stadt am besten vermieden werden, wenn man Reymann befahl, alle seine Truppen im letzten Augenblick nach vorn an die Oder zu schicken, sodass Berlin ohne Verteidiger war.

Kämpfe in der Stadt mussten auch aus einem anderen schwerwiegenden Grund vermieden werden: Die braunen Machthaber scheuten sich nicht, selbst 14-jährige Jungen als Kanonenfutter zu verheizen. In vielen Häu-

sern, in denen das gerahmte Foto eines in Russland gefallenen Sohnes an der Wand hing, betete man flehentlich, das Regime möge zusammenbrechen, bevor auch diese Kinder in die Schlacht geschickt wurden. Einige wagten bereits offen von Kindermord zu sprechen, ob nun der Fanatismus irgeleiteteter Hitler jungen ausgenutzt wurde oder sie sich aus Furcht vor Erschiessung zu diesem letzten Dienst zwingen liessen. Ältere Lehrer in den Schulen riskierten, denunziert zu werden, wenn sie ihren Schülern Ratschläge gaben, wie sie dem Einsatz entgehen könnten. Eine Rede, die Goebbels in dieser Zeit hielt, steigerte die Erbitterung nur noch mehr. Dabei hatte er erklärt: «Der Führer hat einmal das Wort geprägt: Jede Mutter, die einem Kinde das Leben schenkt, schlägt eine Schlacht für die Zukunft des Volkes. «<sup>19</sup> Dabei war allen klar, dass Hitler und Goebbels das Leben dieser Kinder für eine Sache opfern wollten, die keinerlei Zukunft mehr hatte.

Der 14-jährige Erich Schmidtke aus dem Bezirk Prenzlauer Berg war als «Flakhelfer» einberufen worden und sollte sich in der Hermann-Göring-Kaserne in Reinickendorf melden. Seine Mutter, deren Mann als Wehrmachtssoldat in Kurland festsass, war verständlicherweise sehr aufgeregt und begleitete ihn mit seinem kleinen Koffer zur Sammelstelle. Er selbst fühlte eher Ehrfurcht als Angst. Nach drei Tagen in der Kaserne erhielten sie Befehl, sich auf dem Reichssportfeld in der Nähe des Olympiastadions im Westen der Stadt bei ihrer Division einzufinden. Auf dem Weg dorthin fiel ihm ein, wie sein Vater im Urlaub von der Ostfront ihm in ernsten Worten gesagt hatte, dass er nun die Verantwortung für die Familie trage. Er entschloss sich zu desertieren und tauchte unter, bis der Krieg vorüber war. Die meisten seiner Altersgefährten, die sich bei der Division meldeten, kamen ums Leben.<sup>20</sup>

Die Division der Hitlerjugend, die Reichsjugendführer Artur Axmann mobilisiert hatte, übte ebenfalls auf dem Reichssportfeld den Umgang mit der Panzerfaust. Axmann erging sich über den Heroismus von Sparta und suchte den jungen Männern damit glühenden Hass auf den Feind sowie unerschütterliche Treue zu Adolf Hitler einzuflößen. «Es gibt nur Sieg oder Niederlage», erklärte er. Einige der Jungen fanden den Selbstmordauftrag sehr aufregend. Reinhard Appel musste an Rilkes «Cornet» denken, der gegen den Feind zog, wie es der Dichter der verlorenen Generation von 1914 selbst freiwillig getan hatte. Die Tatsache, dass auch eine Abteilung «Blitzmädel» auf dem Reichssportfeld erschien, gab der Sache zudem eine romantische Note.

Die NS-Führung liess zu dieser Zeit ein «Wehrmachtshelferinnenkorps» ausbilden. Auch die jungen Frauen hatten den Treueid zu schwören: «Ich gelobe, ich werde dem Führer und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht, Adolf Hitler, treu und gehorsam sein».<sup>21</sup> Das klang wie bei einer Massenhochzeit. Für jemanden, der seine ganze erotische Befriedigung im Machtstreben fand, konnte das durchaus ein willkommener Ersatz sein.

Im Regierungsviertel in der Wilhelmstrasse suchten Beamte den wenigen Diplomaten, die noch in der Stadt geblieben waren, einzureden, man sei in der Lage, «Telegramme von Roosevelt an Churchill binnen zwei Stunden zu entschlüsseln». Gerüchte wollten wissen, dass sich in den «roten» Bezirken im Osten von Berlin die Kommunisten zu Stosstrupps organisierten, die NSDAP-Mitglieder liquidieren sollten. «An der Spitze herrscht ein Klima der Verzweiflung», berichtete der schwedische Militärattaché nach Stockholm. «Dort ist man entschlossen, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen.»<sup>22</sup> Die einzigen Sabotagetrupps kamen aber von jenseits der Front. Mitglieder des sowjetisch kontrollierten Nationalkomitees «Freies Deutschland» in Wehrmachtuniformen schlüpfen durch die deutschen Stellungen und gelangten nach Berlin. Sie durchschnitten einige Kabel, erreichten aber wenig mehr. Die Organisation behauptete später, ihre Widerstandsgruppe «Osthafen» habe in Berlin ein Munitionslager in die Luft gesprengt, aber das ist bei weitem nicht sicher.

Am 9. April wurden in verschiedenen Konzentrationslagern mehrere bekannte Regimegegner durch SS-Schergen ermordet. Veranlasst hatte sie dazu ein Befehl, die bekannten Persönlichkeiten umzubringen, bevor der Gegner sie befreien konnte. In Dachau starb Georg Elser, der Kommunist, der am 8. November 1939 im Münchner Bürgerbräukeller einen Anschlag auf Hitler verübt hatte. In Flossenbürg wurden Dietrich Bonhoeffer, Admiral Canaris und General Oster, in Sachsenhausen Hans von Dohnanyi hingerichtet.

«Die Vergeltung kommt!», war die Propagandalosung der Nazis für die V-Waffen gewesen. Nun klang sie den Offizieren an der Oderfront in den Ohren, die auf den Ansturm des Feindes warteten. Das war die Rache der Sowjets, und sie wussten, dass keine Wunderwaffe sie mehr davor retten würde. Unter grossem Druck von oben erfanden viele von ihnen für ihre Männer noch krudere Geschichten als bei früheren Niederlagen, versprachen Wunderwaffen, redeten von Rissen im Bündnis des Gegners oder

von zu erwartender Verstärkung. Aber damit unterminierten sie nur selbst die Disziplin im Endkampf.

Selbst in der Waffen-SS traten nun bislang nicht gekannte Spannungen zwischen Soldaten und Offizieren auf. Als Eberhard Baumgart, Stabsangestellter bei der SS-Division «30. Januar», in das Hauptquartier seiner Division kam, um einen Bericht zu besprechen, wollten die Posten ihn nicht einlassen. Als er durchs Fenster schaute, erfasste er auch den Grund. «Ich glaube zu träumen», schrieb er später. «Ich muss mich erst an das Licht gewöhnen. Glitzernde Ausgehuniformen im wirbelnden Wechsel mit aufgetakelten Weibern, Musik, Lärm, Gelächter, Gekreische, Qualm und klingende Gläser.» Seine Stimmung besserte sich auch nicht, als Georg, ein Wolgadeutscher, der als Dolmetscher bei der Einheit arbeitete, ihm eine in der *Prawda* erschienene Karikatur von Hitler, Göring und Goebbels bei einer Orgie in der Reichskanzlei zeigte. Darunter stand: «Jeder Tag, den der deutsche Landser länger durchhält, verlängert uns das Leben.»<sup>23</sup>

Statt Wunderwaffen erhielten der Volkssturm und andere Einheiten nutzlose Dinge, so beispielsweise die «Volkshandgranate 45». Das war nicht mehr als ein Klumpen Beton, in dem eine kleine Sprengladung und ein Zünder Nr. 8 steckten. Er war gefährlicher für den Werfer als für das Ziel.<sup>24</sup> Ein Fahnenjunkerregiment, das eine Gardepanzerarmee aufhalten sollte, wurde mit Gewehren bewaffnet, die man der französischen Armee 1940 abgenommen hatte, dazu fünf Sätze Patronen. Typisch für den Selbstbetrug der Parteileitung war, dass die zusammengestoppelten Trupps nach wie vor imposante Namen erhielten – so der «Sturmzug» der nichts in den Händen hatte, um irgendetwas zu stürmen, oder die «Panzer-Jagdkompanie», die Panzer zu Fuss ausschalten sollte.

Eine Einheit, die Gefangenschaft am meisten zu fürchten hatte, war die Erste Division von General Wlassows russischer Befreiungsarmee. Himmeler hatte die Idee, sie an der Oderfront einzusetzen. Dabei bekam er noch Ärger mit Hitler, der sich nach wie vor nicht mit dem Gedanken anfreunden konnte, slawische Truppen für sich kämpfen zu lassen. Der deutsche Generalstab hatte bereits früher vorgeschlagen, eine ukrainische Armee von einer Million Mann aufzustellen. Doch Hitler hatte sein Veto eingelegt, weil er «Herrenmenschen» nicht mit dem «Sklavenvolk» mischen wollte. Die schrecklichen Untaten, die auf Befehl von Rosenberg und Gauleiter Koch dann in der Ukraine verübt wurden, hatten diese Hoffnung der Wehrmacht vollends schwinden lassen.

Anfang April erschien General Wlassow mit einem Verbindungsoffizier und einem Dolmetscher im Hauptquartier der Heeresgruppe Weichsel, um die Sache mit General Heinrici zu besprechen. Er war ein hochgewachsener, hagerer Mann mit wachen Augen in einem bleichen Gesicht und einem Kinn, das immer grau wirkte, auch wenn es frisch rasiert war. Nach einigen optimistischen Floskeln von Wlassow fragte Heinrici ihn unumwunden, was von einer so frisch zusammengestellten Einheit im Kampf zu erwarten sei.<sup>25</sup> Die deutschen Offiziere befürchteten, die russischen Freiwilligen könnten im letzten Moment davor zurückschrecken, auf ihre Landsleute zu schießen. Jetzt, da das «Dritte Reich» vor dem Zusammenbruch stand, konnte es für Wlassows Freiwillige ausser Verzweiflung kaum noch eine Motivation zum Kampf geben.

Wlassow machte Heinrici nichts vor. Er erläuterte, er habe aus sowjetischen Kriegsgefangenen mindesten sechs, am liebsten zehn Divisionen aufstellen wollen. Leider hatten die Nazibehörden diesen Gedanken erst aufgegriffen, als es schon zu spät war. Er war sich durchaus bewusst, dass die sowjetische Propaganda bei seinen Männern Wirkung zeigen würde. Er meinte aber, sie sollten die Chance erhalten, sich beim Angriff auf einen der sowjetischen Brückenköpfe an der Oder zu beweisen.

General Busse wählte daraufhin einen unbedeutenden Frontabschnitt bei Erlenhof südlich von Frankfurt an der Oder aus. Aber die sowjetischen Aufklärungseinheiten der Dreiunddreissigsten Armee fanden rasch heraus, wen sie da vor sich hatten. Sofort traten ihre Lautsprecher in Aktion. Der Sturm der Wlassow-Leute begann am 13. April. Binnen zweieinhalb Stunden hatte die 1. Division einen Keil von 500 Meter Tiefe vorgetrieben, aber das sowjetische Artilleriefeuer war so stark, dass die Männer Deckung im Boden suchen mussten. Als der Kommandeur, General Bunjatschenko, bemerkte, dass die Deutschen gar nicht daran dachten, ihnen Luft- oder Artillerieunterstützung zu geben, wie er erwartet hatte, zog er seine Männer gegen Busses Befehl zurück.<sup>26</sup> Die Division hatte bei diesem Gefecht 370 Tote zu beklagen, darunter vier Offiziere. Busse war ausser sich. Auf seine Empfehlung befahl General Krebs, die Division von der Front zurückzuziehen und ihr die Waffen abzunehmen, um sie «für bessere Zwecke» zu verwenden.<sup>27</sup> Die Wlassow-Leute waren tief verbittert. Sie machten die ausbleibende Artillerieunterstützung für den Rückschlag verantwortlich, wussten jedoch nicht, dass die deutschen Batterien ihre letzten Granaten für die sowjetische Grosseffensive aufsparen mussten.

In den ersten beiden Aprilwochen kam es bei den Brückenköpfen immer wieder zu sporadischen Kämpfen. Die Sowjets griffen an, um Geländegewinne zu erzielen. Jenseits der Oder war hektische Aktivität im Gange. Binnen 15 Tagen wurden 28 sowjetische Armeen umgruppiert und neu in Stellung gebracht. Generaloberst Popow, der die Siebzigste Armee befehligte, musste an seine Korpskommandeure Weisungen ausgeben, bevor er endgültige Befehle von oben hatte.

Einige Armeen hatten in kürzester Zeit grosse Entfernungen zu bewältigen. Nach der sowjetischen Felddienstvorschrift legte eine mechanisierte Kolonne 150 Kilometer pro Tag zurück. Aber die 200. Schützendivision der Neunundvierzigsten Armee schaffte 358 Kilometer in nur 25 Stunden.<sup>28</sup> In der Dritten Stossarmee, die nach der Pommern-Operation an die Oderfront verlegt wurde, fürchteten die Soldaten, sie könnten sich verspäten und «erst in Berlin ankommen, wenn alle anderen schon nach Hause gehen».<sup>29</sup> Kein echter Frontkämpfer wollte den Höhepunkt des Krieges verpassen. Die Erste Weissrussische Front wurde in der ganzen Roten Armee glühend beneidet.

Wenn auch die wahren Frontkämpfer sich entschlossen zeigten, beim Sieg in Berlin dabei zu sein – die Zahl der Desertionen erhöhte sich mit jedem Tag, den die Offensive näher rückte. Die meisten derer, die sich in den letzten Tagen in die Büsche schlugen, waren erst kurz zuvor Einberufene, meist Polen, Ukrainer und Rumänen. Mehr Fahnenflüchtige bedeuteten allerdings auch mehr Überfälle, Plünderungen und Gewalt gegen die Zivilbevölkerung: «Manche Deserteure requirieren Fahrzeuge von Zivilisten, beladen sie unter dem Vorwand, sie gehörten der Armee, mit allem, was sie kriegen können, und fahren damit aus dem Frontgebiet ins Hinterland.»<sup>30</sup>

Die Schützenregimenter des NKWD, die im Rücken der Ersten Ukrainischen Front agierten, nahmen allein in der ersten Hälfte des Monats April 355 Deserteure fest.<sup>31</sup> In der Ersten Weissrussischen Front war Disziplin ein noch grösseres Problem, wie aus einem Bericht vom 8. April ersichtlich wird. «Viele Soldaten treiben sich im Hinterland herum und behaupten, sie hätten ihre Einheiten verloren. In Wirklichkeit sind es Deserteure. Sie rauben, plündern und wenden Gewalt an. Kürzlich wurden im Bereich der Einundsechzigsten Armee über 600 Mann verhaftet. Die Strassen sind mit Kraftfahrzeugen und Wagen des Militärs verstopft, die sowohl dienstliche Aufträge ausführen als auch auf Raub aus sind. Sie lassen ihre Fahrzeuge auf den Strassen und in Höfen stehen, ziehen durch Lagerhallen und

Wohnhäuser, wo sie nach Verwertbarem suchen. Viele Offiziere, Soldaten und Unteroffiziere sind kaum noch als Angehörige der Roten Armee zu erkennen. Selbst ernste Abweichungen von der Standarduniform werden geduldet. Es wird schwierig, zwischen Soldaten und Offizieren oder Soldaten und Zivilisten zu unterscheiden. Es hat schwere Fälle von Ungehorsam gegenüber hohen Offizieren gegeben.»<sup>32</sup>

Trupps von NKWD und SMERSCH suchten weiterhin nach verdächtigen Personen. Nach Berijas Ansicht agierten sie übereifrig und nicht gezielt genug. So waren inzwischen 148'500 Häftlinge in Lagern des NKWD in der Sowjetunion angekommen, davon sei jedoch «kaum die Hälfte in der Lage, körperliche Arbeit zu leisten». Man habe einfach «alle Personen abtransportiert, die bei der Säuberung des Hinterlandes der Roten Armee gefasst wurden».<sup>33</sup> Einige Prioritäten änderten sich allerdings nicht. Polnische Patrioten galten nach wie vor als genauso gefährlich wie Deutsche. Und die NKWD-Regimenter jagten weiterhin kleine Gruppen versprengter Wehrmachtsangehöriger, die nach den Kämpfen in Pommern und Schlesien immer noch versuchten, durch die Linien der Roten Armee zu schlüpfen. Diese Gruppen überfielen oft Lastwagen, die ihnen in den Weg kamen, um sich etwas zu essen zu beschaffen. Die sowjetischen Militärbehörden reagierten darauf so, wie es die SS-Einsatzgruppen in der Sowjetunion getan hatten: Sie zerstörten das nächstliegende Dorf und erschossen Zivilisten.<sup>34</sup>

Unter den Offizieren und Soldaten der Roten Armee herrschte gespannte, zugleich aber auch zuversichtliche Stimmung. Pjotr Mitrofanowitsch Sebelew, stellvertretender Kommandeur einer Pionierbrigade, war gerade im Alter von 22 Jahren zum Oberstleutnant befördert worden. «Ich grüsse euch, Papa, Mama, Schura und Taja», schrieb er am 10. April nach Hause. «Gegenwärtig ist es hier ungewöhnlich, ja geradezu Besorgnis erregend ruhig. Ich war gestern bei einem Konzert. Wundert euch nicht, es war tatsächlich ein Konzert! Künstler aus Moskau traten auf. Es hat uns aufgemuntert. Wir denken ständig daran, dass der Krieg bald vorbei sein möge, aber ich glaube, das hängt jetzt vor allem von uns ab. Gestern sind zwei Dinge geschehen, von denen ich euch berichten muss. Ich bin mit einem Mann aus dem Hinterland nach vorn zur Frontlinie gegangen. Wir traten aus dem Wald, stiegen einen Sandwall hinauf und gingen in Deckung. Vor uns lag die Oder mit einer spitz zulaufenden Landzunge. Dort sassen die Deutschen. Ein Stückchen von der Oder entfernt – Küstrin, eine ganz gewöhn-

liche Stadt. Plötzlich spritzte nasser Sand vor uns auf, und da hörte ich auch schon den Schuss: Die Deutschen hatten uns entdeckt und schossen von der Landzunge auf uns.

Vor zwei Stunden haben unsere Aufklärer einen deutschen Obergefreiten gebracht. Der knallte die Hacken zusammen und fragte mich über den Dolmetscher: ‚Wo bin ich, Herr Offizier? Bei Schukows Truppen oder bei Rokossowskis Bande?‘ Ich lachte und antwortete dem Deutschen: ‚Sie sind bei den Truppen der Ersten Weissrussischen Front, die von Marschall Schukow befehligt wird. Aber warum nennen Sie Marschall Rokossowskis Truppen eine Bande?‘ Darauf der Obergefreite: ‚Sie halten im Kampf die Regeln nicht ein. Deshalb nennen die deutschen Soldaten sie eine Bande.‘

Eine weitere Neuigkeit. Mein Adjutant Kolja Kowalenko wurde am Arm verwundet, ist aber aus dem Lazarett wieder ausgebüxt. Ich habe ihm deswegen Vorwürfe gemacht. Er fluchte nur und sagte: ‚Sie nehmen mir die Ehre, mit unseren Jungs als einer der Ersten in Berlin einzuziehen.‘ ... Bis zum Wiedersehen küsse ich euch alle. Euer Pjotr.»<sup>35</sup>

Für die vaterlandstreue Mehrheit war das rasche Vor rücken der Westalliierten die grösste Sorge. Die Politverwaltung der Neunundsechzigsten Armee berichtete, dass Soldaten erklärten: «Wir kommen zu langsam voran, und die Deutschen werden ihre Hauptstadt den Engländern und Amerikanern ausliefern.»<sup>36</sup>

Komsomolzen der Vierten Gardepanzerarmee bereiteten sich auf die Offensive vor, indem sie erfahrene Soldaten baten, den Neulingen zu sagen, wie es in einer heissen Schlacht zugeht. Sie halfen auch solchen, die halbe Analphabeten waren, Briefe nach Hause zu schreiben. Besonders stolz waren sie darauf, mit ihrem Sold einen eigenen Panzer T-34 bezahlt zu haben. Dieser, der nun «Komsomolez» hiess, hatte «schon einige feindliche Panzer und andere gepanzerte Fahrzeuge zerstört und viele Fritzen unter seinen Ketten zermalmt».<sup>37</sup> Auf Treffen von Parteimitgliedern wurden diese ermahnt, alle Kommunisten hätten die Pflicht, sich gegen das «Plündern und Saufen zu wenden».<sup>38</sup>

In Artillerieregimentern wurde «besonders darauf geachtet, Ersatz für Gefallene bereit zu haben». Man erwartete ein starkes Ansteigen der Verluste, je näher man Berlin kam, denn die Geschützmannschaften mussten nun aus ungedeckten Stellungen schiessen. Daher übte jedes Mitglied einer Besatzung die Übernahme der Aufgaben der anderen. In jedem Regiment wurde eine Reserve von trainierten Geschützbedienungen ausgebildet.<sup>39</sup>



Um die Geheimhaltung zu wahren, «wurde die örtliche Bevölkerung 20 Kilometer hinter das Frontgebiet gebracht». Funkstille wurde angeordnet und an jedem Feldtelefon ein Schild mit der Aufschrift angebracht: «Sprich nicht von Dingen, von denen du nicht sprechen sollst».<sup>40</sup>

Zu den Vorbereitungen auf deutscher Seite gehörte vor allem, dass man noch einmal auf die Strafen hinwies, die – ungeachtet von Rang und Namen – jeden samt Familie traf, der seine Pflicht verletzte. Es erging die Bekanntmachung, dass der Kommandant von Königsberg, General Lasch, in Abwesenheit zum Tod durch Erhängen verurteilt und seine gesamte Familie nach dem Sippenhaftgesetz verhaftet worden sei. Diesem Gesetz zufolge wurden die nächsten Angehörigen von Verrätern an der Sache des Nationalsozialismus stets mitbestraft.

Der Todeskampf Ostpreussens drückte auf die Stimmung in Berlin beinahe ebenso wie die Bedrohung von der Oder. Am 2. April begann die sowjetische Artillerie das Zentrum von Königsberg sturmreif zu schiessen. Der Oberleutnant der Artillerie Inosemzew schrieb am 4. April in sein Tagebuch, 60 Geschosse seiner Batterie hätten eine Festungsanlage in «einen Haufen Steine» verwandelt.<sup>41</sup> Der NKWD sorgte dafür, dass niemand entkam. «In Königsberg eingeschlossene Soldaten ziehen Zivilkleidung an, um aus der Stadt zu entkommen. In Ostpreussen müssen die Personalpapiere schärfer kontrolliert werden.»<sup>42</sup>

«Die Luftwaffe ist sehr wirksam», notierte Inosemzew am 7. April. «Wir setzen massiv Flammenwerfer ein. Wenn sich in einem Haus auch nur ein einziger Deutscher aufhält, dann treibt ihn das Feuer heraus. Um Treppenaufgänge oder Etagen wird kaum gekämpft. Schon jetzt ist klar, dass der Sturm auf Königsberg als klassisches Beispiel für die Eroberung einer Grossstadt in die Geschichte eingehen wird.» Als am nächsten Tag sein Genosse Safonow fiel, feuerte das Regiment zu seinen Ehren eine Salve auf die Zitadelle.<sup>43</sup>

Beschuss und Bombardierungen richteten schreckliche Zerstörungen an. Tausende Soldaten und Zivilisten wurden unter den Trümmern begraben. «Der Geruch des Todes liegt in der Luft», schrieb Inosemzew. «Das ist wörtlich gemeint, denn unter den Häuserruinen verwesen Tausende von Leichen.» Als die noch vorhandenen Keller von Verwundeten überquollen, sah General Lasch ein, dass jeder Widerstand hoffnungslos war. Die Elfte Gardarmee und die Dreiundvierzigste Armee kämpften schon mitten in

der Stadt. Selbst Gauleiter Kochs Stellvertreter drängte jetzt darauf, Königsberg aufzugeben, aber inzwischen war man auch von der Halbinsel Samland abgeschnitten. Die Eingeschlossenen versuchten noch einmal eine Gegenattacke, um einen Durchbruch zu erzwingen, aber diese brach im Chaos der Nacht zum 8. April zusammen. Durch den Beschuss waren viele Strassen verschüttet. Die örtliche Parteileitung hatte, ohne Lasch zu informieren, die Zivilbevölkerung angewiesen, sich auf den Durchbruch vorzubereiten. Doch die Menschenansammlung wurde von den sowjetischen Artilleriebeobachtern bemerkt. Sowjetische Granaten richteten unter ihnen ein Massaker an.

Am nächsten Tag lag die Stadt unter so dicken Rauchschwaden, dass nur noch die Leuchtpuren der Katjuschas zu sehen waren. Die Zivilisten, die noch am Leben waren, hängten weisse Tücher aus den Fenstern und versuchten sogar, die Soldaten zu entwaffnen. Nun wusste Lasch, dass das Ende gekommen war. Aus dem Reich war keine Hilfe mehr zu erwarten. Noch mehr sinnlose Leiden wollte er den Einwohnern und Flüchtlingen nicht zumuten. Allein die SS wollte weiterkämpfen, war aber selbst nicht mehr in der Lage dazu. Am Morgen des 10. April erschienen Lasch und weitere deutsche Offiziere als Parlamentäre in Marschall Wassilewskis Hauptquartier. Die überlebenden Truppen – insgesamt etwa 30'000 Mann - zogen geschlossen in die Gefangenschaft. Uhren und andere Wertsachen wurden ihnen sofort von Rotarmisten abgenommen, die bereits den Alkohol entdeckt hatten. Niemand unternahm etwas dagegen, dass in der zerstörten Stadt Frauen und Mädchen vergewaltigt wurden.

Inosemzew fuhr durch die rauchenden Trümmer, die einmal die Hauptstadt Ostpreussens gewesen waren. «Ein Bronzebismarck starrte mit einem Auge – eine Granate hatte ihm einen Teil des Kopfes weggesprengt – auf das sowjetische Mädchen, das den Verkehr regelte, auf die Fahrzeuge der Roten Armee und die Patrouillen, die darauf sassen. Er schaute, als wollte er fragen: ‚Was machen diese Russen hier? Wer hat das erlaubt?‘»<sup>44</sup>

Das Ende von Ostpreussen und Pommern wurde schliesslich auf schreckliche Weise besiegelt. In der Nacht des 16. April versenkte ein sowjetisches U-Boot das Lazarettsschiff «Goya» mit über 7'000 Flüchtlingen an Bord. Nur 165 Menschen wurden gerettet.<sup>45</sup>

Jeden Augenblick wurde nun der Angriff auf Berlin erwartet. Am 6. April notierte man im Kriegstagebuch des Hauptquartiers der Heeresgruppe Weich-

sel: «Bei Neunter Armee lebhaftere Feindbewegungen. Mot.- und Kettengeräusche im Reitwein-Sektor südwestlich von Küstrin und im Nordosten bei Kienitz.» Man ging davon aus, dass die Attacke binnen zwei Tagen erfolgen werde.<sup>46</sup>

Fünf Tage später warteten sie aber immer noch. General Krebs in Zossen funkte am 11. April an Heinrici: «Führer erwartet russischen Grossangriff auf Heeresgruppe Weichsel am 12. oder 13. April.»<sup>47</sup> Am nächsten Tag wies Hitler Krebs an, Heinrici telefonisch Folgendes mitzuteilen: «Daraus schliesst der Führer instinktiv, dass der Angriffstermin in ein bis zwei Tagen, also am 13. oder 14., sein wird.»<sup>48</sup> Hitler hatte ein Jahr zuvor schon einmal versucht, das exakte Datum der Landung der Alliierten in der Normandie vorauszusagen, und war mit seiner Prognose gescheitert. Nun wollte er seine Claqueure erneut mit seinem Weitblick beeindrucken. Offenbar war das eine der letzten Möglichkeiten, den Anschein zu erwecken, er habe die Dinge noch unter Kontrolle.

Am Abend des 12. April gab die Berliner Philharmonie ihr letztes Konzert. Albert Speer, der es organisiert hatte, lud Grossadmiral Dönitz und auch Hitlers Adjutanten, Oberst von Below, dazu ein. Allen Stromsperrern zum Trotz erstrahlte der Saal bei dieser Gelegenheit noch einmal im alten Glanz. «Das Konzert versetzte uns in eine andere Welt», schrieb Below. Auf dem Programm standen Beethovens Violinkonzert, Bruckners 8. Symphonie (Speer behauptete später, das sei sein Warnsignal an die Musiker gewesen, sofort nach der Aufführung aus Berlin zu fliehen, um nicht noch zum Volkssturm eingezogen zu werden) – und das Finale von Wagners «Götterdämmerung».<sup>49</sup> Wenn auch Wagner die Zuhörer nicht in die Realität zurückgebracht haben sollte, so hielt die Euphorie doch nicht lange an. Es heisst, von der Parteizentrale beordnete Hitlerjungen in Uniform hätten nach dem Konzert vor den Ausgängen mit Körben voller Zyanidkapseln gestanden und diese den Besuchern angeboten.<sup>50</sup>

Als der Angriff am 14. April immer noch nicht erfolgt war, gab Hitler einen Tagesbefehl an die Heeresgruppe Weichsel aus. Wie zu erwarten war, hiess es darin: «Wer in diesem Augenblick seine Pflicht nicht erfüllt, handelt als Verräter an unserem Volk.» Der geschichtlichen Fakten nicht achtend, verstieg sich der «grösste Feldherr aller Zeiten» zu einem Vergleich mit dem Scheitern der Türken vor Wien: «Der Bolschewist wird dieses Mal das alte Schicksal Asiens erleben.»<sup>51</sup> Aber Wien war gerade von den Horden aus dem Osten erobert worden, und es gab keine Hoffnung, es je zurückzuerlangen.

Am nächsten Tag beschrieb ein 16-jähriger Berliner namens Dieter Borkowsky, was er in einem überfüllten S-Bahnzug am Anhalter Bahnhof erlebte. «Den Menschen stand der Schreck ins Gesicht geschrieben. Da war nur noch Wut und Verzweiflung. Solche Flüche hatte ich noch nie gehört. Plötzlich rief jemand in all dem Lärm: ‚Ruhe!‘ Ich erblickte einen kleinen, verschmutzten Soldaten mit zwei Eisernen Kreuzen und dem Deutschen Kreuz in Gold. An seinem Ärmel ein Abzeichen mit vier Panzern, was bedeutete, dass er diese aus nächster Nähe vernichtet hatte. ‚Ich will euch etwas sagen, rief er, und im Wagen wurde es still. ‚Auch wenn ihr es nicht mehr hören könnt – hört auf zu jammern. Wir müssen diesen Krieg gewinnen. Wir dürfen den Mut nicht sinken lassen. Wenn die anderen siegen und uns auch nur einen Bruchteil dessen antun, was wir in den besetzten Gebieten angerichtet haben, dann wird in einigen Wochen kein einziger Deutscher mehr am Leben sein.‘ Im Wagen wurde es so still, dass man eine Stecknadel hätte fallen hören können.»<sup>52</sup>

## Die Amerikaner an der Elbe

Als die Armeen der Alliierten dem Herzen Deutschlands von allen Seiten immer näher rückten, hiess es in Berlin: «Optimisten lernen Englisch und Pessimisten Russisch.»<sup>1</sup> Aussenminister Joachim von Ribbentrop, dem jeder Sinn für Humor fehlte, erklärte bei einem diplomatischen Essen: «Deutschland hat den Krieg verloren, aber es steht immer noch in seiner Macht zu entscheiden, gegen wen es ihn verloren hat.»<sup>2</sup> Das war es, was Stalin Anfang April so grosse Sorgen bereitete.

Nachdem Models Heeresgruppe B mit über 300'000 Mann am 2. April im Ruhrgebiet eingekesselt war, stürmten die Divisionen von Simpsons Neunter US-Armee in Richtung Elbe vor. Diese Truppen und ihr Oberbefehlshaber waren überzeugt, ihr Ziel sei die Reichshauptstadt. Nach dem Streit mit den Briten hatte Eisenhower die Einnahme Berlins als eine klare Möglichkeit offen gelassen. Im zweiten Teil der Befehle an Simpson wurde die Neunte Armee angewiesen, «jede Gelegenheit zu nutzen, um jenseits der Elbe einen Brückenkopf zu errichten und dann bereit zu sein, auf Berlin oder in den Nordosten vorzurücken».

Die 2. Panzerdivision, «Hölle auf Rädern» genannt, war die schlagkräftigste der ganzen US-Bodenstreitkräfte. In ihr diente eine grosse Zahl harter Männer aus dem Süden, die sich während der Weltwirtschaftskrise hatten anwerben lassen. Der Kommandeur, Generalmajor Isaac D. White, hatte den Weg nach Berlin seit Langem geplant. Bei Magdeburg wollte er die Elbe überqueren. Die Achse des Vorstosses der Neunten US-Armee sollte die Autobahn bilden, die zur Hauptstadt führte. Schärfste Rivalin in diesem Rennen war die 83. Infanteriedivision, Spitzname «Lumpenzirkus», weil sie ein buntes Sammelsurium von Beutefahrzeugen mitführte, die man olivgrün gespritzt und mit einem weissen Stern gekennzeichnet hatte. Beide Divisionen erreichten am 5. April die Weser.

Nördlich davon rollte die 5. Panzerdivision in Richtung Tangermünde. Auf

der linken Flanke von Simpsons Front stiessen die 84. und die 102. Infanteriedivision in Richtung des Zusammenflusses von Elbe und Havel vor. Hin und wieder bremste Widerstand, meist von SS-Einheiten, das Tempo des Vormarschs, aber die meisten deutschen Truppen ergaben sich voller Erleichterung. Die amerikanischen Panzerbesatzungen hielten nur, wenn sie tanken oder ihre Fahrzeuge wieder instandsetzen mussten. Die Männer waren verdreckt und unrasiert. Der Adrenalinausstoss hatte jedes Schlafbedürfnis vertrieben. Die 84. Division stoppte kurz, als sie den Befehl erhielt, Hannover einzunehmen. Aber 48 Stunden später war sie schon wieder marschbereit. Am 8. April, einem Sonntag, suchte Eisenhower den Divisionskommandeur, Generalmajor Alexander Bolling, in Hannover auf.

«Alex, was ist Ihr nächstes Ziel?», fragte Eisenhower.

«General, wir drängen weiter vorwärts. Unser Ziel ist Berlin, und nichts kann uns aufhalten.»

«Bleiben Sie dran», sagte der Oberbefehlshaber und legte dem General die Hand auf die Schulter. «Ich wünsche Ihnen alles Glück der Welt. Lassen Sie sich von niemandem stoppen.»<sup>3</sup> Für Bolling war das die klare Bestätigung, dass es in der Tat nach Berlin ging.

Links von der Neunten US-Armee hatte die Zweite Britische Armee unter General Dempsey inzwischen Celle erreicht und stand kurz davor, das KZ Bergen-Belsen zu befreien. Rechts von Simpson bewegte sich die Erste Armee unter General Hodges auf Dessau und Leipzig zu. Am weitesten stiess die Dritte Armee unter General George Patton vor. Sie gelangte bis in den Harz, Leipzig liess sie südlich liegen. Am Donnerstag, dem 5. April, schrieb Martin Bormann in sein Tagebuch: «Die Bolschewiken bei Wien. Die Amerikaner im Thüringer Wald.»<sup>4</sup> Nichts hätte treffender beschreiben können, wie Grossdeutschland zerbrach.

Das Tempo von Pattons Vormarsch hatte eine unbeabsichtigte Nebenwirkung. Die SS, häufig unterstützt von örtlichen Volkssturmeinheiten, verübte eine Reihe von Massakern an KZ-Häftlingen und Zwangsarbeitern. In einer Fabrik im Leipziger Vorort Thekla, in der Flugzeugtragflächen hergestellt wurden, trieben SS und Volkssturm 300 Zwangsarbeiter in ein einzeln stehendes Gebäude. Alle Fenster wurden verbarrikadiert, dann warf die SS Brandsätze hinein. Wem es dennoch gelang herauszukommen, der wurde mit Maschinengewehren niedergemäht. Drei Franzosen überlebten. Im Hof des Leipziger Gefängnisses wurden über 100 Gefangene aus Staaten der Alliierten hingerichtet, darunter mehrheitlich politische Häftlinge

aus Frankreich. Eine Kolonne von 6'500 Frauen aus aller Herren Länder, die in den Fabriken der HASAG-Gruppe, zwei Kilometer nordöstlich von Leipzig, schuftete, wurde auf den Marsch nach Dresden getrieben. Aufklärungsmaschinen der Alliierten entdeckten den Zug. Häftlinge, die vor Schwäche nicht mehr weiter konnten, wurden von den SS-Wachen erschossen und in die Strassengräben geworfen. Die Strasse, gesäumt von blau-weiss gestreiften Häftlingsanzügen, «zeugte vom Schicksal dieser unglücklichen Frauen».<sup>5</sup>

In Süddeutschland stiessen inzwischen General Devers' Sechste Heeresgruppe, bestehend aus der Siebten Armee unter General Patch und der Ersten Französischen Armee unter General Lattre de Tassigny, durch den Schwarzwald vor. Ihre linke Flanke erreichte Schwaben. Nach der Eroberung von Karlsruhe marschierten sie auf Stuttgart. Eisenhower, der immer noch die Errichtung einer Alpenfestung befürchtete, liess beide Armeen nach Südosten in Richtung Salzburg einschwenken. Im Donautal sollten sie sich mit sowjetischen Truppen vereinigen.

Die deutsche Zivilbevölkerung bestaunte die amerikanischen Soldaten. Die GIs, die lässig in ihren Jeeps hockten, rauchten oder Kaugummi kauten, entsprachen so gar nicht dem Bild der Deutschen von einem Soldaten. Ihre olivgrünen Fahrzeuge, ja selbst ihre Panzer trugen die Namen ihrer Mädchen. In manch anderen Dingen wiederum waren sie echte Krieger. Hatte sich bereits die Wehrmacht beim Rückzug schamlos am Eigentum ihrer Landsleute bedient, so waren jetzt die Befreier mit dem Plündern an der Reihe.

Diese hatten offenbar schon damit begonnen, bevor sie überhaupt die deutsche Grenze überschritten. «Es gibt eindeutige Erkenntnisse darüber», hiess es in einem amerikanischen Bericht über die Kämpfe in den Ardennen, «dass US-Truppen in beträchtlichem Umfang Eigentum der belgischen Zivilbevölkerung requiriert haben.»<sup>6</sup> Dabei waren sogar Tresore mit Sprengladungen geöffnet worden. Als die Amerikaner dann in Mittel- und Süddeutschland einrückten, stellte die US-Militärpolizei an Ortseingängen Schilder auf, auf denen es hiess: «Rasen, Plündern und Verbrüdern verboten». Ihre Wirkung war eher gering.<sup>7</sup>

Weiter nördlich schrieb ein Offizier der schottischen Garden, der später Richter wurde, das Codewort für die Überquerung des Rheins, «Operation Raubzug», sei höchst zutreffend gewesen. Er schildert, wie die zerborstenen

Schaufenster von Läden regelrecht zum Plündern einladen. «Man konnte nicht viel mehr tun, als den Raub auf kleine Artikel beschränken. Am besten hatten es die Panzersoldaten, denn die konnten alles abtransportieren – von der Schreibmaschine bis zum Radio. ... Ich fluchte auf meinen Zug, weil die Männer die Häuser nicht räumten, sondern ausraubten. Aber dann bemerkte ich, dass ausgerechnet mir selbst zwei erbeutete Ferngläser am Hals baumelten!»<sup>8</sup>

Selbstständig agierende Einheiten, die Sonderaufträge ausführten, konnten noch ganz anderen Ambitionen nachgehen. Ein Offizier berichtete, dass «Monty bei Plünderungen sehr unangenehm werden» konnte. Feldmarschall Alexander sah derartige Dinge offenbar «viel lockerer».<sup>9</sup> Es gab Fälle, da in deutschen Herrenhäusern seltener Schmuck mit vorgehaltener Waffe erbeutet wurde. Eine Sonderabteilung entdeckte einen Stapel Gemälde, die Görings Frau zusammengerafft hatte. Der Kommandeur bestand darauf, zunächst sich selbst zu bedienen, dann durften seine Offiziere ihre Wahl treffen. Die Bilder wurden aus den Rahmen genommen, zusammengerollt und in den Geschützrohren versteckt.

Die Einstellung zu diesem Krieg war in den verschiedenen Armeen durchaus unterschiedlich. Idealistische Amerikaner und Kanadier sahen es als ihre Pflicht an, die Alte Welt zu retten und dann so rasch wie möglich nach Hause zurückzukehren. Kameraden, die zynischer dachten, waren bald tief in Schwarzmarktgeschäfte verstrickt. Besonders französische Offiziere wollten sich auf diese Weise für die Demütigung von 1940 rächen und ihren Nationalstolz zurückgewinnen. Ein frisch gebackener Offizier der britischen Armee mochte zunächst glauben, er sei «in einen Kampf auf Leben und Tod für Demokratie und Freiheit in der Welt» gezogen. Stattdessen musste er bald erkennen, dass der Krieg «in der Regimentsgeschichte eher als sportlicher Wettkampf gegen einen einigermaßen fairen Gegner betrachtet» wurde.<sup>10</sup> Es versteht sich, dass diese Einstellung von der Sicht der Russen um Welten entfernt war.

Das plötzliche Vorrücken der Amerikaner in Mitteldeutschland löste im Kreml höchstes Misstrauen und zugleich moralische Entrüstung aus. Die sowjetische Führung, die sich so häufig darüber beklagt hatte, wie langsam und zögernd die Westalliierten die zweite Front errichteten, war nun entsetzt bei dem Gedanken, diese könnten als Erste in Berlin sein. Die grosse Luftüberlegenheit der Verbündeten, die Tatsache, dass deutsche Truppen



Typhoons und Mustangs weit mehr fürchteten als die sowjetischen «Sturm-vögel», wurde in Moskau geflissentlich übersehen. Stalin, der natürliche Erklärungen häufig ignorierte, konnte es einfach nicht fassen, dass die Deutschen sich lieber den Westalliierten ergaben als der Roten Armee, von der schwere Vergeltung zu erwarten war, was die Besiegten ja bereits am eigenen Leib zu spüren bekommen hatten.

«Amerikanische Panzersoldaten spazieren durch den malerischen Harz», schrieb Ilja Ehrenburg in der *Krassnaja Swesda*. Die Deutschen ergaben sich, witzelte er sarkastisch, «mit fanatischer Beharrlichkeit». Sie behandelten die Amerikaner, als kämen sie aus «einem neutralen Land».<sup>11</sup> Botschafter Averell Harriman erregte sich am meisten über die Bemerkung, dass die Amerikaner «mit dem Fotoapparat siegen».<sup>12</sup>

Stalin, der wieder einmal von sich auf andere schloss, argwöhnte, um als Erste Berlin zu erreichen, könnten die Westalliierten versuchen, mit Teilen des Naziregimes einen Handel zu schliessen. Allen Dulles' Gespräche mit SS-Obergruppenführer Wolff in Bern über eine Kapitulation in Italien waren ihm für ein derartiges Doppelspiel Beweis genug. In der Tat hatte auch bereits ein Vertreter Kaltenbrunners Dulles aufgesucht und erklärt, die SS plane einen Putsch gegen die Führung in Berlin und jene Fanatiker in den eigenen Reihen, die den Krieg fortsetzen wollten. Danach könnte die SS «für eine geordnete Übergabe der Verwaltungsfunktionen an die Westmächte sorgen».<sup>13</sup> Dieser Abgesandte bot auch an, Amerikanern und Briten die Westfront zu öffnen und alle deutschen Truppen von dort nach Osten zu werfen. Das war genau das Szenarium, das Stalin fürchtete. Zum Glück erfuhr er davon erst wesentlich später. Aber er hatte erfahren, dass amerikanische und britische Fallschirmjäger bereitstanden, um über Berlin abzuspringen, sollte das Machtgefüge dort plötzlich zusammenbrechen. Und in der Tat hatten die 101. US-Fallschirmjägerdivision bereits den Flugplatz Tempelhof, die 82. Division das Flugfeld bei Gatow und eine britische Division das bei Oranienburg als Landeplatz anvisiert. Aber seit der Entscheidung, an der Elbe Halt zu machen, hing die ganze Operation in der Luft. Wie dem auch sei, alle diese Pläne hatten mit den Sondierungen der Deutschen nichts zu tun. Seit Roosevelt und Churchill in ihrer Erklärung von Casablanca die bedingungslose Kapitulation Deutschlands gefordert hatten, war keinem von beiden ernsthaft in den Sinn gekommen, mit Naziführern irgendwelche Geheimabkommen zu tätigen.

Roosevelts und Eisenhowers Optimismus vom Februar und März, sie

könnten Stalins Vertrauen gewinnen, erwies sich in der ersten Aprilwoche als verfehlt. Wie bereits erwähnt, liess Eisenhower Stalin in seiner umstrittenen Botschaft vom 28. März seine exakten Pläne in allen Einzelheiten zukommen. Eine Gegenleistung erhielt er dafür nicht. Stattdessen führte ihn Stalin vorsätzlich hinters Licht, als er am 1. April erklärte, Berlin habe seine bisherige strategische Bedeutung verloren. Er behauptete, die sowjetische Offensive werde wahrscheinlich in der zweiten Maihälfte (und nicht Mitte April) erfolgen, die Rote Armee konzentriere den Hauptschlag weiter südlich, um sich mit seinen Truppen zu vereinen. Gegen Berlin würden nur «zweitrangige Kräfte» eingesetzt.

Eisenhower, der den Betrug nicht erkannte, teilte Montgomery kurz und knapp mit, Berlin sei «nur noch ein Ort auf der Landkarte». Unterstützt von General Marshall, wies er auch Churchills Forderung zurück, Amerikaner und Briten sollten «den Russen so weit im Osten wie möglich die Hände reichen». Er wollte sich absolut nicht Churchills Standpunkt zu Eigen machen, solange über Berlin die deutsche Flagge wehe, sei es «der entscheidende Punkt in Deutschland». Eisenhower blieb stur bei seiner Meinung, die Achse Leipzig – Dresden, die Deutschland in zwei Teile zerschneidet, sei wichtiger. Nach seiner Überzeugung sah Stalin das genauso.

Eisenhower liess sich auch von Stalins Manövern in Polen nicht beeindrucken. Churchills schlimmste Befürchtungen bewahrheiteten sich, als 16 führende Vertreter polnischer demokratischer Parteien, die man mit dem Versprechen freien Geleits zu Verhandlungen mit Schukow eingeladen hatte, Ende März kurzerhand vom NKWD festgenommen und nach Moskau gebracht wurden. Stalin aber blieb nervös, auch wenn Eisenhower seine Lügen geschluckt hatte. Vielleicht glaubte er in seiner Paranoia, jener treibe mit ihm ein doppeltes Spiel. Für alle Fälle wollte er bei den Amerikanern Schuldgefühle wecken. In einem dramatischen Telegramm an Roosevelt vom 7. April erregte er sich noch einmal über die deutschen Angebote an Dulles in der Schweiz. Ausserdem wies er darauf hin, dass die Rote Armee mit weit mehr deutschen Divisionen konfrontiert war als die Westalliierten. «[Die Deutschen] ringen weiterhin so verbittert mit den Russen um jede obskure Strassenkreuzung in der Tschechoslowakei, die sie so wenig brauchen wie ein Toter kalte Umschläge», schrieb Stalin an den Präsidenten, «aber sie geben ohne jeden Widerstand so wichtige Städte in Mitteldeutschland wie Osnabrück, Mannheim und Kassel auf. Finden Sie nicht, dass ein derartiges Verhalten mehr als merkwürdig und unverständlich ist?»

Indessen schien Hitlers Fehlentscheidung, die Sechste SS-Panzerarmee bei Wien zu belassen, während Berlin aufs Höchste bedroht war, die Theorie von einer Alpenfestung zu bestätigen. Der gemeinsame Aufklärungsausschuss des Vereinigten Generalstabs räumte am 10. April ein, es seien keine Belege dafür vorhanden, «dass die Strategie des deutschen Oberkommandos darauf hinausläuft, letztlich in einem so genannten Nationalen Bollwerk Zuflucht zu suchen». Weiter aber hiess es, Ziel eines solchen Bollwerks könnte es sein, den Krieg bis zum nächsten Winter hinzuziehen, weil man hoffe, dass es dann zu einer Spaltung zwischen den Westalliierten und der Sowjetunion kommen werde.<sup>14</sup> Allerdings hätte man einen anderen Bericht vom selben Tag mit dieser erstaunlich tief sitzenden Vorstellung konfrontieren können: «Die Befragung verschiedener deutscher Generäle und hoher Beamter, die kürzlich gefangen genommen wurden, hat ergeben, dass keiner von ihnen von einem Nationalen Bollwerk je etwas gehört hat. Sie alle halten einen derartigen Plan für lächerlich und undurchführbar»<sup>15</sup>

Weder Stalin noch Churchill bedachten jedoch, dass der amerikanische Präsident gar nicht mehr in der Lage war, ihre Telegramme zu lesen oder gar persönlich zu beantworten. Am 30. März, dem Karfreitag, hatte man Roosevelt mit dem Zug nach Warm Springs in Georgia gebracht. Es war seine letzte Reise. Als man ihn zum Wagen trug, war er kaum noch bei Bewusstsein. Alle, die ihn sahen, waren über seinen Zustand tief erschüttert. Kaum zwei Wochen später starb Roosevelt, und sein Vize Harry Truman wurde der nächste Präsident der Vereinigten Staaten.

Am 11. April erreichten die Amerikaner Magdeburg. Am nächsten Tag erreichten sie südlich von Dessau die Elbe. Pläne wurden erarbeitet, die davon ausgingen, Berlin in 48 Stunden zu erreichen. Das war nicht unmöglich. Den Weg zur Hauptstadt verstellten nur noch wenige Einheiten der Waffen-SS.

Am selben Tag wurden die Deutschen von der Brutalität einer Sendung des französischen staatlichen Rundfunks aus Köln erschüttert: «Deutschland, dein Lebensraum ist jetzt dein Sterbensraum», hiess es dort. Solche Worte hätte man eher von Ilja Ehrenburg erwartet.<sup>16</sup>

Von ihm erschien an jenem Tag in der *Krassnaja Swesda* der letzte und umstrittenste Artikel über den Krieg. Die Überschrift lautete knapp «Es reicht». «Deutschland stirbt einen elenden Tod – ohne Pathos und Würde», schrieb Ehrenburg. «Denken wir nur an die pompösen Aufmärsche, die

Kundgebungen im Berliner Sportpalast, wo Hitler brüllte, er werde die ganze Welt erobern. Wo ist er jetzt? In welchem Loch? Er hat Deutschland an den Rand des Abgrunds geführt, aber jetzt ist er verschwunden.» Und für Ehrenburg war klar: «Deutschland gibt es nicht mehr, nur noch eine riesige Bande.»

Das war der Artikel, in dem Ehrenburg bitter feststellte, dass Deutschland im Osten Widerstand leiste und sich im Westen ergebe. Er erinnerte an die «schrecklichen Wunden Russlands», von denen die westlichen Alliierten nichts wissen wollten. Dann erwähnte er die wenigen deutschen Brutalitäten in Frankreich, beispielsweise das Massaker von Oradour. «In Frankreich gibt es vier solche Dörfer. Aber wie viele sind es in Weissrussland? Wie viele solcher Dörfer im Leningrader Gebiet?..,»<sup>17</sup>

Ehrenburgs aufwieglerische Worte standen häufig im Widerspruch zu seiner wahren Meinung. In seinem Artikel äusserte er sich betont nachsichtig über Plündererei: «Was ist dabei, wenn deutschen Frauen Pelzmäntel und Silberlöffel gestohlen werden?...» Im Sprachgebrauch der Roten Armee schloss der Begriff des Plünderens aber in der Regel Vergewaltigung mit ein. Im Gegensatz dazu hatte Ehrenburg kurz zuvor in einer Rede vor Offizieren der Militärakademie Frunse das Plündern und Marodieren der Roten Armee in Ostpreussen kritisiert und auf die «äusserst niedrige» Kultur der Truppen zurückgeführt. Zum Thema Vergewaltigung bemerkte er allerdings nur, dass die sowjetischen Soldaten «die ‚Avancen‘ deutscher Frauen nicht gerade zurückweisen». SMERSCH-Chef Abakumow erstattete Stalin Meldung über Ehrenburgs «unkorrekte Ansichten». Der sah diese prompt als «politisch schädlich» an. Zusammen mit einem ähnlichen Bericht über Ostpreussen, den Graf von Einsiedel vom Nationalkomitee Freies Deutschland schrieb, kam dadurch aber eine Kette von Entwicklungen und Diskussionen in Gang, die schliesslich zu einem grundsätzlichen Umsteuern in der sowjetischen Politik führten.<sup>18</sup>

Inhalt und Ton des Artikels vom 12. April waren nicht blutrünstiger als Ehrenburgs frühere Ergüsse, aber zu seinem Schrecken gab es nun Kritik von höchster Stelle, was eine Änderung der Parteirichtung ankündigte. Ehrenburg musste später erkennen, dass er, der willig die Geissel der Deutschen gespielt hatte, unter diesen Umständen der beste Anwärter für einen Sündenbock war. Reichlich spät hatte die sowjetische Führung erkannt, dass der Schrecken, den die Übergriffe der Roten Armee auf die Zivilbevölkerung verbreiteten, den Feind zu noch hartnäckigerem Widerstand

motivierte und ausserdem für die Besetzung Deutschlands nach dem Krieg Komplikationen schaffen konnte. Ehrenburg schrieb später, man wollte den Kampfeswillen des Feindes untergraben, indem man «den einfachen Soldaten, die Hitlers Befehle ausgeführt hatten, Straffreiheit versprach».<sup>19</sup>

Am 14. April antwortete der Chefideologe des Zentralkomitees und Chef der sowjetischen Propaganda, Georgi Alexandrow, in der *Prawda* mit einem Artikel unter der Überschrift «Genosse Ehrenburg vereinfacht». In einem verdächtig bedeutsamen Text, der zweifellos von Stalin redigiert, wenn nicht sogar dem Verfasser in die Feder diktiert worden war, wies Alexandrow Ehrenburgs Erklärung für das rasche Aufgeben der Deutschen im Westen und seine Beschreibung Deutschlands als «eine riesige Bande» zurück. Während einige deutsche Offiziere «weiter für das Kannibalenregime kämpfen, legen andere [die Verschwörer vom 20. Juli] Bomben gegen Hitler und dessen Clique oder fordern die Deutschen [General von Seydlitz und der Bund Deutscher Offiziere] auf, die Waffen niederzulegen. Die Gestapo jagt jeden Gegner des Regimes, aber das geringe Echo, das die Appelle finden, solche Menschen anzuzeigen, beweist, dass nicht alle Deutschen gleich sind. Die Naziregierung beschwört verzweifelt die nationale Einheit. Die Dringlichkeit dieser Appelle beweist nur, wie wenig Einheit da noch ist.» Alexandrow zitierte Stalins Wort: «Die Hitler kommen und gehen, aber Deutschland und das deutsche Volk bleiben.» Diese Losung stammte bereits vom 23. Februar 1942, kam aber erst 1945 wirklich in Umlauf.<sup>20</sup>

Alexandrows Artikel wurde von Radio Moskau verbreitet und in der *Krassnaja Swesda* nachgedruckt. Ehrenburg war am Boden zerstört und politisch zum Abschuss freigegeben. Auf seinen Brief an Stalin, in dem er sich gegen solche Ungerechtigkeit wehrte, erhielt er nie eine Antwort. Sicher war ihm damals nicht klar, dass man ihn für Kritik an der Roten Armee von anderer Seite und für die Unfähigkeit der Offiziere verantwortlich machte, ihre Männer zu kontrollieren. In einer seiner Reportagen hatte er eine Szene beschrieben, da ein sowjetischer General einem Soldaten Vorhaltungen machte, weil der sich ein Stück Leder aus einem Sofa herauschnitt. Der General meinte, das Möbel könnte noch von einer Familie in der Sowjetunion benutzt werden. Darauf hatte der Soldat erwidert: «Vielleicht wird Ihre Frau darauf sitzen, meine bestimmt nicht», und weiter an dem Sofa herumgesäbelt. Der schwerwiegendste Vorwurf gegen Ehrenburg in Abakumows Bericht an Stalin lautete jedoch, er habe vor Offizieren der Militärakademie Frunse geäußert: «Die Russen, die aus der ‚Sklaverei‘ zu-

rückkommen, sehen gut aus. Die Mädchen sind ordentlich gekleidet und ernährt. Unsere Presseartikel über die Leiden der Menschen, die nach Deutschland verbracht wurden, sind nicht überzeugend.»<sup>21</sup> Hätte Ehrenburg in der Armee nicht so grosse Popularität genossen, wäre er sicher in einem Lager verschwunden.

In den Politverwaltungen an der Front breitete sich indessen Unruhe aus. Von dort trafen Berichte ein, laut denen manche Offiziere weiterhin mit Ehrenburg sympathisierten. Sie waren der Meinung, «dass wir rücksichtslos gegen die Deutschen und die Westalliierten vorgehen müssen, die mit den Deutschen zu flirten beginnen». Die Parteilinie aber war klar: «Es ist nicht mehr die Zeit, da wir die Deutschen aus unserem Land vertreiben. Damals war die Losung ‚Töte einen Deutschen, wo du ihn triffst‘ durchaus gerechtfertigt. Jetzt aber kommt es darauf an, den Feind für all seine Untaten einer gerechten Strafe zuzuführen.» Zwar führten die Politoffiziere Stalins Wort von den Hitlern, die kommen und gehen, nun ständig im Munde, aber die Soldaten schien das nicht sehr zu beeindrucken. «Viele Soldaten fragen mich», berichtete ein Politoffizier, «ob Ehrenburg noch schreibt. Sie suchen in jeder Zeitung, die ihnen in die Hände fällt, nach Artikeln von ihm.»<sup>22</sup>

Dieser Kurswechsel unmittelbar vor der letzten Grossoffensive erfolgte für die Frontkämpfer viel zu spät, denen persönlicher Hass und die Propaganda der vergangenen drei Jahre tief in den Knochen sassen. Eine Bemerkung, die diese Haltung unbeabsichtigt, aber überdeutlich demonstriert, stammt von General Maslow, der als Divisionskommandeur unter Schukow diente. Er berichtete von deutschen Kindern, die in einer brennenden Stadt verzweifelt nach ihren Eltern schrien. «Das Erstaunlichste für mich war», schrieb Maslow, «dass sie genauso weinen wie unsere Kinder.»<sup>23</sup> Offenbar hatten nur wenige sowjetische Soldaten und Offiziere die Deutschen bislang als Menschen gesehen. Nachdem die NS-Propaganda alle Slawen zu «Untermenschen» erklärt hatte, war es der sowjetischen Vergeltungspropaganda gelungen, ihren Bürgern einzureden, alle Deutschen seien reissende Bestien.

Für die sowjetischen Behörden gab es aber noch einen weiteren Grund, über den Vormarsch der Westalliierten besorgt zu sein. Sie fürchteten, die Mehrheit der Ersten und Zweiten Polnischen Armee könnte sich den polnischen Truppen anschliessen, die der Londoner Exilregierung die Treue

hielten. Am 14. April sandte Berija Stalin einen Bericht von General Serow, dem Chef des NKWD in Schukows Erster Weissrussischer Front. «Im Zusammenhang mit dem raschen Vorrücken der Alliierten an der Westfront», schrieb dieser, «entwickelt sich unter den Soldaten und Offizieren der Ersten Polnischen Armee eine ungesunde Atmosphäre.»<sup>24</sup> SMERSCH war bereits in Aktion getreten und hatte mit Massenverhaftungen begonnen.

«Die Sicherheitsorgane der Ersten Polnischen Armee», berichtete Serow, «haben fast 2'000 ehemalige Soldaten der Anders-Armee, der ‚Heimatarmee‘ und Soldaten, die enge Verwandte bei Anders‘ Truppen haben, ermittelt und unter Kontrolle genommen.» Die «feindselige Einstellung» dieser Polen gegenüber der Sowjetunion leitete man aus der Tatsache ab, dass sie den sowjetischen Behörden falsche Wohnadressen mitgeteilt hatten, um ihre Familien vor Vergeltungsaktionen zu schützen. Serow teilte allerdings nicht mit, dass 43'000 Angehörige der polnisch-kommunistischen Truppen geradewegs aus dem Gulag kamen, weshalb sie für die Sowjetunion wohl kaum brüderliche Gefühle hegen konnten.<sup>25</sup> In Polen selbst stellte man Angehörige der «Heimatarmee», die den Einheiten des NKWD in die Hände fielen, vor die Wahl, sich entweder den kommunistischen Truppen anzuschließen oder nach Sibirien geschickt zu werden.<sup>26</sup>

Durch Informanten war man bei SMERSCH darüber im Bilde, dass die polnischen Soldaten regelmässig den Londoner Rundfunk hörten. Unter ihnen war auch die Überzeugung verbreitet, dass «die Anders-Armee gemeinsam mit den Briten von der anderen Seite nach Berlin kommt». «Wenn die polnischen Truppen sich dort treffen», teilte ein Offizier einem Informanten im Vertrauen mit, «dann wird die Mehrheit unserer Soldaten und Offiziere zur Anders-Armee überlaufen. Wir haben unter den Sowjets in Sibirien genug gelitten.» Und der Stabschef eines Bataillons zu einem anderen Informanten: «Nach dem Krieg, wenn wir mit Deutschland fertig sind, werden wir gegen Russland kämpfen. Bei den Briten haben wir drei Millionen von Anders‘ Männern.» «Sie drängen uns ihre ‚Demokratie‘ auf», sagte ein Kommandeur in der 2. Artilleriebrigade. «Wenn sich unsere Truppen mit Anders‘ Leuten vereinen, dann ist es aus mit der [sowjetisch kontrollierten] Provisorischen Regierung. Die Londoner Regierung kommt an die Macht, und Polen wird wieder das sein, was es vor 1939 war. England und Amerika werden Polen helfen, die Russen loszuwerden.»

Serow warf den Kommandeuren der Ersten Polnischen Armee vor, «nicht genügend politische Aufklärungsarbeit zu leisten».<sup>27</sup>

Während die Dritte und die Neunte US-Armee in Richtung Elbe stürmten, wurde Generalfeldmarschall Model's Heeresgruppe B im Kessel des Ruhrgebiets im Wesentlichen von der alliierten Luftwaffe aufgerieben. Model war einer der wenigen Armeebefehlshaber, denen Hitler voll vertraute. Andere Generäle hielten ihn allerdings für «extrem hart und skrupellos». Model hiess bei der Truppe nur der «Katastrophengeneral», weil er immer dann an einem Frontabschnitt auftauchte, wenn die Lage dort besonders schlecht war.<sup>28</sup> Das Ruhrgebiet war Model's letzte Katastrophe. Er lehnte ab, sich ausfliegen zu lassen. Als sich seine Truppen am 21. April massenweise zu ergeben begannen, schoss er sich eine Kugel in den Kopf und tat damit genau das, was Hitler von seinen Generälen erwartete.

Vor dem Ende wurde Oberst Günther Reichhelm, der Chef der Operationsabteilung der Heeresgruppe B, mit vielen anderen Schlüsselfiguren aus dem Ruhrkessel ausgeflogen. Von 17 Maschinen erreichten allerdings nur drei den Flugplatz Jüterbog südlich von Berlin. Reichhelm wurde sofort in den Stab des OKH bei Zossen gebracht, wo er vor Erschöpfung zusammenbrach. Als er wieder zu sich kam, sass Guderians früherer Stellvertreter, General Wenck, an seinem Bett. Der war in den Dienst zurückgekehrt, bevor er sich von seinem Autounfall bei der Operation «Sonnenwende» vollständig wieder erholt hatte. Soeben war er zum Befehlshaber der Zwölften Armee ernannt worden. Wenck vermutete, die neue Armee existiere mehr auf dem Papier als in der Realität, obwohl sie den Auftrag hatte, die Front an der Elbe gegen die Amerikaner zu verteidigen.

«Sie kommen mit mir als mein Stabschef», sagte Wenck. Aber zunächst sollte Reichhelm über die Lage der Heeresgruppe B im Ruhrkessel berichten. Zu diesem Zweck beorderte ihn Jodl in den Bunker der Reichskanzlei. Hier sah er sich unvermittelt Hitler, Göring und Grossadmiral Dönitz gegenüber. Er berichtete Hitler, die Heeresgruppe B habe keine Munition mehr, und die verbliebenen Panzer steckten fest, weil ihnen der Treibstoff ausgegangen sei. Hitler schwieg lange. «Generalfeldmarschall Model war mein bester Marschall», sagte er schliesslich. Daraus schloss Reichhelm, Hitler habe nun endlich begriffen, dass alles zu Ende sei. Aber weit gefehlt. Hitler sagte: «Sie sind jetzt der Stabschef der Zwölften Armee. Sie müssen sich von den törichten Weisungen des Generalstabs frei machen. Sie müssen von den Russen lernen, welche die Deutschen vor Moskau mit schierer Willenskraft besiegt haben.»

Dann fuhr Hitler fort, die deutsche Wehrmacht solle im Harz die Wäl-



der fällen, um Pattons Vormarsch aufzuhalten, und dort zum Partisanenkrieg übergehen. Er liess sich eine Karte im Massstab 1:25'000 bringen, wie sie Kompaniechefs benutzen, um zu erklären, was er meinte. Jodl suchte ihm die Sache auszureden, aber Hitler beharrte, er kenne den Harz gut. Jodl, gewöhnlich sehr beherrscht, erwiderte scharf: «Ich kenne zwar das Gelände nicht, aber ich kenne die Lage.» Göring, so berichtet Reichhelm, war inzwischen in einem Sessel eingekickt, das Gesicht mit einer Landkarte bedeckt. Reichhelm hatte den Eindruck, dass er unter Drogen stand. Schliesslich befahl Hitler Reichhelm, zur Zwölften Armee aufzubrechen, zunächst aber nach Döberitz zu fahren, wo er für seine neuen Truppenverband 200 Geländewagen übernehmen sollte.

Reichhelm war erleichtert, dieses Irrenhaus endlich verlassen zu können. In Döberitz bekam er allerdings nur ein Dutzend Fahrzeuge. Noch schwieriger aber war es, Wenck und das Hauptquartier der Zwölften Armee zu finden. Schliesslich entdeckte er es in der Pionierschule Rosslau an der Elbe gegenüber Dessau. Zu seiner grossen Freude stellte er fest, dass der Operationschef Oberst Baron Hubertus von Humboldt-Dachröden, ein alter Freund, war. Die Zwölfte Armee, so hörte er, bestehe aus «erstaunlich willigen jungen Soldaten, die ein halbes Jahr die Offiziersschule besucht haben», ausserdem aus zahlreichen Unteroffizieren mit Fronterfahrung, die gerade aus dem Lazarett entlassen worden waren. Beide Offiziere bewunderten ihren Befehlshaber sehr. Wenck war jung und flexibel, ein guter Feldkommandeur, der seinen Soldaten «in die Augen schauen konnte».<sup>29</sup>

Zwar hatten sie nur ein improvisiertes Hauptquartier mit wenigen Funkgeräten, aber sie konnten das örtliche Telefonnetz benutzen, das noch gut funktionierte. Die Armee war besser versorgt als viele andere, da sich in der Nähe das Munitionslager Altengrabow befand und im Havelsee zahlreiche Flussschiffe und Lastkähne festsassen. Wenck weigerte sich, Hitlers «Nero»-Befehl auszuführen. Er verhinderte die Zerstörung des Kraftwerks Golpa südöstlich von Dessau, das grosse Teile Berlins mit Strom versorgte. Auf Wencks Befehl stellte die Infanteriedivision «Hutten» Wachen aus, um Fanatiker davon abzuhalten, es in die Luft zu sprengen.

Der wichtigste Auftrag der Zwölften Armee lautete, sich auf den Angriff der Neunten US-Armee «entlang und beiderseits der Autobahn Hannover – Magdeburg» vorzubereiten. Man ging davon aus, dass die Amerikaner versuchen würden, auf dem Ostufer der Elbe einen Brückenkopf zu errichten und dann weiter nach Berlin vorzustossen. Der erste Angriff erfolgte je-

doch früher als erwartet. «Am 12. April trafen Berichte über den ersten Feindkontakt bei einem Versuch des Gegners ein, bei Schönebeck und Barby die Elbe zu überqueren.» Die Infanteriedivision «Scharnhorst» versuchte am nächsten Tag mit einem Bataillon und einigen Sturmgeschützen dagegenzuhalten. Am ersten Tag leistete sie erbitterten Widerstand, musste aber bald feststellen, dass der Gegner, insbesondere die US-Luftwaffe, viel zu stark war.<sup>30</sup>

Reichhelm wusste, wenn die Amerikaner ernsthaft darangingen, die Elbe zu überqueren, dann gab es «gar keine andere Möglichkeit, als sich zu ergeben». Die Zwölfte Armee konnte sich nicht länger als höchstens ein, zwei Tage halten. Humboldt war derselben Meinung.<sup>31</sup> Inzwischen hatten die Amerikaner an mehreren Stellen die Elbe überschritten. Am Samstag, dem 14. April, notierte man im Vereinigten Generalstab, «hat die Neunte Armee Wittenberge, 100 Kilometer nördlich von Magdeburg, besetzt. Drei Bataillone der 83. Infanteriedivision haben bei Kameritz, südöstlich von Magdeburg, die Elbe überquert.»<sup>32</sup> Inzwischen hatte die Fünfte Panzerdivision einen 25 Kilometer langen Uferstreifen bei Tangermünde besetzt. Am 15. April startete Wencks Zwölfte Armee zu einem heftigen Gegenangriff auf die 83. Infanteriedivision bei Zerbst, wurde aber zurückgeschlagen.

Für Eisenhower waren die Brückenköpfe auf dem Ostufer der Elbe weniger eine Chance als ein Problem. Er fragte den Befehlshaber der Armeegruppe, General Bradley, nach seiner Meinung über den Sturm auf Berlin. Vor allem wollte er wissen, mit welchen Verlusten man dabei rechnen müsse. Bradley schätzte diese Zahl auf etwa 100'000 (räumte später allerdings ein, er habe damit viel zu hoch gegriffen). Dann fügte er hinzu, dies sei wohl ein hoher Preis für ein reines Prestigeziel, denn man werde ohnehin wieder abziehen müssen, wenn Deutschland kapituliert habe. Damit traf er genau Eisenhowers Meinung, obwohl dieser später erklärte, dass «die bevorstehende Aufteilung Deutschlands die militärischen Eroberungspläne unberührt» gelassen habe.<sup>33</sup>

Auch die ausgedehnten Nachschublinien bereiteten Eisenhower Sorge. Die Zweite Britische Armee stand am Stadtrand von Bremen, die Erste US-Armee näherte sich Leipzig, und Pattons Truppen hatten fast die Grenze zur Tschechoslowakei erreicht. Die Entfernungen waren so gross, dass die Vorausabteilungen nur noch mit Dakotas versorgt werden konnten.

Es galt, für grosse Teile der Zivilbevölkerung, darunter Häftlinge, die man aus Gefängnissen und Konzentrationslagern befreit hatte, Lebensmittel zu beschaffen. Dafür waren beträchtliche Ressourcen erforderlich. Wie viele andere war Eisenhower auf das Schreckensbild, das die KZ boten, nicht vorbereitet. Mit so unglaublichem Leiden ganz unmittelbar konfrontiert zu werden verursachte vielen Befreiern noch Jahre später eine ganz eigene Art von Überlebensschuldkomplex.

Die Kommandeure an der Westfront hatten kaum eine Vorstellung davon, was sich im Osten abspielte. Ihnen kam gar nicht in den Sinn, wie wichtig es der deutschen Wehrmacht war, dass die Amerikaner vor der Roten Armee Berlin erreichten. «Soldaten und Offiziere», stellte Oberst de Maizière vom OKH fest, «glaubten, es sei viel besser, vom Westen besiegt zu werden. Die erschöpfte Wehrmacht kämpfte am Ende nur noch darum, den Russen so wenig Gebiet wie möglich zu überlassen.»<sup>34</sup> Simpson und seine Offiziere erfassten dagegen die Lage viel besser als ihr Oberbefehlshaber. Sie meinten, man könne die noch bestehenden Widerstandsnester umgehen und sollte zunächst die Reichshauptstadt einnehmen, die kaum noch 100 Kilometer entfernt lag.

Die 83. Infanteriedivision hatte nun einen provisorischen Übergang über die Elbe gebaut, der die Fahrzeuge der Zweiten Panzerdivision zu tragen vermochte. In der Nacht des 14. April rollten sie in ununterbrochener Folge über den Fluss. Rasch sammelte sich eine grosse Zahl von Truppen in dem Brückenkopf, der nun bereits bis Zerbst reichte. Unter den Männern breitete sich Hochstimmung aus. Sie brannten auf den Befehl zum Aufbruch. Aber am frühen Sonntagmorgen, es war der 15. April, wurde der Oberbefehlshaber der Armee, General Simpson, von General Bradley ins Hauptquartier der Armeegruppe in Wiesbaden beordert. Bradley erwartete Simpson schon auf dem Rollfeld. Als der Armeekommandeur aus der Maschine geklettert war, schüttelten sie sich die Hand. Ohne Umschweife erklärte Bradley, die Neunte Armee bleibe an der Elbe stehen. Sie werde nicht weiter in Richtung Berlin vorrücken.

«Wo haben Sie denn das her, verdammt noch mal?», fragte Simpson.

«Von Ike», antwortete Bradley.

Verblüfft und niedergeschlagen flog Simpson zu seinem Hauptquartier zurück und grübelte darüber nach, wie er diesen Befehl seinen Männern beibringen sollte.<sup>35</sup>

Der Befehl, an der Elbe stehen zu bleiben, dazu die Nachricht vom unerwarteten Tod Präsident Roosevelts, waren schwere Schläge für die Moral der Amerikaner. Roosevelt hatte bereits am 12. April das Zeitliche gesegnet, aber erst am nächsten Tag wurde sein Tod bekannt gegeben. Goebbels war vor Freude ausser sich, als er dies bei der Rückkehr von einem Frontbesuch in der Nähe von Küstrin erfuhr. Sofort rief er Hitler in der Reichskanzlei an. «Mein Führer, ich beglückwünsche Sie!», rief er aus. «Roosevelt ist tot. In den Sternen steht es geschrieben, dass die zweite Aprilhälfte für uns eine Wende bringen wird. Heute ist Freitag, der 13. April. Es ist der Wendepunkt!»<sup>36</sup>

Einige Tage zuvor hatte Goebbels Hitler aus Carlyles *«Geschichte Friedrichs II. von Preussen»* vorgelesen, um ihn aus seiner deprimierten Stimmung zu reissen. Das war die Passage, da sich Friedrich der Grosse angesichts seiner Niederlage im Siebenjährigen Krieg vergiften wollte. Dann traf unvermittelt die Nachricht vom Tod der Zarin Elisabeth ein. «Das Mirakel des Hauses Brandenburg war geschehen.» Bei diesen Worten hatte Hitler Tränen in den Augen. Goebbels glaubte nicht an Astrologie, aber er war bereit, zu jedem Mittel zu greifen, um seinen «Führer» aufzumuntern. Es gelang ihm tatsächlich, Hitler neuen Mut einzuflössen. Dieser betrachtete nun immer wieder ausgiebig das Bild Friedrichs des Grossen, das man für ihn herbeigeht hat. In seinem Tagesbefehl an die Wehrmacht vom 14. April wurde er noch einmal fast euphorisch: «Im Augenblick, in dem das Schicksal den grössten Kriegsverbrecher aller Zeiten von dieser Erde weggenommen hat, wird sich die Wende dieses Krieges entscheiden.»<sup>37</sup>

Ein anderes symbolisches Geschehnis, das Friedrich den Grossen betraf, übergang Hitler allerdings mit Schweigen. In jener Nacht flogen die Alliierten einen schweren Bombenangriff auf Potsdam. Ein Hitlerjunge berichtete später, die Wände seines Luftschuttkellers hätten «geschwankt wie ein Schiff auf hoher See».<sup>38</sup> Die Bomben zerstörten einen grossen Teil der Altstadt, darunter auch die Garnisonkirche, die spirituelle Heimstatt des preussischen Adels und Militärs. Als Ursula von Kardorff davon erfuhr, brach sie in Tränen aus. «Eine ganze Welt wurde damit vernichtet», schrieb sie in ihr Tagebuch.<sup>39</sup> Viele Offiziere wollten sich aber nach wie vor nicht eingestehen, welche Verantwortung das deutsche Militär auf sich geladen hatte, als es Hitler unterstützte. Da sie sogar im Angesicht der Konzentrationslager, welche die wahre Natur des Regimes schonungslos enthüllten, immer noch auf die deutsche Offiziersehre pochten, durften sie auch von den fairsten Gegnern kaum Mitgefühl erwarten.

## Vor der Schlacht

Bei all ihren Fähigkeiten und grossen Bemühungen um die Verschleierung konnte die Führung der Roten Armee nicht damit rechnen, dass die Grossoffensive geheim blieb, die sie an Oder und Neisse vorbereitete. Schukows Erste Weissrussische Front und Konews Erste Ukrainische Front hatten Befehl, am 16. April loszuschlagen. Im Norden sollte Rokossowskis Zweite Weissrussische Front folgen und bald nach ihnen die untere Oder überqueren. Die Sowjets hatten 2,5 Millionen Mann zusammengezogen. Sie erhielten Unterstützung von 14'600 Geschützen und Granatwerfern, 6250 Panzern und Sturmgeschützen sowie vier Luftarmeen. Das war die grösste Konzentration von Feuerkraft in der Geschichte der Kriegführung.<sup>1</sup>

Eine Kampfaufklärung am 14. April vom Brückenkopf Küstrin aus war ein voller Erfolg. Tschuikows Achte Gardearmee konnte die 20. Panzergrenadierdivision mancherorts um zwei bis fünf Kilometer zurückdrängen. Hitler soll darüber so in Wut geraten sein, dass er befahl, allen Männern dieser Division umgehend ihre Orden und Medaillen abzunehmen, bis sie das Gelände zurückgewonnen hatten.<sup>2</sup>

Die Ausweitung dieses Brückenkopfes erleichterte den Aufmarsch der Truppen wesentlich. Im Schutz der Dunkelheit begann die Erste Gardepanzerarmee ihre Brigaden über den Fluss zu setzen. «In der Nacht ergoss sich ein ununterbrochener Strom von Panzern, Sturmgeschützen, Studebakers mit Munition und Marschkolonnen von Soldaten über den Fluss.»

Junge Verkehrsregierinnen schwenkten verzweifelt ihre Flaggen, damit die Panzer die durch weisse Bänder markierte Spur einhielten. Mit lauter Musik und Propagandaparolen aus Lautsprecherwagen suchte man das Dröhnen der Panzermotoren zu übertönen. Aber die Deutschen wussten natürlich, was da vorging.<sup>3</sup>

Den ganzen 15. April hielten Soldaten der Roten Armee die deutschen Stellungen unter scharfer Beobachtung, «bis uns die Augen schmerzten»,

um zu erkennen, ob in letzter Minute noch Verstärkungen herangeführt oder Veränderungen vorgenommen wurden. Die Hügel des Oderbruchs waren von Frühlingsblumen übersät, aber den Fluss hinab trieben noch grosse Eisschollen, Zweige und Gras, die sich an einer eingestürzten Eisenbahnbrücke verfangen. In den Kiefernwäldern am Ostufer, die tagsüber «verdächtig ruhig» wirkten, standen, mit Zweigen gut getarnt, Tausende gepanzerter Fahrzeuge.

An der Neissefront im Süden wurde bis zum letzten Augenblick unermüdlich politisch gearbeitet. «Aktive Komsomol-Mitglieder lehren die jungen Soldaten, ihre Panzer zu lieben und alles aus diesen mächtigen Waffen herauszuholen.»<sup>4</sup> Georgi Alexandrows Botschaft hatte selbst bei den Politverwaltungen offenbar noch nichts bewirkt. Immer noch war Vergeltung die Losung des Tages: «Keine Gnade. Sie haben Wind gesät und werden Sturm ernten.»<sup>5</sup>

Grosse Sorgen bereitete der Ersten Ukrainischen Front die Disziplin im Funkverkehr. Selbst NKWD-Regimenter hatten in der letzten Zeit «unverschlüsselt gesendet, veraltete Codes benutzt oder auf Funksprüche nicht reagiert».<sup>6</sup> Nunmehr erging ein allgemeines Sendeverbot. Alle nachgeordneten Einheiten hatten ihre Funkgeräte nur noch auf Empfang zu schalten.<sup>7</sup> Die Furcht vor möglichen Sicherheitslücken stieg weiter an, als in der Nacht des 15. April die bis Ende Mai 1945 gültigen neuen Wellenlängen und Codes an die Stäbe ausgegeben wurden.<sup>8</sup>

Zwar hatten die Offiziere strikte Order, erst drei Stunden vor dem Angriff die entsprechenden Befehle auszugeben, aber SMERSCH war entschlossen zu verhindern, dass Deserteure der Roten Armee den Feind im letzten Augenblick noch warnten. Der Vertreter der Organisation bei der Ersten Weissrussischen Front wies alle Politoffiziere an, jeden Mann an der gesamten Frontlinie zu überprüfen und solche herauszufiltern, bei denen es Verdachtsmomente gab oder die als «moralisch und politisch labil» galten.<sup>9</sup> Bei einer früheren Aktion hatte SMERSCH bereits viele verhaftet, von denen negative Bemerkungen über die Kolchose berichtet wurden.<sup>10</sup> Ein besonderer Sicherheitsgürtel wurde gelegt, «damit unsere Leute nicht zu den Deutschen überlaufen können» und die Deutschen daran gehindert wurden, sich «Zungen» zu fangen. All das nutzte jedoch nichts. Am 15. April erklärte ein Soldat der Roten Armee südlich von Küstrin den Deutschen, die ihn gefangen genommen hatten, die grosse Offensive werde am nächsten Morgen starten.

Die Deutschen, den Zusammenbruch deutlich vor Augen, hatten noch mehr Anlass zur Furcht, ihre Soldaten könnten bei der ersten Gelegenheit überlaufen oder sich ergeben. General Heinrici gab für die Heeresgruppe Weichsel den Befehl aus, Männer aus derselben Gegend grundsätzlich zu trennen, weil sie selten etwas unternahmen, um einen solchen Kameraden zu hindern, sich nach Hause abzusetzen.<sup>11</sup> Ein Offizier des Garderegiments «Grossdeutschland», der ein bunt zusammengewürfeltes Bataillon befehligte, stellte bald fest, dass seine jungen Soldaten wenig Lust verspürten, noch für den Nationalsozialismus zu kämpfen. «Viele wünschten sich eine Verwundung, um ins Feldlazarett zu kommen.» Auf ihrem Posten blieben sie nur noch aus Kadavergehorsam und weil sie das Standgericht fürchteten. Als ein sowjetischer Lautsprecher über die Frontlinie hinweg erschallte, waren die deutschen Offiziere schockiert, als sie hörten, wie ihre Soldaten darauf antworteten und nach Einzelheiten fragten. Kämen sie alle nach Sibirien? Wie würde die Zivilbevölkerung in den besetzten Gebieten behandelt?<sup>12</sup>

Mehrere Kommandeure der Vierten Panzerarmee, die Konews Erster Ukrainischer Front gegenüberlag, nahmen ihren Männern die weissen Taschentücher ab, damit sie nicht signalisieren konnten, sie wollten sich ergeben. Soldaten, die man beim Fluchtversuch erwischte, mussten in einigen Fällen mitten im Niemandsland Gräben ausheben. Viele wollten einfach in den dichten Wäldern verschwinden, um ihren Familien die Strafe zu ersparen, die in Hitlers Befehlen angedroht wurde.

Die Kompaniechefs auf der deutschen Seite zogen alle Register, um ihre Männer zum Aushalten zu bewegen. Einige berichteten am Abend des 14. April von Roosevelts Tod. Das bedeute, so behaupteten sie, dass die amerikanischen Panzer nicht mehr angriffen. Ausserdem sei das Verhältnis zwischen den Westalliierten und der Sowjetunion inzwischen so schlecht, dass Amerikaner und Briten sich bald mit den Deutschen verbünden würden, um gemeinsam gegen die Russen zu ziehen. Reservisten der 391. Sicherheitsdivision bei Guben berichteten von SS-Männern der Division «30. Januar», die zu ihnen über den Zusammenhang zwischen Roosevelts Tod und dem Wunder sprachen, das einst Friedrich den Grossen rettete. Das wurde verkündet, als sei es das Evangelium. Die Soldaten glaubten kein Wort, aber viele hielten noch aus, weil sie aus Anlass des «Führer»-Geburtstags am 20. April einen massiven Gegenschlag mit neuen geheimen Wunderwaffen erwarteten.

Ärgerliche und erbitterte Offiziere erinnerten altgediente Soldaten an die Schrecken der Ostfront und stellten die Frage, was es bedeute, wenn die Russen nach Berlin durchkämen. «Du kannst dir nicht vor stellen», schrieb ein Oberleutnant an seine Frau, «was für ein schrecklicher Hass hier aufkommt. Ich kann dir versprechen, dass wir uns eines Tages rächen. Diejenigen, die sich an Frauen und Kindern vergangen haben, werden ihr blaues Wunder erleben. Was diese Bestien getan haben, ist kaum zu glauben. Wir haben geschworen, dass jeder Mann zehn Bolschewiken töten wird. Gott helfe uns, das zu vollbringen.»<sup>13</sup>

Die meisten der schlecht ausgebildeten blutjungen Rekruten, die das erste Mal an der Front lagen, waren davon wohl kaum noch zu beeindrucken. Sie wollten einfach überleben. Ein Regimentskommandeur in der 303. Infanteriedivision «Döberitz» belehrte seine Bataillonsführer: «Wir müssen die Front um jeden Preis halten. Dafür tragen Sie die Verantwortung. Wenn einige Soldaten weglaufen, dann erschiessen Sie sie auf der Stelle. Wenn es immer mehr werden und Sie sie nicht mehr aufhalten können, dann erschiessen Sie sich besser selbst.»<sup>14</sup>

Auf den Seelower Höhen herrschte, von gelegentlichen Scharmützeln abgesehen, die Ruhe vor dem Sturm. Zahlreiche deutsche Soldaten wurden aus den Gräben in der vordersten Linie nach hinten geschickt, wo sie ihre Waffen reinigten und durchsahen, assen und sich wuschen. Einige schrieben Briefe nach Hause für den Fall, dass die Feldpost wieder funktionierte. Viele wussten, dass ihre Heimatorte bereits vom Feind besetzt waren, andere hatten lange nichts von ihren Familien gehört.

Oberleutnant Wust beorderte seine Luftwaffenrekruten in Gruppen zur Gulaschkanone, die in einem Dorf direkt hinter seiner zweiten Grabenlinie stand. Mit dem Feldwebel seiner Kompanie blieb er in der Feuerstellung zurück. Gemeinsam blickten sie über die Bäume in das Oderbruch und auf die sowjetischen Stellungen hinab, von denen der Angriff ausgehen musste. Wust lief ein Schauer über den Rücken. «Sagen Sie», fragte er seinen Begleiter. «Frieren Sie eigentlich auch so?»

«Wir frieren nicht, Herr Oberleutnant», antwortete der Mann, «wir haben Angst.»<sup>15</sup>

In Berlin, noch weit vom Kampfgeschehen entfernt, sandte Martin Borrmann an seine Gauleiter eine Botschaft vor der Schlacht. Er wies sie an, die «Hasenherzen» auszusondern.<sup>16</sup> Im Stadtzentrum wurden Strassen-



bahnwagen auf den Fahrbahnen quer gestellt, wo sie, mit Ziegeln und Schutt gefüllt, als Barrikaden dienen sollten. Der Volkssturm wurde mobilisiert. Einige der Männer trugen blaugraue französische Stahlhelme und sogar dazugehörige Uniformen – das letzte Beutegut, das von den grossen deutschen Siegen der Jahre 1940 und 1941 noch übrig war.

Nicht nur Hitler erinnerte sich an den Siebenjährigen Krieg. In der *Prawda* war bereits ein Artikel erschienen, der triumphierend beschrieb, wie die Russen, angeführt von fünf Kosakenregimentern, am 9. Oktober 1760 in Berlin einmarschiert waren. «Die Schlüssel der Stadt wurden nach Sankt Petersburg gebracht, wo sie seitdem in der Kasaner Kathedrale aufbewahrt werden. An dieses Beispiel aus der Geschichte sollten wir denken, wenn wir die Weisungen des Genossen Stalin und des Vaterlandes ausführen.» In General Tschuikows Achter Gardearmee wurden zu diesem Zweck grosse Schlüssel aus Pappe verteilt.<sup>17</sup>

Modernere Symbole waren rote Banner für die angreifenden Divisionen, die auf markanten Gebäuden Berlins gehisst werden sollten. In einem grossen Stadtmodell, das Pioniere gebaut hatten, waren sie markiert. Man glaubte, dass der «sozialistische Wettbewerb» die Männer zu noch grösseren Opfern anstacheln werde. Der höchste Ruhm gebührte jenen, die den Reichstag erstürmten, in Stalins Augen die «Höhle der faschistischen Bestie». Am Abend vor der Offensive wurden wie bei einer christlichen Massentaufe über 2'000 Rotarmisten der Ersten Weissrussischen Front in die Kommunistische Partei aufgenommen.

Zwar bestand für die sowjetischen Befehlshaber kein Zweifel, dass ihnen der Durchbruch gelingen werde, trotzdem waren sie in grosser Sorge, amerikanische und britische Truppen könnten ihnen in Berlin zuvorkommen. Das wäre für sie die schlimmste Demütigung gewesen. Berlin musste von der Sowjetunion erobert werden – bei all den Leiden, die sie ertragen hatte. Jedem Kommandeur war bewusst, dass der oberste Kriegsherr im Krenl voller Ungeduld auf die entscheidende Nachricht wartete. Allerdings hatten sie keine Ahnung, wie besorgt Stalin war. In der Westpresse waren bereits Meldungen erschienen, amerikanische Vorausabteilungen hätten am Abend des 13. April Berlin erreicht, seien aber nach Protesten aus Moskau wieder abgezogen worden.<sup>18</sup>

Nur Schukow, Konew und einige ihrer engsten Mitstreiter wussten, dass die Strategie der Berlin-Operation darauf hinauslief, die Stadt zu-

nächst einzuschliessen, um Amerikaner und Briten fern zu halten. Aber selbst diese beiden Frontbefehlshaber hatten keine Ahnung, wie wichtig es Stalin und Berija war, die Atomforschungsinstitute, insbesondere das Kaiser-Wilhelm-Institut für Physik in Dahlem, in die Hand zu bekommen.

Auch am Vorabend der Offensive hielt Stalin in Moskau seinen Lügenvorhang geschlossen. General Deane berichtete in einer Funkmeldung «Nur für Eisenhower» über eine weitere Zusammenkunft im Kreml. Am Ende einer langen Besprechung über die «andere Sache» (den künftigen Einsatz sowjetischer Truppen gegen die Japaner im Fernen Osten) «erwähnte Harriman, die Deutschen hätten angekündigt, dass die Russen in Kürze ihren Angriff auf Berlin starten könnten. Der Marschall [Stalin] erklärte, man stehe tatsächlich vor einer Offensive, wisse aber noch nicht, wie erfolgreich sie sein werde. Allerdings werde der Hauptstoss gegen Dresden gerichtet sein, wie er Eisenhower bereits mitgeteilt habe.»<sup>19</sup>

Stalin und seine Umgebung müssen ihre Anspannung gut verborgen haben. Weder Deane noch Harriman merkten, dass sie belogen wurden. Noch am Abend zuvor hatte General Antonow bei einer Besprechung im sowjetischen Generalstab an einer Zeile in Eisenhowers letztem Telegramm über das Vermeiden von Unklarheiten zwischen den westlichen Truppen und der Roten Armee Anstoss genommen. Er wollte genau wissen, «ob dies eine Veränderung der bisher vereinbarten Besatzungszonen» bedeute. Als man ihm versicherte, es gehe lediglich um taktische Bereiche, und an den Besatzungszonen werde nichts geändert, «forderte Antonow, dass Eisenhower diesen Punkt persönlich bestätigt». Der sowjetische Generalstabschef wollte dann noch einmal bekräftigt haben, dass «sich die angloamerikanischen Truppen nach Abschluss der taktischen Operationen aus der vorher vereinbarten sowjetischen Besatzungszone zurückziehen». Eisenhower bestätigte ihm dies in einem Telegramm vom 16. April.

Jeder Rotarmist wollte sich noch einmal rasieren, um in der deutschen Hauptstadt als würdiger Sieger zu erscheinen. Solange das Tageslicht noch reichte, schabten sich diejenigen, die dienstfrei hatten, mit abenteuerlichen Rasiermessern den Bart vor einer Spiegelscherbe. Viele konnten nicht schlafen. «Einige schreiben beim Schein einer abgedeckten Taschenlampe Briefe nach Hause», notierte ein Offizier der Dritten Stossarmee.<sup>20</sup> Diese Zeilen waren meist kurz und wenig inhaltsreich. «Grüsse von der Front», hiess es dort häufig. «Ich lebe und bin gesund. Wir stehen kurz vor Berlin.

Die Kämpfe sind schwer, aber bald wird der Befehl kommen, und wir werden gegen Berlin vorrücken. Wir werden die Stadt stürmen. Mal sehen, ob ich dann noch am Leben bin.»<sup>21</sup>

Viele schrieben nicht an ihre Eltern oder Bräute, sondern an Briefpartnerinnen. Tausende einsamer junger Frauen, die im Ural oder in Sibirien in Rüstungsfabriken schufteten, hatten an Frontsoldaten geschrieben. Nach einer Weile gingen Fotos hin und her, aber das Motiv war nicht sexuelles Begehren. Für einen Soldaten war eine Frau irgendwo in der Heimat das Einzige, was ihn daran erinnerte, dass es noch ein normales Leben gab. Sergeant Wlasienko von der Ersten Ukrainischen Front widmete seiner Briefpartnerin ein Gedicht. Es passte auf die Melodie des berühmten Kriegsliedes «Semljanka» (Der Erdbunker), das ebenfalls in einem frostklirrenden Unterstand entstanden war – «kaum drei Schritte vom Tod entfernt».

Die Sturmlaterne vertreibt das Dunkel,  
Meine Feder schreibt auf, was geschah.  
Du und ich – wir sind eins durch die Briefe,  
Sind wie Bruder und Schwester uns nah.

An der Front sind meine Gedanken bei dir,  
Geben meinem Kampf einen Sinn.  
Ich werde dich finden, wenn die Schlacht vorbei ist  
Und ich dann noch am Leben bin.

Wenn aber einmal das Schlimmste geschieht,  
Und sie tragen vom Schlachtfeld mich fort,  
Dann gedenke meiner, der hier für dich starb,  
Mit einem zärtlichen Wort.

Leb wohl, nun geht's gegen Deutschland ins Feld  
Die Stunde des Angriffs ist da.  
Dein Name im Herzen, so stürm ich voran  
Mit unserem Schlachtruf: Hurra!<sup>22</sup>

«Wart auf mich», eines der beliebtesten Kriegslieder, war nach einem Gedicht entstanden, das Konstantin Simonow 1942 berühmt gemacht hatte. Darin geht es um den fast religiösen Aberglauben des Rotarmisten,

der überzeugt ist, den Krieg lebend zu überstehen, wenn seine Braut ihm treu bleibt. Dieses Gedicht wurde nur zugelassen, weil es den Patriotismus der Soldaten stärkte. Viele trugen es von eigener Hand auf einem Stück Papier geschrieben in ihrer linken Brusttasche und sprachen es, bevor sie ins Gefecht zogen, lautlos vor sich hin wie ein Gebet.

Das Lied «Das blaue Kopftuch», das den Abschied eines treuen Mädchens von ihrem Soldaten besingt, war so populär, dass zahlreiche Rotarmisten es in den offiziellen Kampfesruf einschlossen. «Für die Heimat, für Stalin und für das blaue Kopftuch!», war allenthalben zu hören. Etliche Mitglieder des Jugendverbands Komsomol hatten Zeitungsausschnitte mit einem Foto von Soja Kosmodemjanskaja bei sich, der jungen Partisanin, die «von den Deutschen zu Tode gequält» worden war. Viele schrieben «Für Soja» auf ihre Panzer und Flugzeuge.<sup>23</sup>

Ein anderes Gedicht Simonows wurde als «unanständig», «vulgär» und «unmoralisch» gebrandmarkt. Der Titel lautete ausgerechnet «Lyrisches Lied»:

Nur eine Stunde kennt sie den Namen.  
Erinnerung währt hier nicht lang.  
Der Mann sagt: «Krieg...», und er brauche in Eile  
Eine Frau, zu stillen den Drang.

Dank schuldet er diesen Frauen,  
Die so einfach für ihn zieh'n sich aus,  
Ohne zärtliches Liebesgeflüster ersetzen  
Die, die ihn erwartet zu Haus.

Sie schenkt ihm so viel Liebe,  
Wie sie einem Fremden nur schenken kann.  
Sie wärmt in schweren Zeiten  
Freigebig einer anderen Mann.

Der in die Schlacht dann zieht  
Und vielleicht nie kehrt zurück,  
Stirbt leichter bei dem Gedanken  
An einer Umarmung Glück.<sup>24</sup>

Zwar wurden Verse über untreue Bräute in der Heimat von den offiziellen Stellen verdammt, aber immer wieder tauchten verballhornte, obszöne Versionen der offiziellen Kriegslieder auf. In der Schnulze «Dunkle Nacht» steht eine Soldatenfrau am Bett ihres schlafenden Kindes. Aus der Zeile «Und heimlich trocknet sie ihre Tränen» machten Lästermäuler «Und heimlich nimmt sie ihr Streptomycin» – im Krieg das verbreitetste Mittel gegen Geschlechtskrankheiten.

Die offiziellen patriotischen Lieder waren nie wirklich populär. Einzige Ausnahme ist das «Lied der Artilleristen» aus dem Film «6.00 Uhr abends nach dem Krieg». Der Streifen wurde den Soldaten an der Front vor der Schlacht um Berlin gezeigt. Darin geht es um einen Artillerieoffizier, der überlebt und bei der Siegesfeier in Moskau seine treue Liebe wiederfindet. Das stärkte vielleicht die Moral, half den Soldaten aber nicht über die verständliche Furcht hinweg, dem Tod noch einmal ins Auge sehen zu müssen, da der Krieg schon fast vorüber war.

Auch über die Zeit nach dem Krieg wurde gesungen. Ihr eigenes Lied, eine Fortsetzung des berühmten «Dawai Zakunim» (Kommt, machen wir eine Zigarettenpause) von 1943, schrieben sich die Soldaten der Vierten Gardepanzerarmee:

Bald werden wir wieder zu Hause sein.  
Die Mädchen schliessen in die Arme uns ein.  
Die Sterne des Ural am Himmel so nah,  
Und plötzlich ist diese Zeit wieder da.  
Kamenez-Podolsk und die blauen Karpaten,  
Kanonendonner und Heldentaten,  
Lwow und hinter der Weichsel die Steppe,  
Ein Jahr wie eine endlose Treppe.  
Deinen Kindern erzählst du von Sturm und Hurra,  
Und plötzlich ist diese Zeit wieder da.<sup>25</sup>

Die Soldaten der Roten Armee spürten den unwiderstehlichen Drang, diesem Krieg endlich ein Ende zu bereiten. Aber je näher sie dem Sieg kamen, desto unbändiger wurde der Überlebenswille. Und mit einem Orden musste jeder nach Hause kommen. Das war von grösster Bedeutung für ihre Stellung in der Gemeinschaft, besonders in der eigenen Familie. Etwas fürchteten sie allerdings noch mehr, als in den letzten Tagen

zu fallen, nachdem sie so viele Gefahren überstanden hatten. Keiner wollte jetzt noch einen Arm oder ein Bein verlieren. Denn dann wäre er ein Kriegskrüppel, ein «Samowar», was bedeutete, wie ein Aussätziger leben zu müssen.

Am Abend des 15. April nach Sonnenuntergang schickte Oberst Kalaschnik, der Chef der politischen Verwaltung der Siebenundvierzigsten Armee, Hauptmann Wladimir Gall und den jungen Leutnant Konrad Wolf in die vorderste Frontlinie, wo sie frische Gefangene befragen sollten. Koni Wolf war der Sohn des kommunistischen Schriftstellers Friedrich Wolf, der beim Machtantritt der Nazis 1933 nach Moskau emigrierte. Konis älterer Bruder Mischka wurde später im Kalten Krieg als Markus Wolf, der Chef der Auslands-  
spionage der DDR, bekannt.

Es war fast dunkel, als die zwei Freunde, nur mit Pistolen bewaffnet, durch den Wald zur Oder liefen. Panzer und Truppen ringsum waren bestens getarnt. Als die beiden jungen Offiziere durch das Dickicht gingen, konnten sie förmlich spüren, «welch mächtige Kraft ringsum konzentriert war», obwohl sie in der Dunkelheit fast nichts sahen. «Mir war, als sei da eine gewaltige Feder gespannt, die jeden Augenblick losschnellen konnte», berichtete Gall.<sup>26</sup>

Andere hatten wesentlich Gefährlicheres zu tun. Bei Einbruch der Dunkelheit waren Pioniere ins Niemandsland ausgeschwärmt, um Minen zu räumen. «Wir hatten alle Infanteristen von dem Einsatz informiert», berichtete Hauptmann Schota Sulchanischwili von der Dritten Stossarmee. «Aber als einer meiner Pioniersoldaten zurückkam, warf ein Infanterist eine Handgranate nach ihm. Er hatte geschlafen und war aufgeschreckt, als er Schritte hörte. Ich war so wütend, dass ich ihn fast totschrug. Alle meine Männer waren für mich das pure Gold, besonders die Minenräumer.»<sup>27</sup> Wer bereits eine Armbanduhr erbeutet hatte, wollte immer wieder nachschauen, um den Angriff ja nicht zu verpassen. Aber Licht anzuzünden war streng verboten. An etwas anderes konnte niemand mehr denken.

## Schukow auf dem Reitweiner Sporn

Von seinem vorgeschobenen Befehlsstand auf dem Reitweiner Sporn hatte General Tschuikow, der Kommandeur der Achten Gardearmee, den besten Überblick über das Oderbruch und die Seelower Höhen. Es passte ihm gar nicht, als Marschall Schukow beschloss, gemeinsam mit ihm von dort den Artillerieauftakt und den Beginn des Angriffs zu verfolgen. Tschuikow befahl Hauptmann Mereschko, einem Stabsoffizier, der seit Stalingrad an seiner Seite war, über die Oder zurückzugehen und den Befehlshaber der Front samt Gefolge zu seiner Stellung zu geleiten.<sup>1</sup>

Wirklich zornig wurde Tschuikow aber erst, als er Schukows Fahrzeugkolonne mit eingeschalteten Scheinwerfern aus grosser Entfernung herankommen sah, Tschuikow hatte gegenüber Schukow ganz sicher schon seit dem Winter 1942 Vorbehalte. Offenbar meinte er, die heroische Rolle seiner eigenen Zweiundsechzigsten Armee in Stalingrad sei nicht gewürdigt worden, weil man Schukow zu viel Aufmerksamkeit schenkte. In der jüngsten Zeit waren ihm Bemerkungen bitter aufgestossen, er habe zu lange gebraucht, um die Festung Posen einzunehmen. Und seine Meinung, man hätte bereits Anfang Februar bis Berlin vorstossen müssen, hatte wiederum Schukow geärgert.

Unter ihnen im Oderbruch, so erinnert sich ein Offizier, klapperten die Kochgeschirre. Man konnte sogar die Suppe riechen, die von den Köchen verteilt wurde, damit sich die Männer vor dem Angriff noch einmal stärken konnten. In den vordersten Gräben, wo der Boden kalt und durchgeweicht war, wurde noch rasch ein Schluck Wodka genommen. In den Unterständen der Kommandeure klingelten unablässig die Feldtelefone, liefen Meldegänger hin und her.

Schukow erschien in Begleitung seines Artilleriekommandeurs, General Kasakow, und des Chefs der politischen Verwaltung der Front, General Telegin. Man führte sie den Abhang herauf bis zu dem Bunker, den Tschui-

kows Pioniere in eine kleine Klippe unterhalb des Beobachtungspostens gegraben hatten. «Noch nie waren die Uhrzeiger so langsam gegangen», schrieb Schukow später. «Um die verbleibenden Minuten zu füllen, beschlossen wir, heissen, starken Tee zu trinken, den eine junge Soldatin direkt im Bunker zubereitet hatte. Aus irgendeinem Grunde erinnere ich mich, dass sie Margo hiess, was gar nicht russisch klang. Den Tee tranken wir schweigend, jeder in seine Gedanken vertieft.»<sup>2</sup>

General Kasakow hatte 8983 Geschütze zur Verfügung, was bedeutete, dass in den Sektoren, die für den Durchbruch vorgesehen waren, 270 Geschütze auf einem Kilometer in Stellung gebracht waren – alle vier Meter ein Feldgeschütz, darunter Haubitzen der Kaliber 152 und 203 Millimeter, schwere Granatwerfer und eine Unzahl der «Katjuscha»-Raketenbatterien. Die Erste Weissrussische Front hatte Depots mit über sieben Millionen Granaten angelegt, von denen 1'236'000 bereits am ersten Tag verschossen wurden. Diese übermächtige Feuerkraft und die Überlegenheit bei der Truppenstärke hatten Schukow dazu verleitet, die Schwere der bevorstehenden Aufgabe zu unterschätzen.

Normalerweise bestand Schukow darauf, die Frontlinie aufzusuchen, um das Gelände vor einer Grossoffensive persönlich in Augenschein zu nehmen. Aber diesmal hatte er sich – vor allem da Stalin unablässig drängte – im Wesentlichen auf Luftaufnahmen verlassen. Aus dieser Vogelperspektive war ihm jedoch entgangen, dass die Seelower Höhen, die vor seinem Brückenkopf im Oderbruch lagen, viel bedrohlicher aufragten als erwartet. Ausserdem hatte Schukow eine neue Idee, in die er förmlich verliebt war. Man hatte 143 starke Scheinwerfer in den vordersten Linien positioniert, welche die deutschen Verteidiger blenden sollten, wenn Schukows Truppen losschlugen.

Drei Minuten vor dem Einsetzen des Artilleriefeuers traten der Marschall und seine Generäle aus dem Bunker. Sie stiegen den schmalen, steilen Pfad zum Beobachtungsposten hinauf, der, von dichten Netzen getarnt, ganz oben auf der Klippe eingerichtet war. Über dem Oderbruch tief unter ihnen lag Morgendunst. Schukow schaute auf die Uhr. Es war exakt 5.00 Uhr morgens Moskauer, das heisst 3.00 Uhr Berliner Zeit.

«Mit einem Schlag brüllten an der ganzen Front Tausende Geschütze, Granatwerfer und unsere legendären Katjuschas auf.» Kein Beschuss im ganzen Krieg war je so schwer gewesen. General Kasakows Artilleristen arbeiteten fieberhaft. «Schrecklicher Donner liess alles ringsum erzittern», schrieb ein Batteriekommandeur der Dritten Stossarmee. «Man hätte glau-



ben können, eine solche Symphonie würde uns Artilleristen kalt lassen, aber diesmal musste auch ich mir die Ohren zustopfen. Ich glaubte, meine Trommelfelle müssten zerspringen.»<sup>3</sup> Die Kanoniere durften nicht vergessen, den Mund offen zu halten, um den Überdruck in den Ohren auszugleichen.

Als die ersten Einschläge die deutschen Rekruten in ihren Gräben weckten, glaubten einige zunächst, es sei das übliche «Morgenkonzert», wie sie den täglichen Beschuss nannten. Aber den Soldaten mit Ostfronterfahrung sagte ihr Landserinstinkt, dass dies der Grossangriff war. Unteroffiziere brüllten: «Alarm! Sofort Stellung beziehen!» Überlebende erinnerten sich später, wie es ihnen in den Magen fuhr und der Mund trocken wurde. «Jetzt geht's los», sagten sie sich.<sup>4</sup>

Den Wenigen, die in den Gräben überlebten, über denen sich das erste Bombardement entlud, fielen später nur Begriffe wie «Hölle», «Inferno» oder «Erdbeben» ein. Viele wurden völlig taub. «Binnen Sekunden», schrieb Gerd Wagner vom 27. Fallschirmjäger regiment, «waren alle meine zehn Kameraden der Gruppe gefallen.»<sup>5</sup> Als Wagner wieder zu sich kam, lag er verletzt in einem rauchenden Bombentrichter. Er schaffte es noch, bis zur zweiten Linie zurückzukriechen. Nur ein paar entkamen dem tödlichen Feuer, das die Gräben verschüttete und alles, was darin war, tot oder lebend unter sich begrub. Noch heute, über ein halbes Jahrhundert später, werden an diesem Ort Leichen gefunden.

Im Hinterland, wo die Erde bebte, griff man zu Ferngläsern und Periskopen. Der Kommandeur des SS-Panzerbataillons 502 spähte durch den Sehschlitz seines «Tiger»-Panzers. «Im Blickfeld der Winkelspiegel steht der östliche Himmel in Flammen», berichtete er.<sup>6</sup> Ein anderer Beobachter sah brennende Gehöfte, Dörfer, Rauch und Qualmwände, «so weit das Auge reicht».<sup>7</sup> Ein Stabsschreiber konnte nur noch murmeln: «Mensch, die armen Schweine da vorn.»<sup>8</sup>

Die Tage des fröhlichen deutschen Landsers, der nach der Devise lebte, «Krieg ist Krieg, und Schnaps ist Schnaps», gehörten nun endgültig der Vergangenheit an. Die Überlebenden waren häufig nicht nur verwirrt, sondern emotional und psychisch am Boden zerstört. Nach dem Beschuss stiess ein Kriegsberichterstatter von einer Propagandakompanie der SS im Wald auf einen umherirrenden benommenen Soldaten, der seine Waffe weggeworfen hatte. Seinen Zustand erklärte er später damit, «dass er, der den ganzen Krieg über in Paris Offiziere rasiert hatte, erst kürzlich an die Ostfront gekommen» sei.<sup>9</sup>

Zwar hatten die Granaten fast jeden Quadratmeter der deutschen Stellungen vor den Seelower Höhen umgepflügt, trotzdem waren die Verluste nicht annähernd so hoch, wie man hätte erwarten können. Nach dem Verhör des südlich von Küstrin aufgegriffenen Rotarmisten hatte General Heinrici die Masse der Truppen der Neunte Armee auf die zweite Befestigungslinie zurückgezogen. Im Frontabschnitt südlich von Frankfurt an der Oder, welcher der sowjetischen Dreiunddreissigsten Armee gegenüberlag, hatten einige weniger Glück. Man beorderte Volkssturm und ungarische Einheiten, die vorgeschobenen Positionen der SS-Division «30. Januar» zu besetzen. «Diese Leute wurden von der Führung als Kanonenfutter geopfert», um die regulären Einheiten zu schonen, schrieb Obersturmführer Helmuth Schwarz.<sup>10</sup> Die meisten Volkssturmmänner waren Veteranen des Ersten Weltkriegs, viele ohne Waffen und Uniformen.

Als Schukow erkannte, wie wenig Widerstand der Gegner leistete, glaubte er, dieser sei bereits geschlagen. «Nach 30 Minuten Dauerbeschuss schien es, als könnte keine Maus in den feindlichen Stellungen überlebt haben», schrieb er in seinen Memoiren.<sup>11</sup> Er gab den Befehl zum Hauptangriff. «Tausende Leuchtkugeln in vielen Farben stiegen auf.» Das war das Signal für die jungen Soldatinnen an den 143 Scheinwerfern, die im Abstand von 200 Metern aufgestellt waren.

«Plötzlich erstrahlte der ganze Horizont taghell», schrieb ein russischer Pionieroberst in jener Nacht nach Hause. «Auf der deutschen Seite war alles voller Rauch, dicke Erdfontänen schossen in die Höhe. Schwärme aufgeschreckter Vögel schwirrten in der Luft herum, ein ständiges Brummen und Krachen, dazwischen der Donner der Explosionen. Wir mussten uns die Ohren zuhalten, damit uns nicht die Trommelfelle platzten. Dann begannen die Panzer zu heulen, und an der ganzen Front leuchteten Scheinwerfer auf, um die Deutschen zu blenden. Von allen Seiten erklang der Ruf: ‚Nach Berlin!‘»<sup>12</sup>

Einige deutsche Soldaten, die offenbar zu viel von den neuen Wunderwaffen gehört hatten, glaubten, die Scheinwerfer, die sie blendeten, gehörten dazu. Auf der sowjetischen Seite dagegen mögen die Angreifer für einen Moment gegewöhnt haben, mit dem Licht sollten sie am Zurückweichen gehindert werden. Hauptmann Sulchanischwili von der Dritten Stossarmee schrieb dazu: «Das Licht blendete so sehr, dass man sich nicht umwenden, sondern nur vorwärts stürmen konnte.»<sup>13</sup> Jedoch die Erfindung,

auf die Schukow so stolz war, desorientierte die Angreifer mehr, als die Verteidiger zu beeinträchtigen, denn Rauch und Staub des Beschusses warfen das Licht zurück. Die Kommandeure der vorderen Einheiten liessen nach hinten durchgeben, man möge das Licht ausschalten, dann aber wurde es mit einem Gegenbefehl wieder eingeschaltet, was die Truppen noch mehr blendete. Aber Schukow hatte noch einen viel grösseren Fehler begangen. Der schwere Artillerieschlag gegen die vorderen Linien war im Wesentlichen in leeren Gräben gelandet. In seinen Memoiren ist nichts davon zu lesen. Auch nichts davon, dass er von der Stärke des deutschen Abwehrfeuers unangenehm überrascht war, als die sowjetischen Truppen zum Sturm ansetzten. Das muss doppelt ärgerlich für ihn gewesen sein, denn in der Hauptbesprechung hatten einige hohe Offiziere geraten, den Artillerieschlag auf die zweite Befestigungslinie zu konzentrieren.

Vom grössten Brückenkopf bei Küstrin gingen als Erste Tschuikows Achte Gardearmee zur linken und Bersarins Fünfte Stossarmee zur rechten zum Angriff über. Vier Tage zuvor hatte Schukow mit Stalins Erlaubnis den Plan des Generalstabs noch einmal verändert und Katukows Erste Gardepanzerarmee Tschuikow zur Unterstützung zugeordnet. Gemeinsam kämpften sie sich später bis zu den südlichen Vororten von Berlin durch. Bersarin standen die Zweite Gardepanzerarmee, die Dritte Stossarmee und die Siebenundvierzigste Armee zur Seite.

An Tschuikows äusserster rechter Flanke hatten die Erste Polnische Armee und die Einundsechzigste Armee noch keine Brückenköpfe schaffen können und waren gezwungen, die Oder unter Feuer zu überqueren. Die vorderen Bataillone benutzten dafür Amphibienfahrzeuge, amerikanische DUKW, gesteuert von jungen Soldatinnen. Aber der grösste Teil der Truppen musste mit gewöhnlichen Booten übersetzen und dabei schwere Verluste hinnehmen. Viele von ihnen sanken und rissen die Insassen in den Tod.<sup>14</sup> Auch hier leisteten die Deutschen erbitterten Widerstand. Von einem Bataillon der 12. Gardeschützendivision erreichten beim Übersetzen «in der Regel nur acht Mann das westliche Oderufer». In einem Bericht hiess es: «Einige Politoffiziere zeigten beim Überqueren des Flusses Unentschlossenheit», was bedeutet, dass es unter den Truppen zu Panik gekommen sein muss. Der verklausulierte Satz meint, sie hätten ihre Pistolen mehr einsetzen müssen.

An der äussersten linken Flanke hatte die Dreiunddreissigste Armee Befehl, von ihrem Brückenkopf südlich von Frankfurt an der Oder aus vorzu-

rücken. Sie sollte die Stadt umgehen, sich mit der nördlich von Frankfurt operierenden Neunundsechzigsten Armee vereinigen und damit die befestigte Stadt mit ihrer Garnison vom Hinterland abschneiden.

Als die bunten Leuchtkugeln in den raucherfüllten Himmel stiegen, sprangen die sowjetischen Schützen auf und rannten los. Schukow, der sich als General keine Gefühle leistete, schickte die Infanterie durch die Minenfelder, die geräumt sein mussten, bevor er seine Panzerarmeen in Marsch setzen konnte. «Was für ein schreckliches Bild, wenn ein Mensch von einer Panzermine zerrissen wird», erinnert sich ein Hauptmann. Aber die Achte Gardearmee kam zunächst rasch voran. Dass sie auf keine Gegenwehr stiessen, machte den Männern Mut. Die tief fliegenden Jagdbomber der Sechzehnten Luftarmee rasten über ihre Köpfe hinweg, um die deutschen Stellungen an den Steilhängen anzugreifen. Die schweren Bomber der Achtzehnten Luftarmee bekämpften andere Ziele und Kommunikationslinien im Hinterland. Allein am Abschnitt der Ersten Weissrussischen Front flogen die Piloten 6'500 Einsätze. Noch konnten die Maschinen starten. Aber aufgrund schlechter Sicht – verursacht durch den Morgendunst über dem Fluss, den dicken Rauch und Staub der Explosionen – nahmen die Stellungen der Verteidiger nur relativ wenig Schaden. Zum Unglück für die Neunte Armee, der allmählich die Kampfmittel ausgingen, wurde das Munitionslager in Alt-Zeschdorf, westlich von Lebus, getroffen und ging in Flammen auf.

Die besten Ziele boten natürlich Truppen im freien Feld. Die Volksturmkompanie von Erich Schröder, einem Vierzigjährigen, den man erst zehn Tage zuvor eingezogen hatte, wurde um 7.00 Uhr morgens mit Lastwagen ins Gefecht befördert, als plötzlich Alarm ertönte. An Eingraben war nicht zu denken, denn die Flugzeuge waren schon da. Er erinnert sich an zwei fast gleichzeitige Bombenexplosionen. Ein Splitter riss ihm den grossen Zeh ab, ein zweiter durchschlug seine rechte Wade, und der dritte blieb in seiner Kreuzgegend stecken. Er versuchte irgendwo Deckung zu finden. Die meisten Lastwagen, auf denen sie gerade noch gesessen hatten, brannten, und die Panzerfäuste darauf begannen zu explodieren. Schliesslich brachte ihn ein intakt gebliebenes Fahrzeug zum Verbandplatz in Fürstenwalde. Aber in jener Nacht wurde das ganze Gebäude durch sowjetische Bomben zerstört. Übrig blieb nur der Keller, in dem sie sassen.<sup>15</sup>

Der Beschuss und die Scheinwerfer lösten unter den jungen deutschen Rekruten Panik aus. Nur die fronterfahrenen Soldaten wollten das Feuer er-

widern, aber in der nahezu undurchdringlichen Mischung von Flussnebel, Rauch und Staub war kein Ziel zu erkennen. Die Verteidiger hörten, wie die Russen sich schreiend verständigten, aber die blieben nahezu unsichtbar. In der Ferne heulten russische Panzermotoren gequält auf. Der Schlamm der sumpfigen Flussebene war ein Problem selbst für die breiten Ketten der T-34. Überlebende aus den vorderen Stellungen warfen ihre Waffen fort und stürzten mit dem Ruf «Der Iwan kommt!» zur zweiten Linie zurück. Ein junger Soldat erblickte dabei einen Schatten vor sich und rief ihm eine Warnung zu, aber als der sich umdrehte, war es ein Rotarmist. Beide sprangen in Deckung und schossen aufeinander. Zu seinem Erstaunen tötete der deutsche Junge den Russen.

Die Serien der Granateinschläge hatten den Boden so aufgewühlt, dass die sowjetischen Panzerjäger und die Divisionsartillerie der Infanterie kaum folgen konnten. Das traf besonders auf die Katjuscha-Batterien zu, die auf Lastwagen montiert waren. Für die Garde-Granatwerferregimenter, die sie bedienten, war es allerdings eine grosse Befriedigung, als sie sahen, wie die ersten deutschen Kriegsgefangenen beim Anblick dieser Waffe blass wurden, die der Wehrmacht mehr Respekt einflösste als jede andere.

Möglicherweise sahen die Gefangenen auch die langen Staus von Fahrzeugen in dem tiefen Schlamm, die darauf warteten, dass Tschuikows Achte Gardearmee und Bersarins Fünfte Stossarmee endlich den Durchbruch schafften. Aber an diesem Morgen ging es sehr mühsam voran. Schukow in seinem Beobachtungsposten auf dem Reitweiner Sporn verlor die Beherrschung, fluchte auf seine Kommandeure, drohte ihnen mit Degradierung und Strafkompagnie. Einen zornigen Wortwechsel in Anwesenheit der Stabsoffiziere hatte er mit Tschuikow, weil dessen Achte Gardearmee im Oderbruch zu Füssen der Seelower Höhen stecken blieb.

Gegen Mittag entschloss sich Schukow in wachsender Verzweiflung – zweifellos auch aus Furcht vor dem nächsten Telefongespräch mit Stalin – seinen Operationsplan zu ändern. Ursprünglich sollten die Panzerarmeen erst rollen, wenn die Infanterie die deutsche Verteidigungslinie durchbrochen und die Seelower Höhen erreicht hatte. Aber Schukow konnte nicht mehr warten. Tschuikow war entsetzt, als er an das Chaos dachte, das nun entstehen musste, aber Schukow liess sich nicht beirren. Um 15.00 Uhr nachmittags rief er im Moskauer Oberkommando an und verlangte Stalin zu sprechen. Der hörte ihm aufmerksam zu. «Sie haben also den Feind in

der Berliner Richtung unterschätzt», sagte er. «Ich dachte, Sie rollten bereits nach Berlin, aber Sie stehen noch an den Seelower Höhen. Konev ist besser gestartet.» Er schien nichts dagegen zu haben, dass Schukow seinen Plan änderte, aber der wusste nur zu genau, dass alles vom Ergebnis abhing.<sup>16</sup>

Am Nachmittag erging an Katukow der Befehl, sich mit seiner Ersten Gardepanzerarmee in Richtung Seelow in Marsch zu setzen. Bogdanows Zweite Gardepanzerarmee sollte im Frontabschnitt Neuhardenberg vorrücken. Dieser vorzeitige Einsatz der Panzer bedeutete, dass die Unterstützungsartillerie, welche die Infanteriedivisionen zur Ausschaltung schwerer befestigter Feuerstellungen angefordert hatten, wegen der Bodenbeschaffenheit nicht nachrücken konnte. In der Tat entstand nun das Chaos, das Tschuikow befürchtet hatte. Tausende von Panzerfahrzeugen stauten sich am Brückenkopf. Die verschiedenen Einheiten und Formationen zu entwirren war für die Verkehrsregler ein Albtraum.

Am rechten Flügel erlitten Bogdanows Panzer schwere Verluste durch die 88-Millimeter-Kanonen, die unterhalb von Neuhardenberg eingegraben waren, ebenso durch schnelle Konterattacken kleiner Gruppen mit Panzerfäusten. Ein Zug mit Sturmgeschützen, den Wachtmeister Gernert von der 111. Lehrbrigade anführte, tauchte im Oderbruch bei Neutrebbin unvermittelt aus dem Rauch auf und stoppte eine grosse Zahl sowjetischer Panzer. Gernert allein schoss sieben ab. Am nächsten Tag hatte er insgesamt 44 vernichtete feindliche Panzer auf seinem Konto. «Sein herausragender Mut und seine taktisch kluge Führung retteten die Flanke der Brigade», schrieb General Heinrici, als er Gernert für das Ritterkreuz vorschlug.<sup>17</sup> Als er die Urkunde allerdings am 28. April unterzeichnete, existierten die Brigade und die Neunte Armee als erkennbare Formation nicht mehr.

Schliesslich erreichten die Spitzen der Panzerarmeen den Fuss der Seelower Höhen und begannen sich hinaufzuarbeiten. Die Motoren brüllten gequält auf. An einigen Stellen war der Anstieg so steil, dass die Panzerkommandanten nach Umwegen suchen mussten. Häufig genug gerieten sie dabei direkt vor eine befestigte Stellung der Deutschen.

Katukows Vorausabteilungen am linken Flügel erlebten den schlimmsten Schock, als sie auf der Strasse von Dolgelin nach Friedersdorf südöstlich von Seelow vorwärts rollten. Dabei stiessen sie auf «Tiger»-Panzer der SS-Panzerabteilung 502, und eine mörderische Schiesserei begann. Die sowjetischen Panzerbrigaden blieben in den tiefen Gräben stecken und erlitten schwere Verluste.

Am Mittelabschnitt zwischen Seelow und Neuhardenberg wurde Görings berühmte 9. Fallschirmjägerdivision unter dem Hagel der Granaten aufgegeben. Als das Bombardement am Morgen begonnen hatte, verlegte das 27. Fallschirm Jägerregiment seinen Stützpunkt von Schloss Gusow direkt am Steilhang nach rückwärts in einen Bunker mitten im Wald. Hauptmann Finkler blieb im Schloss und hielt über das Feldtelefon Verbindung. Wegen der schlechten Sicht konnte er kaum etwas berichten. Aber die vielen jungen Luftwaffenhelfer, die waffenlos aus der vorderen Linie flüchteten, waren sichere Zeichen dafür, dass die Verteidigungslinie zusammenbrach. Schliesslich tauchte ein Leutnant mit der Warnung auf, die sowjetischen Truppen stünden bereits am Rande des Dorfes. Daraufhin ordnete der Regimentskommandeur Oberst Menke den sofortigen Gegenangriff an. Finkler holte sich etwa zehn Männer aus seinem Stützpunkt. Aber bereits beim Aufbruch stiessen sie auf den Feind. Fast alle Fallschirmjäger fielen. Finkler und der Leutnant fanden in einem verlassenen Sturmgeschütz Deckung.

Im Hauptquartier für die Verteidigung von Berlin am Hohenzollerndamm war Oberst Refior, General Reymanns Stabschef, «nicht überrascht», als er an jenem Morgen von «einem ununterbrochenen dumpfen Rollen aus Richtung Osten» geweckt wurde.<sup>18</sup> Der Beschuss war so mächtig, dass er selbst in den östlichen Vororten von Berlin in 60 Kilometer Entfernung noch wie ein Erdbeben wirkte. Häuser erzitterten, Bilder fielen von den Wänden, Telefone fingern von selbst an zu klingeln. «Jetzt hat es angefangen», flüsterten die Menschen in den Strassen einander zu. Jeder wusste, was das bedeutete. Im grauen Licht jenes trüben Morgens «blieben hier und dort Frauen und Mädchen stehen und lauschten angsterfüllt auf die immer lauter dröhnende Stimme der Front».<sup>19</sup> Die am meisten gestellte Frage war nun, ob die Amerikaner noch rechtzeitig nach Berlin kamen, um sie zu retten.

Wenn die Offiziellen auch nach wie vor lauthals ihre Zuversicht verkündeten, die Verteidigungslinie an der Oder werde halten, so strafte das hektische Treiben in der Hauptstadt diese Erklärung Lügen. Überall wurden Hindernisse errichtet und Verteidigungsstellungen besetzt. Goebbels hielt eine leidenschaftliche, aber wenig überzeugende Rede, dass auch dieser neue Mongolensturm an Berlins Mauern scheitern werde. Die Berliner sorgten sich aber hauptsächlich darum, wie sie ihre Vorratskammern füllen konnten, bevor die Belagerung der Stadt begann. Die Schlangen vor Bäckereien und Lebensmittelgeschäften wurden länger und länger.

Während die Führung sich hartnäckig weigerte, die Realität zur Kenntnis zu nehmen, hatte jemand an jenem Morgen zum Glück die Idee, die kleinen Patienten der Kinderklinik des Potsdamer Krankenhauses in grössere Entfernung von der Hauptstadt zu verlegen. Das Hospital selbst war bei einem Bombenangriff der Alliierten in der Nacht zum 14. April fast völlig zerstört worden. Ein Treffer in einen Munitionszug auf dem nahe gelegenen Bahnhof erhöhte die Verwüstung nur noch. Die Kinder wurden in einen grossen Krankenwagen des Roten Kreuzes verladen, den zwei völlig erschöpfte Pferde im Schnecken tempo zum Schloss Cäcilienhof zogen. Der betagte Kronprinz hatte es erst wenige Wochen zuvor geräumt, aber einige Offiziersveteranen der preussischen Armee waren mit ihren Frauen in den Kellern untergekommen. Sie ahnten zu dem Zeitpunkt noch nicht, dass Potsdam der sowjetischen Besatzungszone einverleibt werden sollte.

Am Morgen des 16. April hörte das Pflegepersonal, dass man die Kinder in Richtung Südwesten in die Beelitzer Heilstätten bringen wollte. Fast alle grossen Berliner Kliniken – die Charité, das Auguste-Viktoria- und das Robert-Koch-Krankenhaus waren dort in getarnten Kasernen untergekommen. Dieser Komplex hatte bereits im Ersten Weltkrieg als Lazarett gedient. Auch Hitler hatte Ende 1916 dort zwei Monate lang eine Verwundung auskuriert. Aber auch hier gab es keine Sicherheit für die kranken Kinder. Als man sie gerade aus den Bussen holte, ertönte der Alarmruf: «Achtung! Tiefflieger!» Ein sowjetischer Doppeldecker, eine uralte Po-2, von den Deutschen spöttisch als «Kaffeemühle» bezeichnet, kurvte über den Baumwipfeln herum und eröffnete das Feuer.

Im unterirdischen Hauptquartier des OKH in Zossen klingelten ununterbrochen die Telefone. Der völlig erschöpfte General Krebs hielt sich nur noch mit Wermut aus einer Flasche aufrecht, die in seinem Panzerschrank deponiert war. Da die sowjetische Artillerie und Luftwaffe mehr und mehr Kommandoposten zerschoss und Telefonleitungen zerstörte, berichteten immer weniger Einheiten an den Stab. Dafür nahmen die Anrufe von verschiedenen Ministern und von General Burgdorf aus dem Bunker der Reichskanzlei zu. Das ganze Berliner Regierungsviertel erkundigte sich nach den jüngsten Entwicklungen. Die Stabsoffiziere waren indessen mit ihren Gedanken bei den Männern an der Front und versuchten sich vorzustellen, was sich dort wohl abspielte.

Bei der Elf-Uhr-Besprechung wollten Offiziere wissen, wie man sich die Evakuierung vorstelle. Alle wussten, dass Zossen, südlich von Berlin ge-



legen, in höchstem Masse gefährdet war, wenn die Erste Ukrainische Front die Neisse überschritt. Ein, zwei bissige Bemerkungen fielen über Hitlers Prognose, der Angriff auf Berlin sei nur eine Finte, die Rote Armee ziele in Wirklichkeit auf Prag. Zu Heinrichs Entsetzen hatte Hitler sogar drei Panzerdivisionen dem Kommando des kürzlich ernannten Generalfeldmarschalls Schörner unterstellt.

Dabei hätte der Befehlshaber der Neunten Armee, General Busse, diese dringend als Reserve für Konterattacken benötigt. Seine drei Panzerkorps - das CI. Armeekorps zur Linken, General Weidlings LVI. Panzerkorps in der Mitte und das XI. SS-Panzerkorps zur Rechten - hatten kaum noch Panzer zur Verfügung. Sie konnten nur ihre Stellungen verteidigen, bis das Ende kam. Das V. SS-Gebirgskorps, das südlich von Frankfurt an der Oder zwischen den beiden sowjetischen Hauptstosskräften in Stellung gegangen war, fing den Angriff der Neunundsechzigsten Armee auf und konnte zunächst standhalten.

Im Oderbruch und auf den Seelower Höhen tobten chaotische Kämpfe. Da man kaum noch die Hand vor Augen sah, fielen die meisten Soldaten im Nahkampf. Ein Angehöriger des Garderegiments «Grossdeutschland» schrieb später, das sumpfige Gebiet sei «kein Schlachtfeld, sondern ein Schlachthof» gewesen.<sup>20</sup>

«Wir gehen durch Gelände vorwärts, das vom Granatenhagel aufgewühlt ist», schrieb der sowjetische Pionieroffizier Pjotr Sebelew in einem Brief nach Hause. «Überall zerschossene deutsche Fahrzeuge, Geschütze, brennende Panzer und viele Leichen, die unsere Männer Zusammentragen, um sie zu begraben. Der Himmel ist bedeckt. Es nieselt, und unsere Tiefflieger tauchen immer wieder über der deutschen Frontlinie auf. Viele dort ergeben sich. Sie wollen nicht mehr kämpfen und für Hitler ihr Leben opfern.»<sup>21</sup>

Andere Offiziere der Roten Armee waren weniger euphorisch. Hauptmann Klotschkow von der Dritten Stossarmee berichtete, das Schlachtfeld sei «mit den Leichen von Hitlers Kriegern übersät, die den Mund so voll genommen hatten». Dann fügte er hinzu: «Zum Erstaunen unserer Soldaten kamen einige Tote in den Gräben plötzlich wieder unsicher auf die Beine und hoben die Hände.»<sup>22</sup> Von den eigenen Verlusten war in dieser Meldung keine Rede. Die Erste Weissrussische Front musste fast dreimal so hohe Verluste hinnehmen wie die deutschen Verteidiger.

Spätere Untersuchungen der Kämpfe jenes Tages brachten auf der sowjetischen Seite zahlreiche Mängel ans Licht. Die Fünfte Stossarmee litt offenbar an «schlechter Organisation». Die Funkdisziplin wurde nicht eingehalten, und die Nachrichtenverbindungen waren so schwach, dass «die Kommandeure nicht wussten, was vorging, und daher falsche Informationen gaben». Da man ausserordentlich viele Nachrichten verschlüsselte, waren ausserdem in den Armeestäben umfangreiche Dechiffrierungsarbeiten notwendig. Dadurch kamen dringende Nachrichten zu spät. Zum Teil meldeten Kommandeure das Erreichen von Zielen, die noch gar nicht in ihrer Hand waren.<sup>23</sup> Es ist schwer zu beurteilen, ob dies vor allem an der allgemeinen Verwirrung oder an dem unmenschlichen Druck lag, mit dem von oben Ergebnisse eingefordert wurden. Dieser ging vor allem von Schukow aus, der am Feldtelefon den Befehlshaber einer Armee anbrüllte, welcher in der typischen Art sowjetischer Vorgesetzter im gleichen Ton mit den ihm unterstellten Kommandeuren umging. Der General, der das XXVI. Gardeschützenkorps befehligte, wurde auf frischer Tat ertappt. Er teilte General Bersarin mit, seine Truppen hätten ein Dorf genommen und seien bereits zwei Kilometer weiter vorgerückt, «was nicht der Wahrheit entsprach».

In der 248. Schützendivision verlor ein Regimentskommandeur seine Truppe. In einer anderen Division schickte man ein Bataillon in die falsche Richtung, wodurch das ganze Regiment zum Angriff zu spät kam. Als der Sturm begann, verloren die Regimenter in Qualm und Nebel den Kontakt zueinander. So konnten sie auch deutsche Stellungen nicht ausmachen, die «weiter schossen, während die Infanterie vorrückte, was zu schweren Verlusten führte». Manche Kommandeure wurden auch für ihre Einstellung kritisiert. Sie drängten ständig vorwärts, hätten aber zuerst nach Wegen suchen müssen, wie der Feind auszuschalten sei. Dieses Problem führte man darauf zurück, dass es an motivierten Parteimitgliedern fehlte. Über den rücksichtslosen Druck von oben verlor man dagegen kein Wort.

Nicht zum ersten Mal fügte auch die unterstützende Artillerie den eigenen Truppen Verluste zu, was der Tatsache zugeschrieben wurde, dass «Kommandeure oft nicht in der Lage sind, verschiedene technische Geräte richtig zu bedienen». Damit waren unter Umständen ein Prismenkompass oder ein Funkgerät gemeint. Am 16. April, dem ersten Tag der Offensive, geriet die 266. Schützendivision unter schweres Feuer der eigenen Artillerie, als die den Waldrand erreichte. Am nächsten Tag ging es der

248. und der 301. Schützendivision ebenso. Die Fünfte Stossarmee meldete 33'000 Gefangene, schwiug sich aber über die eigenen Verluste aus.

Die Achte Gardearmee hatte «ernste Nachteile» – die übliche Umschreibung für Inkompetenz, die bis zur Katastrophe führen konnte. Aber diese ging auf Schukows, nicht auf Tschuikows Konto. «Die Artilleriesvorbereitung wirkte bei der vordersten Linie des Feindes und gab der Infanterie die Möglichkeit, diese zu passieren. Aber unsere Artillerie war nicht in der Lage, die Feuernester des Feindes, besonders die auf den Seelower Höhen, zu zerstören, und selbst Flugzeuge konnten da nichts ausrichten.» Sowjetische Tiefflieger bombardierten und beschossen zuweilen auch die eigenen Truppen. Das lag zum Teil daran, dass die Vorausabteilungen der Infanterie «nicht die richtigen Leuchtsignale kannten, mit denen unsere Frontlinie zu markieren war». Diese bestanden aus weissen und gelben Leuchtkugeln, aber man hatte nur wenige gelbe ausgegeben, weshalb derartige Pannen kaum überraschen konnten.

In dem Bericht heisst es auch, die Artillerie sei nicht schnell genug nachgerückt, um die vorderen Linien der Infanterie zu unterstützen. Die Planer hatten jedoch nicht bedacht, dass das sumpfige Gelände nach dem massiven Beschuss unpassierbar geworden sein musste. Auch der Sanitätsdienst war eindeutig überfordert, und «in einigen Regimentern war die Bergung der Verwundeten sehr schlecht organisiert». Ein Maschinengewehr schützte lag 20 Stunden lang auf dem Schlachtfeld, ohne Hilfe zu erhalten. Die Verwundeten der 27. Gardeschützendivision blieben «vier, fünf Stunden ohne jede medizinische Versorgung», und das Feldlazarett hatte nur vier Operationstische.<sup>24</sup>

Südlich von Frankfurt an der Oder rannte sich die Dreiunddreissigste Armee am Widerstand des V. SS-Gebirgskorps fest. Auch hier fehlte es an Sanitätern, um die vielen Verwundeten zu bergen. Die Offiziere mussten deutsche Gefangene mit vorgehaltener Waffe zwingen, die sowjetischen Verwundeten nach hinten zu schleppen und Munition herbeizuholen. Darüber erregte sich die politische Verwaltung der Armee, die ihre eigenen Politoffiziere dafür kritisierte, dass sie sich nicht selbst um die deutschen Gefangenen gekümmert, sie politisch bearbeitet «und dann zu ihren Kameraden zurückgeschickt» hatten, um «diese zu demoralisieren». Insgesamt genoss die Versorgung der Verwundeten bei der Roten Armee keine hohe Priorität. Und wie hektisch es in einem Feldlazarett auch zugehen mochte, die Leute des SMERSCH hatten keine Hemmungen, einen Arzt vom Operations-

tisch zu holen, um Fälle von Selbstverstümmelung zu untersuchen. Als die schweren Kämpfe begannen, «traten diese immer häufiger auf».<sup>25</sup> Ärzte und Schwestern erlebten in dieser Zeit so viel Schreckliches, dass ein grosser Teil nach dem Krieg jede Arbeit im medizinischen Bereich aufgab.<sup>26</sup>

Die Schlacht um die Seelower Höhen war sicher nicht Marschall Schukows Sternstunde. Aber wenn auch Planung und Führung der Operation von vielen Mängeln behaftet waren, so sind Mut, Standhaftigkeit und Opfergeist der meisten Soldaten und Offiziere der Roten Armee über jeden Zweifel erhaben. Dieser wirkliche Heroismus, der sich von der stereotypen Propagandaversion als moralische Lehre für künftige Generationen unterschied, konnte leider an der Gefühllosigkeit der hohen Befehlshaber und der sowjetischen politischen Führung nichts ändern. Es spricht Bände, wie diese in verdeckten Telefongesprächen ihre Soldaten betitelten. Wenn man sich nach der Höhe der Verluste erkundigte, hiess es dort nur: «Wie viele Streichhölzer sind abgebrannt?» Oder: «Wie viele Bleistifte sind abgebrochen?»<sup>27</sup>

Auf der deutschen Seite konnte man von General Heinrici, dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel, und von General Busse unter den Umständen kaum mehr erwarten. Deutsche Überlebende der Schlacht preisen sie noch heute dafür, dass sie durch den Rückzug der Mehrzahl der Truppen aus der vordersten Linie unmittelbar vor Einsetzen des Artilleriebeschusses zahllose Leben retteten. Aber einige hohe Offiziere glaubten nach wie vor an Hitler. Am 16. April nach Einbruch der Dunkelheit suchte Oberst Hans-Oskar Wöhlermann, der die Artillerie des LVI. Panzerkorps befehligte, seinen Vorgesetzten, General Weidling, in Waldsiefersdorf nördlich von Müncheberg auf. Der Stab des Korps war im Wochenendhaus einer Berliner Familie eingerichtet. In dem Raum im Erdgeschoss brannte eine einzige Kerze. Weidling, der sich über Hitlers Kriegführung keine Illusionen machte, sagte zu Wöhlermanns Entsetzen, was er dachte. «Ich war tief betroffen, feststellen zu müssen», schrieb Letzterer später, «dass auch dieser ‚Nursoldat‘ und Draufgänger, unser alter ‚Knochenkerl‘ das Vertrauen in die höchste Führung verloren hatte.»<sup>28</sup>

Ihr Gespräch fand ein abruptes Ende, weil erneut ein Bombardement einsetzte. Dann trafen Meldungen ein, an der rechten Flanke sei zwischen ihnen und dem XI. SS-Korps eine Lücke entstanden. Eine weitere dehne sich zu ihrer Linken immer weiter aus, sodass Gefahr bestehe, die Verbin-

dung zu General Berlins CL Korps zu verlieren. Goebbels'Vorstellung von einer Mauer gegen die Mongolenhorden fiel wie ein Kartenhaus in sich zusammen.

Diese Nacht muss die schlimmste in Schukows Leben gewesen sein. Die Augen der ganzen Armee und, was noch ärger war, die Augen des Kreml starteten auf die Seelower Höhen, die er bislang nicht hatte überwinden können. Damit war die Erfüllung des Auftrags an seine Armeen unmöglich geworden: «Berlin am sechsten Tag der Operation zu nehmen».<sup>29</sup> Zwar stand eines von Tschuikows Schützenregimentern am Stadtrand von Seelow, und auch einige von Katukows Panzern hatten den Kamm der Höhen fast erreicht, doch das würde Stalin bestimmt nicht zufrieden stellen.

Der Kriegsherr im Kreml, der am Nachmittag noch relativ entspannt geklungen hatte, wurde nun eindeutig ärgerlich, als Schukow kurz vor Mitternacht über das Funktelefon berichtete, die Höhen seien noch nicht genommen. Nun machte Stalin Schukow Vorhaltungen, weil der den Plan des Generalstabs geändert hatte. «Sind Sie sicher, dass Sie die Seelower Höhen morgen nehmen werden?», fragte er.

«Am Ende des morgigen Tages, des 17. April», antwortete Schukow, bemüht, gelassen zu klingen, «wird der Widerstand auf den Seelower Höhen gebrochen sein. Ich bin überzeugt, je mehr Truppen der Feind hier gegen uns ins Feld führt, desto leichter wird es sein, Berlin einzunehmen. Es ist viel einfacher, Truppen im offenen Gelände zu schlagen als in einer befestigten Stadt.»

Stalin klang nicht überzeugt. Vielleicht dachte er mehr an die Amerikaner, die von Südwesten heranrückten, als an die deutschen Truppen östlich der Hauptstadt. «Wir erwägen», sagte Stalin, «Konew zu befehlen, dass er die Panzerarmeen von Rybalko und Leljuschenko von Süden her nach Berlin schickt, und Rokossowski anzuweisen, das Überqueren der Oder zu beschleunigen und auch von Norden her anzugreifen.» Mit einem kurzen «Do swidania» legte Stalin auf.<sup>30</sup> Kurz darauf stellte Schukows Stabschef, General Malinin, fest, dass Stalin in der Tat Konew angewiesen hatte, seine Panzerarmeen gegen die Südflanke Berlins rollen zu lassen.

Russische Soldaten hatten 1945 – wie schon 1814 – für die Flüsse Westeuropas nur Verachtung übrig. Im Vergleich zu den riesigen Strömen ihres Vaterlandes erschienen sie ihnen wie schmale Rinnsale. Aber jeder Fluss,

den sie überquerten, hatte eine besondere Bedeutung, denn er markierte ihren Vormarsch im Vergeltungskampf gegen die Invasoren. «Selbst als ich an der Wolga bei Stalingrad verwundet wurde», erklärte Unterleutnant Maslow, «war ich überzeugt, dass ich an die Front zurückkehren und eines Tages an der verfluchten Spree stehen werde.»<sup>31</sup>

Die Neisse zwischen Forst und Muskau war zwar nur halb so breit wie die Oder, aber einen Fluss gegen den Widerstand tief eingegrabener feindlicher Truppen überqueren zu müssen, ist niemals eine leichte Aufgabe. Marschall Konew hielt es für die beste Taktik, den Gegner in dessen Stellungen zu zwingen und zu blenden, während seine Sturmspitzen über den Fluss setzten.

Der Artilleriebeschuss begann um 6.00 Uhr morgens Moskauer Zeit, 4.00 Uhr Berliner Zeit. 270 Geschütze pro Kilometer donnerten gleichzeitig los. Das war die grösste Artilleriekonzentration des ganzen Krieges. Dazu kamen schwere Flächenbombardements durch Maschinen der Zweiten Luftarmee. «Das Dröhnen der Flugzeuge, das Donnern der Geschütze und die Bombenexplosionen waren so laut, dass man die Rufe eines Kameraden selbst aus einem Meter Entfernung nicht mehr verstand», schrieb ein Offizier. Der Beschuss war wesentlich länger als der zuvor an der Oder. Er dauerte insgesamt 145 Minuten. «Der Kriegsgott donnert heute ganz ordentlich», meinte ein Batteriechef in einer Gefechtspause.<sup>32</sup>

Die Bedienungsmannschaften liessen sich von Rachegefühlen und den Befehlen ihrer Kommandanten antreiben: «Auf die Höhle der Faschisten – Feuer!» «Auf den Wahnsinnigen Hitler – Feuer!» «Für alles Blut und Leid unseres Volkes – Feuer!»<sup>33</sup>

Konew, der den Beginn der Offensive miterleben wollte, war von seinem Frontstab bei Breslau gekommen, der schlesischen Hauptstadt, die immer noch hartnäckige Gegenwehr leistete. Er begab sich ganz nach vorn zur Beobachtungsstelle von General Puchows Dreizehnter Armee. Diese – ein kleiner Unterstand mit Deckungsgraben – lag am Rande eines alten Kiefernwaldes. Unmittelbar davor befand sich ein Steilhang und dahinter die Neisse, deren jenseitiges Ufer gut einzusehen war. Da sie dort bereits in Reichweite von Handfeuerwaffen des Gegners lagen, lugten sie nur durch das Scherenfernrohr aus dem Graben.<sup>34</sup> Aber mit dem Überblick war es vorbei, als General Krassowkis Piloten von der Zweiten Luftarmee in der zweiten Phase des Beschusses in geringer Höhe das Westufer entlang flogen und Rauchbomben ab warfen. Dieser Vorhang breitete sich über eine Breite

von etlichen Kilometern aus, was die Verteidiger von der Vierten Panzerarmee daran hinderte, den Punkt des Hauptstosses rasch auszumachen. Kowne hatte Glück. Der Wind blies den Vorhang noch weiter auf, ohne ihn zu rasch zu zerreißen.

Die Vorausabteilungen stürzten vorwärts, brachten ihre Sturmboote zu Wasser und ruderten mit heftigen Schlägen zum anderen Ufer. «Die Sturmboote starteten», berichtete die Erste Ukrainische Front, «bevor die Kanonen schwiegen. Parteimitglieder und Komsomolzen sprangen als Erste in die Boote und riefen ihren Kameraden ermutigende Losungen zu: «Für das Vaterland! Für Stalinh» Als die Ersten am westlichen Flussufer landeten, pflanzten sie kleine rote Fahnen auf, um die nächsten zur Überquerung des Flusses zu ermutigen. Einige Bataillone nahmen den Fluss schwimmend, eine Methode, welche die Altgedienten unter ihnen bereits in der Ukraine mehrfach praktiziert hatten. Andere Einheiten benutzten vorher erkundete Furten und wateten hindurch, die Waffen über dem Kopf. Pioniere, welche die ersten Fähren und Pontonbrücken zu bauen hatten, sprangen ins Wasser und stiessen zum anderen Ufer vor. Auf die ersten Schützenbataillone folgten bald die ersten 85-Millimeter-Sturmgeschütze, und kleine Brückenköpfe wurden gebildet.<sup>35</sup>

Der massive Beschuss hinderte die meisten Deutschen in den vorderen Stellungen an wirksamen Abwehrmassnahmen. Viele litten an einem Bombenschock. «Wir fanden keine Deckung», berichtete Obergefreiter Karl Pafflik nach der Gefangennahme. «In der Luft piff und krachte es in einem fort. Wir erlitten unvorstellbare Verluste. Wer noch lebte, irrte wie von Sinnen in Gräben und Bunkern umher, um sich zu retten. Der Schreck hatte uns die Sprache verschlagen.»<sup>36</sup> Viele nutzten Rauch und Chaos, um sich zu ergeben. Mindestens 25 Mann des 500. Strafbataillons, die noch mehr Grund zur Fahnenflucht als andere hatten, ergaben sich als Gruppe. Einzelne oder zu mehreren hoben deutsche Soldaten die Hände und riefen halb deutsch, halb russisch: «Iwan, nicht schiessen, wir – gefangen.»<sup>37</sup> Ein Deserteur vom 500. Strafbataillon erwähnte im Verhör das geflügelte Wort, das in Berlin die Runde machte: «Das einzige Versprechen, das Hitler gehalten hat, stammt von seinem Machtantritt: «Gebt mir zehn Jahre, und ihr werdet Deutschland nicht wiedererkennen.»« Andere Landsknechte klagten, ihre Offiziere hätten gelogen, sie erwarteten den Einsatz von V-3- und V-4-Raketen.

Nachdem Drahtseile über den Fluss gespannt waren, setzten Fähren die

ersten T-34-Panzer zur Unterstützung der Infanterie über. Die Pioniereinheiten der Ersten Ukrainischen Front hatten nicht weniger als 133 Übergänge in der Hauptangriffsrichtung geplant. Sie waren für die Überquerung der Neisse zuständig. Die Pioniere der Dritten und der Vierten Gardepanzerarmee sollten ihre Ausrüstung für den nächsten Fluss, die Spree, bereithalten. Kurz nach Mittag, als die ersten 60-Tonnen-Brücken im Bereich der Fünften Gardearmee fertig waren, rollten die Spitzen von Leljuschenkos Vierte Gardepanzerarmee über den Fluss. Im Laufe des Nachmittags kam der Rest der kämpfenden Truppe nach und begann mit dem Vormarsch. Die Panzerbrigaden, die mit nicht nachlassendem Elan nach vorn drängten, machten sich bereit, die Konterattacke der Vierten deutschen Panzerarmee aufzufangen, deren Spitze die 21. Panzerdivision bildete. Im südlichen Teil des Operationsgebiets hatten inzwischen auch die Zweite Polnische Armee und die Zweiundfünfzigste Armee erfolgreich den Fluss überquert und stürmten in Richtung Dresden vorwärts.

Konew hatte allen Grund, mit dem ersten Tag seiner Offensive zufrieden zu sein. Seine Panzerspitzen hatten bereits die Hälfte des Weges bis zur Spree hinter sich gebracht. Als einzigen Mangel stellte man später fest, dass die Bergung der Verwundeten und ihr Abtransport «unerträglich langsam» vonstatten gegangen sei.<sup>38</sup> Aber wie die meisten Kommandeure schien das Konew nicht sehr zu erregen. Um Mitternacht meldete er Stalin über das Funktelefon, dass der Vormarsch der Ersten Ukrainischen Front sich erfolgreich entwickle. «Bei Schukow steht es nicht so gut», sagte Stalin, der gerade mit diesem gesprochen hatte. «Orientieren Sie Rybalko [Dritte Gardepanzerarmee] und Leljuschenko [Vierte Gardepanzerarmee] auf Zehlendorf. Wie wir es im Generalstab besprochen haben, Sie erinnern sich sicher.» Konew entsann sich nur zu gut jener Besprechung, besonders dessen, dass Stalin zwischen seinen und Schukows Einheiten bei Lübben keine klare Grenze gezogen hatte, was ihm die Möglichkeit offen liess, Berlin mit der Ersten Ukrainischen Front von Süden her anzugreifen.<sup>39</sup>

Dass Stalin ausgerechnet Zehlendorf erwähnte, ist höchst interessant. Offenbar wollte er, dass Konew den südwestlichsten Punkt von Berlin so rasch wie möglich besetzte, denn dort mussten die Amerikaner von ihrem Brückenkopf bei Zerbst her anrücken. Nicht zufällig gehörte zu Zehlendorf auch Dahlem mit den Atomforschungslabors des Kaiser-Wilhelm-Instituts.

Drei Stunden zuvor hatte General Antonow bei einem Gespräch im Generalstab um 21.00 Uhr – zweifellos auf Stalins Weisung – erneut die Ame-



rikaner irreführt, als diese deutsche Berichte von einer Grossoffensive gegen Berlin erwähnten. «[Antonow] sagte», hiess es danach in dem entsprechenden Telegramm an das State Department in Washington, «dass die Russen gegenwärtig im Mittelabschnitt der Front umfangreiche Aufklärung betreiben, um Einzelheiten über die Verteidigungsanlagen der Deutschen in Erfahrung zu bringen.»<sup>40</sup>

## Seelow und die Spree

Nach Stalins beiden Telefongesprächen am 16. April um Mitternacht begann der Wettlauf zwischen Schukow und Konew in voller Stärke. Konew, von Stalin angestachelt, nahm die Herausforderung begeistert an. Schukow, durch den Rückschlag bei den Seelower Höhen etwas aus dem Tritt gebracht, war trotz allem der Meinung, dass das Recht, Berlin zu erobern, ihm zukam.

Nach bedecktem Himmel und Nieselregen besserte sich das Wetter am Dienstag, dem 17. April. Die Kampfflieger konnten nun die verbliebenen deutschen Stellungen auf den Seelower Höhen viel zielsicherer attackieren. Kleine Städte, Weiler und einzelne Bauernhöfe im Oderbruch und auf den Höhen brannten immer noch. Sowjetische Artillerie und Luftwaffe hatten jedes einzelne Gebäude ins Visier genommen. Überall konnte schliesslich ein Kommandoposten sein. Es roch stark nach verkohltem Fleisch – von Menschen in den Häusern und von Tieren in den Ställen. Da Bauerngehöfte als mögliche Depots und Befehlsstände beschossen wurden, kam Vieh in riesigen Mengen um, das nicht weglaufen konnte und lebendig verbrannte.

Hinter den sich auflösenden deutschen Linien waren die Verbandplätze so mit Verwundeten überfüllt, dass kein Arzt mehr damit fertig wurde. Ein Bauchschuss kam unter diesen Umständen einem Todesurteil gleich, denn die notwendige Operation hätte viel zu lange gedauert. In erster Linie wurden die behandelt, die wieder kampffähig gemacht werden konnten. Offiziere mit entsprechendem Sonderauftrag kämmten die Feldlazarette durch und nahmen jeden Verwundeten mit, der noch laufen und schiessen konnte.

Die Feldgendarmarie hatte überall improvisierte Strassensperren eingerichtet, an denen Versprengte aufgehalten wurden, ob unverletzt oder leicht verwundet, die man in rasch aufgestellte Notkompanien zwang. Sobald eine gewisse Zahl beisammen war, wurden die Pechvögel in die vordersten

Linien gebracht. Bei den Soldaten hiessen die Feldgendarmen jetzt nicht nur «Kettenhunde», sondern auch noch «Heldenklauen», denn sie hielten sich selber geflissentlich vom Kampf fern, jagten aber jeden hinein, der nicht mehr kämpfen wollte.

In ihrem Übereifer ergriff die Feldgendarmarie oft auch Männer, die tatsächlich nach ihren Einheiten suchten. Nun fanden sie sich plötzlich mit anderen Versprengten, mit 15-, 16-jährigen Hitler jungen wieder, von denen manche gar noch kurze Hosen trugen. Für Kindersoldaten gab es inzwischen eine besondere Stahlhelmgrösse, aber nicht in ausreichenden Mengen. Unter den Helmen der Erwachsenen, die ihnen über die Ohren rutschten, waren die gespannten, bleichen Gesichter dieser Jungen kaum zu erkennen. Eine Gruppe sowjetischer Pioniere der Dritten Stossarmee, die nach vorn beordert worden war, um ein Minenfeld zu räumen, stiess unvermittelt auf ein Dutzend Deutsche, die aus einem Graben krochen, um sich zu ergeben. Plötzlich kam ein Junge aus einem Bunker. «Er trug einen langen Trenchcoat und eine Mütze», berichtete Hauptmann Sulchanischwili. «Aus einer Maschinenpistole feuerte er eine Salve auf uns. Aber als er sah, dass ich nicht umfiel, liess er die Waffe einfach fallen und brach in Schluchzen aus. Dabei stammelte er: ‚Hitler kaputt, Stalin gut!‘ Ich musste lachen. Ich gab ihm nur eine Ohrfeige. Arme Kerle, sie taten mir Leid.»<sup>1</sup>

Am gefährlichsten waren die Hitlerjungen, deren Heim und Familie im Osten der Roten Armee zum Opfer gefallen war. Ihnen blieb nur noch, in der Schlacht zu fallen, wobei sie so viele der verhassten Bolschewiken mitnehmen wollten, wie sie nur konnten.

Die Wehrmacht hatte ihre Kampffähigkeit noch nicht eingebüsst, wie Schukow und seine Truppen am eigenen Leibe zu spüren bekamen. Auch weiterer Beschuss und neue Bombenangriffe am Morgen des 17. April, denen Angriffe der Panzerarmeen Katukows und Bogdanows folgten, brachten nicht den Erfolg, den Schukow Stalin versprochen hatte. 8,8-Zentimeter-Flaks und Infanteristen mit Panzerfäusten setzten viele sowjetische Panzer ausser Gefecht. Als Katukows Panzerbrigaden gegen Mittag in Dolgelin und Friedersdorf einfuhren, gerieten sie in eine Konterattacke der verbliebenen «Panther»-Panzer der Division «Kurmark».

Das XL Panzerkorps unter General Juschtschuk hingegen konnte See- low auf der Reichsstrasse 1 umfahren, der alten preussischen Chaussee, die von Berlin bis nach Königsberg, der jetzt zerstörten Hauptstadt Ostpreus-

sens, führte. Aber nun gerieten Juschtschuks Panzer in das Feuer der Artillerie der benachbarten Fünften Stossarmee. Das löste einen «sehr kulturlosen» Wortwechsel mit Bersarins Stab aus.<sup>2</sup> Die Leidtragenden waren nicht nur die Panzertruppen. «Nach Meinung der Infanterie», hiess es in einem Bericht über diese Auseinandersetzung taktvoll, «schiess die Artillerie nicht auf präzise Ziele, sondern belegt ganze Geländestreifen.»<sup>3</sup>

In den chaotischen Kämpfen um Seelow wurden Juschtschuks Panzer häufig aus nächster Nähe mit Panzerfäusten angegriffen. Seine Soldaten halfen sich damit, dass sie sich aus Häusern in der Nähe Sprungfedermatratzen holten und diese an den Flanken und Türmen ihrer Maschinen befestigten. Wenn das Geschoss auf diesen improvisierten Schutz traf, explodierte es, bevor es zur eigentlichen Panzerung durchdrang.

Die T-34- und «Stalin»-Panzer beider Gardepanzerarmeen ebneten alle Schützengräben ein, wenn auch die meisten bereits verlassen waren. Im nördlichen Teil des Oderbruchs drängte die Dritte Stossarmee mit Unterstützung der Siebenundvierzigsten Armee zu ihrer Rechten die Einheiten des CI. Korps zurück, die inzwischen fast ausschliesslich aus jungen, unausgebildeten Rekruten und Fahnenjunkern bestanden. Das Regiment «Potsdam», das man bei Neutrebbin zusammengestellt hatte, flüchtete sich hinter die sumpfigen Altarme der Oder, die hier kaum zehn Meter breit waren. Am Ende bestand diese Einheit noch aus ganzen 34 Mann.

Aber auch hier hörten sie das Dröhnen von Panzermotoren. «Wir Infanteristen waren wieder mal die Dummen. Wir sollten den russischen Vormarsch aufhalten. Alle anderen Waffengattungen zogen weiter in Richtung Westen.»<sup>4</sup> Nur einige Sturmgeschütze waren noch übrig, mit denen man die sowjetischen Panzer stoppen wollte. Die Divisionsartillerie hatte ihre letzten Granaten verschossen, dann die Geschütze in die Luft gesprengt und war verschwunden. Kein Wunder, dass viele Infanteristen sich ihr anschlossen. Die Disziplin brach zusammen, wozu Gerüchte beitrugen, mit den Westalliierten sei bereits ein Waffenstillstand ausgehandelt.

Im mittleren Frontabschnitt war die 9. Fallschirmjägerdivision völlig aufgerieben – eine Katastrophe für deren Befehlshaber, General Bruno Bräuer, der die Luftlandeaktion bei Heraklion auf Kreta kommandiert hatte. Bräuer, ein eleganter Offizier, der nur Zigarettenspitzen zu benutzen pflegte, war danach Befehlshaber der Garnison auf Kreta geworden. Zwar prahlte Göring immer noch mit seinen Superkriegern, die man mit den randlosen Helmen der Fallschirmjäger ausstaffiert hatte, damit sie ent-

sprechenden Eindruck machten, aber in Wirklichkeit befehligte Bräuer grösstenteils Bodenpersonal der Luftwaffe. Diese Männer waren nie im Leben aus einem Flugzeug gesprungen und hatten erst recht an keinem Kampf teilgenommen. Als das Bombardement und der Beschuss einsetzten und dann auch noch Katjuschas bei ihnen einschlugen, waren die Offiziere nicht mehr in der Lage, ihre in Panik auseinanderlaufenden Männer bei der Fahne zu halten.

Der Kommandeur des 27. Fallschirmjägerregiments, Oberst Menke, war gefallen, als T-34 in der Nähe seines Hauptquartiers durchbrachen. Erst als am Vormittag des 17. April einige «Panther», Panzer IV und Schützenpanzerwagen zu ihrer Unterstützung eintrafen, stieg die Stimmung ein wenig. Doch bald darauf stob wieder alles auseinander. Der Artilleriekommandeur des LVI. Korps, Wöhlermann, stiess auf Bräuer, «der wegen der Flucht seiner Männer völlig niedergeschlagen war».<sup>5</sup> Der hoch dekorierte Bräuer erlitt einen Nervenzusammenbruch und musste seines Kommandos enthoben werden. Seine Pechsträhne hielt an. Kurz nach dem Krieg wurde er in Athen für Grausamkeiten, die unter einem anderen General auf Kreta verübt wurden, angeklagt, verurteilt und 1947 hingerichtet.

Um 18.30 Uhr erschien Ribbentrop unangekündigt in Weidlings Stab und verlangte, über die Situation informiert zu werden. In diesem Augenblick traf Wöhlermann ein. «Da kommt gerade mein Artilleriekommandeur von vorne, der kann Ihnen, Herr Reichsminister, gleich etwas zur Lage berichten», erklärte Weidling. Er wies seinen Untergebenen an, nicht zurückhaltend zu sein, und nahm dann neben Ribbentrop Platz, um zuzuhören. Wöhlermanns Bericht «wirkte auf den Reichsminister vernichtend». Mit erstickter, kaum hörbarer Stimme stellte Ribbentrop noch ein, zwei Fragen. Er machte einige verschwommene Andeutungen, dass sich die Situation «kurz vor zwölf» noch ändere, dass Verhandlungen mit Amerikanern und Briten im Gange seien. Möglicherweise veranlasste diese Bemerkung General Busse, per Funk zu übermitteln: «Haltet noch zwei Tage aus, dann ist alles geschafft.»<sup>6</sup> Diese Behauptung, man werde zu einem Abkommen mit den Westalliierten gelangen, war die ultimative Lüge der braunen Führungsriege.

Versprengte aus dem Oderbruch, die sich in die Wälder an den steilen Abhängen der Seelower Höhen zurückzogen, hatten die sowjetische Infanterie und Panzer oft bereits vor sich. Nervöse Soldaten feuerten auf die eigenen Leute, wie auch sowjetische Granaten und Fliegerbomben häufiger

eigene Truppen trafen als die Deutschen. Die Luftwaffe schickte so viele Focke-Wulf-Jäger wie möglich in die Schlacht, um den sowjetischen Ansturm noch aufzuhalten. Gegen Abend griffen deutsche Flugzeuge die Pontonbrücken über die Oder an, jedoch vergeblich.<sup>7</sup> In einem Bericht aus nicht ermittelter Quelle hiess es, dass «deutsche Piloten häufig russische Bomber rammen, wonach beide brennend zur Erde stürzen». Wenn das zutrifft, dann hatten sich hier seit 1941 die Rollen grundlegend vertauscht. Damals, in den ersten Tagen des «Unternehmens Barbarossa», waren sowjetische Piloten mit verzweifelterm Todesmut in die Angreifer von der Luftwaffe gekracht.<sup>8</sup>

Noch erstaunlicher sind Berichte, denen zufolge gegen die sowjetischen Oderbrücken eine Staffel Kamikaze-Flieger eingesetzt worden sein soll. Die Luftwaffe hatte für solche Missionen ihr eigenes Wort geprägt: «Selbstopferinsatz». Die Piloten der Staffel «Leonidas», die in Jüterbog stationiert war und von Oberstleutnant Heiner Lange befehligt wurde, sollen eine Erklärung unterschrieben haben, die mit den Worten endete: «Ich bin mir darüber klar, dass der Einsatz mit meinem Tod enden wird.» Am Abend des 16. April veranstalteten die Flieger in ihrem Stützpunkt einen Abschiedsball mit jungen Frauen von einer Nachrichteneinheit der Luftwaffe. Der Tanz endete mit einem gemeinsamen abschliessenden Lied. Generalmajor Fuchs, der den Gesamtbefehl hatte, kämpfte mit den Tränen.

Am nächsten Morgen wurde die erste der so genannten «Totalmissionen» gegen die 32 «Über- und Unterwasserbrücken» geflogen, die sowjetische Pioniere über die Oder gelegt hatten. Die Deutschen setzten dafür die Maschinen ein, die sie gerade zur Verfügung hatten – Focke-Wulf 190, Messerschmitt 109 und Junkers 88. Einer dieser «Selbstopferpiloten» war Ernst Beichl. Er startete einen Tag später in einer Focke-Wulf mit einer 500-Kilogramm-Bombe. Sein Ziel war die Pontonbrücke bei Zellin. Die Luftaufklärung meldete sie später als zerstört. Behauptungen, in drei Tagen seien 17 Brücken ausser Funktion gesetzt worden, scheinen allerdings stark übertrieben. Die einzige weitere, die eindeutig getroffen wurde, war die Eisenbahnbrücke bei Küstrin. 35 Piloten und Flugzeuge waren allerdings ein hoher Preis für einen so begrenzten und zeitweiligen Erfolg. Das hinderte Generalmajor Fuchs allerdings nicht daran, die Namen der Opfer in einer besonderen Botschaft «an den Führer zu dessen bevorstehendem 56. Geburtstag» zu übermitteln.<sup>9</sup> Das war genau die Art von Geschenken, die er am meisten schätzte.

Die Operation musste rasch wieder abgeblasen werden, weil Marschall Konews Panzerarmeen, die unvermittelt von Süden her nach Berlin vorstiesien, den Stützpunkt bei Jüterbog bedrohten.

Konews Erster Ukrainischer Front blieb das Kriegsglück auch nach Überquerung der Neisse hold. Die Dreizehnte Armee und die Fünfte Gardearmee hatten einen Keil in die zweite deutsche Verteidigungslinie getrieben. Obwohl auf beiden Seiten noch Kämpfe tobten, schickte Konew seine führende Panzerbrigade in den Durchbruch, um in raschem Tempo zwischen Cottbus und Spremberg die Spree zu erreichen. Fortgesetzter Beschuss der Artillerie und der Tiefflieger setzte grosse Teile des Kiefernwaldes in Flammen. Diese Feuer waren gefährlich für die Panzer, die ihre Treibstoffreserven in aufgeschnallten Kanistern mit sich führten. Aber Zeit war kostbar, denn es gab die Chance, die Spreebarriere zu überwinden, bevor die Vierte Panzerarmee der Deutschen eine neue Verteidigungslinie aufbauen konnte. Konews Truppen witterten den Sieg. In der Vierten Gardepanzerarmee breitete sich die Überzeugung aus, «da die Deutschen die Neisse nicht halten konnten, können sie nichts mehr halten».<sup>10</sup> Vor dem Angriff kontrollierten die Kommandeure regelmässig die Waffen. Bei einem jungen Parteimitglied wurde Rost an der Maschinenpistole festgestellt. «Wie wollen Sie damit schiessen?», brüllte der Offizier ihn an. «Sie sollen anderen ein Beispiel geben und haben eine dreckige Waffe!»<sup>11</sup>

Wenn die Panzer weiterhin so in Richtung Berlin vorstürmten, riskierten sie, dass die Deutschen ihre Nachschublinien durchtrennten. Daher liess Konew die Fünfte Gardearmee unter Schadow nach links Richtung Spremberg und die Dritte Gardearmee nach rechts einschwenken, um die Verteidiger in Richtung Cottbus zurückzudrängen.

Als die ersten Brigaden der Dritten Gardepanzerarmee an jenem Abend die Spree erreichten, konnte General Rybalko, der Befehlshaber der Armee, der stolz darauf war, seinen Truppen stets an der Spitze vorauszuweichen, nicht auf die Technik zum Übersetzen warten. Er wählte einen Punkt aus, an dem das Wasser nicht so tief zu sein schien, und beorderte dann einen Panzer direkt in den Fluss, der an dieser Stelle etwa 50 Meter breit war. Das Wasser reichte kaum über die Ketten. Die ganze Panzerbrigade folgte in einer langen Reihe und durchquerte den Fluss wie eine Abteilung Kavallerie. Im Gegensatz zu berittenen Soldaten konnten sie allerdings die deutschen Maschinengewehre ignorieren, die sie vom gegenüberliegenden Ufer be-

schossen. Die Masse der Fahrzeuge beider Panzerarmeen überquerte noch in dieser Nacht die Spree.

Konew wusste, dass die Seen, Sümpfe, Wasserläufe und Kiefernwälder der Lausitz schweres Gelände für seine Panzer waren, aber wenn sie sich beeilten, dann würden sie auf den Strassen nach Berlin nur auf geringen Widerstand stossen. Die Vierte Panzerarmee der Deutschen hatte bereits an der zweiten Verteidigungslinie ihre operativen Reserven eingesetzt, und die Befehlshaber in Berlin waren vorläufig mehr mit den Armeen Schukows beschäftigt.

Wie jener war auch Konew der Meinung, es sei leichter, den Feind in offener Feldschlacht zu vernichten als später in Berlin. Darüber verlor er allerdings kein Wort, als er an jenem Abend von seinem vorgeschobenen Befehlsstand, einem Schloss auf einem kleinen Hügel mit Blick über die umgebenden Kiefernwälder, über das Funktelefon mit Stalin sprach.

Er war mit seinem Bericht fast am Ende, als Stalin ihn plötzlich unterbrach. «Bei Schukow sieht es immer noch nicht gut aus. Er ringt nach wie vor mit den Befestigungen des Feindes.» Dann folgte eine lange Pause, die Konew nicht zu unterbrechen wagte. «Könnten wir», fuhr Stalin dann endlich fort, «nicht Schukows mobile Einheiten umgruppieren und durch die Lücke nach Berlin schicken, die an Ihrem Frontabschnitt entstanden ist?» Das war vielleicht kein ernst gemeinter Vorschlag, aber er gab Konew die Möglichkeit, seine eigenen Vorstellungen zu äussern.

«Genosse Stalin», erwiderte er, «das könnte zu viel Zeit kosten und beträchtliche Verwirrung auslösen... Die Lage an unserer Front entwickelt sich günstig, wir haben genügend Kräfte und können beide Panzerarmeen gegen Berlin werfen.» Dann fügte Konew noch hinzu, er werde über Zossen angreifen. Beide wussten, dass sich dort das Oberkommando der Wehrmacht befand.

«Sehr gut», antwortete Stalin. «Ich bin einverstanden. Marschieren Sie mit Ihren Panzerarmeen auf Berlin.»

Im Berliner Regierungsviertel wusste am 17. April niemand mehr, was er tun sollte, ausser Durchhalteparolen, kombiniert mit Hinrichtungsdrohungen zu entwerfen. «Keine deutsche Stadt wird zur offenen Stadt erklärt», hiess es in einem Befehl, den Himmler an alle Militärbefehlshaber sandte. «Jedes Dorf und jede Stadt werden mit allen Mitteln verteidigt und gehalten. Jeder deutsche Mann, der gegen diese selbstverständliche nationale



Pflicht verstösst, verliert Ehre und Leben.»<sup>12</sup> Kein Wort davon, dass die deutsche Artillerie im Grunde keine Munition mehr hatte, dass Panzer aufgegeben wurden, weil der Treibstoff ausging, und die Soldaten nichts mehr zu essen hatten.

Auch angesichts des drohenden Zusammenbruchs funktionierte die Nazibürokratie selbst auf der unteren Ebene auf die gewohnte Weise. Am 17. April wurde Woltersdorf südlich der Reichsstrasse 1 nach Berlin von Flüchtlingen überschwemmt. Die örtlichen Behörden erlaubten jedoch nach wie vor nur, dass «Nichtberufstätige und Nichtvolksstumpfpflichtige abreisen können», und auch das ausschliesslich für den Fall, dass «sie eine Bescheinigung des Aufnahmeortes vorweisen können».<sup>13</sup> Ausserdem hatte jede Person die Genehmigung des Kreisabschnittsleiters einzuholen. Der Wille zum Widerstand hielt sich allerdings sehr in Grenzen. Der Volkssturmzug des Ortes bat darum, vom weiteren Dienst befreit zu werden.

Konevs Truppen standen nun weniger als 80 Kilometer südöstlich von den Befehlszentren des OKH und des OKW in Zossen. Aber weder die Vierte Panzerarmee noch die Heeresgruppe Mitte unter Generalfeldmarschall Schörner hatten bis dahin berichtet, dass die sowjetische Dritte und Vierte Gardepanzerarmee sich bereits diesseits der Spree befanden und es keinerlei Reserven mehr gab, um sie aufzuhalten. Die Stabsoffiziere in Zossen waren ihrerseits nach wie vor auf den Kampf um die Seelower Höhen fixiert.

General Heinrici hatte bereits den grössten Teil seiner Heeresgruppenreserve – Steiners III. Germanisches SS-Panzerkorps – zur Unterstützung von Busses schwer angeschlagener Neunter Armee in Marsch gesetzt. Die 11. SS-Division «Nordland» erhielt am Mittag des 17. April Befehl, sich nach Süden in Richtung Seelow in Bewegung zu setzen. Diese Division bestand hauptsächlich aus Dänen und Norwegern, ebenso Schweden, Finnen und Esten. Manch einer behauptete sogar, eine Hand voll Briten habe in dieser Einheit gekämpft, aber das ist höchst zweifelhaft. Befehligt von SS-Brigadeführer Joachim Ziegler, bestand die Division in der Hauptsache aus 50 Panzerwagen, die zu ihrer Aufklärungsabteilung und der Panzerabteilung «Hermann von Salza» gehörten. Den Rest des Personals bildeten die Panzergrenadierregimenter «Dänemark» und «Norge» sowie ein Pionierbataillon. Die Division «Nordland», die man zunächst aus dem kurländischen Kessel evakuiert und dann in die schweren Kämpfe um die Oder-

mündung östlich von Stettin geworfen hatte, war seit Jahresbeginn um fast 15'000 Mann dezimiert worden. 4'500 davon galten als gefallen oder vermisst.<sup>14</sup>

Eine andere Einheit ausländischer Angehöriger der Waffen-SS, die Division «Nederland», wurde von Heinrici noch weiter nach Süden verlegt. Ihr Ziel lag südwestlich von Frankfurt an der Oder bei Müllrose, wo das V. SS-Gebirgskorps das Kommando übernehmen sollte. Das Verhältnis zwischen SS und Wehrmacht war höchst brisant. Himmler schäumte vor Zorn, dass Heinrici über die stärksten Einheiten aus Steiners SS-Korps verfügen durfte. Und die Division «Nordland» demonstrierte den grossen Widerwillen, sich einem Befehlshaber der Wehrmacht zu unterstellen, dadurch, dass sie sich nicht gerade beeilte, an den neuen Einsatzort zu gelangen.

Als der 18. April, ein Mittwoch, heraufdämmerte, war der Horizont im Osten rot gefärbt. Diejenigen, welche die Seelower Höhen immer noch erbittert verteidigten, nahmen das als düsteres Vorzeichen. Es dauerte nicht lange, da hörten sie bereits wieder das tiefe Brummen der Panzermotoren und das Klirren der Panzerketten. Bald darauf setzten auch die Luftangriffe erneut ein. Die Tiefflieger stürzten auf die Kolonne der Division «Nordland» herab, als diese noch weit von der Front entfernt war, und nahmen die offenen Lastwagen mit den SS-Panzergrenadieren darauf unter Feuer. Ziegler war zu Weidlings Stab vorausgeeilt, um dort mitzuteilen, dass es seinen Fahrzeugen an Treibstoff mangelte, weshalb die Division so langsam vorankam. Weidling war ausser sich vor Zorn.

Auch Schukow war an jenem Morgen kaum ansprechbar. Er wusste nun, dass Konevs Panzerarmeen die Genehmigung erhalten hatten, einzuschwenken und von Süden her nach Berlin vorzustossen. In ihrem Telefongespräch am Abend zuvor hatte Stalin auch die Möglichkeit erwogen, Rokossowskis Zweite Weissrussische Front nach Süden auf Berlin marschieren zu lassen, sobald sie die Oder hinter sich hatte. Noch mehr aber hatte der Oberbefehlshaber ihn in Rage gebracht, als er ihm mit Ratschlägen des Generalstabs kam, wie seine Front zu führen sei. Schukows Befehle an seine Armeekommandeure klangen an jenem Morgen unerbittlich. Sie hatten ihren Frontabschnitt persönlich zu erkunden und ihm dann exakt über die Lage zu berichten. Die Artillerie sollte nach vorn gebracht werden, um endlich die Stützpunkte der Deutschen auszuschalten, die das Gelände be-

herrschten. Der Vormarsch sollte beschleunigt und auch nachts nicht unterbrochen werden. Wieder mussten Soldaten mit ihrem Leben für Fehler bezahlen, die ein stolzer Befehlshaber beging, weil er von oben unter Druck gesetzt wurde.

Nach heftigem Artillerief Feuer und Bombenangriffen gingen Schukows erschöpfte Armeen an jenem frühen Morgen erneut zum Angriff vor. Am rechten Flügel attackierte die Siebenundvierzigste Armee Wriezen. Die Dritte Stossarmee kämpfte sich auf der Strasse von Wriezen nach Seelow vor, stiess aber bei Kunersdorf auf starken Widerstand. Die Fünfte Stossarmee und die Zweite Gardepanzerarmee nahmen die Strasse nördlich von Neuhardenberg, blieben aber auch dort stecken. Tschuikows Achte Gardearmee und Katukows Erste Gardepanzerarmee rannten inzwischen gegen die Stadt Seelow und den Abschnitt Friedersdorf-Dolgelin an. Tschuikow erregte sich darüber, dass die Neunundsechzigste Armee zu seiner Linken kaum vorankam. Daher tat sich dort eine bedrohlich offene Flanke auf. Aber zu seinem Glück hatte Busse alle seine Kräfte bereits in die Schlacht geworfen.

Auf beiden äusseren Flanken von Schukows Frontabschnitt war es bis dahin kaum vorwärts gegangen. Südlich von Frankfurt hatte die Dreiunddreissigste Armee immer noch nicht die Stellungen der SS-Division «30. Januar» überwunden, die dem V. SS-Gebirgskorps angehörte. Und am nördlichen Ende des Oderbruchs konnten die Einundsechzigste Armee und die Erste Polnische Armee erst weiter, als Wriezen gefallen war.

Die entscheidende Wende kam schliesslich unerwartet auf der Reichsstrasse 1 unmittelbar hinter Seelow. Am 18. April um 9.40 Uhr erhielt Oberst Eismann im Stab der Heeresgruppe Weichsel die Nachricht, dass «Panzerspitzen des Gegners bei Diedersdorf durchgebrochen» seien. Über die Reichsstrasse 1 rollten sie nun auf Müncheberg zu. Die Infanterie weiche vor ihnen zurück. 20 Minuten später rief Eismann auf Heinrichs Drängen Oberst de Maizière im OKH an, um in Erfahrung zu bringen, wo die 7. Panzerdivision bleibe, die er dringend benötigte, um die Lücke zwischen dem linken Flügel der Neunten Armee und dem rechten der Dritten Panzerarmee zu schliessen.

Gegen Mittag meldete sich Busse bei Heinrichs. «Heute die Krise», erklärte er.<sup>15</sup> Die Hauptstösse kämen aus der Gegend südwestlich von Wriezen und längs der Reichsstrasse 1. Für Busse hiess das, dass seine Armee nun in mehrere Teile zerrissen wurde. Die Dritte und die Fünfte Stossarmee

brachen die Front zwischen Wriezen und Seelow auf. Ein halbes Dutzend Kilometer westlich von Seelow bei dem Dorf Alt-Rosenthal gingen die Deutschen mit Infanterie und Panzern zum Gegenangriff über. Major Andrejew von der 248. Schützendivision der Fünften Stossarmee liess zwei seiner Kompanien zurück, die den Feind aufhalten sollten. Zugleich vollführte er mit einer weiteren ein Umgehungsmanöver und fiel den Deutschen in den Rücken. «Sein Bataillon vernichtete 153 Soldaten und Offiziere sowie zwei Panzer.»

Von beiden Seiten wurde ohne Gnade gekämpft. Bei Hermersdorf, südwestlich von Neuhardenberg, lief sowjetische Infanterie an einem T-34 vorbei, der, von einer Panzerfaust getroffen, in hellen Flammen stand. Ein deutscher Soldat in einem Schützenloch nahebei schrie um Hilfe. Eine Handgranate, in das Loch geworfen, hatte ihm die Füsse abgerissen, und er konnte sich aus eigener Kraft nicht mehr befreien. Doch die Rotarmisten kümmerten sich nicht um seine Hilferufe. Das war ihre Rache für die verbrannte Panzerbesatzung.<sup>16</sup>

Um 16.20 Uhr rief Göring, aufgebracht über den Zusammenbruch der Neunten Fallschirmjägerdivision, im Hauptquartier der Heeresgruppe Weichsel an und befahl, General Bräuer habe sofort den Befehl abzugeben. Um 18.45 Uhr telefonierte General Busse wieder mit Heinrici. Seine Armee war nun unweigerlich in der Auflösung begriffen. «Welcher Abschnitt ist für die Neunte Armee führungsmässig wichtiger», fragte er, «Nord oder Süd?»

Um 19.50 Uhr meldete der Verbindungsoffizier der Luftwaffe dem Einsatzstab der Heeresgruppe Weichsel, es seien 53 feindliche Flugzeuge und 43 Panzer vernichtet worden, ausserdem sei die Zerstörung von 19 weiteren «wahrscheinlich». Jemand vom Stab setzte im Kriegstagebuch zwei fette Ausrufungszeichen dahinter, um seine Skepsis bezüglich dieser Aussage zum Ausdruck zu bringen. Die Kämpfe waren heftig, aber die deutschen Behauptungen über die Verluste der Roten Armee können als stark übertrieben angesehen werden. Im NS-Parteiblatt *Der Angriff* vom 20. April 1945 hiess es: «Am Mittwoch 426 Sowjetpanzer vernichtet.»<sup>17</sup> Die sowjetischen Verluste waren gleichwohl in der Tat wesentlich höher als die der Deutschen. In seinem verzweifelten Drang, die Seelower Höhen um jeden Preis zu nehmen, hatte Schukow über 30'000 Mann geopfert, während die Deutschen in dieser Schlacht etwa 12'000 Tote zu beklagen hatten.

Deutsche Gefangene, die ins Hinterland gebracht wurden, waren überwältigt von den endlosen Kolonnen von Panzern, Sturmgeschützen und anderen Fahrzeugen, die nach vorn drängten. «Und diese Armee», so dachte wohl manch einer, «soll 1941 am Ende gewesen sein?» Sowjetische Infanteristen, die ihnen auf der Strasse entgegenkamen, riefen ihnen drohend zu: «Gitler kapuuut!», und fuhren sich mit der flachen Hand über die Kehle.

Ein deutscher Gefangener meinte überzeugt, ein Teil der Toten am Wege waren «sowjetische Soldaten, welche die eigenen Panzer überrollt» hatten. Er sah Rotarmisten, die erbeutete Panzerfäuste ausprobierten. Sie schossen damit auf die Mauern eines halb zerfallenen Hauses. Andere zogen den eigenen Toten die Mäntel aus. In einem Dorf ballerten andere auf brütende Störche. Auch als die Schlacht vorüber war, nahmen sie zwanghaft alles ins Visier, was sich bewegte. Einige Gefangene, die man in das prächtige Schloss Neuhausen brachte, fuhren zusammen, als einer ihrer Bewacher beim Anblick eines Kronleuchters seine Maschinenpistole hob und darauf feuerte. Ein Offizier kanzelte ihn deswegen ab, «aber das schien ihn wenig zu beeindrucken».<sup>18</sup>

«In der Stadt Gusow», hiess es in einem Bericht der Fünften Stossarmee, «befreiten wir 16 sowjetische Frauen. Der Soldat Tsynbaluk erkannte ein Mädchen aus seinem Heimatort. Sie hiess Tatjana Schesterjakowa. Die Frauen berichteten den Soldaten von ihren schrecklichen Leiden in der Sklaverei. Sie erwähnten auch, ihre bisherige Herrin, Frau Fischke, habe erklärt, bevor sie geflohen sei: ‚Für uns sind die Russen schlimmer als der Tod.‘« Aus den Polit Verwaltungen hiess es, die Soldaten der Roten Armee seien empört über die «faschistischen Propagandalosungen» an den Hauswänden, die dazu aufriefen, die deutschen Frauen vor den Bolschewiken zu schützen.<sup>19</sup>

Südlich von Berlin geriet Konew am 18. April in eine unangenehme Lage. Generalfeldmarschall Schörner, der Befehlshaber der Heeresgruppe Mitte, den der Durchbruch an der Spree aufgeschreckt hatte, ordnete bei Görlitz einen Gegenstoss in die Flanke der Zweiundfünfzigsten Armee an, die auf Dresden zumarschierte. Aber da er seine Kräfte nicht konzentrierte – in der Eile schickte er sie Einheit für Einheit in die Schlacht – fiel es dem Gegner relativ leicht, den Angriff zurückzuschlagen. Die Zweite Polnische Armee brauchte ihren Vormarsch gar nicht zu stoppen. Allerdings wurde er durch wiederholte Gegenangriffe in den folgenden Tagen wesentlich verlangsamt.

Konew drängte mit seiner Dreizehnten Armee hinter den beiden Panzerverbänden nun ebenfalls über die Spree. Zugleich hielt Gordows Dritte Gardearmee die Deutschen bei Cottbus weiter unter Druck. Schadows Fünfte Gardearmee rannte nach wie vor gegen Spremberg an, womit der Durchbruch gesichert war. Konew wies seinen Stab ausserdem an, alle Lastkraftwagen zu sammeln, deren sie habhaft werden konnten. Die Vorausabteilungen der Achtundzwanzigsten Armee, die zur Verstärkung eingetroffen waren, hatten die Neisse bereits überquert. Er wollte sie rasch nach vorn bringen und so den nach Berlin rollenden Panzerkräften Unterstützung leisten. Am Abend jenes Tages war Rybalkos Dritte Gardepanzerarmee 35 Kilometer jenseits der Spree vorangekommen, während Leljuschenko, der auf weniger Gegenwehr traf, sogar 45 Kilometer zurückgelegt hatte.

Am Nachmittag wurde General Reymann, dem Befehlshaber des Verteidigungsraums Berlin, der Befehl erteilt, alle Einheiten des Volkssturms aus der Stadt zur Neunten Armee zu schicken, um dort eine neue Verteidigungslinie zu verstärken. Reymann war jedoch tief besorgt darüber, dass die Stadt den Sowjets nahezu schutzlos ausgeliefert sein würde. Als Goebbels in seiner Funktion des Reichsverteidigungskommissars für Berlin den Befehl bestätigte, wies Reymann warnend darauf hin, dass «nunmehr an eine Verteidigung der Reichshauptstadt nicht mehr zu denken» sei.<sup>20</sup> Dabei begriff er nicht, dass Speer und Heinrici genau das im Sinn hatten, um Berlin zu retten. Schliesslich wurden am frühen Morgen des nächsten Tages weniger als zehn Bataillone und einige Flaks nach Westen in Marsch gesetzt. Als dieser Befehl bekannt wurde, so sagte Speer später aus, verbreitete sich die Annahme, Berlin werde nun zur offenen Stadt erklärt.<sup>21</sup>

Inzwischen erhielt General Weidling zu seinem Arger Besuch von einem weiteren höchst wichtigen Gast aus Berlin. Diesmal war es Artur Axmann, der Chef der Hitlerjugend. Weidling suchte ihn davon zu überzeugen, dass es sinnlos sei, 15- und 16-Jährige mit Panzerfäusten in die Schlacht zu schicken. Damit opfere man «Kinder für eine bereits aussichtslose Sache». Axmann räumte lediglich ein, «dass die Jungen noch nicht genügend ausgebildet seien».<sup>22</sup> Obwohl er Weidling versicherte, er werde sie nicht einsetzen, tat er nichts, um sie aus den Kämpfen herauszuhalten. Wie sehr sich die braunen Machthaber bereits in die Enge getrieben sahen, zeigt auch die grausige Tatsache, dass an jenem Tag 30 politische Gefangene in der Haftanstalt Plötzensee mit dem Fallbeil enthauptet wurden.

An der Nordflanke der Neunten Armee war das CI. Korps am 18. April weniger zurückgewichen als seine Nachbareinheiten. Viele seiner Regimenter mussten daher plötzlich feststellen, dass sowjetische Truppen sie bereits überrollt hatten. Eine Einheit, die aus Resten eines Fahnenjunkerregiments bestand, sandte an jenem Abend zwei Mann zum Stab, die herausfinden sollten, wo ihre Versorgungsrationen blieben. Bald waren die beiden atemlos und völlig verwirrt wieder zurück: «Unser Abendbrot essen gerade die Russen!», berichteten sie. Niemand hatte eine Ahnung, wann der Feind durchgebrochen war und wo die Front jetzt verlief. Sie packten ihre Sachen und marschierten in der Dunkelheit nach hinten. Ein brennendes Dorf liessen sie links liegen. Die tief hängenden dunklen Wolken waren von den Flammen rot gefärbt.<sup>23</sup>

In jener Nacht wurde das Dorf Wulkow bei Neuhardenberg von einer schweren Salve mit Katjuscha-Raketen in Flammen gesetzt. Die Häuser waren voller erschöpfter deutscher Soldaten, die in tiefem Schlaf lagen. Die halb verbrannten Überlebenden, die panisch und desorientiert durcheinander liefen, waren in einem schrecklichen Zustand. Auch die Aufklärungsabteilung der Division «Nordland» wurde von Katjuscha-Raketen getroffen. In wenigen Sekunden starben hier mehr Soldaten als in den erbitterten Kämpfen um Stettin zwei Wochen zuvor.

Am 19. April zerfiel Busses Neunte Armee, wie er befürchtet hatte, in drei grosse Teile. Als die Rote Armee Wriezen einnahm und die Dritte Stossarmee auf dem Plateau hinter Neuhardenberg weiter nach Westen vorankam, musste sich das CI. Korps nach Eberswalde und in die Gegend nördlich von Berlin zurückziehen. Weidlings LVI. Panzerkorps in der Mitte wich in westlicher Richtung zurück. Am rechten Flügel rückte das XI. SS-Panzerkorps nach Südwesten in Richtung Fürstenwalde ab. Die Division «Kurmark» besass kaum noch ein Dutzend Panzer des Typs «Panther».

An jenem Tag stiessen die Erste Gardepanzerarmee und Tschuikows Achte Gardearmee von Seelow her auf der Reichsstrasse 1 in Richtung des wichtigen Stützpunktes Müncheberg vor. Was von der 9. Fallschirmjägerdivision übrig war, die man am Tag zuvor noch einmal gesammelt hatte, lief mit dem Ruf «Der Iwan kommt!» in panischer Flucht davon. Die Aufklärungsabteilung der SS-Division «Nordland», die endlich an der Front eingetroffen war, griff einige der Fallschirmjäger auf, stattete sie neu mit Munition aus und jagte sie auf das Schlachtfeld zurück. Der Gegenangriff hatte sogar zeitweilig Erfolg.

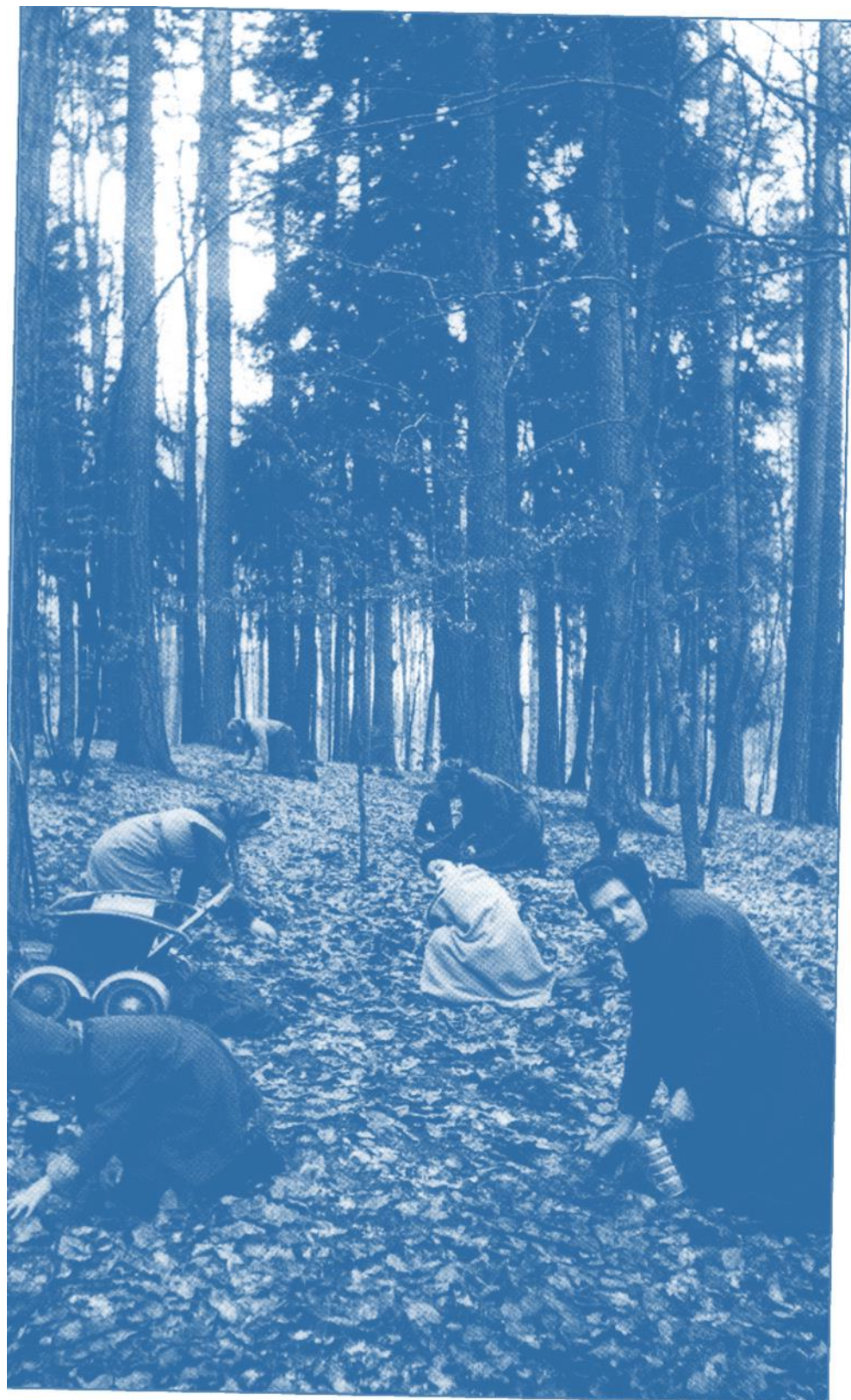
Der Rückzug auf der Reichsstrasse 1 und den anliegenden Feldern endete bald in einem unentwirrbaren Chaos. «Seid ihr die Letzten?», wurde allenthalben gefragt. Und die Antwort war auch immer gleich: «Der Russe kommt gleich hinter uns.» Das Bild war bunt gemischt: Soldaten aller Waffengattungen und Dienste, Wehrmacht und Waffen-SS wild durcheinander. Die völlig Erschöpften liessen sich unter einen Baum fallen und streckten die Beine aus. Ortsbewohner, die vom Zusammenbruch der Front gehört hatten, strömten auf die Strassen, um in Berlin Zuflucht zu suchen. Flüchtlingswagen, die wegen einer gebrochenen Achse oder eines geborstenen Rads liegen geblieben waren, blockierten den Rückstrom. Offiziere sprangen in ihren Kübelwagen auf und brüllten die Unglücklichen an, die Hindernisse von der Strasse zu räumen. Oder sie befahlen einer Gruppe ausrunder Soldaten, das zu erledigen. Dabei geschah es immer häufiger, dass sie die Pistole ziehen mussten, um ihren Befehlen Nachdruck zu verleihen.<sup>24</sup>

Feldgendarmerie und SS suchten weiter nach Deserteuren. Wie viele von ihnen an den Strassen kurzerhand exekutiert wurden, ist nirgendwo festgehalten. Augenzeugen berichteten jedoch, dass im Bereich des XI. SS-Korps viele, darunter zahlreiche Hitlerjungen, beim geringsten Anzeichen von Fahnenflucht an den Strassenbäumen aufgehängt wurden.<sup>25</sup> Das war im Grunde genommen Mord. In sowjetischen Quellen heisst es, 1945 seien 25'000 deutsche Soldaten und Offiziere wegen Feigheit vor dem Feind hingerichtet worden. Diese Zahl ist sicher zu hoch gegriffen, aber weniger als 10'000 waren es gewiss nicht.

Die SS wütete auch deshalb so schlimm, weil Gerüchte kursierten, ihre Einheiten würden abgezogen, um sie in Schleswig-Holstein, nahe der dänischen Grenze, wieder zu sammeln – nicht gerade ein geeigneter Ort, um gegen die Russen zu kämpfen.<sup>26</sup> Niemand wusste aber offenbar, dass die Zweite Britische Armee an jenem Tag bei Lauenburg, südöstlich von Hamburg, die Elbe erreicht hatte.

Der 19. April war wieder ein schöner Frühlingstag, welcher der sowjetischen Luftwaffe perfekte Sicht bescherte. Wenn ihre Schlachtflieger mit Bomben und Maschinengewehrfeuer heranrasten, leerten sich die Strassen, weil die Menschen sich in die Seitengräben warfen. Frauen und Mädchen aus den Dörfern, voller Angst vor der anrückenden Roten Armee, flehten die Soldaten an: «Nehmt uns mit, nehmt uns bitte, bitte mit!» Man-







15. (vorhergehende Seite:) Hungerige Vertriebene sammeln Bucheckern in einem Wald bei Potsdam.

16. Eva Braun nach der Hochzeit ihrer Schwester Gretl (rechts) mit SS-Gruppenführer Hermann Fegelein (Mitte) in Berchtesgaden im Juni 1944.



17. Ärzte der Roten Armee behandeln Überlebende von Auschwitz.





18.-19. Ein deutscher Ingenieur (links) nach gemeinsamem Selbstmord mit seiner Familie (rechts) vor dem Eintreffen der Roten Armee.

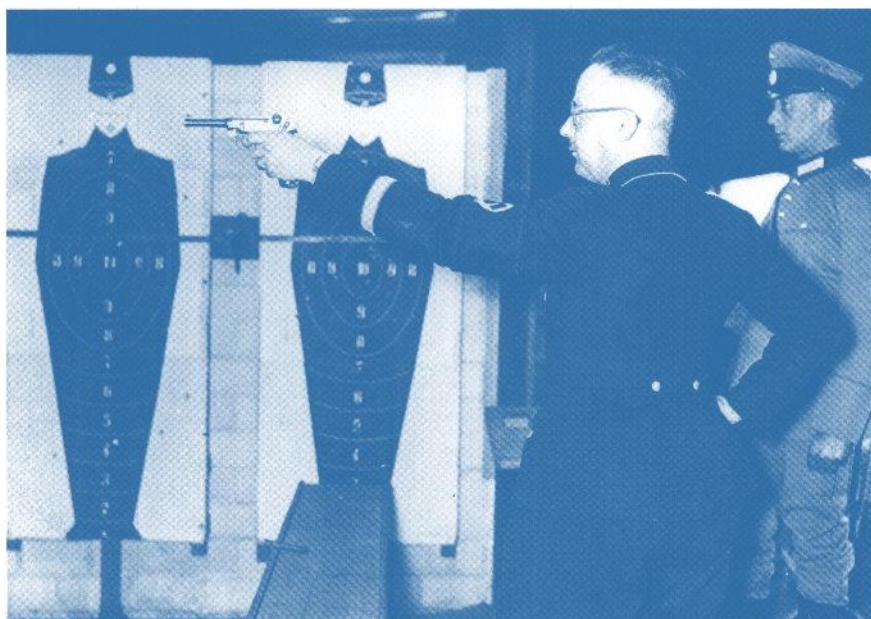


20. Ein deutscher Soldat, erhängt auf Befehl von General Schörner, dessen Maxime «Kraft durch Furcht» lautete.

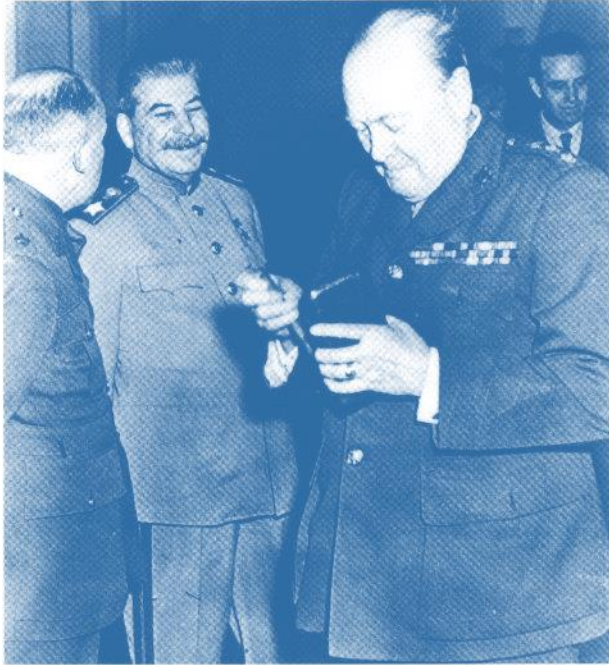


21. Hitlerjungen als Panzerjäger mit Panzerfäusten, die an Fahrrädern befestigt sind.

22. Der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, nahm selten eine Waffe in die Hand, wollte aber ein grosser Heerführer sein.







23. Marschall Stalin und Winston Churchill in Jalta.

24. Ein T-34 der Ersten Weissrussischen Front von Marschall Schukow überquert die Oder.







25. (gegenüberliegende Seite:) Sowjetische Pioniere errichten vor dem Sturm auf Berlin eine Brücke über die Oder.

26. (oben:) Rotarmisten bergen im überfluteten Oderbruch eine Panzerabwehrkanone.

27. Sowjetische Frauen werden von der Roten Armee bei Berlin aus der Zwangsarbeit befreit.







28. Improvisierter Friedhof in den Ruinen von Berlin.

29. Hitler dankt einem seiner jüngsten Verteidiger.  
Rechts Reichsjugendführer Artur Axmann.





che, die nahe der Front lebten, schienen die Grösse der Katastrophe jedoch überhaupt nicht wahrzunehmen. So forderte ein Herr Saalborn am 19. April vom Bürgermeister von Woltersdorf eine schriftliche Bestätigung dafür, dass er laut Artikel 15 des Reichsleistungsgesetzes (in der Version vom 1. September 1939) berechtigt sei, sein Fahrrad zurückzuerhalten, das der Volkssturm beschlagnahmt hatte.<sup>27</sup>

Die Reste der Rekruten- und Fahnenjunkerregimente des CI. Korps zogen sich von Dorf zu Dorf westwärts bis nach Bernau im Norden von Berlin zurück. Die meisten Einheiten hatten drei Viertel ihrer Stärke verloren. Die Männer waren erschöpft, ausgehungert und völlig durcheinander. Wenn sie zum Stehen kamen, waren die meisten in kurzer Zeit fest eingeschlafen. Mehrere Fusstritte der Offiziere mussten dafür sorgen, sie wach zu bekommen, wenn die Flucht fortgesetzt wurde. Niemand wusste mehr, was vor und hinter ihm geschah. Funkgeräte und Feldtelefone waren längst verloren gegangen. Obwohl die erfahreneren Offiziere alle Versprengten von anderen Einheiten aufgriffen und ihrem Befehl unterstellten, war es nicht mehr möglich, an eine neue Frontlinie auch nur zu denken.

General Heinrici hatte sich nun voll auf den nördlichen Teil der Verteidigungslinie an der Oder zwischen Ostseeküste und Hohenzollernkanal an der Nordspitze des Oderbruchs zu konzentrieren. General von Manteuffel, der die vorderen Stellungen der Armeen Rokossowskis in einer kleinen Aufklärungsmaschine überflogen hatte, erkannte klar, worauf sich der Feind vorbereitete. Die Zweite Weissrussische Front hatte eine gewaltige Aufgabe zu bewältigen. Bei Schwedt teilte sich die Oder in zwei Arme, die überall von sumpfigem Gelände gesäumt waren. Am Abend des 19. April berichtete Rokossowski an Stalin, die Offensive werde nach schwerem Beschuss und Bombardement am nächsten Morgen bei Tagesanbruch beginnen.

Rokossowski hatte mit der Umgruppierung seiner Truppen nach den Schlachten um Danzig und das Weichseldelta die schwerste Aufgabe aller Frontkommandeure zu lösen gehabt. Dieses gewaltige logistische Problem hatte Schukow veranlasst, Stalin am 29. März auf die Schwierigkeiten hinzuweisen. «Nun gut, dann müssen wir die Operation eben starten, ohne auf Rokossowskis Front zu warten», hatte jener erwidert. «Wenn er einige Tage später kommt, macht das auch nichts.»<sup>28</sup> Stalin hatte sich damals nicht aus der Ruhe bringen lassen. Nun aber, da er Rokossowskis Armeen für den Sturm auf Berlin brauchte, war er in grosser Sorge.

## Des «Führers» letzter Geburtstag

Am Freitag, dem 20. April 1945, war bereits den vierten Tag strahlendes Frühlingswetter. Es war Adolf Hitlers 56. Geburtstag. Wenn an jenem Tag die Sonne schien, hatten früher selbst Fremde zueinander von «Führerwetter» gesprochen, das Wunder versprach. Jetzt aber konnte höchstens ein völlig verbohrtter Parteibonze bei Hitler auf übernatürliche Kräfte hoffen. Doch Fanatiker, die glaubten, diesen Tag würdigen zu müssen, gab es immer noch genug. Über zerschossenen Gebäuden erschienen Hakenkreuzfahnen, und auf Spruchbändern hiess es: «Die Kriegsstadt Berlin grüsst den Führer!»

Früher war die Reichskanzlei an diesem Tag von Glückwünschen förmlich überschwemmt worden. Sechs Jahre zuvor hatte der Direktor des Zoologischen Gartens, Professor Dr. Lutz Heck, dem Diktator «mit den herzlichsten Grüssen» ein 1230 Gramm schweres Straussenei gesandt, aus dem man ihm Rührei bereiten sollte.<sup>1</sup> Aber 1945 gingen nur noch wenige Briefe und Päckchen ein, und das nicht nur, weil die Post im Grunde zusammengebrochen war. Auch der Berliner Zoo war halb zerstört, und es gab kaum Futter für die Tiere.

Der amerikanischen und der britischen Luftwaffe war das Datum natürlich bekannt. Als bereits am Morgen die Sirenen aufheulten, war klar, dass sie den «Führer»-Geburtstag mit einem besonders schweren Angriff zu feiern gedachten. Dafür gab es für die amerikanischen und britischen Flieger gleich doppelten Anlass. Schliesslich standen die sowjetischen Truppen bereits vor den Toren Berlins. Dieser Bombenangriff war daher der vorletzte, den die Reichshauptstadt erlebte.

Göring wurde an diesem Morgen in «Karinhall», seinem Landhaus nördlich von Berlin, durch die Artillerievorbereitung für Rokossowskis Offensive geweckt. Ein Konvoi von Lastkraftwagen der Luftwaffe, die anderswo dringend gebraucht wurden, stand, mit seinen zusammengeraubten Schät-

zen beladen, zur Abfahrt bereit. Von einer Motorradstaffel begleitet, sollte er nach Süden rollen. Göring sprach kurz zu den Männern und sah zu, wie sich der Konvoi in Bewegung setzte. Der Pionieroffizier, der die Sprengung von «Karinhall» vorbereitet hatte, geleitete den Reichsmarschall dann zum Zündmechanismus. Göring hatte darauf bestanden, sein Haus selbst in die Luft zu jagen. Eine riesige Staubwolke, und dann war das bombastische Denkmal seiner Eitelkeit in sich zusammengefallen. Ohne sich noch einmal umzuschauen, schritt Göring zu seiner riesigen Limousine und fuhr nach Berlin. Zu Mittag musste er in der Reichskanzlei sein, um dem «Führer» zum Geburtstag zu gratulieren.

Himmler war am Abend zuvor in das Sanatorium Hohenlychen zurückgekehrt und hatte zu Mitternacht Champagner bestellt, um auf den Geburtstag seines Meisters anzustossen. Soeben hatte er getrennte Gespräche mit Graf Folke Bernadotte vom Roten Kreuz und Norbert Masur, dem Repräsentanten des Jüdischen Weltkongresses, vereinbart, die man an jenem Tag insgeheim in Tempelhof eingeflogen hatte. Bernadotte und Masur vermuteten, er wollte die Freilassung von Gefangenen besprechen, aber Himmlers tatsächliche Absicht war, eine Verbindung zu den westlichen Alliierten herzustellen. Der Reichsführer SS, der Hitler immer noch treu ergeben war, nahm zugleich an, er allein könne an dessen Stelle treten. Er wollte der Mann werden, mit dem die Westalliierten verhandelten. Dafür aber musste er die Juden davon überzeugen, dass es für beide Seiten das Beste wäre, die «Endlösung» so rasch wie möglich zu vergessen.

Goebbels, der einzige Naziführer, der bis zum bitteren Ende bei Hitler in Berlin bleiben wollte, hielt an jenem Morgen eine Geburtstagsrede. Er rief alle Deutschen auf, blind zu vertrauen, dass der «Führer» einen Ausweg aus dieser schwierigen Lage finden werde. «Ich fragte mich bei der Rede von Goebbels, ob dies schon Irrsinn oder einfach Raffinesse ist», schrieb Ursula von Kardorff in ihr Tagebuch, «oder ob er kaltblütig eine Doppelrolle spielt.»<sup>2</sup>

Kurz vor Mittag wurden Göring, Ribbentrop, Dönitz, Himmler, Kaltenbrunner, Speer, Keitel, Jodl und Krebs zur Reichskanzlei gebracht. Dort schritten sie durch die riesigen, mit spiegelglattem Marmor ausgekleideten Säle, deren Türen fast bis zur Decke reichten. Dieses filmgerechte Denkmal zur Schau gestellter Macht wirkte in seinem halb zerstörten Zustand beinahe grotesk, aber immer noch Furcht einflössend.

Für viele der Gratulanten, die an jenem Tag ihre Glückwünsche dar-

brachten, wirkte Hitler um mindestens zwanzig Jahre gealtert. Sie drängten den «Führer», sich nach Bayern abzusetzen, solange dies noch möglich war. Hitler erklärte im Brustton der Überzeugung, die Russen erwarte vor Berlin ihre blutigste Niederlage. Dönitz, den der oberste Kriegsherr in den Norden Deutschlands abkommandiert hatte, wurde herzlich verabschiedet. Anders Göring, der behauptete, er wolle den Widerstand in Bayern organisieren. Hitler, so erklärte Speer seinen amerikanischen Vernehmern kaum einen Monat später, sei «von der Feigheit Görings und der anderen enttäuscht» gewesen. Er habe immer geglaubt, seine engsten Gefolgsleute seien Männer von grossem Mut.<sup>3</sup>

Bei der Lagebesprechung am selben Tag war die Hauptfrage, wann das Reich südlich von Berlin in zwei Teile getrennt werden würde. Das noch nicht vom Feind besetzte Territorium schmolz mit jedem Tag. Die Briten standen in der Lüneburger Heide und rückten auf Hamburg vor. Die Amerikaner hatten an der tschechoslowakischen Grenze den Mittellauf der Elbe erreicht. Die französische Erste Armee drang nach Süddeutschland vor. Im Südosten hatte sich die Rote Armee bereits bis westlich von Wien vorgeschoben. In Italien drangen die Alliierten immer weiter Richtung Norden und hatten bereits die Poebene erobert. Wieder kam zur Sprache, dass die Naziführung Berlin verlassen sollte. «Zu aller Überraschung», sagte Speer aus, «erklärte Hitler, er werde bis zur letzten Minute in Berlin bleiben und erst dann nach Süden fliegen.» Seine Umgebung war überrascht, dass «überhaupt von Evakuierung die Rede war». Nach der Zusammenkunft fand fast jeder einen Grund, Berlin wegen dringender Angelegenheiten eilig wieder zu verlassen. Himmler, Ribbentrop und Kaltenbrunner setzten sich in verschiedener Richtung ab. Ein Teil des Personals der Reichskanzlei sollte sich am nächsten Tag zum Obersalzberg begeben. «Führergeburtstag, aber leider keine Feierstimmung», notierte Bormann knapp in seinem Tagebuch. «Das Vorauskommando hat Befehl, nach Salzburg zu fliegen.»<sup>4</sup>

An jenem Nachmittag schritt der «Führer» im heruntergekommenen Garten der Reichskanzlei mit Mühe eine Reihe Hitlerjungen ab, die für Angriffe auf sowjetische Panzer und andere «Heldentaten» das Eiserne Kreuz erhielten. Um zu verbergen, wie sehr sein linker Arm zitterte, hielt er ihn beim Gehen hinter dem Rücken mit der rechten Hand fest. Er wirkte wie ein verkappter Pädophiler, als er die Reihe entlang tappte, hier eine Wange tätschelte und dort an einem Ohr zupfte, ohne zu bemerken, wie sehr ihn sein gezwungenes Lächeln verriet.

Nachdem er an jenem Abend im kleinen Salon des Bunkers seine engste Umgebung empfangen hatte, ging Hitler viel früher als gewöhnlich zu Bett. Eva Braun geleitete die Gäste in die Reichskanzlei hinauf. Bormann und Dr. Morell waren merkwürdige Partner für eine Feier. Auf einem der grossen runden Tische, die Speer entworfen hatte, standen Speisen und Getränke. Es gab Champagner, und man wagte auch ein Tänzchen, aber auf dem Grammophon lag nur eine Platte: «Dunkelrote Rosen». Nach Traudl Junge, Hitlers Sekretärin, wurde viel und hysterisch gelacht. «Es war furchtbar; ich konnte es bald nicht mehr aushalten und ging wieder nach unten, ins Bett.»<sup>5</sup>

Die Evakuierung war ein äusserst heikles Problem. Am Sonntag, dem 15. April, hatte Eva Braun gegenüber Hitler erwähnt, Dr. Karl Brandt, der lange sein Leibarzt gewesen war, bringe seine Familie nach Thüringen. Zu ihrem Entsetzen geriet Hitler ausser sich, weil Brandt einen Ort gewählt hatte, der bald von den Westalliierten besetzt sein werde. Das sei Verrat. Bormann erhielt den Auftrag, die Sache zu untersuchen und dafür «Eva Braun sowie Dr. Stumpfegger» zu verhören.<sup>6</sup> Letzterer war der treue SS-Arzt, der jetzt Brandts Stelle einnahm. Eva Braun beschrieb das Ganze in einem Brief an ihre beste Freundin, Herta Ostermayr, als «eine tolle Schweinerei».<sup>7</sup> Obwohl sie sich buchstäblich im Zentrum der Macht befand, hatte sie offenbar keine Vorstellung davon, wie das Regime funktionierte.

Brandt wurde bereits am nächsten Tag des Defätismus angeklagt. Dem Gericht sass Axmann vor. Der Arzt erhielt die Höchststrafe, das Todesurteil. Aber dessen Vollstreckung scheint von Gegnern Bormanns, darunter Himmler, aufgehalten worden zu sein, die begriffen, dass Bormann diesen dem Gericht ausgeliefert hatte. Brandt entging zwar der Hinrichtung durch die Nazis, wurde aber später von den Alliierten zum Tode verurteilt. Er hatte im Oktober 1944 Dr. Morell beschuldigt, Hitler gefährliche Medikamente verabreicht zu haben. Der Streit wurde dadurch gelöst, dass man Brandt als Reichskommissar für Hygiene und Gesundheit einsetzte. Die Alliierten machten ihn später für die Euthanasie-Tötungen und für medizinische Experimente an Häftlingen verantwortlich. Sein Argument, er habe keine Kontrolle über die Einrichtungen gehabt, wo dies geschehen sei, wurde nicht akzeptiert.

Brandt, der mehrere Jahre lang auf dem Obersalzberg ein und aus ging, schrieb für seine amerikanischen Vernehmer ein witziges Papier mit dem

Titel «Frauen um Hitler». Darin hiess es, Hitler habe niemals geheiratet, weil er «im deutschen Volk die mystische Vorstellung am Leben erhalten wollte, solange er Junggeselle sei, gebe es immer die Chance, dass einer der Millionen deutschen Frauen schliesslich die hohe Ehre zuteil werden könnte, an Hitlers Seite zu treten». Das soll Hitler sogar einmal in Anwesenheit von Eva Braun bemerkt haben. Bereits 1934 hatte er ebenfalls in ihrer Gegenwart erklärt: «Je grösser der Mann, desto unbedeutender sollte die Frau sein.»

Brandt war der Überzeugung, die Beziehung zwischen beiden sei eher ein Vater-Tochter- als ein Lehrer-Schüler-Verhältnis. Ob das nun zutrifft oder nicht, eines scheint sicher: Die inoffizielle Geliebte des «Führers» war alles andere als eine Pompadour. Sie intrigierte niemals bei Hofe für oder gegen andere Personen. Da sie sich Jahre lang wie eine Bedienstete verstecken musste, um den Mythos aufrecht zu erhalten, der «Führer» lebe allein für Deutschland, kann es kaum überraschen, dass sie gelegentlich die grosse Dame spielen wollte. Laut Brandt behandelte sie ihre fügsame jüngere Schwester Gretl, die sie mit Fegelein verheiratete, «beinahe wie ihre Kammerfrau».<sup>8</sup>

Um Hitlers Sexualität wird in der letzten Zeit viel spekuliert. Heute kann als sicher gelten, dass er seine zweifellos vorhandene homoerotische Neigung unterdrückte, um dem Bild vom männlich kraftvollen Staatslenker zu entsprechen. Dieser Zwang erklärt in vieler Hinsicht seine manische Energie und seinen Hang zur Mythenbildung. Einige der in seinem Haushalt Beschäftigten behaupten, er habe mit Eva Braun nie Intimbeziehungen gehabt. Ihre Kammerfrau ist allerdings anderer Meinung, weil Eva ihre Menstruation mit Pillen zu unterdrücken pflegte, wenn Hitler auf dem Obersalzberg eintraf. Der üble Mundgeruch, der sich gegen Ende seines Lebens immer mehr verstärkte, hat ihn körperlich sicher noch weniger attraktiv erscheinen lassen, aber Eva Braun war ihm wie auch andere enge Freundinnen regelrecht verfallen. Weder das eine noch das andere kann heute noch nachgewiesen werden, aber der leidenschaftliche Kuss, mit dem er ihr dankte, als sie sich weigerte, den Bunker der Reichskanzlei zu verlassen und sich ins sichere Bayern zurückzuziehen, spricht eher dagegen, dass es niemals zu sexuellem Kontakt zwischen beiden gekommen sein soll.<sup>9</sup>

Wie Hitler war Eva Braun stets fasziniert vom Glamour der bewegten Bilder. Filme scheinen ein wichtiges Gesprächsthema der beiden gewesen zu sein. So hat Eva sicher auch deshalb unter ihrer Isolation gelitten,

weil sie sich niemals auf Staatsempfängen unter die Filmstars mischen durfte, die Goebbels regelmässig einlud, um der Gesellschaft der anwesenden Gattinnen der NS-Grössen ein paar Glanzlichter aufzusetzen. Vielleicht sah Eva Braun ihr Schicksal mit Hitler wie das Finale eines grossartigen Films. Zwar sind ihre letzten Briefe nicht gerade melodramatisch zu nennen, aber sie hatte zu einer grossen Rolle gefunden – der Heldin, die nach Jahren der Demütigung und Vernachlässigung im Schatten des Mannes, den sie liebt, schliesslich mit ihm ein gemeinsames Ende findet, durch das ihre Treue die gebührende Würdigung erfährt.

Am 15. April wurden ihre Möbel in einen Raum neben dem Hitlers in der Unterwelt der Reichskanzlei gebracht, wo sie von nun an auch übernachtete. «Sie war stets gepflegt, sorgfältig und tadellos gekleidet, verhielt sich gleich bleibend entgegenkommend und lebenswürdig und zeigte keinerlei Schwäche bis zur letzten Stunde», schrieb Hitlers Luftwaffenadjutant Nicolaus von Below.<sup>10</sup> Aus Furcht, russischen Soldaten lebend in die Hände zu fallen, begannen sie und Hitlers Sekretärinnen mit Schiessübungen im Hof des Reichsaussenministeriums, das bereits in Trümmern lag. Sie waren stolz auf ihre Künste und forderten sogar im Bunker Dienst tuende Offiziere zum Wettbewerb heraus.

«Wir hören schon den Kanonendonner der Front», schrieb Eva Braun an Herta Ostermayr. «Wie du dir vorstellen kannst, schlafen wir schrecklich wenig. Aber ich bin so glücklich, besonders jetzt nahe bei ihm zu sein. ... Gestern habe ich, vermutlich, das letzte Gespräch mit Gretl geführt. Seit heute ist kein Anschluss mehr zu bekommen. Aber ich bin fest überzeugt, dass sich alles wieder zum Guten wenden wird, und er ist hoffnungsvoll wie selten.»<sup>11</sup>

Morgens nach den Luftangriffen stellten sich die Berliner Hausfrauen sofort nach Brot an. Das immer näher kommende Grollen der Artillerie sagte ihnen, dies könnte vielleicht die letzte Gelegenheit sein, etwas Essbares zu ergattern. Die Sonne hob die allgemeine Stimmung ein wenig. «Plötzlich fällt einem ein, dass ja Frühling ist», schrieb eine junge Frau. «Aus herrenlosen Gärten weht Veilchenduft durch die russgeschwärtzten Ruinen.»<sup>12</sup>

Da jeder dringend auf Nachrichten wartete, stand immer schon eine kleine Menschenmenge am Kiosk, wenn der Zeitungsjunge eintraf. Was jetzt als «Zeitung» erschien, war nicht mehr als ein einzelnes beidseitig bedrucktes Blatt, das mehr Propaganda als Information enthielt. Die einzige brauchbare Rubrik war die Tagesmeldung der Wehrmacht, aus der man

trotz der umschreibenden Formulierungen an den genannten Städten herauslesen konnte, wie weit der Feind bereits vorgerückt war. Als die Menschen den Namen Müncheberg lasen, 17 Kilometer westlich von Seelow an der Reichsstrasse 1 gelegen, gab es keinen Zweifel mehr, dass die Russen endgültig durchgebrochen waren.

Im Augenblick musste man sich aber um das tägliche Brot kümmern. Gerüchte wollten wissen, dass die Landsleute in Schlesien bereits Wurzeln und Gras assen. Die Russen, so hiess es in der Schlange vor dem Lebensmittelgeschäft, wollten die Deutschen aushungern. Das bestimmte die Prioritäten. Nur Dinge, die ess- und trinkbar waren oder für die man Lebensmittel eintauschen konnte, hatten jetzt noch einen Wert. Die Berliner erhielten «Krisenrationen», das heisst ein wenig Wurst oder Schinken, Reis, ein paar Erbsen, Bohnen oder Linsen, etwas Zucker und wenig Fett. Damit gaben die Behörden indirekt zu, dass sich die Stadt bereits im Belagerungszustand befand.

Da Wasser, Gas und Strom immer häufiger ausfielen, wurde auch das tägliche Leben der Berliner Bevölkerung zunehmend primitiver. Viele mussten ihre halb verfaulten Kartoffeln bereits auf einem kleinen Feuer zwischen drei Ziegelsteinen auf dem Balkon kochen. Hausfrauen packten die Notration vorsorglich in einen Koffer, den sie in den Luftschutzkeller mitnehmen konnten, wenn in der Stadt Kämpfe ausbrachen. Seit Anfang Februar hatte es 83 Luftangriffe gegeben. Damit war es auch mit der täglichen Routine, nach wie vor in den zerstörten Büros und Fabriken zu erscheinen, endgültig vorbei.

Marschall Schukow notierte, dass am 20. April «die weit tragende Artillerie des LXXIX. Schützenkorps der Dritten Stossarmee das Feuer auf Berlin eröffnet hat».<sup>13</sup> Zunächst bemerkten das nur wenige in der Stadt. Schukow scheint nicht gewusst zu haben, dass dieser Tag Hitlers Geburtstag war. Er suchte verzweifelt nach einer Möglichkeit zu demonstrieren, dass er den Angriff auf Berlin vor Konew eröffnete. Er liess hierzu die weitestreichenden Geschütze in Stellung gehen, deren Granaten aber nur in den Vororten im Nordosten der Hauptstadt einschlugen.

Als Schukow sicher war, dass Konews Panzerarmeen von Süden in Richtung Berlin rollten, erteilte er am selben Abend den Kommandeuren der Ersten und der Zweiten Gardepanzerarmee, Katukow und Bogdanow, einen Eilbefehl. Sie erhielten «eine historische Aufgabe: als Erste nach Berlin



durchzubrechen und dort das Banner des Sieges zu hissen».<sup>14</sup> Mit den besten Brigaden jedes Korps sollte die Stadtgrenze von Berlin am nächsten Tag bis vier Uhr morgens an einer Stelle durchbrochen werden. Darüber war unverzüglich Meldung zu machen, damit Schukow Stalin sofort informieren und die Nachricht in der Presse erscheinen konnte. Tatsächlich erreichte Schukows erste Panzerbrigade den Stadtrand aber erst am Abend des 21. April.

Südöstlich der Hauptstadt jagte inzwischen Marschall Konew seine beiden Panzerarmeen durch den Spreewald. Am meisten interessierte ihn die Dritte Gardepanzerarmee, die auf die südliche Flanke Berlins zielte. Rybalkos vorderstes Panzerkorps versuchte gegen Mittag die Stadt Baruth, kaum 20 Kilometer südlich von Zossen, im Sturm zu nehmen. Aber der erste Versuch scheiterte. «Genosse Rybalko», funkte Konew, «Ihre Bewegungen sind wie die eines Wurmes. Eine Brigade kämpft, während die ganze Armee festsetzt. Ich befehle Ihnen, die Linie Baruth – Luckenwalde zu überschreiten und dabei die sumpfige Gegend auf mehreren Wegen in ausgedehnter Gefechtsordnung zu überwinden. Melden Sie Ausführung.»<sup>15</sup> Zwei Stunden später war die Stadt genommen.

Leljuschenkos Vierte Gardepanzerarmee, die noch weiter südwestlich stand, rollte fast parallel dazu in Richtung Jüterbog und Potsdam. Stalin hatte immer noch Sorge, die Amerikaner könnten plötzlich wieder vorrücken. Der Generalstab warnte Schukow, Konew und Marschall Rokossowski vor möglicher Berührung mit Truppen der Alliierten. Man teilte ihnen für alle Fälle die Erkennungszeichen mit.<sup>16</sup> Aber weder Konew noch der sowjetische Generalstab scheinen damit gerechnet zu haben, dass die Erste Ukrainische Front bei ihrem Vormarsch aus Südosten unweigerlich auf Busses Neunte Armee stossen musste, die sich am Südrand der Hauptstadt vorbei zurückziehen versuchte. Ebenso wie Schukow war auch Konew geradezu besessen, als Erster in Berlin einzumarschieren. An die Befehlshaber seiner beiden Panzerarmeen funkte er in jener Nacht: «An Genossen Rybalko und Leljuschenko persönlich. Ich befehle Ihnen kategorisch, heute Nacht nach Berlin durchzubrechen. Melden Sie Ausführung. Konew.»<sup>17</sup>

Nachdem sich die Deutschen am 19. und 20. April von den Seelower Höhen zurückgezogen hatten, gab es faktisch keine Front mehr. Erschöpfte Versprengte wichen zurück, so gut sie konnten. Improvisierte kleine Gruppen leisteten noch verbissene Gegenwehr, wenn sie sich bedroht fühlten.

Der Stab der Neunten Armee gab «Auffanglinien» an Heinrici weiter, aber das waren kaum mehr als Striche auf der Karte – der Versuch eines Stabsoffiziers, dem Chaos noch einen Anschein von Ordnung zu geben.<sup>18</sup>

Bersarins Fünfte Stossarmee hatte bereits am Abend des 19. April den Stadtrand von Strausberg erreicht. Für die zurückweichenden deutschen Truppen wurde es nun zum ernstesten Problem, dass alle Strassen nach Westen von Strömen panisch flüchtender Menschen verstopft waren. Als die T-34 das Flugfeld von Werneuchen erreichten, wurden sie von den Flakbatterien mit ihren 88-Millimeter-Kanonen unter Feuer genommen. «Dass dieser Kampf nicht lange dauern konnte, war uns Soldaten klar», schrieb einer, der an dem ungleichen Duell um Berlin teilnahm.<sup>19</sup>

Am Vormittag des 19. April kämpfte die Division «Nordland» nordwestlich von Müncheberg in der Nähe von General Weidlings Stab, der kurz zuvor rasch geräumt werden musste. Das Regiment «Norge» zog sich von Pritzhausen zurück, und das Regiment «Danmark», das man mit Hitlerjungen und den Resten der 18. Panzergrenadierdivision aufgefüllt hatte, hatte südlich davon in den Wäldern um Buckow Stellung bezogen.

Weidling befahl hier noch einmal einen Gegenangriff, der aber scheiterte. Die Aufklärungsabteilung der Division «Nordland» wurde um ein Haar eingekesselt und schwer dezimiert. Noch schlimmer erging es einer Einheit von Hitlerjungen, die in einem Waldstück eingekreist wurde, das lichterloh brannte. Dabei hielten sich die sowjetischen Panzer in respektvoller Entfernung von den Panzerfäusten. «Dann schossen die Panzer in die Baumkronen, was das Zeug hielt», berichtete Sturmmann Becker, «und die Splitterwirkung trieb uns aus den Stellungen.»<sup>20</sup>

Die Überlebenden mussten sich über schmale Wege durch die Kiefernwälder in Richtung Strausberg zurückziehen. Die russische Infanterie folgte ihnen rasch durch die Gräben, wobei sie von ihren Panzern Feuerchutz erhielt. Die skandinavische Waffen-SS besass nur noch Infanteriebewaffnung und einige wenige Granatwerfer. Ein einsames deutsches Sturmgeschütz, das wie aus dem Nichts auftauchte, suchte sich den T-34 in den Weg zu stellen. Es wurde sofort kurz und klein geschossen. Dann tauchte ein «Königstiger» zwischen den Bäumen auf. Er traf die beiden T-34 und rettete die Situation.

Die Reste der Aufklärungsabteilung sammelten sich wieder in einem Wald bei Strausberg. Sie verbanden ihre Wunden, flickten ihre Fahrzeuge zusammen und reinigten die Waffen. Auch in dieser desolaten Lage brachte

es Sturmbannführer Saalbach noch fertig, eine Rede auf den Geburtstag des «Führers» und die Bedeutung des Kampfes gegen den Bolschewismus zu halten, den sie gerade führten.

Obersturmbannführer Langendorf, der verwundet war, wurde in ein Feldlazarett der SS gebracht. Während der Arzt ihn versorgte, hörte er Goebbels' Rede auf Hitlers Geburtstag. Der SS-Arzt murmelte: «Na, dann mal ran!» Die Krankenschwestern waren Freiwillige aus Holland, Flandern, Dänemark und besonders aus Norwegen. Langendorf wurde Zeuge, wie eine junge norwegische Schwester ihren Geliebten von der Waffen-SS unter den frisch Verwundeten entdeckte. «Sie umschlang ihn, bettete seinen Kopf in ihren Schoß und blieb bei ihm, bis er an seinen schweren Kopfverletzungen starb.»<sup>21</sup> Wie alle Faschisten und Nationalsozialisten aus dem Ausland, die freiwillig zur SS gegangen waren, hatten sie jetzt ihr Vaterland und zugleich auch ihre Ideale verloren. Da sie aber den Bolschewismus bis aufs Blut hassten, erwiesen sie sich als hervorragende Kämpfer in der Schlacht um Berlin.

Den Rest des Tages verteidigten die Regimenter «Danmark» und «Norge» das Flugfeld von Strausberg erbittert gegen Katukows Panzer. Obersturmbannführer Klotz, der das Regiment «Danmark» befehligte, kam ums Leben, als sein Fahrzeug einen Volltreffer erhielt. Er wurde von seinen Männern in der kleinen Kapelle eines nahe gelegenen Friedhofs aufgebahrt. Zeit, ihn noch zu begraben, blieb nicht mehr, denn sie mussten sich in grösster Eile südwestlich zum Berliner Autobahnring zurückziehen.

Die Division «Nordland» suchte auf ihrem Weg in die Hauptstadt die grossen Strassen zu meiden. Das schlimmste Chaos spielte sich auf der Reichsstrasse 1 ab. Insbesondere bei Rüdersdorf drängten sich Hunderte von Fahrzeugen, die nach Westen wollten. Häufig blockierten mit Flüchtlingen vollgepackte Leiterwagen, die von sowjetischen Schlachtfliegern zusammengeschnitten worden waren, die Strasse. Soldaten, die seit fünf Tagen ohne Ration waren, brachen in leerstehende Häuser ein. Einige waren so erschöpft, dass sie alles Essbare, was sie finden konnten, in sich hineinstopften und dann in der Uniform, dreckverkrustet wie sie waren, auf das nächste Bett fielen. Manche schliefen so fest, dass sie erst erwachten, als der Feind bereits vor der Tür stand. Ein Hitler junge, der wie tot in den Schlaf fiel, wurde erst nach vielen Stunden wieder munter, um festzustellen, dass die ganze Zeit um ihn herum Kämpfe getobt hatten.

Offiziere suchten mit vorgehaltener Waffe noch etwas Ordnung herzu-

stellen. Ein Major stoppte ein Sturmgeschütz, das Verwundete nach hinten bringen wollte. Er befahl dem Fahrer umzukehren und wieder in Richtung Feind zu rollen. Die Besatzung erklärte ihm, das Kanonenrohr sei defekt und nicht mehr funktionsfähig. Der Major bestand auf seinem Befehl und verlangte, sie sollten die Verwundeten ab werfen. Da begannen Volkssturmmänner zu rufen: «Erschießt ihn! Erschießt ihn!» Der Major musste nachgeben. Bei diesem Rückzug konnte ein Offizier ohne die Maschinenpistolen der Feldgendarmarie kaum noch etwas ausrichten.

Gerüchte und die Panik, die sie auslösten, liessen das Chaos auf den Strassen weiter anwachsen. Bald wurde mit dem Schrei «Der Iwan kommt!» falscher Alarm geschlagen, dann wieder erschienen sowjetische Panzer leibhaftig und ohne Vorwarnung auf der Bildfläche. Deutsche Soldaten behaupten, ein «Seydlitz-Verräter» sei unter den zurückflutenden Truppen umhergefahren und habe die Losung ausgegeben, bis nach Potsdam, westlich von Berlin, zurückzuweichen. Das kann durchaus wahr sein, denn die Siebte Abteilung der Roten Armee mutete ihren «antifaschistischen» Gefangenen fast jedes Risiko zu.

In den Kiefernwäldern östlich der Hauptstadt fühlten sich die Rotarmisten wohl, wenn auch das milde Wetter diejenigen, die noch in Wattejacke und Pelzmütze daherkamen, auf andere neidisch machte, die bereits Sommeruniform erhalten hatten. «Je näher wir Berlin kommen», notierte ein Russe, «desto mehr ähnelt die Gegend der um Moskau.»<sup>22</sup> Manche Sitten der Roten Armee waren dem Vormarsch aber nicht forderlich. Am 20. April wurde Müncheberg schwer geplündert, wobei «vor allem Offiziere und Soldaten von Sonderregimentern [das heisst von Panzertruppen und Artillerie] aktiv waren. ... Mehr als 50 Mann wurden an einem Tag festgenommen. Einige schickte man als Strafe zur Infanterie. Sie hatten vor den Augen der Bevölkerung Kleidung und Schuhe mitgehen lassen. Später erklärten sie, sie hätten die Sachen genommen, um sie nach Hause zu schicken.»<sup>23</sup>

Während Weidlings LVI. Armeekorps in die westlichen Vororte von Berlin zurückgedrängt wurde, hatten sich die Reste des CI. Korps im Norden in der Nacht des 19. April bis in die Gegend von Bernau zurückgezogen. Dabei liess man die Verwundeten am Strassenrand zurück, weil nur noch wenige Fahrzeuge Treibstoff hatten. Viele wurden getötet, wo sie lagen, weil der Beschuss weiter anhielt.

In Bernau sammelten sich fast nur noch eilig zusammengewürfelte Einheiten von Fahnenjunkern und Lehrlingen. Wenn sie ihr Quartier in Schulen und Wohnhäusern erreichten, fielen sie auf der Stelle in bleiernem Schlaf. Eine solche Gruppe fand in einer verlassenen Kaserne Unterschlupf. Als aber das CXXV. Schützenkorps der Siebenundvierzigsten sowjetischen Armee in den Morgenstunden des 20. April angriff, musste ein Feldwebel durch das Gebäude laufen, die Jungen wachrütteln und sie förmlich zur Verteidigung der Stadt zwingen. «Das war alles ziemlich sinnlos», bemerkte ein Kommandeur Jahre später, aber damals habe die Wehrmacht weitergekämpft, weil kein Befehl zum Aufhören erteilt wurde.<sup>24</sup>

Das Gefecht um Bernau, der letzte wirkliche Verteidigungsakt, bevor die eigentliche Schlacht um Berlin begann, war kurz und chaotisch. Die deutschen Offiziere, welche die Schüler und Lehrlinge kommandierten, erkannten bald, dass der totale Zerfall der Einheiten nicht mehr aufzuhalten war. Viele suchten einzeln oder in kleinen Gruppen das Weite. Als die Siebenundvierzigste Armee Bernau einnahm, feuerte eine Batterie der 30. Gardeartilleriebrigade bereits eine Sieges salva in Richtung Berlin ab. Bogdanows Zweite Gardepanzerarmee drängte inzwischen in die nordöstlichen Vororte ausserhalb des Autobahn rings hinein. Die Autobahn hatten viele sowjetische Soldaten als Grosstat des Strassenbaus preisen hören. Wer aber bereits Stalinsche Prestigebauten gesehen hatte, war enttäuscht.<sup>25</sup>

Die Siebte Abteilung setzte mehr und mehr Gefangene dafür ein, die deutschen Truppen zum Überlaufen zu bewegen. An einem Frontabschnitt der Dritten Stossarmee wurden am 20. April fünf gefasste Soldaten eines Volkssturmbataillons zu ihren Kameraden zurückgeschickt. «Am nächsten Tag kamen sie wieder und brachten fast das ganze Bataillon mit.»<sup>26</sup> Aber trotz der Agitation der politischen Verwaltungen waren viele Rotarmisten geradezu besessen, SS-Männer zu finden, an denen sie Rache nehmen konnten. «Du SS!», brüllten sie dann drohend. Wehrmachtsangehörige, die darauf verdutzt anfmgen zu lachen, liefen Gefahr, auf der Stelle erschossen zu werden. Andere, die NKWD- oder SMERSCH-Einheiten festnahmen und beschuldigten, «dem Werwolf» anzugehören, wurden zu dem Geständnis gedrängt, sie hätten «chemische Substanzen erhalten, um Brunnen und Flüsse zu vergiften».<sup>27</sup>

General Busse, der noch den grösseren Teil der Neunten Armee – das XL SS-Panzerkorps, das V. SS-Gebirgskorps und die Garnison von Frank-

furt an der Oder kommandierte, zog sich bald nach Südwesten in Richtung Spreewald zurück. Damit missachtete er eindeutig den Befehl aus dem «Führer»-Bunker, die Verteidigungslinie an der Oder dürfe niemals aufgegeben werden.

Der zwanghafte Drang des «Führers», Gegenangriffe um ihrer selbst willen anzuordnen, hielt auch am Abend des 20. April an, als Schukow und Konew die Kommandeure ihrer Armeen zu immer grösserer Eile antrieben. Hitler befahl General Krebs, aus dem Westen Berlins Konews Armeen anzugreifen, um zu verhindern, dass die Stadt eingeschlossen wurde. Die Streitmacht, welche die Dritte und die Vierte Gardepanzerarmee «zurückwerfen» sollte, bestand aus der Division «Friedrich Ludwig Jahn», das heisst grünen Jungs vom Reichsarbeitsdienst, und der so genannten «Panzer Einheit Wünsdorf», einem halben Dutzend Übungspanzer aus einer nahe gelegenen Schule.<sup>28</sup>

Am 20. April wurde auch ein Polizeibataillon in die Gegend bei Strausberg beordert, «um Deserteure zu fassen und zu exekutieren, um jeden Soldaten zu erschiessen, der ohne Befehl zurückweicht». Aber selbst die Angehörigen der Erschiessungskommandos machten sich unterwegs davon. Einer von ihnen, der sich den Russen ergab, sagte beim Verhör aus, dass «bereits vor der russischen Offensive etwa 40'000 Deserteure in Berlin versteckt waren. Gegenwärtig steigt diese Zahl rasch an.» Nach seiner Meinung hatten Polizei und Gestapo die Lage nicht mehr unter Kontrolle.<sup>29</sup>

## Der Abflug der Goldfasane

Am Morgen des 21. April, eines Samstags, wimmelte es nach dem nächtlichen Bombenangriff der Alliierten in General Reymanns Hauptquartier am Hohenzollerndamm von braunen Uniformen. Hohe NS-Funktionäre eilten hierher, um sich die Genehmigung zu holen, Berlin verlassen zu dürfen. Dazu brauchten die «Goldfasane» endlich einmal eine Erlaubnis der Wehrmacht. Goebbels als Reichskommissar für die Hauptstadt hatte angeordnet: «Kein wehrfähiger Mann verlässt Berlin!»<sup>1</sup> Nur der Stab für die Verteidigung der Hauptstadt durfte Ausnahmegenehmigungen erteilen.

«Die Ratten verlassen das sinkende Schiff», meinte Reymanns Stabschef, Oberst von Refior. Reymann und seine Offiziere waren von dem Anblick sichtlich befriedigt. Über 2'000 Passierscheine wurden an die «Heimkrieger» ausgegeben, die bis dahin die Wehrmacht bei jeder Gelegenheit heruntergemacht hatten, weil sie an den Fronten zurückwich. Reymann scheute sich nicht mehr zu erklären, er unterschreibe diese Papiere gern, denn für die Verteidigung der Stadt sei es besser, sich von solchen Feiglingen zu trennen.

Diesen Gedanken nahm der «Werwolfsender», Goebbels Sonderstation in Königs Wusterhausen, zwei Tage später bereitwillig auf. Er appellierte an die «Werwölfe von Berlin und Brandenburg», sich gegen den Feind zu erheben. Er behauptete, alle Feiglinge und Verräter hätten inzwischen Berlin verlassen. «Der Führer ist nicht nach Süddeutschland geflohen. Er harrt in Berlin aus, und mit ihm all jene, die er für würdig befunden hat, in dieser historischen Stunde an seiner Seite zu stehen. ... Soldaten und Offiziere an der Front! Ihr kämpft nicht nur die endgültige und grösste Entscheidungsschlacht des Reiches, sondern mit eurem Kampf vollendet ihr auch die nationalsozialistische Revolution. Nur die unbeugsamen revolutionären Kämpfer sind geblieben.»<sup>2</sup> Dabei wurde tunlichst verschwiegen, dass die

Mehrheit kriegsmüde Volkssturmmänner und Rekruten waren, die nur weiterkämpften, weil ihnen sonst der Galgen oder die Erschiessung drohte.

Um 9.30 Uhr, nur wenige Stunden nach dem letzten Bombenangriff der Alliierten, setzte intensiver Artilleriebeschuss ein. Hitlers SS-Adjutant Otto Günsche berichtet, der «Führer» sei Minuten nach dem Erwachen unrasiert und wütend auf dem Gang des Bunkers erschienen, der als Vorzimmer diene. «Was ist los?», bellte er General Burgdorf, Oberst von Below und Günsche an. «Woher kommt diese Schiesserei?»

Burgdorf antwortete, das Zentrum von Berlin liege unter dem Feuer der sowjetischen schweren Artillerie. «Sind die Russen schon so nahe?», fragte Hitler, sichtlich erschüttert.<sup>3</sup>

General Kasakow hatte seine Sturmgeschützdivisionen und alle Batterien mit schweren Waffen wie die 152-Millimeter- und 203-Millimeter-Haubitzen so weit wie möglich nach vorn beordert. Die Granaten waren sämtlich mit Botschaften verziert: «Für die Ratte Goebbels», «Für Stalingrad», «Für Görings Bauch» und «Für die Witwen und Waisen» hiess es da.<sup>4</sup> Politoffiziere trieben die Geschützbesatzungen zu höchstem Tempo an. Die Kommandanten der Artillerieeinheiten agierten mit stolz geschwellter Brust und sprachen vom «blutigen Gott des Krieges», wie die schweren Waffen jetzt allgemein hiessen.<sup>5</sup> Von jenem Morgen bis zum 2. Mai hagelten insgesamt etwa 1,8 Millionen Geschosse auf die Stadt hinab.<sup>6</sup>

Sie fanden zahlreiche Opfer unter den Frauen, die immer noch bei jedem Wetter Schlange standen, um eine «Krisenration» zu ergattern. Verstümmelte Körper flogen über den Hermannplatz im Südwesten Berlins, wo die Menschen vor dem Kaufhaus Karstadt warteten. Viele Tote gab es auch in den Schlangen an den Wasserpumpen. Wenn man eine Strasse überquerte, dann wagte man sich nur von einer unsicheren Deckung zur anderen. Viele gaben auf und zogen sich in die Keller zurück. Andere wiederum nutzten die letzte Gelegenheit, um ihr Tafelsilber oder andere Wertgegenstände im Garten oder anderswo zu vergraben. Aber da der Beschuss fast pausenlos anhielt und die Granaten überall einschlugen, musste die Mehrheit der Bevölkerung in der Unterwelt verharren.

Unter den schweren Bombenangriffen «der Amis» am Tag und «der Tommys» bei Nacht hatte sich in den Kellern und Luftschutzbunkern eine ganz eigene Subkultur entwickelt. Das «Kellervolk», wie eine anonyme Tagebuchschreiberin diesen Mikrokosmos der Gesellschaft nannte, brachte zahlreiche typische Charaktere hervor, ob es nun in ausgeprägt reichen oder armen Be-



zirken lebte. Fast in jedem Keller gab es beispielsweise zumindest einen schrecklichen Langweiler, meist einen Nazi, der sich für seinen Glauben an den «Führer» und den Endsieg zu rechtfertigen suchte. Aus unerfindlichem Grund war Hitler für zahlreiche Berliner jetzt nur noch «Der», was aber nicht unbedingt als Schimpfwort gemeint war.<sup>7</sup>

Viele Menschen hatten Glücksbringer oder Talismane bei sich. Eine Mutter nahm das Ersatzholzbein ihres Sohnes, der in Breslau eingeschlossen war, mit in den Keller. Manche Kellerfamilien entwickelten ihren eigenen Aberglauben oder ihre Überlebens- theorie. Zum Beispiel hiess es, man könne einen Volltreffer überstehen, wenn man sich ein Handtuch um den Kopf wickle. Andere waren überzeugt, wenn man sich bei der Explosion sofort nach vorn beuge, könne man verhindern, dass die Lungen von dem Überdruck platzen. Keine noch so exotische Theorie wurde ausgelassen. Wenn nach einem Bombenangriff die Entwarnung erfolgte, brach in allen Kellern nervöses Geschrei und Gelächter aus. Ein gängiger Spruch unter älteren abgebrühten Frauen lautete: «Lieber einen Russki auf dem Bauch als einen Ami auf dem Kopf.»

Während dieses ganzen Tages, da geschlagene deutsche Einheiten und Versprengte zurückwichen, beharrte Hitler stur darauf, Busse müsse eine Linie halten, die bereits seit zwei Tagen zerfiel. Ein Teil von Busses linkem Flügel, dem CI. Armeekorps, war inzwischen auch aus der Gegend um Bernau zurückgedrängt. Wolfram Kertz vom Garderegiment «Grossdeutschland» erlitt eine Verwundung in der Nähe des Autobahnabzweigs Blumberg nordöstlich von Berlin. Von den einst 1'000 Mann der Einheit erreichten kaum 40 die Hauptstadt. Ob man überlebte oder nicht, war reines Soldatenglück. Man hatte Kertz an eine Kirchenmauer gelehnt, als russische Soldaten ihn fanden. Sie zeigten auf das Ritterkreuz an seinem Hals und fragten: «Du General?» Dann holten sie einen Pferdewagen herbei und brachten ihn in ihren Stab zum Verhör. Ein hoher Offizier fragte ihn, ob Hitler noch am Leben sei und ob er etwas von einer Gegenoffensive der Deutschen und der Amerikaner gegen die Rote Armee wisse.<sup>8</sup>

Das zeigt, wie man im Kreml in jenen Tagen dachte. Tatsächlich aber kämpften die Amerikaner nach wie vor überall gegen die Deutschen, auch in Richtung Berlin. Ihre Bodentruppen und die Mustangs der Luftwaffe attackierten ununterbrochen die Division «Scharnhorst» der Zwölften Armee nördlich von Dessau. Das war ihre Antwort auf die unerwarteten An-

griffe der deutschen Luftwaffe gegen die Brückenköpfe und Übergänge an der Elbe. Peter Rettich, der in dieser Division ein Bataillon kommandierte, hatte am 21. April noch ganze 15 Mann unter seinem Kommando.<sup>9</sup>

Am Mittelabschnitt der Neunten Armee wurden die Reste von Weidlings LVI. SS-Panzerkorps immer mehr über den östlichen Berliner Ring zurückgedrängt. Die Strassengräben lagen voller Leichen. Die meisten waren Opfer von Tieffliegern.

Haupt- und Nebenstrassen waren von Zivilisten mit Hand- und Kinderwagen oder von Pferdegespannen verstopft. Überall, wo Soldaten auftauchten, liefen Zivilisten zusammen, die Nachrichten über den Vormarsch des Feindes von ihnen forderten. Aber oft wussten sie selber nichts Genaues. An jeder Kreuzung griff die Feldgendarmarie versprengte Soldaten auf und formierte sie zu neuen Kompanien. An den Strassenbäumen hingen Männer mit dem Schild auf der Brust: «Ich war ein Feigling». Am besten trafen es Soldaten, die zur Verteidigung einzelner Häuser am Strassenrand abkommandiert wurden. Dort gab es wenigstens etwas zu essen und heisses Wasser, um sich zu waschen und zu rasieren, oft nach vielen Tagen das erste Mal.

In Petershagen versuchte eine Kompanie der Division «Nordland» unter Sturmbannführer Lorenz mithilfe einiger Aufklärungsfahrzeuge die Achte Gardarmee aufzuhalten. Aber eine Salve Katjuscha-Raketen fegte sie förmlich hinweg. In einem Bericht wird behauptet, die sowjetischen Truppen hätten ihre Granaten mit selbst gefertigtem Napalm gefüllt. Die deutschen Panzerspähwagen seien in Flammen aufgegangen, zum Teil sogar explodiert. Die Überlebenden sprangen in Panik in die noch intakten Fahrzeuge und fuhren davon, die Verwundeten, einige mit schrecklichen Brandwunden, ihrem Schicksal überlassend. Nur Lorenz und sein Funker blieben und kümmerten sich um sie. Sie luden diejenigen, die noch eine Überlebenschance hatten, auf die letzten Halbkettenfahrzeuge und transportierten sie zum nächsten Verbandplatz. Er war in einer Scheune eingerichtet, die in einer Senke unweit eines Kommandopostens stand. Lorenz hatte «ein sehr ungutes Gefühl». Wenige Augenblicke später schlugen die sowjetischen Katjuschas zum zweiten Mal ein. Kaum jemand blieb unverletzt. Lorenz selbst traf ein Splitter in die rechte Schulter.<sup>10</sup>

Ganz in der Nähe stiess Gerhard Tillery, einer der wenigen Überlebenden eines Fahnenjunkerregiments, auf einen Oberst seiner Division, der vor

den Rennställen in Hoppegarten stand. «Seht zu, dass ihr gesund nach Hause kommt», sagte der Oberst zu dem verblüfften Soldaten. «Es hat doch keinen Zweck mehr.» Aber Tillery konnte diesen Rat nicht sofort befolgen. Seine neue Kompanie wurde von einem sehr entschlossenen jungen Artillerieoffizier befehligt, der keinerlei Infanterieerfahrung hatte. Er führte sie nach Mahlsdorf zurück, wo sie auf einem Friedhof Verteidigungsstellung bezogen. In einer Pause zwischen zwei Gefechten wurden Tillery und einige andere in die umliegenden Häuser geschickt, um Lebensmittel zu besorgen. Sie sammelten einige Milchkannen mit Essbarem ein. Tillery sah zu ihrer Rechten Volkssturm und ein Polizeibataillon. Alle wussten, dass die Russen bald auftauchen mussten. Die tasteten sich langsam vorwärts und feuerten mit ihren Mörsern auf alles, was sie für Widerstandsnester hielten.<sup>11</sup>

Hier, am östlichen Stadtrand von Berlin, stand das, was von der deutschen Neunten Armee noch geblieben war, der Fünften Stossarmee und Tschuikows Achter Gardearmee gegenüber. Dann dirigierte Schukow die Achte Gardearmee weiter nach Süden in Richtung Spree. Er wollte, dass Tschuikow und Katukows Erste Gardepanzerarmee in engem Zusammenwirken Berlin von Südwesten her aufrollten. Damit hoffte er Konevs Vorstoss aus dieser Richtung zuvorzukommen. Am 21. April gingen Katukows Panzerbrigaden zusammen mit der Infanterie der Achten Gardearmee nach vorn und nahmen Erkner, südlich von Rüdersdorf, ein.

Um Berlin von Norden zu umgehen, hatte Schukow die Siebenundvierzigste Armee nach Spandau und die Zweite Gardepanzerarmee nach Oranienburg in Marsch gesetzt. Das war auf Stalins Druck zurückzuführen, der gekabelt hatte: «Da wir so langsam vorankommen, nähern sich die Alliierten Berlin und werden es bald eingenommen haben.»<sup>12</sup> Die Panzerspitzen, welche die Stadt schon in der Nacht zuvor hätten erreichen sollen, standen am Abend des 21. April immer noch in den Vororten. Schukow wollte nicht wahrhaben, dass ein rücksichtsloser Vorstoss von Panzern in dieser Umgebung zu schweren Verlusten führen musste. In jedem Haus am Strassenrand, in jedem Garten, hinter jedem Busch konnte ein Hitlerjunge oder Volkssturmmann mit einer Panzerfaust lauern. In jener Nacht erreichten auch die Schützenregimenter der Dritten und der Fünften Stossarmee die nordöstlichen Randgemeinden Malchow und Hohenschönhausen.

In dem riesigen unterirdischen Komplex des OKH in Zossen, 20 Kilometer südlich von Berlin, war man in tiefer Sorge. Als am Tag zuvor die Bedrohung durch sowjetische Panzer von Süden nicht mehr zu übersehen war, hatte General Krebs die kleine Schutzeinheit des OKH in ihren Fahrzeugen zur Erkundung ausgeschickt. Am 21. April um sechs Uhr morgens wurde Krebs' Ordonanzoffizier, Hauptmann Boldt, vom Telefon geweckt. Oberleutnant Kränkel, der die Schutzeinheit kommandierte, hatte gerade 40 sowjetische Panzer ausgemacht, die auf der Strasse von Baruth nach Zossen rollten. Er wollte sich ihnen in den Weg stellen. Boldt wusste, dass Kränkels Panzerspähwagen mit ihrer leichten Bewaffnung gegen die T-34 keine Chance hatten. Er informierte Krebs, der sofort die Reichskanzlei anrief, um die Genehmigung zu erwirken, sein Hauptquartier verlegen zu dürfen. Hitler lehnte ab. Kurz vor der Elf-Uhr-Lage waren die Panzerkanonen bereits in der Ferne zu hören. Ein Stabsoffizier bemerkte, die Russen könnten in einer halben Stunde in Zossen sein. Da kam ein weiterer Anruf von Kränkel. Sein Angriff sei fehlgeschlagen und mit schweren Verlusten verbunden. Nun konnte die feindlichen Panzer nichts mehr aufhalten.

General Krebs trat aus seinem Arbeitsraum. Mit den Worten «Wenn Sie bereit sind, meine Herren...» leitete er die letzte Besprechung deutscher Generalstabsoffiziere ein. Es fiel ihnen schwer zu verdrängen, dass ihre Festnahme durch sowjetische Truppen unmittelbar bevorstand und sie ein Gefangenenlager in Russland erwartete. Aber geschossen wurde nicht mehr. Die Panzer des Feindes blieben nördlich von Baruth liegen, weil ihnen der Treibstoff ausgegangen war. Schliesslich rief gegen ein Uhr mittags General Burgdorf aus der Reichskanzlei an. Das OKH sollte mit seinem Stab auf einen Luftwaffenstützpunkt bei Eiche in der Nähe von Potsdam ausweichen. Die Insassen des benachbarten Bunkersystems des OKW wurden auf einen Panzerstützpunkt bei Krampnitz, wiederum ganz in der Nähe, verlegt. Diese Entscheidungen waren im allerletzten Augenblick gefallen.

Ein umfangreicher Konvoi von Kraftfahrzeugen mit den Personen, die nicht unmittelbar gebraucht wurden, brach von Zossen auf eine riskante Fahrt nach Südwesten und von dort nach Bayern auf. Sie wussten nicht, dass sie Leljuschenkos Panzerbrigaden direkt in die Quere gerieten. Aber bevor es dazu kam, wurden sie zum Ziel einer der letzten Aktionen der Luftwaffe. Die deutschen Flieger hielten sie für eine feindliche Kraftfahrzeug-

kolonne. Der kleinere Teil der Besatzung von Zossen bewegte sich inzwischen parallel zu Leljuschenkos Panzern in Richtung Potsdam.

Am Nachmittag betraten sowjetische Soldaten das gut getarnte Objekt in Zossen mit Vorsicht und Staunen. Die beiden Komplexe, Maybach I und Maybach II genannt, lagen, unter Bäumen und Tarnnetzen verborgen, dicht beieinander. Nicht die Masse der Papiere, die in den mit Tarnmustern gestrichenen Betonkästen herumlagen, löste ihre Verwunderung aus, sondern die Führung, die der zurückgelassene Hausmeister für sie veranstaltete. Er geleitete sie hinab in ein mehrgeschossiges Labyrinth von Bunkern mit Generatoren, Plankarten, Batterien von Telefonen und Fernschreibern. Das grösste Wunder war die Telefonzentrale, welche die beiden höchsten Stäbe mit den zahllosen Wehrmachtseinheiten zu einer Zeit verbunden hatte, da sich das Deutsche Reich von der Wolga bis zu den Pyrenäen, vom Nordkap bis zur Sahara erstreckte. Ausser dem Hausmeister waren noch ganze vier Soldaten zum «Schutz» der Anlage zurückgelassen worden. Drei ergaben sich sofort, der vierte nicht: Er war sturzbetrunken.

Plötzlich läutete ein Telefon. Einer der russischen Soldaten nahm den Hörer ab. Der Anrufer war offenbar ein hoher deutscher Offizier, der fragte, was dort los sei. «Der Iwan ist hier», antwortete der Soldat auf Russisch und schickte einen saftigen Fluch hinterher.

Während General Krebs und seine Stabsoffiziere sich mit unziemlicher Hast an den westlichen Rand von Berlin begaben, ging das Gerücht um, auch General Weidling sei mit seinem Stab nach Döberitz, nördlich von Potsdam, umgezogen. Das löste zwei Tage später die absurde Farce aus, in der Hitler Weidling zunächst wegen Verrats und Feigheit vor dem Feind erschliessen lassen wollte, ihn dann aber zum Befehlshaber des Verteidigungsbereichs von Berlin ernannte.

Die sowjetischen Bombenangriffe auf Berlin nahm Hitler als persönlichen Affront, was sie angesichts der Losungen auf den Granaten des Feindes auch waren. Wie zu erwarten, richtete sich sein Zorn zunächst gegen die Luftwaffe, weil sie etwas Derartiges zuliess. Nicht zum ersten Mal drohte er General Koller mit dem Erschiessungskommando. Dass kaum noch einsetzbare Maschinen und noch weniger Treibstoff vorhanden waren, kümmerte ihn nicht. Zorn, davon war er überzeugt, brachte ihm neue Inspiration. Bei dem Versuch, die Stadt von Norden einzukreisen, entblössen die Sowjets ihre rechte Flanke. Dort galt es mit einer Konterattacke

hineinzustossen und sie zu zermalmen. Beim Betrachten der Lagekarte fiel ihm das III. «Germanische» SS-Korps nordwestlich von Eberswalde ein, das Obergruppenführer Felix Steiner kommandierte. Hitler wollte nicht wahrhaben, dass Heinrici die meisten Divisionen dieses Korps bereits zur Unterstützung der Neunten Armee eingesetzt hatte. Steiners Einheit bestand nach Aussage des Stabes der Heeresgruppe Weichsel nur noch aus «drei Bataillonen und einigen Panzern».<sup>13</sup>

Hitler, dem längst jeder Sinn für die Realitäten abhandengekommen war, redete vom «Armeekommando Steiner» – eine Übertreibung, die selbst ihm bombastisch anmutete. Er behauptete, sie könne mit all den Einheiten des CI. Armeekorps aufgefüllt werden, die nördlich von Berlin auf dem Rückzug waren. Sogar Görings Luftwaffenschutztruppe in «Karinhall» fiel ihm ein, aber die hatte sich längst davongemacht. Jeder Soldat, jeder Matrose und Flieger, dessen man habhaft werden konnte, sollte in die Schlacht geworfen, jeder Kommandeur, der seine Männer zurückhielt, binnen fünf Stunden standrechtlich erschossen werden. Die Worte Friedrichs des Grossen, wer das letzte Bataillon in die Schlacht führe, werde der Sieger sein, waren für Hitler schon immer das Evangelium gewesen. Ohne jede Rücksicht mit dem Leben anderer zu spielen galt ihm als ein Zeichen von Grösse.

Steiner nahm den Anruf aus dem «Führer»-Bunker stumm entgegen, weil Hitlers Angriffsbefehl ihm zunächst die Sprache verschlug. Als er sich von seinem Schock erholt hatte, rief er Krebs an, um ihn daran zu erinnern, wie die Lage wirklich war. Aber Krebs stand unmittelbar neben Hitler. Steiners Anruf kam zu spät. Er erhielt den offiziellen Befehl, einen Gegenangriff in die rechte Flanke der Ersten Weissrussischen Front zu führen. Auch ihm und seinen Offizieren drohte nun der Tod, wenn sie nicht gehorchten. Als Heinrici wenig später von der Sache erfuhr, telefonierte er seinerseits mit der Reichskanzlei, um gegen diesen Wahnsinn zu protestieren. Krebs erklärte, die Entscheidung sei gefallen. Er könne nicht mit dem «Führer» sprechen, weil der zu sehr beschäftigt sei.

In jener Nacht des Irrsinns entliess Hitler auch General Reymann als Befehlshaber der Verteidigung von Berlin. General Burgdorf hatte seinen obersten Kriegsherrn überzeugt, dass der dafür nicht geeignet sei. Auch Goebbels war gegen ihn, seitdem Reymann abgelehnt hatte, den Stab des Propagandaministers in dessen Funktion als Reichskommissar für die Verteidigung von Berlin neben seinem eigenen im Zoobunker einzurichten. Reymann wurde nun an die Spitze einer schwachen Division in Pots-

dam gestellt, die den hochtrabenden Titel Heeresgruppe Spree erhielt. Zwei Kandidaten, die in Berlin an seine Stelle treten sollten, wurden erörtert und verworfen. Schliesslich fiel Hitlers Wahl auf Oberst Käther, den für diese Aufgabe vor allem qualifizierte, dass er der oberste NS-Führungsoffizier war, das Pendant zum Politkommissar der Roten Armee. Käther wurde zum Generalmajor und danach zum Generalleutnant befördert, was man am nächsten Tag sofort widerrief. Die Rote Armee rückte in die Vororte ein, und Berlin hatte keinen militärischen Befehlshaber.

Schukow ging es immer noch zu langsam voran. Am Sonntag, dem 22. April, hätte Berlin bereits gefallen sein müssen, aber seine Vorausabteilungen standen nach wie vor am Stadtrand. An diesem Morgen funkte er an die Kommandeure aller Armeen: «Die Verteidigung von Berlin ist schlecht organisiert, aber unsere Truppen gehen zu langsam vor.»<sup>14</sup> Er befahl, «rund um die Uhr vorzurücken».<sup>15</sup> Dass an diesem Tag Lenins Geburtstag war, regte die Politverwaltung dazu an, noch mehr rote Banner auszugeben, die auf markanten Gebäuden gehisst werden sollten.

Von der Spree waren die Russen enttäuscht. Ein Offizier nannte sie «ein trübes, schlammiges Flüsschen».<sup>16</sup> Aber wie Schukow bereits das Verteidigungspotenzial der Seelower Höhen unterschätzt hatte, nahm er auch nicht zur Kenntnis, dass Brandenburg dicht bewaldet, von Seen, Flüssen und Kanälen durchzogen war. Es ist nur den grossen Erfahrungen der Aufklärungskompanien bei der Bewältigung von Flüssen während zwei Jahren ununterbrochener Kämpfe, dem Geschick der sowjetischen Pioniere beim Brückenbau und ihrem Mut zu verdanken, dass die Offensive nicht noch länger dauerte. Die Erste Gardepanzerarmee schickte sich an, bei Köpenick eine Pontonbrücke über die Spree zu schlagen, auch wenn es von dort bis nach Berlin hinein immer noch eine Strecke Weges war.

Die Achte Gardearmee, die mit den Panzern zusammenwirkte, drängte Weidlings LVI. Korps immer mehr in die Stadt hinein, ohne es selbst zu bemerken. Rechts von ihr drang die Fünfte Stossarmee in die östlichen Randgemeinden ein. Noch weiter rechts erhielt die Dritte Stossarmee den Befehl, die nördlichen Vororte zu nehmen und dann zum Zentrum vorzustossen. An ihrem rechten Flügel schickte sich die Zweite Gardepanzerarmee an, über Siemensstadt in Charlottenburg einzudringen. Schliesslich rückte die Siebenundvierzigste Armee, die bereits in Oranienburg die französischen Kriegsgefangenen mit ihren von Pferden und Kamelen gezogenen Gefähr-

ten verblüfft hatte, weiter nach Westen und schloss damit den Ring um die nördliche Hälfte der Stadt.

An jenem Sonntagmorgen rief General Weidling seine Divisionskommandeure zusammen, um mit ihnen die Lage zu besprechen. Mit einer Ausnahme wollten sich alle nach Süden durchschlagen, um sich dort mit General Busse und den anderen beiden Korps der Neunten Armee zu vereinigen. Die Ausnahme war Brigadeführer Ziegler von der SS-Division «Nordland», der zu Weidlings Zorn kein Hehl daraus machte, sich mit Steiner verbinden zu wollen. Niemand weiss, ob hier seine SS-Zugehörigkeit eine Rolle spielte oder ob er in Wirklichkeit plante, seine Freiwilligen aus Skandinavien zu einem SS-Stützpunkt in der Nähe der dänischen Grenze zu führen.

Die Division «Nordland» hielt bislang Mahlsdorf und den Zugang nach Berlin auf der Reichsstrasse 1. In Friedrichsfelde zwang eine ihrer Einheiten französische Kriegsgefangene mit vorgehaltener Waffe, Gräben auszuheben. Nach heftigen Angriffen um die Mittagszeit zog sich die Division nach Karlshorst zurück. Eine Einheit grub sich in der Nähe der Trabrennbahn ein und brachte hier ihre Granatwerfer in Stellung. Aber es dauerte nicht lange, und sie gerieten auch hier unter heftiges Artilleriefeuer. «Pfeifend und heulend schlugen die russischen Granaten in die Stallgebäude und Tribünen ein.»<sup>17</sup>

Es war nun fast eine Woche her, dass die deutschen Soldaten zum letzten Mal eine eiserne Ration erhalten hatten, die zumeist aus einer Büchse Käse, einem Dauerbrot und einer Wasserflasche Kaffee oder Tee bestanden hatte. Jetzt konnten sie vielleicht noch auf eine Fleischbüchse hoffen, die sie in der Speisekammer eines verlassenen Hauses fanden und mit ihrem Bajonett öffneten. Sie waren verdreckt, unrasiert, ihre Augen blutunterlaufen und übermüdet.

Der Neunten Armee im Südosten ging es noch schlechter. Hitlers Befehle, die Oderfront zu halten, waren unsinnig gewesen. Die Reste des XI. SS-Panzerkorps, desV. SS-Gebirgskorps und der Frankfurter Garnison zogen sich aus verschiedenen Richtungen in den Spreewald zurück. Die Männer bewegten sich einzeln oder in Gruppen. Geschlossene Einheiten waren kaum noch vorhanden, und auch die nur bedingt in der Lage, von Busses Stab noch Befehle entgegenzunehmen. Fahrzeuge, denen der Treibstoff ausgegangen war, liess man einfach am Strassenrand stehen.



Kleine Trupps wurden als Deckung zurückgelassen, aber sie konnten kaum Gegenwehr leisten. Reinhard Appel, ein Hitlerjunge, der im Olympiastadion eine kurze Ausbildung erhalten hatte, gehörte einer Gruppe an, die unweit von Müllrose Stellungen der SS-Division «30. Januar» einnehmen sollte. Nur weil ein alter, an der Ostfront hoch dekoriertes Feldwebel eingriff, blieb er am Leben. Als die sowjetischen Truppen vorgingen, erhob sich Appel in einem verzweifelten Versuch, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen, aus dem Graben und wollte eine Handgranate gegen sie schleudern. Der Feldwebel packte ihn beim Arm und entwand ihm die Granate. Er brüllte den Jungen an, es sei Wahnsinn, in einer hoffnungslosen Lage den Helden zu spielen. Die Russen würden den ganzen Bunker zerschmettern. Als die sowjetischen Soldaten mit ihren Maschinenpistolen auftauchten, band er kurzerhand ein weisses Taschentuch an einen Stock und nahm die Hände hoch. Mit Schreien wie «Krieg kaputt!» und «Gitler kaputt!» stürzten die Russen herein. Sie rissen den jungen Soldaten die Waffen aus der Hand, die sie auf einen Haufen warfen, und griffen dann nach ihren Armbanduhren. Die Jungen und der alte Feldwebel wurden nach Osten in Richtung Oder in Marsch gesetzt.

80 Kilometer in ihrem Rücken hatten die Aufklärungseinheiten der Dritten Gardepanzerarmee am Abend zuvor bereits Königs Wusterhausen erreicht. Binnen sechs Tagen waren sie von der Neisse 174 Kilometer vorgekommen. Von Tschuikows Achter Gardearmee, die zum Nordufer des Müggelsees vorgedrungen war, trennte sie nur noch ein Gewirr von Seen und Wasserläufen. Die Positionen der beiden sowjetischen Armeen und dieses Hindernis bedeuteten, dass die Reste der Neunten Armee unter Busse nun faktisch eingeschlossen waren.

Marschall Konew, den die Luftaufklärung vor der grossen Zahl feindlicher Truppen im Spreewald zu seiner Rechten warnte, drängte die Achtundzwanzigste Armee, die auf Lastkraftwagen unterwegs war, ihr Tempo zu beschleunigen. Diese Divisionen sollten die Lücke zwischen Gordows Dritter Gardearmee, welche sich mit den Deutschen im Raum Cottbus herumschlug, und der Dritten Gardepanzerarmee schliessen, die nach Berlin drängte. Konew beschloss, Rybalkos Panzerarmee durch ein Artilleriekorps – «einen mächtigen Hammer», der den Durchbruch vorbereiten sollte – und durch eine Flakdivision zu verstärken.<sup>18</sup>

Am Abend des 22. April hatten alle drei Korps unter Rybalkos Führung

den Teltowkanal, den Südrand der Verteidigungslinie um Berlin, erreicht. Die Deutschen waren «völlig überrascht, als sie plötzlich russische Panzer auftauchen sahen».<sup>19</sup> In einem Bericht der Dritten Gardepanzerarmee wurde diese Situation ungewöhnlich poetisch mit «Schneefall im Sommer» beschrieben.<sup>20</sup>

Die Nachrichtenverbindungen der Deutschen waren inzwischen so schlecht, dass nicht einmal die Heeresgruppe Weichsel von dieser taktischen Massnahme der Russen wusste. Daher war auch nichts unternommen worden, um die Vorräte aus einem grossen Lebensmittellager der Wehrmacht am Südufer des Kanals zu bergen. Im Gegenteil, selbst als die russischen Panzerspitzen nur noch wenige hundert Meter entfernt waren, weigerte sich der Verwalter, an die Volkssturmtruppen auf der Nordseite des Kanals Rationen auszugeben, weil sie nicht die entsprechende Genehmigung vorlegen konnten. Stattdessen liess er das Lager in Flammen aufgehen.

Das IX. mechanisierte Korps hatte inzwischen Lichtenrade hinter sich gebracht, das VI. Gardepanzerkorps Teltow eingenommen und das VII. Gardepanzerkorps zu seiner Linken war nach Stahnsdorf hineingerollt. Weiter westlich standen Teile von Leljuschenkos Vierter Gardepanzerarmee zehn Kilometer vor Potsdam. Zwei seiner Korps waren inzwischen zum westlichen Stadtrand von Berlin eingeschwenkt. Von Schukows Siebenundvierzigster Armee, die aus nördlicher Richtung heranrückte, trennten sie nicht einmal mehr 40 Kilometer.

Die französischen Kriegsgefangenen im Stalag III, das nahe am Teltowkanal lag, genossen gerade die warme Frühlingssonne, als plötzlich alles zum Stacheldrahtzaun stürzte. «Gegen 17.00 Uhr nachmittags», berichtete einer von ihnen, «wurden wir des ersten russischen Soldaten ansichtig. Er kam locker und ziemlich aufrecht daher, die Maschinenpistole an der Hüfte im Anschlag. Er bewegte sich längs des Strassengrabens vorwärts. Unser Lager würdigte er keines Blickes.»<sup>21</sup> Ein wenig später betraten sowjetische Offiziere das Lager. Die russischen Kriegsgefangenen nahmen sie gleich mit. Sie erhielten ein Gewehr oder eine Maschinenpistole und traten sofort in Aktion.

Ein anderer französischer Kriegsgefangener weiter südöstlich erblickte «einen Hitlerjungen von 13 oder 14 Jahren mit einem Kindergesicht unter dem Stahlhelm in einem Schützenloch, der eine Panzerfaust krampfhaft umklammert hielt». Er schien nicht daran zu zweifeln, dass dieser Ort zu seinem Grab werden würde.

Auf ihrem Weg nach Norden hatten Konews Panzerbrigaden Pferdewagen mit Zivilisten überholt, die sich bei genauerer Untersuchung als verkleidete deutsche Soldaten entpuppten. Einigen gelang es, nach Westen in den Rücken von Leljuschenkos Viertes Gardepanzerarmee zu gelangen. Sie verbreiteten die Nachricht von deren Vormarsch. Während drei Korps dieser Armee Berlin vom Westen her einschlossen, schwenkte das V. Mechanisierte Gardekorps in Richtung Elbe, um jeden Versuch der Zwölften Armee unter Wenck zu vereiteln, sich mit Busses Neunter Armee zu vereinigen.

In dem improvisierten Lazarettkomplex, der in den Kasernen bei Beelitz-Heilstätten untergebracht war, hörte Krankenschwester Ruth Schwarz, die bei der Evakuierung der kranken Kinder aus Potsdam geholfen hatte, am 21. April mit Entsetzen, dass die Russen bereits bei Jüterbog standen, das heisst kaum 40 Kilometer entfernt. Notrationen von Schokolade, Dauerwurst und Knäckebrot wurden in den Krankenstationen verteilt. Die Schwestern schliefen mindestens zu viert in einem Raum, weil sie sich so etwas sicherer vor den Rotarmisten glaubten. Ihre «Herzen schlugen vor Angst bis zum Hals», als diese näher und näher kamen.<sup>22</sup>

Am 22. April hörten sie, dass die Rote Armee Schönefeld erreicht hatte. Bis zu ihnen waren es nun noch zehn Kilometer. Die Mutter Oberin Elisabeth von Cleve, die mit einem Teil des Personals und erwachsenen Patienten aus Potsdam eingetroffen war, stellte einen Altar mit Kerzen auf und liess Hunderte von Patienten zu einem improvisierten Gottesdienst zusammenholen. Als sie gemeinsam «Eine feste Burg ist unser Gott» sangen, liefen vielen Tränen über die Wangen. Nun konnten sie nur noch hoffen, das Gerücht sei wahr, dass Beelitz-Heilstätten zu einer internationalen Zone unter dem Schutz der Schweiz erklärt worden sei. Aber auch diese Hoffnung zerstob, als sie am nächsten Morgen hörten, sowjetische Truppen seien in Beelitz eingetroffen, wo sie «plündern, brandschatzen und vergewaltigen». «Ich nahm ab sofort meine kleine Nagelschere in meine Rocktasche für den äussersten Notfall», berichtete Ruth Schwarz später. Ansonsten gingen die Schwestern unbeirrt ihrer Arbeit nach.

Die sowjetischen Militärbehörden hatten im Hinterland eigene Probleme. Gruppen von deutschen Soldaten und Offizieren, die sie auf den Seelower Höhen hinter sich gelassen hatten, suchten sich nach Westen durchzuschlagen. Ausgehungert, wie sie waren, lauerten sie sowjetischen Versorgungs-

fuhrwerken auf und überfielen auch einzelne Rotarmisten, um an deren Brotbeutel zu gelangen.<sup>23</sup>

Obwohl das Ende des Krieges so nahe war, agierten die NKWD-Regimenter misstrauisch und ohne jedes Augenmass wie bisher. «Am 22. April», hiess es in einem Bericht, «begegnete die Armeeköchin Maria Masurkewitsch Offizieren einer Division, bei der sie früher gedient hatte, und liess sich von deren Auto mitnehmen. Das ist eindeutig Desertion. Wir tun alles, um ihrer habhaft zu werden.»<sup>24</sup> Zur gleichen Zeit wurde fast nichts getan, um gegen Vergewaltigungen, Plünderungen, ja selbst Morde einzuschreiten.

Wassili Grossman, der aus Moskau zur Ersten Weissrussischen Front zurückgekehrt war, fuhr durch Landsberg, wo sich Schukows rückwärtiger Stab befand. «Auf einem flachen Dach spielen Kinder Krieg», notierte er. «In diesem Augenblick wird dem deutschen Imperialismus in Berlin der Todesstoss versetzt. Aber hier sehe ich, wie Jungen mit langen Beinen, blonden Locken und kahl geschorenem Hinterkopf schreiend umherspringen, mit Holzschwertern und Stöcken aufeinander einschlagen.... Der Krieg ist ein ewiger Begleiter der Menschheit. Er wird wohl nie ausgerottet werden.» Doch diese pessimistische Stimmung hielt nicht lange an. Brandenburg lag in der Frühlingssonne, und Grossman bestaunte die hübschen Landhäuser. «Überall ein Blütenmeer», notierte er, «Tulpen, Veilchen, blühende Apfel- und Pflaumenbäume. Die Vögel singen. Die Natur hat kein Erbarmen mit den letzten Tagen des Faschismus.» Eine Kolonne befreiter Kriegsgefangener auf Pferdewagen, zu Fuss, mit Krücken, Stöcken, Handwagen und Schubkarren kam ihm entgegen. Sie schwenkten selbst gefertigte Trikoloren. «Der französische Poilu hat sich sein Pfeifchen bewahrt», bemerkte Grossman.<sup>25</sup>

Wie rasch der Verfall des Faschismus nun voranschritt, konnte man auch daran erkennen, dass die Sprachrohre der deutschen Propaganda eines nach dem anderen ihre Stimme verloren. Am 21. April verstummte die Transocean News Agency und ebenso der Reichssender Berlin. Am nächsten Tag warfen die irischen Nationalisten von der Irland-Redaktion, welche die Nationalsozialisten unterstützten, Briten und Amerikanern vor, ganz Europa der sowjetischen Einflussphäre zu überlassen. Das war ihre letzte Sendung. Zwei Tage später war der Funkturm Nauen in sowjetischer Hand.

Mehr und mehr Berliner wagten es, BBC zu hören und sogar über die

Nachrichten zu sprechen. Aber die Stromausfälle übten nun eine wirksamere Zensur ausländischer Rundfunksender aus, als sie der Polizeistaat je durchzusetzen in der Lage gewesen wäre. Zwar hatte man in London kaum eine Vorstellung von der sowjetischen Grossoffensive, aber als BBC meldete, das KZ Sachsenhausen nördlich von Berlin sei befreit, konnte man sehen, wie weit die Rote Armee bereits vorgerückt war und dass sie die Stadt einschliessen wollte. Die Schreckensnachrichten, die von jenem Ort kamen, gaben einen weiteren Vorgeschmack auf die Vergeltung, die Berlin erwartete. Das hinderte die meisten Bewohner der Stadt allerdings nicht daran zu glauben, die Berichte über die KZ seien nichts als Feindpropaganda.

Wenn man von denen, die Nachrichten auf batteriegetriebenen Radios hören konnten, und einigen Bekanntmachungen über die Lebensmittelrationen einmal absieht, informierte man sich fast nur noch durch Mundpropaganda. Gerüchte von der Realität zu unterscheiden wurde damit immer schwieriger. Die Stadt lebte wie in einem surrealen Albtraum, als sie an einem Tag, da strahlende Frühlingssonne und schwere Regenschauer einander abwechselten, auf ihr Ende wartete. Erinnerungen an den kürzlichen Status als Reichshauptstadt des besetzten Europa drängten sich auf. Von den prächtigen Gebäuden standen nur noch die Fassaden. Durch die oberen Fenster war der Himmel zu sehen. Und der Anblick deutscher Soldaten, die Heuwagen mit klapprigen polnischen Pferdchen durch die Stadt kutschierten, zeugte davon, wie tief die einst hochtechnisierte Wehrmacht gesunken war.

Das ständige Dröhnen von Kasakows Artillerie zerrte an den Nerven. Die Menschen mussten feststellen, dass «Kanonendonner» kein hohles Wort war, um einen fernen Krieg zu beschreiben, sondern wörtlich genommen werden musste. Besonders in Höfen und hinter Mauern grollten die Salven wie bei einem schweren Gewitter, und ihr Wummern wurde von allen Seiten zurückgeworfen. Es liess jeden erzittern, aber am meisten zu fürchten hatten die Frauen. Die anonyme Tagebuchschreiberin notierte, in den Schlangen vor den Lebensmittelgeschäften erörterten sie jede Bewegung des Feindes, aber es war, als gäbe es eine stillschweigende Übereinkunft: «Keine einzige berührt das bewusste Thema.»

«Es ist eine seltsame Zeit», schrieb die Chronistin weiter, die ein grosses Verkaufsjournal für ihre Zwecke benutzte. «Hier laufen historische Ereignisse ab, die einmal in den Geschichtsbüchern stehen werden. Aber für uns, die wir sie erleben, löst sich alles in kleine Sorgen und Ängste auf. Ge-

schichte ist sehr anstrengend. Morgen gehe ich wieder Brennesseln pflücken und versuche etwas Kohle aufzutreiben.»<sup>26</sup>

Hitler begriff nun allmählich, dass ihm nur noch die Geschichte geblieben war. Für ihn lief das auf die fixe Idee hinaus, für seine Unsterblichkeit zu sorgen. Anders als Himmler war er zu keinerlei Zugeständnissen bereit, um sein Bild zu korrigieren. Eher berauschte er sich noch mehr an Blut und Zerstörung. Für seine Entscheidung, in Berlin zu bleiben, gab es einen nahe liegenden Grund. «Der Fall von Berchtesgaden» klang längst nicht so bombastisch wie «der Fall von Berlin». Und er bot ihm auch nicht die fantastische Kulisse stürzender Denkmäler und brennender Häuser.

Nachdem Hitler am Abend des 21. April Steiner den Gegenangriff befohlen hatte, brach er fast zusammen. Sein Arzt, Dr. Morell, fand ihn so deprimiert, dass er ihm ein Mittel spritzen wollte, um seine Lebensgeister wieder zu wecken. Darüber bekam Hitler einen Tobsuchtsanfall. Er war überzeugt, die Generäle wollten ihn mit Morphinum betäuben und dann nach Salzburg fliegen. Seit Wochen sass er nun schon Tag und Nacht in seinem Bunker. Wenn er keine Lagebesprechungen abhielt, verkroch er sich in seinem Arbeitszimmer, grübelte vor sich hin und starrte das Bild von Friedrich dem Grossen an, das seine Ikone geworden war.

Den ganzen Vormittag des 22. April forderte Hitler hektisch Berichte über Steiners Operation im Norden. Den Stabschef der Luftwaffe, General Koller, wies er an, mit Flugzeugen erkunden zu lassen, ob Steiners Truppen bereits auf dem Marsch seien. Er fragte auch bei Himmler nach. Der Reichsführer SS hatte nicht die geringste Ahnung, was im Norden von Berlin vorging. Er und seine graue Eminenz, Gruppenführer Walter Schellenberg, waren voll von ihren Versuchen in Anspruch genommen, über Graf Bernadotte mit den Westalliierten ins Gespräch zu kommen. Himmler liess eine vorsichtig optimistische Bemerkung fallen, die Hitler sofort für bare Münze nahm.

Bei der «Mittagslage» musste er dann aber der Tatsache ins Auge sehen, dass Steiner noch keinen Schritt vorangekommen war. Inzwischen hatten sowjetische Truppen den äusseren Verteidigungsring im Norden der Stadt durchbrochen. Hitler begann zu toben. Nun betrog ihn also auch die SS. Er wütete noch ärger als bei seinen früheren Auftritten mit Guderian. Schliesslich fiel er völlig erschöpft in einen Sessel und schluchzte auf. Zum ersten Mal sagte er unumwunden, der Krieg sei nun verloren. Keitel, Jodl, Krebs

und Burgdorf waren erschüttert. Da er selbst nicht mehr kämpfen könne, weil er dafür zu schwach sei, erklärte Hitler, werde er sich erschieszen, um nicht dem Feind in die Hände zu fallen. Wieder versuchten die Generäle ihn zu überzeugen, sich nach Berchtesgaden ausfliegen zu lassen, doch er hatte offenbar seinen Entschluss gefasst. Keitel, Jodl und Bormann befahl er, sich nach Süden abzusetzen, aber sie lehnten ab. Wer gehen wolle, könne gehen, meinte er, er aber werde bis zum Ende in Berlin ausharren. Das möge öffentlich verkündet werden.

Man rief Goebbels in die Reichskanzlei, damit dieser versuchen sollte, Hitler umzustimmen. Aber Goebbels war die schlechteste Wahl, denn er hatte sich selbst bereits zum Bleiben entschlossen. Einige Zeit sprach er allein mit Hitler in dessen Arbeitszimmer, um ihn etwas zu beruhigen. Als er wieder heraustrat, teilte er den Anwesenden mit, der «Führer» habe ihn gebeten, seine Familie in den Bunker zu bringen. Offenbar hatte Goebbels Hitler erklärt, er und seine Frau Magda hätten bereits entschieden, ihre sechs Kinder und danach sich selbst umzubringen.

Plötzlich tauchte Hitler zum Erstaunen seiner deprimierten Umgebung selbst in der Tür auf. Er schien sich wieder etwas beruhigt zu haben. Zuvor hatte Jodl vorgeschlagen, General Wencks Zwölfte Armee sollte sich von den Amerikanern an der Elbe abwenden und zur Unterstützung Berlins anrücken. Diesen Gedanken griff Hitler nun auf. «Generalfeldmarschall Keitel», notierte Jodl, «erhielt den Befehl, das Handeln der Zwölften mit dem der Neunten Armee zu koordinieren, während diese ihre Einkesselung durchbrach.» Keitel wollte sofort gehen, aber Hitler forderte ihn auf, noch einmal Platz nehmen. Man brachte ihm eine Mahlzeit und als eiserne Ration für den Weg belegte Brote, eine halbe Flasche Kognak und Schokolade. Dann machten sich Keitel und Jodl auf den Weg, Ersterer zum Stab von Wenck und Letzterer zum neuen Stützpunkt des OKW bei Krampnitz nördlich von Potsdam.<sup>27</sup>

Der Streit darüber, ob Hitler damals bei Verstand oder bereits dem Wahnsinn verfallen war, wird wohl niemals geklärt werden. Doch Oberst de Maizière, der an jenem Abend des 22. April anwesend war und Hitler bei zahlreichen Lagebesprechungen beobachten konnte, war überzeugt, dass «seine Geisteskrankheit in einer hypertrophen Selbstidentifikation mit dem deutschen Volk bestand».<sup>28</sup> Das könnte erklären, weshalb er glaubte, die Bevölkerung von Berlin müsse zusammen mit ihm in den Tod gehen. Aber die Opfer in den eigenen Reihen und in denen des Feindes schienen ihm auch

wirkliches Vergnügen zu bereiten. «Verluste können nie zu hoch sein!», hatte er 1942 Generalfeldmarschall von Reichenau erklärt, als dieser ihm von den vielen Toten und Verwundeten der SS-Leibstandarte «Adolf Hitler» in Russland berichtete. «Sie sind die Saat künftiger Grösse.»<sup>29</sup>

Operation «Serail», die Evakuierung nach Berchtesgaden, wurde beschleunigt. Eine Gruppe bereitete sich auf den Abflug am nächsten Morgen vor. Hitlers Marineadjutant, Admiral von Puttkamer, erhielt Befehl, alle Papiere des «Führers» auf dem Obersalzberg zu vernichten. Julius Schaub, Hitlers persönlicher Adjutant, durch dessen Hände sämtliche Akten in der Reichskanzlei und dem Bunker gegangen waren, sollte das Gleiche mit seiner privaten Korrespondenz tun. Zwei der vier Sekretärinnen waren bereits im Süden. Dr. Morell gelang es, vor Furcht zitternd, einen Platz in der Maschine zu ergattern. Einen Koffer mit Hitlers Krankenakten führte er bei sich.

Bei den Nachrichtendiensten der Alliierten gingen Gerüchte von viel exotischeren Fluchtplänen ein. Das State Department in Washington erhielt von seiner Botschaft in Madrid die Information, dass «die Chefs über Norwegen nach Japan fliehen wollen. Mehrere Heinkel 177 werden sie nach Norwegen bringen, wo bereits weitere Maschinen, wahrscheinlich Vikings, für den Nonstop-Flug nach Japan bereitstehen.»<sup>30</sup> Das war zweifellos das Wunschdenken von Nazis, die sich in Spanien aufhielten. Sie redeten auch von U-Booten, mit denen Lebensmittel nach Deutschland gebracht und die Naziführer aus Deutschland evakuiert werden sollten. «In der Schweiz gibt es mehrere Krankenhäuser, in denen Deutsche unter dem Vorwand von Verwundung oder Krankheit unterkommen. In Wirklichkeit sollen dort wichtige Persönlichkeiten in Sicherheit gebracht werden.» Die Behauptung, «getarnte deutsche Flugzeuge bringen weiterhin Würdenträger [nach Spanien]» kam der Wahrheit schon näher.<sup>31</sup> So wurde zum Beispiel der ehemalige Ministerpräsident des Vichy-Regimes, Pierre Laval, zusammen mit anderen in Junkers-Transportmaschinen ohne Hoheitszeichen von Deutschland nach Barcelona geflogen. Franco sah sich später veranlasst, Laval an Frankreich auszuliefern, gleichwohl fanden mehrere massgebliche NS-Beamte in Spanien Unterschlupf.

Der Exodus bedeutete, dass sich die Räume im Bunker und in der Reichskanzlei leerten. Major Freytag von Loringhoven, der zusammen mit General Krebs dort eingezogen war, stellte fest, dass das Lüftungssystem im Prinzip noch funktionierte. Wenn allerdings 15 oder 20 Personen im La-



geraum zusammenkamen, dann blieb dort kaum noch Luft zum Atmen. Hitler durfte als Einziger sitzen. Die anderen schliefen fast im Stehen ein. Durch die Bombardements und den Artilleriebeschuss taten sich Sprünge in den Wänden auf, und Staub rieselte nieder. Da im unteren «Führer-Bunker das Rauchen strikt verboten war, mussten diejenigen, die nach einer Zigarette gierten, in den oberen Bunker hinaufsteigen. Von diesen Unannehmlichkeiten abgesehen, waren Bunker und Reichskanzlei mit Lebensmitteln und Alkohol «hervorragend versorgt».<sup>32</sup> Dass Letzterer so leicht zu haben war, trug nicht gerade zur Klarheit des Denkens bei. «Im Bunker», notierte Oberst de Maiziere, «herrschte eine Atmosphäre des Verfalls. Man sah Trunkenheit und Verzweiflung, zugleich unter allen Rängen hektische Betriebsamkeit. An Disziplin war nicht mehr zu denken.»<sup>33</sup> Diese Auflösungserscheinungen standen in scharfem Kontrast zum nationalsozialistischen Begriff von den Werten der Familie, die in Gestalt von Magda Goebbels mit ihren sechs Kindern auf der Bildfläche erschien. Und doch waren beiden die gleichen Merkmale eigen – Sentimentalität, Selbstmitleid und Brutalität.

Freytag von Loringhoven stand am Fusse einer Treppe, als er plötzlich Magda Goebbels mit ihren sechs Kindern herabsteigen sah. Sie wirkte «sehr damenhaft». Ihre sechs Sprösslinge Helga, Hilde, Helmut, Holde, Hedda und Heide waren fünf bis zwölf Jahre alt. Ihre Namen, die alle mit demselben Buchstaben begannen, waren nicht gewählt, um wie eine Flottille von Kriegsschiffen zu wirken, sondern um den ersten Buchstaben im Namen des «Führers» zu ehren. Sie kamen wie Schulkinder im Gänsemarsch die Treppe herunter. Die blassen Gesichter hoben sich von den dunklen Mänteln ab. Helga, die Älteste, sah sehr traurig drein, weinte aber nicht. Hitler kannte und billigte Joseph und Magda Goebbels' Entscheidung, zuerst ihre Kinder und dann sich selbst umzubringen. Für diese absolute Treue schenkte er der Mutter sein goldenes Parteiabzeichen, das er stets an seinem Rock getragen hatte. Der Anblick der Kinder im Bunker wirkte ernüchternd. Jeder, der sie sah, wusste, dass sie bald der «Führen-Dämmerung zum Opfer fallen würden.

Nach dem Wutanfall vom Vormittag war Hitler völlig erschöpft und ruhte in dem kleinen Salon des Bunkers. Eva Braun war bei ihm. Er rief seine beiden verbliebenen Sekretärinnen, Gerda Christian und Traudl Junge, seine österreichische Diätköchin, Constanze Manziarly, und Bormanns Sekre-

tärin, Elsa Krüger, zu sich. Er wies die Frauen an, sich nun auch für den Flug zum Obersalzberg bereitzuhalten. Eva Braun lächelte und trat zu ihm. «Aber du weißt doch, dass ich bei dir bleibe», sagte sie, «warum willst du mich also wegschicken?» Da tat Hitler etwas, das niemand je bei ihm gesehen hatte. Er zog Eva zu sich herab und küsste sie vor aller Augen leidenschaftlich auf den Mund. Traudl Junge und Gerda Christian erklärten, auch sie wollten bleiben. Hitler schaute sie dankbar an und meinte: «Ach, wenn meine Generäle nur ebenso tapfer wären wie Sie.» Jede erhielt von ihm eine Zyanidkapsel als «Geschenk».<sup>34</sup>

Wahrscheinlich bald nach dieser Szene schrieb Eva Braun den letzten Brief an ihre beste Freundin Herta Ostermayr. Diesem legte sie ihren gesamten Schmuck bei. Einer der Männer, die nach Süden fliegen wollten, sollte das Päckchen für sie mitnehmen. In dem Brief wies sie Herta an, den Schmuck nach ihren Anweisungen zu verteilen. Mit ihrem Wert sollte Freunden und ihrer Familie geholfen werden, sich in der nächsten Zeit über Wasser zu halten. «Entschuldige bitte, wenn ich etwas konfus schreibe, aber um mich sind die sechs Kinder von G., und die sind beileibe nicht ruhig», schrieb sie. «Was soll ich dir noch sagen? Ich kann nicht verstehen, wie alles so kommen konnte, aber man glaubt an keinen Gott mehr!»<sup>35</sup>

## Die Stadt im Bombenhagel

Am 23. April behauptete der von den Nazis kontrollierte Rundfunksender Prag, der Entschluss des «Führers», in der Reichshauptstadt zu bleiben, verleihe der letzten Schlacht «das Gepräge eines Kampfes von europäischer Bedeutung».<sup>1</sup> Am selben Morgen erschien die Zeitung der Dritten Stossarmee mit der Schlagzeile: «Mutter Heimat, freue dich! Wir sind auf den Strassen von Berlin!» Nun stellte sich der Nationalsozialismus als internationale Sache dar, während der internationale Kommunismus sich unverhüllt patriotisch gab.

Die Berliner Zivilbevölkerung hatte für Ideologien, welcher Couleur auch immer, längst keinen Sinn mehr. Im Bombenhagel ging es nur noch ums nackte Überleben. Es konnte immer noch schlimmer kommen. General Kasakow liess auf einer Bahnstrecke mit vergrösserter Spurweite die im Osten der Stadt bis zum Schlesischen Bahnhof führte, spezielle Belagerungskanonen mit einem Kaliber von 600 Millimetern heranrollen. Jede Granate wog eine halbe Tonne.<sup>2</sup>

Abgesehen von den drei Flakbunkern war einer der grössten Luftschutzräume in Berlin der Bunker des Anhalter Bahnhofs. Die aus Eisenbeton erbaute Anlage mit drei Stockwerken über und zwei unter der Erde, hatte Mauern, die bis zu viereinhalb Meter dick waren. Von den Behörden waren dort Bänke und Tische aus Kiefernholz aufgestellt worden. Ebenso hatte man einen Notvorrat von Ölsardinen in Büchsen angelegt. Beides hielt jedoch nicht lange vor, da Heizmaterial und Lebensmittel immer knapper wurden. Der grosse Vorteil des Bunkers im Anhalter Bahnhof war die direkte Verbindung zur S-Bahn, selbst wenn dort keine Züge mehr fuhren. Durch die S-Bahntunnel konnte man fünf Kilometer bis zum Stettiner Bahnhof zu Fuss gehen, ohne einen Schritt über der Erde tun zu müssen.

Als dann aber auf 3'600 Quadratmetern fast 12'000 Menschen zusammengepfercht waren, wurden die Bedingungen nahezu unerträglich. Das

Gedränge war so gross, dass niemand mehr die Toiletten erreicht hätte, selbst wenn die noch funktionsfähig gewesen wären. Eine Frau beschrieb, wie sie sechs Tage lang auf einer einzigen Treppenstufe ausharren musste. Da aber die Wasserleitungen nicht mehr funktionierten, musste in erster Linie für Trinkwasser gesorgt werden. Ausserhalb des Bahnhofes funktionierte noch eine Pumpe, und junge Frauen, die nahe am Eingang campierten, wagten es, mit dem Eimer nach Wasser zu laufen. Dabei kamen viele ums Leben, denn der Bahnhof war ein bevorzugtes Ziel der sowjetischen Artillerie. Aber diejenigen, die lebend zurückkehrten, verdienten sich den ewigen Dank derer, die zu schwach waren, um selbst zu gehen, oder sie erhielten für einen Schluck Wasser etwas zu essen von denen, denen es an Mut fehlte, sich nach draussen zu wagen.

An den Panzersperren, die jetzt alle wichtigen Strassenkreuzungen blockierten, kontrollierte die Feldgendarmarie die Papiere, bereit, jeden festzunehmen und auf der Stelle zu erschiessen, den sie der Fahnenflucht verdächtigte. In den Kellern tauchten immer mehr deutsche Offiziere und Soldaten in Zivilkleidung auf. «Desertion wird plötzlich zu einer natürlichen, fast glaubhaften Sache», schrieb die anonyme Chronistin an diesem Montag, dem 23. April, in ihr Tagebuch. König Leonidas mit seinen 300 Spartanern bei den Thermopylen fiel ihr ein, von dem sie in der Schule gehört hatte. «Vielleicht gibt es hier und da 300 deutsche Soldaten, die ähnlich handeln, aber keine drei Millionen. Je grösser die Masse, desto geringer die Chance, auf Schulbuch-Heroismus zu stossen. Auch wir Frauen schätzen ihn nicht. Wir sind sensibel, praktisch und opportunistisch. Lebende Männer sind uns lieber.»<sup>3</sup>

Als sie auf der Suche nach Kohle die S-Bahngleise entlang ging, stellte sie fest, dass der Tunnel nach Süden bereits versperrt war, weil die Russen bereits bis zum südlichen Stadtrand vorgedrungen waren. Von Umstehenden hörte sie, ein Mann, dem man Fahnenflucht vorwarf, sei am Ende des Tunnels aufgehängt worden. Seine Füsse schwebten nur wenige Zentimeter über dem Boden. Jungen liessen den Leichnam im Spiel hin und her schwingen.

Auf dem Rückweg erschreckte sie der Anblick «zarter Kindergesichter unter riesigen Stahlhelmen... in Uniformen gesteckt, die viel zu gross für sie waren». Sie fragte sich, warum dieser Missbrauch von Kindern sie so erregte, während es sie kaum gekümmert hätte, wären sie nur ein paar Jahre älter gewesen. Sie kam auf den Gedanken, dass wohl Naturgesetze, die das

Überleben der Art schützen, gebrochen werden, wenn man noch unreife Menschenwesen in den Kampf schickt. Wer so etwas tat, musste wahnsinnig sein.

Vielleicht als Nebenwirkung dieses Gesetzes, das den Tod mit der Geschlechtsreife verband, waren junge Soldaten beim Auftauchen des Feindes vor den Toren der Stadt krampfhaft bemüht, ihre Unberührtheit zu verlieren. Die Mädchen, die drohende Vergewaltigung vor Augen, gaben sich lieber zuerst einem deutschen Jungen als einem betrunkenen und vielleicht gewalttätigen sowjetischen Soldaten hin. In der Sendezentrale des «Grossdeutschen Rundfunks» in der Masurenallee waren zwei Drittel der 500 Angestellten junge Frauen, viele kaum älter als achtzehn. Dort kam es in den letzten Aprilwochen zu echten Auflösungserscheinungen. Man betrank sich sinnlos und kopulierte hemmungslos zwischen den Regalen des Tonarchivs.<sup>4</sup> Auch in den dunklen Kellern und Bunkern paarten sich Menschen verschiedensten Alters wahllos miteinander. Dass von tödlicher Gefahr eine erotische Wirkung ausgeht, ist ein aus der Geschichte bekanntes Phänomen.

Ein norwegischer Journalist, der die Atmosphäre in der Stadt beschrieb, behauptete, die Jungen und Mädchen in Uniform hätten «in hektischer Genusssucht einfach ihren Trieben nachgegeben».<sup>5</sup> Das zeugt allerdings von wenig Verständnis insbesondere für die Mädchen, die mit der Furcht vor Vergewaltigung leben mussten. Von denen einmal abgesehen, die sich rund um den Zoobunker und unter den Rhododendrenbüschen des Tiergartens paarten, die inmitten all der Trümmer gerade die ersten Blüten trugen, drängten manche einfach zueinander, weil sie verzweifelt nach einem Halt suchten.

Ein anderer Instinkt, den viele erfasst hatte, war das Hamstern. Gerda Petersohn, eine Neunzehnjährige, die als Sekretärin bei der Lufthansa arbeitete und in Neukölln unweit eines S-Bahnhofes wohnte, war gerade zu Hause, als die Nachricht umging, in der Nähe stehe ein Waggon mit Rationen für die Luftwaffe auf den Gleisen. Als sie zu der Stelle kam, wurde er bereits von zahllosen Frauen geplündert. Sie öffneten die Kisten und rissen alles an sich, was sie greifen konnten. Gerda erblickte eine Frau neben sich, die einen Arm voll Toilettenpapier an sich presste. Da griffen russische Tiefflieger an, feuerten aus ihren Maschinengewehren und warfen kleine Bomben. Gerda rollte sich blitzschnell unter den Wagen. Die Frau

mit dem Toilettenpapier wurde getroffen und war sofort tot. «Und dafür zu sterben», ging es Gerda durch den Sinn. Bevor sie zu ihrem Wohnblock zurückrannte, griff auch sie sich ein Paket mit Nostrationen für Piloten, das aus Schoka-Cola und Malzdrops bestand. Letztere sollten ihr noch gute Dienste leisten.<sup>6</sup>

Sehr dramatisch soll eine Plünderung des Kaufhauses Karstadt am Hermannplatz verlaufen sein, wo während des ersten Artilleriebeschusses am 21. April bereits Menschen in der Warteschlange ums Leben gekommen waren. Laut dem diesbezüglichen Bericht sollen die SS-Truppen es den Anwohnern gestattet haben zu nehmen, was sie wollten, bevor das Gebäude gesprengt werden sollte. Bei der Explosion seien dann viele Plünderer ums Leben gekommen, die gar kein Ende finden konnten. In Wirklichkeit aber dachte die SS-Division «Nordland», die das Kaufhaus einige Tage später übernahm, gar nicht daran, es zu zerstören. Sie nutzte die Zwillingstürme als Ausguck, um das Vorrücken der Sowjets in Neukölln und am Flughafen Tempelhof zu beobachten.

Als der Strom endgültig ausfiel und damit auch die Radios verstummten, blieb die Gerüchteküche die einzige Informationsquelle. Viele erfundene Ereignisse wurden weiterberichtet. So wurde behauptet, Generalfeldmarschall Model habe nicht Selbstmord begangen, sondern sei insgeheim von der Gestapo festgenommen worden.<sup>7</sup> Das Netz aus Lügen, welches das Regime selbst geknüpft hatte, rückte nun auch die unglaublichsten Geschichten in den Bereich des Möglichen.

Die Siebte Abteilung der Ersten Weissrussischen Front liess aus der Luft Flugblätter über Berlin abwerfen, worin den deutschen Soldaten erklärt wurde, dass «weiterzukämpfen hoffnungslos» sei. Nur in sowjetischer Gefangenschaft könnten sie ihr Leben retten, das sie nicht für die faschistische Regierung opfern sollten. Andere Druckschriften waren als «Geleitbriefe» überschrieben, die sie den Rotarmisten zeigen sollten, wenn sie sich ergaben. Diese Aktion war für die Politorgane ein Erfolg, denn «fast 50 Prozent der Deutschen, die sich in Berlin ergaben», wiesen bei der Gefangennahme diese Flugblätter vor. Insgesamt rieselten 59 verschiedene derartige Druckschriften auf Berlin herab, insgesamt fast 50 Millionen Stück. Weitere 1,6 Millionen wurden von deutschen Zivilisten und Soldaten verteilt, welche die Sowjets durch die Front zurückschickten. Während der Berlin-Operation waren das insgesamt 2'365 Zivilpersonen. Dazu kamen 2'130 deutsche Kriegsgefangene, von denen 1'845 zurückkehrten und weitere

8'340 in die Gefangenschaft mitbrachten. Diese Taktik galt als so erfolgreich, dass der Kommandeur der Dritten Stossarmee befahl, die deutschen Gefangenen unter Aufsicht der Politoffiziere massenweise freizulassen.<sup>8</sup>

Besonders geschulte ehemalige Gefangene von den «Seydlitz-Truppen», wie die deutschen Behörden sie nannten, schlüpfen durch die Frontlinien nach Berlin hinein und hatten Briefe von kürzlich gefangen genommenen deutschen Soldaten an ihre Familien bei sich. So schrieb beispielsweise ein Obergefreiter an seine Eltern: «Meine lieben Verwandten! Gestern haben mich die Russen gefangen genommen. Bei uns hatte es geheissen, dass sie ihre Gefangenen erschiessen, aber das ist nicht wahr. Die Russen behandeln die Gefangenen sehr gut. Ich bekomme zu essen und sitze im Warmen. Mir geht es gut. Der Krieg ist bald vorüber, und ich werde euch, meine Lieben, wiedersehen. Macht euch um mich keine Sorgen. Ich lebe und bin gesund.» An der Formulierungsweise ist zu erkennen, dass der Brief von einem russischen Offizier diktiert wurde. Und doch hatten solche Botschaften grössere Wirkung als Zehntausende von Flugblättern.

Eines, das über der Hauptstadt abgeworfen wurde, war an die Frauen von Berlin gerichtet. «Da die faschistische Clique ihre gerechte Strafe fürchtet, will sie den Krieg verlängern. Aber ihr Frauen habt nichts zu befürchten. Niemand wird euch anrühren.» Dann folgte die Aufforderung an die Frauen, die deutschen Soldaten und Offiziere zum Aufgeben zu bewegen.<sup>9</sup> Da die Politoffiziere wissen mussten, welche Gewaltakte es beim Vormarsch auf deutschem Gebiet bereits gegeben hatte, war dies, auch wenn es sich nur um Kriegspropaganda handelte, eine unerhörte Zusicherung. Sowjetische Propagandisten organisierten Rundfunksendungen, in denen Schauspielerinnen, Pastorinnen und Professorinnen den Hörerinnen versicherten, es werde ihnen nichts geschehen.

Noch stärker wirkte ein «Brief der Einwohner von Friedrichshafen an die Berliner Garnison». «Am Tag nach dem Eintreffen der Roten Armee hat sich unser Leben normalisiert», hiess es dort. «Es gibt wieder zu essen. Die Einwohner von Friedrichshagen sagen euch: Fallt nicht auf die Goebelssche Lügenpropaganda über die Rote Armee herein!»<sup>10</sup> Die Furcht vor Hunger, vor allem vor hungernden Kindern, schien viele Frauen noch stärker zu bewegen als die Angst, vergewaltigt zu werden.

Generalfeldmarschall Keitel, der am Abend zuvor den «Führer»-Bunker mit belegten Broten, Schokolade und Kognak sowie einen niedergedrück-

ten Hitler verlassen hatte, fuhr nun in südwestlicher Richtung aus der Hauptstadt. Er hatte Glück und stiess nicht auf einen von Leljuschenkos Panzern. Zunächst begab er sich zum Stab des XX. Korps in Wiesenburg, nur 30 Kilometer vom amerikanischen Brückenkopf bei Zerst entfernt. Dieses Korps unter dem Kommando von General Köhler bestand vor allem aus jungen Männern, die man zur vormilitärischen Ausbildung beim Reichsarbeitsdienst einberufen hatte. Sie waren noch längst nicht voll ausgebildet, aber von einem gewissen Eifer, wie General Wenck bereits erkannt hatte.

In den frühen Morgenstunden des 23. April fuhr Keitel zum nahe gelegenen Stab der Zwölften Armee, der in einem Forsthaus untergebracht war. Dort erwarteten ihn General Wenck und dessen Stabschef, Oberst Reichhelm. Der Kontrast zwischen dem Generalfeldmarschall und dem General konnte nicht grösser sein. Keitel war grossspurig, eitel, beschränkt, brutal und seinem «Führer» bedenkenlos ergeben. Wenck, der trotz seines ergrauten Haares jugendlich wirkte, war hoch intelligent, bei Offizieren und Mannschaften gleichermaßen beliebt. Über ihren Besucher äusserte Oberst Reichhelm, er sei «ein hervorragender Wachtmeister, aber kein Feldmarschall».<sup>11</sup> Das war noch sehr milde ausgedrückt. Keitel war von allen Generalen, die Hitler bedingungslose Gefolgschaft leisteten, als der «Totengräber der Armee» verhasst.<sup>12</sup>

Keitel begann nun Wenck und Reichhelm einen Vortrag zu halten mit dem Inhalt, dass die Armee den «Führer» in Berlin retten müsse. Er schwadronierte, als sei er auf einer Versammlung der NSDAP, und fuchtelte mit seinem Marschallstab in der Luft herum. «Wir liessen ihn reden und liessen ihn gehen», sagte Reichhelm später. Aber Wenck hatte eine andere Idee. Er wollte tatsächlich, wie befohlen, in Richtung Berlin angreifen, jedoch nicht, um Hitler zu retten. Sein Plan bestand darin, von der Elbe her einen Korridor zu öffnen, durch den Soldaten und die Zivilbevölkerung den sinnlosen Kämpfen und der Roten Armee entkommen konnten. Er plante eine echte Rettungsaktion.

Hitler, der keinem General mehr traute, bestand darauf, dass seine Weisung an die Zwölfte Armee über den Rundfunk gesendet werde. Bald tönte es aus den Empfängern tatsächlich: «Soldaten der Armee Wenck!»<sup>13</sup> Dies ist sicherlich der einzige Fall in der Geschichte, da ein militärischer Befehl mitten in der Schlacht öffentlich bekannt gegeben wurde. Unmittelbar nach diesem Aufruf erklärte der Werwolfsender: «Der Führer hat aus



Berlin Befehl erlassen, dass alle Einheiten, die noch gegen die Amerikaner kämpfen, sofort nach Osten verlegt werden, um Berlin zu verteidigen. 16 Divisionen sind bereits auf dem Marsch und werden stündlich in Berlin erwartet.»<sup>14</sup> Damit wollte man die Berliner Bevölkerung glauben machen, die Amerikaner unterstützten nun die Deutschen gegen die Rote Armee. Zufällig brachen die Amerikaner an jenem Tag ihre Luftangriffe über der mittleren Elbe unvermittelt ab. Diese Einstellung der Bombardements war eine grosse Erleichterung für die Soldaten der Zwölften Armee.

Wenck und sein Stab wussten, dass Keitel inzwischen genauso weltfremd war wie Hitler. Sich zwei sowjetischen Panzerarmeen in den Weg zu stellen, ohne noch kampffähige Panzer zu haben, war eine groteske Vorstellung. «So machten wir eben unsere eigenen Befehle», erklärte der Chef der Operationsabteilung, Oberst Humboldt. Wenck wollte mit einem Teil seiner Kräfte gen Potsdam marschieren, während der grösste Teil der Armee sich nach Osten wenden sollte, um sich südlich von Berlin mit Busse zu vereinigen und für dessen Neunte Armee einen Ausweg zu schaffen. «Wir hatten Funkkontakt zu Busse und wussten, wo er stand.» Gegenüber den amerikanischen Stellungen sollten nur wenige Truppen zum Schein zurückgelassen werden.<sup>15</sup>

Rasch wurden detaillierte Befehle ausgearbeitet, und wenig später fuhr General Wenck in einem Kübelwagen zu den Einheiten, um mit den jungen Soldaten zu sprechen – sowohl mit denen, die nach Nordosten in Richtung Potsdam aufbrechen, als auch mit denen, die Treuenbrietzen und Beelitz angreifen sollten, wo der Krankenhauskomplex gefährdet war. «Kinder, ihr müsst noch mal», sagte Wenck zu ihnen. «Es geht jetzt nicht mehr um Berlin, es geht jetzt nicht mehr um das Reich.» Es gehe nur noch darum, das Volk vor den Kämpfen und den Russen zu retten.<sup>16</sup> Hans-Dietrich Genscher, der damals als ganz junger Mann Pionier bei der Zwölften Armee war, sprach von «einem Gefühl der Treue, Verantwortung und Kameradschaft».<sup>17</sup>

Wencks Aufruf fand starken Widerhall, wenngleich die Reaktionen sehr verschieden ausfielen. Da gab es jene, die an eine humanitäre Operation glaubten, und jene, die lieber gegen die Russen als gegen die Westalliierten kämpfen wollten. «Also kehrt Marsch!» schrieb Peter Rettich, Bataillonskommandeur in der Division «Scharnhorst», die so schwer unter dem amerikanischen Beschuss gelitten hatte. «Und nun ging es im Eiltempo in Richtung Osten, gegen den Iwan.»<sup>18</sup>

Der zweite deutsche General, dem in der Schlacht um Berlin zu diesem Zeitpunkt eine bedeutende Rolle zukam, war General Helmuth Weidling, der Kommandeur des LVL Panzerkorps. Weidling nahm sich eher wie eine professionelle Version Erich von Stroheims aus, allerdings mit vollem Haupthaar.

Am Morgen des 23. April rief Weidling im «Führer»-Bunker an, um seinen Rapport zu geben. General Krebs reagierte merkwürdig. «Mit auffallender Kühle» teilte er ihm mit, er sei zum Tode verurteilt. Daraufhin meldete sich der General, der für seinen Mut bekannt war, am Nachmittag persönlich im Hauptquartier Hitlers. Dieser war so beeindruckt, dass er entschied, der Mann, den er wegen vermeintlicher Feigheit hatte erschießen lassen wollen, sei am besten geeignet, die Verteidigung der Reichshauptstadt zu befehligen. Eine für das Regime typische Tragikomödie, wie Oberst Refior treffend bemerkte.<sup>19</sup>

Weidlings LVL Panzerkorps war bereits beträchtlich geschrumpft. Von der 9. Fallschirmjägerdivision hatte er nur noch Fragmente zur Verfügung. Die Panzerdivision «Müncheberg» bestand aus kümmerlichen Resten. Der Zustand der 20. Panzergrenadierdivision war zwar noch etwas besser, doch ihr Kommandeur, Generalmajor Scholz, hatte beim Rückzug auf Berlin Selbstmord begangen. Lediglich die Division «Nordland» und die 18. Panzergrenadierdivision konnten noch als einigermaßen kampffähig angesehen werden. Weidling beschloss, Letztere für eine Konterattacke in Reserve zu halten. Die übrigen Einheiten wurden auf die verschiedenen Verteidigungsabschnitte verteilt, wo sie als stärkende «Korsettstangen» wirken sollten.<sup>20</sup>

Der Verteidigungsbereich Berlin war in acht Abschnitte eingeteilt, welche die Buchstaben A bis H trugen. An der Spitze jedes Abschnitts stand ein General oder ein Oberst, von denen allerdings nur wenige Fronterfahrung hatten. Auf die äussere Verteidigungslinie folgte eine weitere, die längs des S-Bahnringes verlief. Das Kerngebiet wurde im Süden vom Landwehrkanal und im Norden von der Spree begrenzt. Die einzigen schwer besetzten Punkte waren die drei Flaktürme im Zoo, im Humboldthain und im Friedrichshain. Für ihre 128- und 20-Millimeter-Geschütze hatte man eine Menge Munition eingelagert, und auch ihre unterirdischen Telefonverbindungen waren noch intakt. Zu einem absehbaren Problem konnte ihre Überfüllung mit Tausenden Verwundeten und Zivilisten werden.

Weidling stellte bald fest, dass er Berlin mit etwa 45'000 Kämpfern von Wehrmacht und SS, seine eigenen Einheiten eingeschlossen, und etwa

40'000 Volkssturmmännern gegen eine sowjetische Streitmacht von etwa anderthalb Millionen Mann verteidigen sollte. Fast alle 60 Panzer, die es in der Stadt noch gab, befanden sich in seinen Einheiten. Es sollte auch noch ein Panzerjagd-Bataillon aus Volkswagen existieren, die jeweils mit sechs panzerbrechenden Raketen ausgestattet waren, aber davon war keine Spur zu entdecken. Im zentralen Regierungsbezirk befehligte Brigadeführer Mohnke von seinem Stützpunkt in der Reichskanzlei aus weitere 2'000 Mann.

Die Sowjets schätzten die Zahl der Verteidiger Berlins auf 180'000. Diese Zahl kam dadurch zustande, dass die Rote Armee darin alle Männer erfasste, die sie später gefangen nahm, darunter unbewaffnete Volkssturmeute, städtische Polizei, Eisenbahnbeamte und Angehörige des Reichsarbeitsdienstes. Natürlich spielte auch die Propaganda eine Rolle.<sup>21</sup>

Die unmittelbarste Bedrohung, der sich Weidling am Nachmittag des 23. April gegenüber sah, waren die Angriffe der Fünften Stossarmee, der Achten Gardearmee und der Ersten Gardepanzerarmee im Osten und Südosten der Stadt. An jenem Abend beorderte er alle Panzerfahrzeuge, die noch intakt waren, zum Auftanken auf den Flugplatz Tempelhof. Dort wurden die Fahrzeuge inmitten der Trümmer von Luftwaffenmaschinen, vor allem Focke-Wulfs, neben dem riesigen Verwaltungsgebäude mit Treibstoff versorgt. Sie erhielten Befehl, für einen Gegenangriff nach Südosten in Richtung Britz in Bereitschaft zu gehen. Diese Streitmacht wurde verstärkt durch einige «Königstiger»-Panzer und einige Granatwerfer, aber als wichtigste Waffe galten die «Stukas zu Fuss», wie man die Soldaten mit der Panzerfaust scherzhaft nannte.

Nach seiner Stippvisite bei der Zwölften Armee kehrte Keitel gegen 15.00 Uhr in die Reichskanzlei zurück. Zum letzten Mal suchten er und Jodl Hitler auf. Als sie in das provisorische Hauptquartier des OKW bei Krampnitz zurückkehren wollten, hörten sie, dass sich die Siebenundvierzigste Armee der Russen bereits von Norden näherte und der Befehlsstand in den frühen Morgenstunden aufgegeben worden sei.

Nach Weidlings Weggang ging es im «Führer»-Bunker weiterhin lebhaft zu. Keitels Bericht über den Besuch bei der Zwölften Armee liess Hitler erneut in optimistische Fantastereien verfallen. Fern jeder Realität, klammerte er sich an die Zuversicht, die Rote Armee könnte doch noch geschlagen werden. Da tauchte zu aller Überraschung, einschliesslich seiner selbst, Albert Speer in Berlin auf, um Hitler ein letztes Mal zu sehen. Der

Abschied an Hitlers Geburtstag in Anwesenheit so vieler anderer hatte ihm nicht genügt. Obwohl er seinen Meister und Gönner inzwischen anders sah, fühlte er sich von dieser ausserordentlichen Freundschaft immer noch geschmeichelt, die manche als homoerotisch bezeichnet haben.

Speer war zunächst im Auto von Hamburg aufgebrochen. Er hatte versucht, mit Flüchtlingen verstopfte Strassen zu meiden, kam aber an einem Punkt nicht weiter. In Nauen stand bereits die Rote Armee. Er fuhr zu einem Flugfeld der Luftwaffe, wo er sich ein zweisitziges Focke-Wulf-Schulflugzeug besorgte, mit dem er nach Gatow am Westrand von Berlin flog. Von dort brachte ihn ein Fieseler Storch von der Luftaufklärung mitten ins Zentrum von Berlin. In der Abenddämmerung landeten sie auf der West-Ost-Achse kurz vor dem Brandenburger Tor. Eva Braun, die Speer vergötterte, war überglücklich, als er auftauchte, wie sie es vorausgesagt hatte. Selbst Bormann, der auf Speer eifersüchtig war, erwartete ihn an der Treppe mit freundlicher Miene. Speer war vielleicht der Einzige, der Hitler noch überzeugen konnte, Berlin zu verlassen. Für Bormann, der von der Faszination für den Selbstmord, wie sie vor allem von Goebbels ausging, überhaupt nichts hielt, war das die einzige Hoffnung, seinen eigenen Kopf noch retten zu können.<sup>22</sup>

Als Speer bei Hitler eintrat, war dieser ruhig wie ein alter Mann, der sich mit dem Tod abgefunden hat. Er fragte nach Grossadmiral Dönitz, und Speer spürte sofort, dass Hitler diesen zu seinem Nachfolger auserkoren hatte. Er wollte auch Speers Meinung wissen, ob er nach Berchtesgaden fliegen oder besser in Berlin bleiben sollte. Speer meinte, er fände ein Ende in Berlin besser als auf Hitlers Landsitz, wo es schwerer wäre, eine Legende zu schaffen.<sup>23</sup> Hitler schien erleichtert, dass Speer seinen Entschluss billigte. Dann sprachen sie darüber, dass er sich das Leben nehmen wollte und Eva Braun entschlossen sei, mit ihm zu sterben.

Speer hielt sich an jenem Abend des 23. April noch im Bunker auf, als Bormann mit einer Nachricht von Göring in Bayern erschien. Der hatte von General Koller aus dritter Hand erfahren, dass Hitler am Vortag einen Zusammenbruch erlitten und erklärt hatte, er wolle in Berlin bleiben und sich erschiessen. Göring war nach wie vor sein rechtmässiger Nachfolger. Offenbar fürchtete er, Bormann, Goebbels oder Himmler könnten Ansprüche anmelden. Allerdings wusste er nicht, dass Dönitz bereits zum Nachfolger ausersehen war. Einen halben Tag lang besprach Göring die Situation mit seinen Beratern und mit General Koller, dessen Bericht über die Vor-

gänge im «Führer»-Bunker nicht ganz exakt gewesen war. Dann entwarf er einen Text, den er in der Nacht nach Berlin kabelte:

«Mein Führer!

Sind Sie einverstanden, dass ich nach Ihrem Entschluss, im Gefechtsstand in der Festung Berlin zu verbleiben, gemäss Ihres Erlasses vom 29. 6. 1941 als Ihr Stellvertreter die gesamte Führung des Reiches übernehme mit voller Handlungsfreiheit nach innen und aussen?

Falls bis 22.00 Uhr keine Antwort erfolgt, nehme ich an, dass Sie Ihrer Handlungsfreiheit beraubt sind. Ich werde dann die Voraussetzung Ihres Erlasses als gegeben ansehen und zum Wohle von Volk und Vaterland handeln. Was ich in diesen schwersten Stunden meines Lebens für Sie empfinde, wissen Sie und kann ich durch Worte nicht ausdrücken.

Gott schütze Sie und lasse Sie trotz allem baldmöglichst hierher kommen.

Ihr getreuer Hermann Göring.»<sup>24</sup>

Es kann Bormann nicht schwer gefallen sein, Hitlers Misstrauen zu wecken. Ein zweites Telegramm Görings an Ribbentrop, der diesen zu einer Besprechung zu sich bat, überzeugte Hitler endgültig, dass er einen Fall von Hochverrat vor sich hatte. Bormann bot sofort an, eine Erwiderung zu formulieren. In einer scharfen Antwort entzog Hitler Göring alle Ämter und Titel. Allerdings bot er ihm an, nach aussen hin aus Gesundheitsgründen von all seinen Posten zurückzutreten. Damit könne er schwererer Strafe entgehen. Göring blieb keine andere Wahl, als zuzustimmen. Eine SS-Einheit umstellte auf Bormanns Befehl den Berghof auf dem Obersalzberg, wo Göring nun de facto ein Gefangener war. Zu seiner Demütigung wurde auch die Küche verschlossen, offenbar um zu verhindern, dass der in Ungnade gefallene Reichsmarschall sich mit Gift das Leben nahm.

Nach diesem Drama besuchte Speer Magda Goebbels. Er fand sie in einem winzigen Raum mit Betonwänden liegen, totenbleich und geschwächt durch einen Anfall von Angina Pectoris. Goebbels wollte beide nicht für einen Augenblick allein lassen. Als Hitler sich dann nach Mitternacht zurückgezogen hatte, kam eine Ordonnanz und bat Speer in Eva Brauns Zimmer. Bei Champagner und Kuchen plauderten sie über die Vergangenheit – über München, gemeinsame Skitouren und das Leben auf dem Berghof. Speer hatte Eva Braun immer gemocht – «dieses einfache Münchner Mädels, ein

Niemand». Er bewunderte «ihre Würde, ... ihre beinahe heitere Gelassenheit». Gegen drei Uhr früh betrat die Ordonnanz den Raum und meldete, Hitler sei wieder aufgestanden. Speer verliess Eva Braun, um endgültig von dem Mann Abschied zu nehmen, dem er seine Karriere zu verdanken hatte. Es dauerte nur einige Sekunden. Hitler war kalt und abweisend. Speer, den er einst so favorisiert hatte, existierte für ihn nicht mehr.<sup>25</sup>

Irgendwann an jenem Abend schrieb Eva Braun ihren letzten Brief an ihre Schwester Gretl Fegelein. «Hermann ist nicht bei uns!», berichtete sie über den Ehemann ihrer Schwester. «Er ist nach Nauen gefahren, um ein Bataillon oder so was aufzustellen.» Sie wusste nicht, dass Fegelein sich nach Nauen abgesetzt hatte, um sich dort heimlich mit Himmler zu treffen. Das war Teil der Verschwörung, mit den Westalliierten Frieden zu schliessen. «Er wird sich sicher durchschlagen, um vielleicht in Bayern den Widerstand wenigstens für einige Zeit fortzusetzen.»<sup>26</sup> Hier irrte sie eindeutig. Ihr Schwager war viel zu hoch gestiegen, um noch als einfacher Soldat kämpfen zu wollen.

Dann ging Eva Braun, die bei all ihrer Weltfremdheit durchaus eine praktische Ader hatte, zu geschäftlichen Dingen über. Sie bat Gretl, alle ihre privaten Briefe zu vernichten. «Es dürfen unter keinen Umständen Rechnungen von der Heise gefunden werden.» Die Heise war ihre Schneiderin. Sie wollte nicht, dass bekannt wurde, wie extravagant sie sich auf Kosten des «Führers» gekleidet hatte. Dann kehrten ihre Gedanken zu ihrem Schmuck zurück. «Meine Brillantuhr habe ich unglücklicherweise hier zum Richten gegeben», schrieb sie. Gretl sollte Unterscharführer Stegemann ausfindig machen, der sie zu einem Uhrmacher gebracht hatte. Der war gewiss ein Jude, der aus dem KZ Sachsenhausen «evakuiert», das heisst auf einen der letzten Todesmärsche geschickt worden war.

## Falsche Hoffnungen

Die verängstigten Berliner schenkten Goebbels gern Glauben, als er versprach, Wencks Armee sei im Anmarsch und werde sie retten. Auch das Gerücht, die Amerikaner könnten gemeinsam mit Deutschland gegen die Russen kämpfen, erschien ihnen nicht unwahrscheinlich. In der Nacht zum 23. April hörten sie Flugzeuge über der Stadt brummen, aber keine Bomben fielen. Das mussten die Amerikaner sein, die vielleicht schon Fallschirmjäger absetzten. Aber die beiden amerikanischen Fallschirmjägerdivisionen blieben am Boden.

Die einzigen Truppen, die in diesen Tagen in Berlin einrückten, waren weder Amerikaner noch Deutsche, sondern Franzosen. Am Dienstag, dem 24. April, gegen vier Uhr morgens wurde Brigadeführer Krukenberg im SS-Ausbildungslager bei Neustrelitz geweckt, in dem sich seit dem Pommern-Desaster Reste der Division «Charlemagne» aufhielten. Der Anruf kam vom Stab der Heeresgruppe Weichsel. Offenbar hatte General Weidling Heinrici informiert, dass er darauf bestehe, Brigadeführer Ziegler als Kommandeur der Division «Nordland» abzulösen. Krukenberg sollte auf der Stelle nach Berlin kommen. Einen Grund nannte man ihm nicht. Es hiess nur, er habe sich bei Gruppenführer Fegelein in der Reichskanzlei zu melden. Der Stabsoffizier riet ihm, mit einer Eskorte zu kommen, da er sonst Schwierigkeiten haben könnte, sich nach Berlin durchzuschlagen.<sup>1</sup>

Bald danach wurde Henri Fenet, ein Bataillonskommandeur, der überlebt hatte, geweckt und riss kurz darauf seine Männer aus dem Schlaf. Krukenberg, im langen grauen Ledermantel eines Generals der Waffen-SS, sprach vor den versammelten Offizieren und Soldaten. Er forderte Freiwillige auf, mit ihm nach Berlin zu gehen. Die grosse Mehrheit wollte ihn begleiten. Krukenberg und Fenet wählten 90 Mann aus, denn mehr fanden auf den noch intakten Fahrzeugen nicht Platz. Viele Offiziere waren dabei, darunter auch der Divisionsgeistliche, Monsignore Graf Mayol de Lupé.<sup>2</sup>

Nach dem Krieg behauptete Krukenberg, keiner der Männer sei Nationalsozialist gewesen. Das mag im engeren Sinne durchaus zu treffen, aber die französischen Faschisten standen den Nazis sicher näher als ihren Gleichgesinnten in Italien oder Spanien. Auf jeden Fall waren diese Freiwilligen, die sich bereit zeigten, in den Ruinen des «Dritten Reiches» zu sterben, sämtlich fanatische Antibolschewisten, ob sie nun an das Neue Europa oder das Alte Frankreich glaubten.

Die Auserwählten füllten nun ihre Uniformtaschen und Brotbeutel mit Munition und nahmen auch die restlichen Panzerfäuste des Bataillons mit. Als sie um 8.30 Uhr antraten, um die Fahrzeuge zu besteigen, tauchte plötzlich der Reichsführer SS am Steuer eines offenen Mercedes auf. Himmler fuhr mitten zwischen ihnen hindurch, ohne seine Truppen auch nur zu erkennen. Er hatte weder Bewachung noch Begleitung bei sich. Erst Jahre später wurde Krukenberg klar, dass Himmler offenbar auf dem Weg von Lübeck zurück zu seinem damaligen Zufluchtsort Hohenlychen war. Am Abend zuvor hatte er sich dort mit dem Vertreter des Schwedischen Roten Kreuzes, Graf Bernadotte, getroffen.

Die Kolonne, die aus zwei Schützenpanzerwagen und drei schwer beladenen Lastkraftwagen bestand, setzte sich nach Berlin in Bewegung. Ihre Besatzungen hatten gehört, dass sowjetische Panzer bereits in Oranienburg standen. Daher entschied Krukenberg, sich weiter westlich zu halten. Sicher war es nicht einfach, nach Berlin zu gelangen. Alle, denen sie begegneten – ob nun ganze Einheiten, Versprengte, Flüchtlinge oder Zwangsarbeiter –, strömten in die entgegengesetzte Richtung. Viele Soldaten der Wehrmacht lachten über die Männer von «Charlemagne» und bedeuteten ihnen, dass sie in die falsche Richtung fuhren. Manch einer tippte sich mit dem Zeigefinger höhnisch an die Schläfe. Der Krieg sei so gut wie vorbei, brüllten sie. Selbst eine Nachrichteneinheit der Division «Nordland» kam ihnen entgegen. Ihr Truppenführer behauptete, er habe einen Marschbefehl nach Schleswig-Holstein. Krukenberg, der keine Funkverbindung hatte, konnte dies nicht überprüfen. Auch von dem Streit zwischen Ziegler und Weidling wusste er nichts.

Ein sowjetischer Tiefflieger nahm die Kolonne unter Beschuss und tötete einen Mann. Als Krukenberg in mittlerer Entfernung Artilleriedonner hörte, lotste er die Fahrzeuge über kleine Strassen, die er aus seiner Zeit als Offizier in Berlin vor dem Krieg kannte. Im Schatten der Kiefernwälder, die sie vor feindlichen Flugzeugen verbargen, pirschten sie sich näher an die



Stadt heran. Schliesslich wurde der Weg aber immer schwieriger, da Hindernisse auftauchten und Brücken zerstört waren. Krukenberg dirigierte die Kolonne zurück nach Neustrelitz. Die beiden Schützenpanzerwagen behielt er, aber die grosse Mehrheit der französischen Freiwilligen sollte die restlichen 20 Kilometer zu Fuss bewältigen.

Gegen zehn Uhr abends kamen sie auf dem Reichssportfeld in der Nähe des Berliner Olympiastadions an. Die erschöpften Männer entdeckten ein Versorgungslager der Luftwaffe, aber die meisten nahmen nur einen besonderen Schokotrunk für Piloten zu sich. Einige versuchten zu schlafen. Krukenberg machte sich nur in Begleitung seines Adjutanten, Hauptmann Pachur, auf den Weg durch das zertrümmerte Berlin, um sich in der Reichskanzlei bei Fegelein zu melden. Bei den französischen Freiwilligen ging unterdessen das Gerücht um, Hitler persönlich werde sie aufsuchen.

Ihr unmittelbarer Vorgesetzter Himmler, der am Morgen quasi durch sie hindurchgefahren war, hatte den Rubikon endgültig überschritten. Der «getreue Heinrich», wie Himmler unter der Gefolgschaft des «Führers» nur spöttisch hiess, war als Verschwörer ein Versager. Das Intrigieren lag ihm nicht, und er war von seiner Sache auch nicht sehr überzeugt. Zu seinen Gunsten wirkte höchstens, dass Hitler sich nicht vorstellen konnte, der Reichsführer, von dem der Wahlspruch der SS: «Deine Ehre heisst Treue», stammte, werde ihn jemals hintergehen.

Laut Speer nahm Himmler dem «Führer» immer noch übel, dass er den Divisionen der Waffen-SS in Ungarn ihre Armeistreifen mit den aufgestickten Divisionsnamen abgesprochen hatte. Hätte Hitler ihn zu sich befohlen und ihm auch nur angedeutet, dass er ihn höher schätzte als Martin Bormann, dann hätte er ihm mit Tränen in den Augen auf der Stelle erneut Treue geschworen. So aber schwankte er unentschlossen hin und her. Als er schliesslich doch versuchte, mit dem Feind in Verhandlungen zu treten, irrte er am meisten in seiner Überzeugung, er sei den Westalliierten wichtig, «weil er allein die Ordnung aufrecht erhalten konnte».<sup>3</sup>

Bei den ersten beiden Treffen mit Graf Bernadotte hatte Himmler nicht gewagt, über mehr als die Freilassung der KZ-Häftlinge zu sprechen. «Der Reichsführer übersieht nicht mehr seine wahre Situation», hatte Bernadotte Schellenberg über die Begegnung nach Hitlers Geburtstag gesagt. Himmler lehnte Schellenbergs Rat ab, der ihn drängte, den Mann, dem er so lange die Treue gehalten hatte, abzusetzen oder gar umzubringen.<sup>4</sup>

Es gelang Schellenberg, Himmler zu überreden, dass er am 22. April nicht mehr in den Bunker zu Hitler zurückkehrte, nachdem ihm Fegelein von dem Wutanfall des «Führers» an jenem Nachmittag berichtet hatte. Schellenberg befürchtete, sollte sein Chef noch einmal zu Hitler zitiert werden, könnte er wieder schwankend werden. So bot Himmler sein persönliches SS-Schutzbataillon über einen Mittelsmann für die Verteidigung von Berlin an. Hitler akzeptierte sofort und wies auf der Karte den Ort, an dem die Einheit eingesetzt werden sollte – im Tiergarten nahe der Reichskanzlei. Ausserdem ordnete er an, prominente Gefangene zu verlegen, damit sie noch im Augenblick des Zusammenbruchs ermordet werden konnten.

Am Abend des 23. April trafen Himmler und Schellenberg Bernadotte in Lübeck. Da Himmler nun Hitlers Entschluss kannte, sich in Berlin das Leben zu nehmen, hatte er sich endgültig entschlossen, an dessen Stelle zu treten und ernsthafte Verhandlungen aufzunehmen. Er forderte Bernadotte offiziell auf, bei den Westalliierten in seinem Auftrag einen Waffenstillstand zu erwirken. Dafür versprach er, alle skandinavischen Gefangenen sofort nach Schweden zu überstellen. Für Himmlers merkwürdigen Realitätsverlust ist typisch, dass ihn vor allem bewegte, ob er sich bei einer Begegnung mit General Eisenhower verbeugen oder diesem die Hand reichen sollte.

Für die letzten Juden, die in Berlin gefangen sassen, bedeutete das Anrücken der Roten Armee entweder das Ende eines zwölfjährigen Albtraums oder den Tod im allerletzten Augenblick. Hans Oskar Löwenstein, den man in Potsdam verhaftet hatte, befand sich im Durchgangslager Schulstrasse, dem ehemaligen Jüdischen Krankenhaus im Nordberliner Bezirk Wedding. Etwa 600 Mitgefangene, die auf zwei Etagen eingepfercht waren, wurden hier mit Kartoffelschalen, rohen Rüben und ein wenig Wassersuppe ernährt. Darunter waren viele wie Löwenstein selbst, welche von den NS-Behörden als «Halbjuden» geführt wurden. Auch einige Privilegierte sassen hier ein – als so genannte Schutzjuden der Nazis –, zum Beispiel jene, welche die Olympischen Sommerspiele von Berlin organisiert hatten. Ausländische Juden aus neutralen Staaten, besonders aus Südamerika, hatten bisher überlebt, weil ihre Verwandten den SS-Aufsehern regelmässig Bohnenkaffee schickten.

Der Lagerkommandant, SS-Obersturmbannführer Doberke, hatte inzwischen Befehl, alle seine Gefangenen zu erschiessen, konnte sich aber bis dahin offenbar nicht dazu entschliessen. Ein Sprecher der Häftlinge schlug

ihm schliesslich ein einfaches Geschäft vor. «Der Krieg ist vorbei», sagte er zu Doberke. «Wenn Sie unser Leben retten, dann retten wir das Ihre.» Sie fertigten ein langes Schriftstück an, in dem bestätigt wurde, dass sie ihr Leben Obersturmbannführer Doberke verdankten. Alle unterschrieben.

Zwei Stunden nach Übergabe des Papiers sahen sie, dass die Tore offen standen und die SS-Wachen verschwunden waren. Aber nicht für alle war die Befreiung die reine Freude. Sowjetische Soldaten vergewaltigten die jüdischen Frauen und Mädchen des Lagers, ohne zu ahnen, dass sie Opfer des NS-Regimes vor sich hatten.<sup>5</sup>

Bei ihrem Vormarsch auf Berlin wurden die sowjetischen Armeen von «einer wirklichen Internationale – sowjetischen, französischen, britischen, amerikanischen, italienischen und norwegischen Kriegsgefangenen», dazu Frauen und Mädchen, die man als Zwangsarbeiterinnen nach Deutschland verschleppt hatte und die alle in entgegengesetzte Richtung zogen – begeistert begrüsst. Marschall Konew, der von Süden Berlin erreichte, war beeindruckt zu sehen, dass sie sich exakt in den Spuren von Panzerketten hielten, weil sie zu Recht annahmen, wenigstens dort auf keine Mine zu treten.<sup>6</sup>

Grossman sah, von Osten kommend, «Hunderte bärtiger russischer Bauern mit Frauen und Kindern». Auf den Gesichtern der Männer bemerkte er «einen Ausdruck grimmiger Verzweiflung». Das waren [von den Deutschen eingesetzte] Dorfälteste und -polizisten, die vor der Roten Armee bis nach Berlin geflüchtet waren und jetzt keine andere Wahl hatten, als sich «befreien» zu lassen.<sup>7</sup>

«Eine alte Frau verlässt Berlin», schrieb Grossman in sein Notizbuch. «Sie trägt ein Kopftuch und wirkt, als sei sie auf Pilgerfahrt, eine Pilgerin in der riesigen Weite Russlands. Auf der Schulter trägt sie einen Regenschirm, an dessen Griff ein grosser Blechteller baumelt.»<sup>8</sup>

Während Hitler sich immer noch grundsätzlich gegen die Vorstellung wehrte, Truppen von der Westfront gegen die Rote Armee zu werfen, sahen Keitel und Jodl dazu keine Alternative mehr. Das OKW gab entsprechende Befehle aus. Stalins Argwohn und die sowjetische Vergeltungspolitik bewirkten nun etwas wie eine sich selbst erfüllende Prophezeiung.

Stalin beschäftigte das Sorgenkind Polen nach wie vor sehr. Er hatte nicht die Absicht, bei der Zusammensetzung der provisorischen Regierung des Landes Zugeständnisse zu machen. Was ihn betraf, so war die Sache sonnenklar. Die Wünsche des polnischen Volkes zählten für ihn nicht. «Die

Sowjetunion», so schrieb er am 24. April an Präsident Truman, «hat das Recht, dafür zu sorgen, dass Polen eine ihr freundlich gesonnene Regierung erhält.» Das hiess natürlich eine, die von Moskau aus vollständig kontrolliert wurde. «Ausserdem ist die Tatsache zu berücksichtigen, dass Polen an die Sowjetunion grenzt, was bei Grossbritannien und den Vereinigten Staaten nicht der Fall ist.»<sup>9</sup> Da Berlin im Grunde eingeschlossen war und die Westalliierten dabei aussen vor standen, sah Stalin keinen Grund für besondere Zurückhaltung mehr. Während die Sowjetunion sich früher immer wieder über die US-Luftwaffe erregt hatte, gab es kein Wort der Entschuldigung, als an jenem Nachmittag zwei amerikanische Flugzeuge von sechs sowjetischen Jägern angegriffen und eines zerstört wurde.<sup>10</sup>

Nach wie vor setzte Stalin seine beiden Marschälle unter Druck, indem er sie miteinander wetteifern liess. Die Grenze zwischen Schukows Erster Weissrussischer Front und Konews Erster Ukrainischer Front, die seit Lübben bestand, wies vom 23. April morgens an in Richtung Zentrum von Berlin. Konews Truppen auf der rechten Flanke visierten dort den Anhalter Bahnhof an. Rybalkos Panzerkorps hatten in Mariendorf den Teltowkanal erreicht und waren damit noch ganze fünf Kilometer von diesem Punkt entfernt. Schukow hatte keine Ahnung, dass Rybalkos Truppen bereits in Berlin standen, bis am Abend des 23. April ein Verbindungsoffizier von Katukows Erster Gardepanzerarmee, von Osten kommend, auf sie stiess. Schukow war entsetzt.

Als Rybalkos drei Korps am Abend des 22. April den Teltowkanal erreicht hatten, gönnte ihnen der Befehlshaber einen Tag, um sich auf die Kämpfe zur Überquerung des Wasserlaufs vorzubereiten. Die betonierten Ufer des Kanals und die befestigten Lagerhäuser auf der Nordseite bildeten hervorragende Verteidigungsstellungen. Zwar stellten die Volksturmeinheiten keinen ernsthaften Gegner für die Dritte Gardepanzerarmee dar, aber man hatte, wie bereits berichtet, Teile der 18. und der 20. Panzergrenadierdivision als Korsettstangen eingezogen. Die Geschütze für die Artillerievorbereitung waren schon zwei Tage zuvor nach vorn befohlen worden, aber die Strasse von Zossen war derartig von Fahrzeugen, vor allem von Pferdegespannen des Nachschubs, verstopft, dass sich dieses Manöver erheblich verzögerte. Hätte die deutsche Luftwaffe auch nur noch einige wenige einsetzbare Flugzeuge gehabt, diese Strasse wäre das perfekte Ziel gewesen. Lutschinskis 48. Gardeschützendivision kam gerade noch rechtzeitig, um sich auf die Eroberung von Brückenköpfen am gegenüber-

liegenden Ufer vorzubereiten. Auch die Artillerie traf schliesslich ein. Sie aber in Stellung zu bringen war keine leichte Aufgabe. Fast 3'000 Geschütze und schwere Granatwerfer mussten am Abend des 23. April längs des Kanals verteilt werden – eine Konzentration von 650 Rohren pro Frontkilometer, darunter Haubitzen der Kaliber 152 und 203 Millimeter.

Am 24. April um 6.20 Uhr begannen am Teltowkanal die Kanonen zu sprechen. Das Feuer war noch massiver als beim Übergang über die Neisse oder die Weichsel. Als Konew in Rybalkos Befehlsstand eintraf, war der Beschuss schon fast vorüber. Vom flachen Dach eines achtgeschossigen Bürohauses beobachtete eine Gruppe Kommandeure der Ersten Ukrainischen Front, wie die schwere Artillerie die Gebäude jenseits des Kanals in Schutt und Asche legte, wie die Maschinen der sie unterstützenden Luftstreitkräfte Welle auf Welle ihre Bomben ab warfen. Nun begann die Infanterie mit aufklappbaren Landungsfahrzeugen und hölzernen Ruderbooten über den Kanal zu setzen. Um 7.00 Uhr morgens erreichten die ersten Schützenbataillone das andere Ufer und bildeten dort einen Brückenkopf. Kurz nach Mittag lagen bereits die ersten Pontonbrücken, und Panzer rollten über den Kanal.

Der südöstliche Teil des Berliner Verteidigungsringes stand schon vor den Kämpfen am Teltowkanal unter starkem Druck. Am frühen Morgen des 23. April überquerten einige von Tschuikows Schützeneinheiten südlich von Köpenick Spree und Dahme. Am Ufer hatten sie die verschiedensten Fahrzeuge entdeckt – von Ruderbooten bis zu Vergnügungsdampfern. Im Laufe des Tages und der folgenden Nacht rückten Tschuikows Gardeschützendivisionen und Katukows Panzerspitzen bis nach Britz und Neukölln vor. Das XXVIII. Gardeschützenkorps meldete, die Zivilisten seien so verängstigt und unterwürfig, dass «sie uns die Stiefel lecken».<sup>11</sup> In den frühen Morgenstunden des 24. April überquerte ein Korps der Fünften Stossarmee mit Unterstützung von Kanonenbooten der Dnjeprflotte am Treptower Park die Spree.

Beim ersten Tageslicht des 24. April wurden nahezu alle Reste von Weidlings Korps, die man in der Nacht am Flughafen Tempelhof aufgetankt hatte, gegen diese zweifache Bedrohung geworfen. Zwar gelang es den verbliebenen «Königstiger»-Panzern von der SS-Panzerabteilung «Hermann von Salza» der Division «Nordland», noch einige sowjetische Panzer ausser Gefecht zu setzen, aber die Übermacht des Gegners war zu gross. «Drei

Stunden lang», berichtete ein Divisionskommandeur der Fünften Stossarmee, «griff die SS sechsmal an, wurde aber immer wieder zurückgeschlagen. Das Gelände war mit Leichen in schwarzen Uniformen übersät. ‚Panther‘ und ‚Ferdinands‘ brannten. Gegen Mittag konnte unsere Division weiter vorrücken. Sie eroberte den ganzen Treptower Park und erreichte in der Dämmerung die Ringbahn.»<sup>12</sup> «Es wurde ein blutig-erbitterter Kampf ohne Pardon», schrieb ein Teilnehmer auf deutscher Seite.<sup>13</sup> In diesem Gemetzel galten keine Skrupel mehr. Politoffiziere streuten unter den sowjetischen Truppen die Nachricht aus, dass an der Schlacht um Berlin auch «Wlassow und seine Leute beteiligt» seien.<sup>14</sup> Das war eine glatte Lüge. Zu jener Zeit hielt sich Wlassow mit seinen Einheiten längst in der Gegend von Prag auf. Während Konews Panzerarmeen den Teltowkanal überquerten, gerieten seine rückwärtigen Flanken in Gefahr. Von Westen rückten Wencks Truppen nach Treuenbrietzen und Beelitz vor, während zu seiner Rechten die Neunte Armee in den Wäldern südöstlich von Berlin den Ring der sowjetischen Truppen zu durchbrechen suchte.

General Lutschinski hatte bereits Teile seiner Achtundzwanzigsten Armee nach Osten einschwenken lassen, um sich der Neunten Armee längs der Autobahn Berlin – Cottbus in den Weg zu stellen. Das sowjetische Oberkommando, das sich bisher kaum um die isolierte Neunte Armee gekümmert hatte, reagierte wenigstens jetzt sehr schnell. Der Chef der Luftstreitkräfte der Roten Armee, Marschall Nowikow, erhielt Befehl, die Kräfte der Zweiten, Sechzehnten und Achtzehnten Luftarmee gegen diese 80'000 deutschen Soldaten zu konzentrieren, die sich durch die Wälder schlugen. Den sowjetischen Kommandeuren war allerdings noch nicht klar, ob diese sich kämpfend nach Berlin zurückziehen oder nach Westen absetzen wollten, um sich dort mit General Wencks Zwölfter Armee zu vereinigen.

Am Morgen des 24. April wurden die schlimmsten Befürchtungen der Krankenschwestern in Beelitz-Heilstätten Wirklichkeit. Plötzlich erzitterte die Erde vom tonnenschweren Gewicht näherkommender sowjetischer Panzer. Eine von Leljuschenkos Kolonnen rollte ungeachtet der Proteste des Schweizer Roten Kreuzes mitten auf das Gelände des Krankenhauskomplexes. Panzerbesatzungen mit Maschinenpistolen stürmten den ersten Block. Der Ruf «Uri! Uri!» deutete darauf hin, dass sie zunächst nur an Uhren interessiert waren. Dann hiess es, in der Stadt Beelitz sei es bereits zu Vergewaltigungen, Plünderungen und Erschiessungen gekommen. Schwestern und Patientinnen stellten sich auf das Schlimmste ein.

Die Kinder aus dem Potsdamer Krankenhaus begriffen überhaupt nicht, was um sie geschah.<sup>15</sup>

Die Schwestern hatten zu dem Zeitpunkt keine Ahnung, dass sie von Wencks jugendlichen Soldaten gerettet werden sollten. Hitler dagegen war nun überzeugt, dass Wencks Armee ihm und Berlin zu Hilfe eilen werde. Von Steiners Truppenverband war im «Führer»-Bunker kaum noch die Rede. Der treue Grossadmiral Dönitz kabelte als Antwort auf einen Appell Hitlers, er werde alle verfügbaren Matrosen in Marsch setzen, um in Berlin um Deutschlands Schicksal zu kämpfen. Der Plan, sie mit Junkers-52 einzufliegen, die im Stadtzentrum notlanden sollten, zeigte so wenig Verständnis für die Realität wie für das Leben dieser Matrosen.

Nur wenige im Bunker glaubten noch daran, dass Truppen nach Berlin durchkämen. Umso grösser war die Überraschung, als Brigadeführer Krukenberg gegen Mitternacht dort auftauchte. Als er schliesslich zu General Krebs gebracht wurde, den er 1943 bei der Heeresgruppe Mitte kennen gelernt hatte, war dieser völlig erschlagen. Seit 48 Stunden habe er eine grosse Zahl von Offizieren und Einheiten nach Berlin beordert, berichtete er Krukenberg. «Sie sind der Einzige, der eingetroffen ist!»<sup>16</sup>

Beim Bau des «Führer»-Bunkers hatte man weder Mühe noch Mittel gescheut, aber es fehlte ihm eine leistungsfähige Funkanlage. So waren Major Freytag von Loringhoven und Hauptmann Boldt auf eine ganz merkwürdige Methode verfallen, um für die Lagebesprechungen des «Führers» festzustellen, wie weit die Rote Armee bereits vorgerückt war. Sie riefen private Telefonanschlüsse, am Stadtrand an, deren Nummern sie im Telefonbuch fanden. Meldete sich ein Teilnehmer, so fragten sie, ob bereits vorrückende sowjetische Truppen in Sicht seien. Und wenn zur Antwort saftige Flüche auf Russisch ertönten, dann war ohnehin alles klar. Was die Lage in Europa betraf, so beschafften sie sich insgeheim von Heinz Lorenz, Hitlers Pressesekretär, die neuesten Reuter-Meldungen. Freytag von Loringhoven fiel auf, dass viele der Bunkerinsassen, die sie bisher ignoriert hatten, nun plötzlich wesentlich freundlicher zu ihnen wurden, weil sie die einzige Quelle relativ verlässlicher Informationen waren.

Die meisten noch im Bunker Verbliebenen hatten nichts zu tun. Sie sassens herum, tranken oder schlenderten über die Korridore, wobei sie darüber redeten, ob man sich besser mit einer Kugel oder mit Gift umbringen sollte. Allgemein ging man davon aus, dass wohl kaum einer den Bun-

ker noch lebend verlassen werde. Zwar war es dort unten kühl und feucht, dennoch wesentlich besser als in anderen Kellern oder Luftschutzräumen von Berlin. Es gab Wasser und Strom von Generatoren; vor allem war genügend zu essen und zu trinken vorhanden. In den Küchen der Reichskanzlei wurde noch gearbeitet, und man nahm regelmässig warme Mahlzeiten ein.<sup>17</sup>

Bei den Berlinern hiess die Stadt jetzt nur noch «Reichsscheiterhaufen». Strassen- und Häuserkämpfe forderten immer mehr Opfer unter der Zivilbevölkerung. Hauptmann Ratenko, ein Offizier von Bogdanows Zweiter Gardepanzerarmee aus Tula, pochte in Reinickendorf an eine Kellertür. Niemand öffnete, so trat er sie ein. Eine Salve aus einer Maschinenpistole streckte ihn zu Boden. Die Soldaten, die ihm folgten, feuerten auf Türen und Fenster. Dabei töteten sie den Schützen, offenbar einen jungen Wehrmachtsoffizier in Zivil, aber auch eine Frau und ein Kind. «Das Gebäude wurde dann von unseren Männern umstellt und niedergebrannt», hiess es in dem Bericht.

Offiziere der Wehrmacht, die sich versteckt hielten, waren für SMERSCH von grossem Interesse. Die Organisation setzte einen besonderen Suchtrupp ein, in dem ein Nazi als Bluthund mitwirkte, der seit 1927 Parteimitglied war. Er versprach, Offiziere ausfindig zu machen, zweifellos im Austausch für sein eigenes Leben. Insgesamt nahm der Trupp 20 fest, darunter einen Oberst. «Ein anderer Offizier tötete erst seine Frau und dann sich selbst, als SMERSCH an seine Tür klopfte», hiess es in einem Bericht der Organisation.<sup>18</sup>

Bei den Suchaktionen machten sich die Rotarmisten einen Spass daraus, das Telefon zu benutzen. Wenn sie eine Wohnung durchsuchten, riefen sie von dort aus wahllos Berliner Nummern an. Antwortete eine deutsche Stimme, so machten sie dieser in unmissverständlichem Russisch klar, wie nahe sie bereits waren. «Das schockierte die Berliner enorm», schrieb ein Politoffizier.<sup>19</sup> Bald hatte die Politabteilung der Fünften Stossarmee aber auch von «abnormen Erscheinungen» zu berichten, worunter alles zu verstehen war – von Plünderung und Körperverletzung bis zum Autofahren unter Alkohol, ausserdem von «unmoralischen Übergriffen».<sup>20</sup>

Am Verhalten vieler Frontsoldaten gab es nichts auszusetzen. Als eine Pioniereinheit der Dritten Stossarmee eine Wohnung betrat, erklärte ihnen ein «Grossmütterchen», ihre Tochter liege krank zu Bett. Damit wollte sie



diese offenbar vor Vergewaltigung schützen, doch die Pioniere scheinen das nicht durchschaut zu haben. Sie liessen etwas zu essen zurück und zogen weiter.<sup>21</sup> Andere Frontsoldaten kannten kein Erbarmen. Dieses Phänomen ist häufig als Folge der «unpersönlichen Gewalt des Krieges selbst»<sup>22</sup>, als zwanghafter Trieb beschrieben worden, Frauen «als Ersatz für den Sieg über einen Feind» Gewalt anzutun.<sup>23</sup> Ein Historiker beobachtete, dass mit dem Einmarsch sowjetischer Truppen es zunächst zu einer Welle von Gewalt kam, die in der Regel rasch abebbte. Aber häufig begann sie erneut, wenn die nächste Einheit anrückte.<sup>24</sup>

Am 24. April setzte die Dritte Stossarmee ihre 5. Artilleriedivision an einem schmalen Frontabschnitt ein, an dem die Deutschen besonders erbitterten Widerstand leisteten. Die schweren Geschütze legten 17 Häuser in Schutt und Asche. 120 Verteidiger kamen ums Leben. Die sowjetischen Angreifer behaupteten, in vier Häusern hätten die Deutschen zunächst die weisse Fahne gezeigt, dann aber erneut gefeuert. Das kam bei den Kämpfen häufig vor. Manche Soldaten, besonders wenn es sich um Volkssturmänner handelte, wollten sich ergeben und winkten heimlich mit einem weissen Taschentuch, jedoch die Fanatiker dachten nicht daran aufzugeben.

Die Deutschen versuchten mit drei Sturmgeschützen einen Gegenangriff, der aber durch die heldenhafte Tat des Aufklärers Schulschenok vereitelt wurde. Der ging mit drei erbeuteten Panzerfäusten in einer Häuserruine in Stellung. Dicht neben ihm schlug eine deutsche Granate ein, Trümmer fielen auf ihn herab, und er konnte nichts mehr hören. Das hinderte ihn aber nicht daran, sich den Sturmgeschützen in den Weg zu stellen. Er schoss das erste in Brand und beschädigte das zweite. Das dritte zog sich eilig zurück. Für diese Aktion wurde er zum «Helden der Sowjetunion» ernannt. Aber am nächsten Tag fiel er «einem Terroristen in Zivil» zum Opfer.<sup>25</sup> Unter den damaligen Umständen konnte das auch ein schlecht bewaffneter Volkssturmmann gewesen sein. Aber die Rote Armee sah Terroristen damals wenig anders als die Wehrmacht bei der Durchführung des «Unternehmens Barbarossa».

Unweit von diesem Ort im Berliner Bezirk Weissensee, wo die Dritte Stossarmee angriff, hielt der Schriftsteller Wassili Grossman seinen Jeep in einer Strasse an. Sofort war er von Jungen umringt, die um Süßigkeiten bettelten und neugierig auf den Stadtplan starrten, der auf seinen Knien lag. Grossman überraschte, dass sie so mutig waren. Er wollte sich in der Tat umschauen. «Es passt überhaupt nicht in unsere Vorstellung von Berlin

als einem einzigen Militärlager, dass überall so viele Gärten sind, in denen es grünt und blüht», berichtete er. «Ein Donnerschlag der Artillerie. Aber wenn er verstummt ist, hört man die Vögel zwitschern.»<sup>26</sup>

Als Krukenberg in der Morgendämmerung des 25. April die halb zerschossene Reichskanzlei verliess, war es kalt und klar. Der Berliner Westen lag merkwürdig ruhig und menschenleer vor ihm. In Weidlings Hauptquartier am Hohenzollerndamm wurde nur noch sehr lax kontrolliert. Das Soldbuch genügte, um hineinzukommen. Weidling berichtete, dass er sein schwer angeschlagenes Panzerkorps aufsplintern musste, um Gruppen von Hitlerjungen und erbärmlich bewaffneten Volkssturmmännern, die kaum wussten, was kämpfen hiess, etwas Unterstützung zu geben. Krukenberg sollte Verteidigungsabschnitt C im Südosten Berlins übernehmen, wo auch die 11. SS-Panzer Grenadierdivision «Nordland» stand. Er hatte den Eindruck, dass man Ziegler den Befehl über die «Nordland» genommen hatte, weil er seine Männer nicht mehr Zusammenhalten konnte.

Die Berichte über Zieglers Absetzung fallen sehr unterschiedlich aus. Oberst Refior, Weidlings Stabschef, war der Meinung, «Ziegler hatte Sonderbefehle von Himmler und wollte nach Schleswig-Holstein abziehen.» Das sei der Grund gewesen, weshalb er festgenommen wurde.<sup>27</sup> Ziegler war gewiss einer der wenigen SS-Offiziere, die einsahen, dass es keinen Sinn mehr hatte weiterzukämpfen. Kurz vor seiner Ablösung hatte er Hauptsturmführer Pehrsson zur schwedischen Botschaft geschickt, um dort zu erkunden, ob sie den verbliebenen Schweden behilflich sein könnte, nach Hause zurückzukehren.

Ein Augenzeuge behauptet, Ziegler sei von einem unbekanntem SS-Brigadeführer an jenem Vormittag in seinem Hauptquartier in der Hasenheide festgenommen worden. Der Offizier hatte eine Eskorte mit Maschinenpistolen bei sich, welche die Zugänge zum Hauptquartier der Division besetzten. Ziegler wurde zum Wagen gebracht. Die verblüfften Offiziere, die am Eingang standen, grüsste er militärisch und rief ihnen zu: «Meine Herren, alles Gute!» Dann fuhr man zur Reichskanzlei. «Was ist denn los?», rief einer der Offiziere, Sturmbannführer Vollmer. «Haben wir keinen Chef mehr?»<sup>28</sup> Krukenberg dagegen schreibt in seinem Bericht, es sei eine ganz normale Befehlsübergabe gewesen, und Ziegler habe sich allein auf den Weg zur Reichskanzlei gemacht.

Wie dem auch sei, das Interregnum währte nicht lange. Kurz nach Mit-

tag erschien Krukenberg, dem wenig später Fenets Männer vom Bataillon «Charlemagne» folgten. Krukenberg musste mit Erschütterung feststellen, dass die Panzergrenadierregimenter «Norge» und «Danmark» nahezu auf Bataillonsstärke geschrumpft waren. Die Verwundeten, die man zum Verbandplatz in einem Keller am Hermannplatz brachte, waren dort kaum sicher aufgehoben. Sie wurden «auf einen blutverschmierten Tisch gelegt», schrieb Krukenberg, «wie auf eine Schlachtbank.»<sup>29</sup>

Als Krukenberg den Befehl übernahm, wurde gerade die letzte deutsche Stellung auf der Südseite des Teltowkanals bei Britz in Panik geräumt. Die Reste seiner Regimenter «Norge» und «Danmark» warteten ungeduldig am Kanal auf Transportfahrzeuge, die auf den von Trümmern übersäten Strassen kaum noch durchkamen. Als sie endlich eintrafen, ertönte der Alarmruf: «Panzer durchgebrochen!» Dieser löste auch bei hart gesottenen Kämpfern «Panzerfurcht» aus. Alles stürzte zu den Fahrzeugen, die für die zwei T-34 ein leichtes Ziel gewesen wären. Die Lastkraftwagen rasten in wilder Flucht davon; einige Männer konnten sich nur noch aussen an den Planen festklammern.<sup>30</sup>

Als sie über die Hermannstrasse nach Norden flüchteten, sahen sie an der Wand die Losung «SS-Verräter – Kriegsverlängerer!» Für sie war klar, wer das geschrieben hatte: «Deutsche Kommunisten an der Arbeit. Würden wir jetzt auch den inneren Feind zu bekämpfen haben?»<sup>31</sup>

Bald attackierten sowjetische Panzer auch die Reste der Panzerdivision «Müncheberg» am Flughafen Tempelhof, auf dem sich die zerschossenen Focke-Wulfs türmten. Der Spitzname «Gestell», den die Rote Armee diesen Maschinen gegeben hatte, schien nun endlich zuzutreffen. Das Dröhnen und Pfeifen der Artillerie- und Panzergeschosse, begleitet vom Heulen der Katjuschas, erreichte bald auch den Befehlsstand der Division «Nordland». Krukenberg wurde von einem Geschosssplitter leicht im Gesicht verletzt.

Während Neukölln zunehmend von sowjetischen Kampftrupps durchstreift wurde, bereitete Krukenberg um den Hermannplatz eine Rückzugsposition vor. Die Zwillingstürme des Kaufhauses Karstadt waren hervorragend geeignet, um den Anmarsch der vier sowjetischen Armeen – der Fünften Stossarmee aus Richtung Treptower Park, der Achten Gardearmee, der Ersten Gardepanzerarmee aus Neukölln und Konews Dritter Gardepanzerarmee aus Richtung Mariendorf – zu beobachten.

Krukenberg postierte die Hälfte der Franzosen unter Führung von Fe-

net auf der gegenüberliegenden Seite des Hermannplatzes, wo sie den sowjetischen Angriff mit Panzerfäusten erwarten sollten. Fenet hatte ausserdem über 100 Hitler jungen unter seinem Befehl. Sie waren instruiert, ihre Panzerfäuste nur auf kurze Entfernung abzufeuern und auf den Turm zu zielen. Die Waffen-SS glaubte, so könne man die Besatzung am besten ausser Gefecht setzen.

In dieser Nacht zählten die Franzosen unter Fenet 14 getroffene sowjetische Panzer. Mit entschlossenem Widerstand konnte man die Sowjets vielleicht beeindrucken und in ihrem Vormarsch stoppen. Bei der Halensee-Brücke am westlichen Ende des Kurfürstendamms schlugen drei junge Männer eines Bataillons des Reichsarbeitsdienstes mit einem einzigen Maschinengewehr 48 Stunden lang alle Angriffe zurück.

Der Kampf um den Flugplatz Tempelhof tobte noch einen ganzen Tag. Sowjetische Artillerie und Katjuschas zerschossen die Flughafengebäude. In den Korridoren der Gebäude schrien die Verwundeten, konnte man vor Rauch und dem Geruch verbrannter Chemikalien kaum atmen. «Die Stille nach dem Granatenhagel war nur das Vorspiel zum Heulen der Motoren und Klirren der Panzerketten, das eine neue Attacke ankündigte.»<sup>32</sup>

Als Weidlings schwer angeschlagenes Korps sich am Nachmittag des 25. April in Richtung Zentrum zurückzog, behauptete Hitler gegenüber dem Kommandeur im «Führer»-Bunker, nun sei die Wende gekommen. «Die Lage muss besser werden», erklärte er Weidling. «Von Südwesten kommt die Zwölfte Armee von General Wenck nach Berlin und wird dem Feind zusammen mit der Neunten Armee einen vernichtenden Schlag versetzen. Die Truppen unter Befehl von Schörner kommen von Süden. Diese Schläge werden die Lage zu unseren Gunsten wenden.»<sup>33</sup> Aber wie um die katastrophale Lage an der ganzen Ostfront zu bekräftigen, meldete General von Manteuffel just in diesem Augenblick, Rokossowskis Zweite Weissrussische Front habe seine Verteidigungslinien südlich von Stettin durchbrochen. Generalmajor Dethleffsen vom Stab des OKW, der den «Führer»-Bunker an jenem Tag aufsuchte, stellte dort ebenfalls «an Hypnose grenzenden Selbstbetrug» fest.<sup>34</sup>

An jenem Abend erhielt Krukenberg von General Krebs die Mitteilung, «Nordland» werde am nächsten Tag zum Verteidigungsabschnitt Z (für Zitadelle) zurückgezogen. Dieser wurde aus dem Reichsluftfahrtministerium an der Wilhelmstrasse, einen Block nördlich des Gestapo-Hauptquar-

tiers, kommandiert. Als Krukenberg dorthin fuhr, um Kontakt aufzunehmen, waren die Keller voller Angehöriger der Luftwaffe, die offenbar nichts zu tun hatten. Weiter ging es zur Staatsoper Unter den Linden, wenige hundert Meter von der verlassenen sowjetischen Botschaft entfernt. Dorthin war Dekanosow am 22. Juni 1941 zurückgekehrt, nachdem Ribbentrop ihm den Überfall der Wehrmacht auf die Sowjetunion mitgeteilt hatte. Die Prachtstrasse war menschenleer, so weit das Auge reichte. Krukenberg richtete seinen Stab im Keller des Opernhauses ein. In einem riesigen Sessel, geformt wie ein Thron, der einmal in der Königsloge gestanden hatte, fiel er für einige Stunden in tiefen Schlaf. Der Feind liess sie vorerst in Ruhe. Auch keine U-2 mit ihren kleinen Bomben tauchten in jener Nacht über diesem Abschnitt auf

Da der Fall von Berlin nun unmittelbar bevorstand, richtete der Vereinigte Generalstab in Reims an das sowjetische Oberkommando in Moskau eine Bitte. «General Eisenhower wünscht unmittelbar nach Einnahme Berlins durch die Rote Armee mindestens 23 bei den Alliierten akkreditierte Kriegsberichterstatler in die Stadt zu senden. Wenn möglich, könnten es sogar noch mehr sein, denn er hält den Fall von Berlin für eines der berichtenswertesten Weltereignisse»<sup>35</sup> Der Kreml reagierte nicht. Stalin wollte keine Reporter in Berlin, besonders nicht von der unkontrollierbaren westlichen Sorte. Aber er wurde doch von ihnen behelligt, wenn auch in einem völlig anderen Zusammenhang.

An jenem Tag verstummte der «Deutschlandsender», die wichtigste Rundfunkstation des NS-Regimes.<sup>36</sup> Aber der 25. April ist durch ein anderes Ereignis bekannt geworden, das in Windeseile um die Welt ging. Bei Torgau an der Elbe trafen die Vorausabteilungen von Generalmajor Wladimir Russakows 58. Gardeschützendivision mit US-Soldaten der 69. Division zusammen. Damit war Nazideutschland in zwei Hälften geteilt. Telegramme eilten beide Befehlsstränge entlang – an Bradley und von ihm an Eisenhower beim Oberkommando der Alliierten, an Konew und von dort an Antonow in der Moskauer Führungszentrale. Man informierte unverzüglich die Staatschefs, und bald darauf tauschten Stalin und Truman Telegramme aus, in denen sie sich über die Verkündung des Ereignisses einigten. Eisenhower sandte spontan Korrespondenten an diesen Ort, eine Entscheidung, die er bald bereuen sollte.

General Gleb Wladimirowitsch Baklanow, der das XXXIV. Korps befeh-

ligte, ordnete eine typisch sowjetische Feier an. Die Politische Abteilung lieferte grosse Mengen roten Tuchs, um Tische und Podium zu schmücken. Riesige Stalin-Bilder wurden aufgestellt, ebenso wesentlich kleinere, selbst gefertigte Porträts von Truman, dazu einige interessante Varianten der «Stars and Stripes». Viel Wodka erschien auf der Festtafel, und die hübschesten Soldatinnen der Fünften Gardearmee wurden in neuen Uniformen nach Torgau geschickt.

General Baklanow hatte sich darauf eingestellt, die üblichen sowjetischen Trinksprüche auf den Sieg, den Frieden, die Freundschaft zwischen den Völkern und auf die endgültige Vernichtung der faschistischen Bestie auszubringen. Völlig unvorbereitet war er aber auf eine Gruppe lärmender amerikanischer Reporter, welche die Feier richtig in Schwung bringen wollten. Da überall dem Wodka kräftig zugesprochen wurde, waren die Sicherheitsmassnahmen nicht so wirksam wie gewöhnlich.

Als die Feier in vollem Gange war und russische Offiziere «mit den hübschen russischen Soldatinnen tanzten», forderte Andrew Tully vom *Boston Traveller* «im Scherz» Virginia Irwin vom *Saint Louis Post Dispatch* auf: «Los, wir fahren nach Berlin.» «Okay», meinte sie. Unbemerkt verliessen sie das Fest und fuhren mit ihrem Jeep zur Elbe, wo sie den russischen Soldaten an der Fähre ihre vom Vereinigten Generalstab ausgestellten Ausweise zeigten. Sie riefen «Jeep!» und machten Schwimmbewegungen. Die verblüfften Posten, die keine Weisung hatten, wie in einem solchen Fall zu verfahren war, liessen sie auf die Fähre rollen und setzten sie über den Fluss.

Die beiden Journalisten hatten eine Karte bei sich, die bis Luckenwalde reichte. Um bei dieser unübersichtlichen Frontlage nicht als «Spione» aufgegriffen zu werden, hatten sie eine der von den Russen hergestellten amerikanischen Flaggen aus Torgau an ihrem Jeep angebracht. Jedes Mal wenn sie ein misstrauischer Posten oder ein Verkehrsregler anhielt, riefen sie mit freundlichem Grinsen «Amerikanski!» – «Lächle weiter so», riet Tully Virginia Irwin.

Als sie vor Einbruch der Dunkelheit Berlin erreichten, stiessen sie auf Major Kowalewski, einen jungen Mann, dessen Haar schon völlig ergraut war. Sie verständigten sich in gebrochenem Französisch. Kowalewski war zunächst sehr misstrauisch. Aber als sie erklärten: «Wir sind Kriegsberichterstatter und wollen nach Berlin», klang das überzeugend. Der unglückliche Kowalewski, der keine Ahnung hatte, dass sie ohne jede Genehmigung reisten und man ihn später zur Verantwortung ziehen könnte, nahm die bei-

den Reporter mit zu seinem Befehlsstand in einem halb zerschossenen Haus. In typisch russischer Gastfreundschaft befahl er seiner Ordonnanz, «einem finsternen Mongolen mit einer langen Narbe auf der linken Wange», den Gästen heisses Wasser zu bringen. Für Virginia Irwin zauberte er ausserdem eine Viertelflasche Eau de Cologne, einen gesprungenen Spiegel und etwas Puder herbei. Dann ordnete er ein Essen an. Der Tisch wurde mit Kerzen geschmückt, die auf umgedrehten Milchflaschen standen, in einem Glas erschienen Frühlingsblumen – und dann ging es los: Räucherlachs, russisches Schwarzbrot, auf Holzkohle gegrilltes Lamm, «riesige Mengen Kartoffeln, über die zerlassenes Fett gegossen wurde», Käse und grosse Platten voller russischer Pelmeni. «Bei jedem Toast standen die russischen Offiziere auf, schlugen die Hacken zusammen, verbeugten sich und tranken dann das Wodkaglas leer. Ausser Wodka gab es noch Kognak und ein Getränk, stark wie Dynamit, das der Major einfach nur ‚Sprit‘ [reiner Alkohol] nannte.» Nach jedem Gang war ein Trinkspruch fällig. «Auf den früh verstorbenen grossen Präsidenten Roosevelt, auf Stalin, auf Präsident Truman, auf Churchill, auf die Rote Armee und auf den amerikanischen Jeep.»

Die beiden Reporter, begeistert von ihrer Ausbeute, kehrten am nächsten Tag nach Torgau zurück. Tully beschrieb die Fahrt als «das verrückteste Ding, das ich je gedreht habe». Was er damit angerichtet hatte, konnte er natürlich nicht ahnen. Die amerikanischen Militärbehörden waren verärgert, aber bei weitem nicht so wütend wie die sowjetischen. Das zeigte sich bald an den Telegrammen, die zwischen Reims, Washington und Moskau hin und her gingen. Eisenhower entschied in seiner Bedrängnis, da die beiden sich illegal in Berlin aufgehalten hatten, müsse ihre Reportage zunächst die Moskauer Zensur passieren. Die Dinge entwickelten sich aber in rasendem Tempo, was bedeutete, dass der Bericht beim Erscheinen längst überholt war. Eisenhower ärgerte besonders, dass die beiden Korrespondenten mit ihrer Spritztour nach Berlin wahrscheinlich die Chance verdorben hatten, zur Kapitulation eine grosse Zahl von Reportern in die Reichshauptstadt zu entsenden. Am meisten aber litten ganz bestimmt die vertrauensseligen Russen, die Tully und Irwin geholfen und sie so gastfreundlich aufgenommen hatten. Sicher gerieten auch die Offiziere, die die Feier in Torgau organisierten, in den Verdacht des NKWD und in die Säuberungen der Nachkriegszeit, weil sie Kontakt zu kapitalistischen Ausländern gehabt hatten.<sup>37</sup>

Stalin wollte Berlin so rasch wie möglich von einem Cordon sanitaire umgeben sehen. Das bedeutete, das gesamte Gebiet bis zur Elbe, das als Teil einer künftigen sowjetischen Zone vorgesehen war, musste umgehend besetzt werden. Diejenigen von Konews Armeen, die nicht in die Schlacht um Berlin oder die Kämpfe gegen die Neunte und Zwölfte Armee verwickelt waren, stiessen westwärts vor. Am 24. und 25. April erreichten sie an mehreren weiteren Punkten die Elbe. Auch Einheiten der Fünften Gardearmee, des XXXII. Gardeschützenkorps unter General Rodimzew, das bei Stalingrad Ruhm erworben hatte, sowie des IV. Gardepanzerkorps standen bald dort. General Baranows I. Gardekavalleriekorps ging noch weiter. Auf besondere Bitte des Befehlshabers der Kavallerie, Stalins Intimus Marschall Semjon Budjonny, hatte Konew ihn mit einer speziellen Aufgabe betraut. Der sowjetische Nachrichtendienst hatte herausgefunden, dass die Hengste des berühmtesten sowjetischen Gestüts im Nordkaukasus, die man 1942 nach Deutschland verbracht hatte, bei Riesa westlich der Elbe gehalten wurden. Die Gardekavallerie überquerte den Fluss, machte die Pferde ausfindig und brachte sie zurück. Das Ganze lief ab wie eine Grenzkommandoaktion über den Rio Grande.

Um Stalins Neugier über die Lage in Berlin zu befriedigen, fertigte General Serow, der Vertreter des NKWD bei der Ersten Weissrussischen Front, einen Bericht an, der die Bedingungen in der Stadt bis ins Detail beschrieb. Berija legte ihn am 25. April Stalin vor. Serow berichtete, die Zerstörungen seien im Stadtzentrum besonders schwer, viele Gebäude stünden nach dem sowjetischen Artilleriebeschuss in Flammen. «An zahlreichen Häuserwänden ist mit grossen Buchstaben ‚Pst‘ geschrieben.» Damit sollte nach Meinung vieler Berliner in einer prekären Situation Kritik am militärischen Agieren des NS-Regimes unterdrückt werden. Die Menschen erkundigten sich bereits danach, wie die neue Regierung nach Kriegsende aussehen werde. «Aber von zehn Deutschen, die gefragt wurden, ob sie Bezirksbürgermeister werden wollten, hat kein einziger eingewilligt, wobei sie verschiedene Ausreden gebrauchten», heisst es in dem Bericht. «Sie lehnen das Amt offenbar ab, weil sie die Folgen fürchten. Daher müssen Bürgermeister unter den deutschen Gefangenen gesucht werden, die aus unseren Lagern nach Berlin zurückkehren.»<sup>38</sup> Damit meinte er eindeutig ausgewählte Antifaschisten, die eine entsprechende politische Schulung erhalten hatten.

«Verhöre gefangener Volkssturmänner haben eine interessante Tatsache ans Licht gebracht. Als man von ihnen wissen wollte, warum keine Solda-



ten und Offiziere der Wehrmacht unter ihnen seien, erklärten sie, diese befürchteten, dafür zur Verantwortung gezogen zu werden, was sie in Russland angerichtet hätten. Daher versuchen sie, sich den Amerikanern zu ergeben, während der Volkssturm vor den Bolschewiken kapitulieren kann, weil er sich nichts hat zuschulden kommen lassen.» Serow setzte sofort das 105., 157. und 333. Grenzregiment des NKWD ein, um die befohlenen Absperrungen in und um Berlin zu errichten.

Am meisten überraschte Serow der Zustand der Verteidigungsanlagen der Stadt. «In einer Zone von zehn bis 15 Kilometer Tiefe rund um Berlin sind keine festen Verteidigungsanlagen zu finden. Es gibt Schützengräben und Feuerstellungen, und an einigen Stellen sind die Strassen vermint. Auch im Stadtgebiet selbst stösst man auf einige Gräben, aber es sind wesentlich weniger als in allen anderen Städten, welche die Rote Armee bisher erobert hat.» Verhöre des Volkssturms ergaben, wie wenig reguläre Truppen in der Stadt standen, wie knapp die Munition und wie wenig kampfbereit der Volkssturm war. Serow stellte auch fest, dass die deutsche Luftabwehr kaum noch funktionierte, sodass sich die Flugzeuge der Roten Armee über der Stadt frei bewegen konnten. Alle diese Beobachtungen wurden natürlich streng geheim gehalten. Die sowjetische Propaganda hatte zu vermitteln, welch mächtigen Feind man in Berlin niederrang.

Im Bericht Serows, der politisch zweifelhafte Bemerkungen tunlichst vermied, wurde auch der Grund genannt, weshalb die Deutschen immer noch Widerstand leisteten. «Aus den Verhören von Kriegsgefangenen und Zivilisten geht eindeutig hervor, dass nach wie vor grosse Angst vor den Bolschewiken herrscht.» Mit einer interessanten Logik nutzte Berija die Tatsache, dass «die Haltung der Truppen der Roten Armee gegenüber deutschen Kriegsgefangenen und der Zivilbevölkerung verändert» werden musste, als Grund dafür, auf den Aufbau der Zivilverwaltung durch das Militär starken Einfluss zu nehmen. Er empfahl, bei den einzelnen Fronten den Posten eines stellvertretenden Befehlshabers für Zivilverwaltung neu einzurichten, um «im Hinterland der auf deutschem Gebiet operierenden Roten Armee normale Bedingungen zu schaffen». Wie zu erwarten, sollten jeweils die Residenten des NKWD bei den einzelnen Fronten diesen Posten übernehmen – Serow bei der Ersten Weissrussischen, General Meschik bei der Ersten Ukrainischen und General Zanawa bei der Zweiten Weissrussischen Front. Als Grundsatz hatte zu gelten, «dass der neue stellvertretende Befehlshaber der Front zugleich der Vertreter des NKWD der UdSSR ist, der

gegenüber diesem die Verantwortung dafür trägt, feindliche Elemente zu beseitigen». Den Punkt, auf den es ihnen ankam, hätte er gar nicht mehr zu nennen brauchen. Diese Stellvertreter waren den militärischen Befehlshabern nicht rechenschaftspflichtig. Sowohl Stalin als auch Berija fürchteten zu dieser Zeit siegestrunkene Generäle.

Eile tat Not, denn die Amerikaner waren darauf vorbereitet, die Verwaltung ihrer Besatzungszone sofort in die Wege zu leiten, während die Sowjetunion in dieser Richtung noch gar nichts unternommen hatte. «Zu Ihrer Information: Auf westdeutschem Gebiet haben die Alliierten bereits einen besonderen stellvertretenden Befehlshaber der Alliierten Truppen für zivile Angelegenheiten eingesetzt. Es ist Generalmajor Lucius Clay, der zuvor stellvertretender Leiter des Büros für militärische Ressourcen der USA war.» Vor allem beeindruckte Berija, dass Clay angeblich «3'000 besonders ausgebildete Offiziere mit Wirtschafts- und Verwaltungserfahrung» zur Verfügung hatte. Da auf sowjetischer Seite das NKWD die Federführung haben sollte, lag das Schwergewicht hier eindeutig auf anderen Qualitäten. Der Bericht endete mit der üblichen Formel: «Bitte um Entscheidung. Berija.»<sup>39</sup>

## Kämpfe in der Innenstadt

Die Zivilbevölkerung, die von Berijas neuen Statthaltern verwaltet werden sollte, hatte kaum eine Vorstellung davon, was sowjetische Herrschaft bedeutete. Ausserdem plagten sie dringendere Sorgen, denn die Kämpfe tobten auf ihren Strassen, in ihren Häusern, ja selbst in den Kellern, in denen die Menschen Zuflucht suchten. So empfanden sie das schwere Gewitter, das am frühen Morgen des 26. April, einem Donnerstag, niederging, als reine Wohltat, weil es einige Feuer löschte. Der Brandgeruch, der über der Stadt waberte, wurde davon aber nur noch schlimmer.

Bereits bis dahin hatte es viele Opfer unter der Zivilbevölkerung gegeben. Wie Napoleons Infanterie rückten die Frauen, die nach Lebensmitteln Schlange standen, einfach auf, wenn ein Geschoss Lücken schlug. Keine wollte ihren Platz aufs Spiel setzen. Einige behaupteten, die Frauen hätten die Blutspritzer von ihren Lebensmittelkarten einfach abgewischt. «Sie standen wie eine Mauer», notierte die unbekannt gebliebene Tagebuchschreiberin, «während sie noch vor Kurzem in den Luftschutzkeller stürzten, wenn auch nur drei Flugzeuge über Mitteldeutschland gemeldet wurden.»<sup>1</sup> Sie hofften darauf, ein Stückchen Butter oder Dauerwurst zu ergattern. Männer dagegen erschienen höchstens dann in den Schlangen, wenn es Schnaps gab. Das wirkte geradezu symbolisch. Die Frauen kümmerten sich um das, was zum Überleben nötig war, während die Herren der Schöpfung Ablenkung von den Folgen ihres Krieges suchten.

Der Zusammenbruch der Trinkwasserversorgung bedeutete noch riskanteres Schlangestehen. Mit Eimern und Kannen warteten die Frauen geduldig an der nächsten Strassenpumpe, deren quietschender Schwengel nicht zur Ruhe kam. Sie spürten selbst, wie sie sich unter dem permanenten Beschuss veränderten. Flüche und harte Worte, die ihnen früher nie über die Lippen gekommen wären, klangen jetzt normal. «Immer wieder in diesen Tagen», heisst es in dem genannten Tagebuch, «stelle ich fest, dass

nicht nur meine Gefühle, sondern die fast aller Frauen gegenüber den Männern sich verändert haben. Sie tun uns Leid, denn sie wirken so traurig und kraftlos. Das schwache Geschlecht. Unter der Oberfläche scheint sich eine kollektive Enttäuschung der Frauen zu entwickeln. Die männerdominierte Naziwelt, die den starken Mann glorifizierte, ist ins Wanken geraten, und mit ihr der Mythos ‚Mann‘.»

Das NS-Regime, das nie gewollt hatte, dass Frauen in den Krieg hineingezogen oder von der Aufzucht der Kinder abgelenkt würden, behauptete nun, in die Enge getrieben, junge Frauen kämpften an der Seite der Männer. Einer der wenigen noch intakten Radiosender verkündete einen Aufruf an Frauen und Mädchen: «Nehmt die Waffen verwundeter und gefallener Soldaten auf, und beteiligt euch am Kampf! Verteidigt eure Freiheit, eure Ehre, euer Leben!» Deutsche, die diesen Appell weit entfernt von Berlin hörten, zeigten sich schockiert über diese «äusserste Konsequenz des totalen Krieges».² Aber nur wenige junge Frauen griffen zu den Waffen. Die meisten waren Hilfskräfte der SS. Eine Hand voll geriet tatsächlich in die Kämpfe – entweder durch besondere Umstände oder falsche Romantik. Um das Schicksal ihres Geliebten, Ewald von Demandowsky, zu teilen, schlüpfte die Schauspielerin Hildegard Knef in eine Uniform und schloss sich ihm an. Gemeinsam verteidigten sie mit seiner eilig zusammengestellten Kompanie Lagerhäuser in Schmargendorf.

In den Kellern der Wohnhäuser wichen die verschiedenen Familien einander mit den Blicken aus, wenn sie ihre Mahlzeiten einnahmen. Es war, als ob man in einem engen Eisenbahnabteil auf einer langen Reise zusammensass und sich dabei doch einen Rest von Privatsphäre bewahren wollte. Wenn allerdings die Runde machte, dass ein Lagerhaus in der Nähe aufgegeben wurde, dann war es mit dem zur Schau getragenen Anstand schnell vorbei. Gesetzestreue Bürger verwandelten sich im Handumdrehen in hemmungslose Plünderer. Männer, Frauen und Kinder rafften an sich, was sie tragen konnten. Draussen begutachtete man das Geraubte, und sofort begann das Gefeielsche. Feste Schwarzmarktpreise gab es nicht. Der Wert hing von der Laune oder der Dringlichkeit des Bedarfs ab – ein Laib Brot für eine Flasche Schnaps, eine Taschenlampenbatterie für ein Stück Käse. Auch verlassene Geschäfte wurden ausgeraubt. Man erinnerte sich in Berlin noch gut an den Winter 1918. Aber hier war bereits eine andere Generation von Hamsterern am Werk, die Vorräte für die kommende schwere Zeit anlegte.

Der Hunger war allerdings nicht die Hauptgefahr. Viele waren auf den Schock der Vergeltung der Russen einfach nicht vorbereitet, wie sehr die Propaganda davon auch getrommelt hatte. «Wir hatten keine Ahnung, was passieren würde», erinnert sich Gerda Petersohn, die damals Sekretärin bei der Lufthansa war. Verwandte, die als Soldaten an der Ostfront gedient hatten, berichteten kein Wort davon, was man der sowjetischen Zivilbevölkerung angetan hatte. Und selbst als eine gnadenlose Propaganda den Berliner Frauen die Gefahr der Vergewaltigung bewusst zu machen suchte, sagten sich viele, das könnte vielleicht auf dem Lande ein Problem sein, war aber in der Stadt – unter aller Augen – in grossem Umfang einfach nicht vorstellbar.

Die 19-jährige Gerda, die aus dem geplünderten Eisenbahnwaggon in Neukölln Malzdrops nach Hause gebracht hatte, erlebte die Leiden einer Gleichaltrigen in ihrem Haus. Sie hiess Carmen und war Mitglied des Bundes Deutscher Mädel. In ihrem Zimmer hingen überall Bilder von Luftwaffenassen. Beim Tod des berühmtesten von ihnen, Mölders, hatte sie hemmungslos geschluchzt.

Als die Rote Armee in der Nacht des 25. April nach Neukölln einrückte, war es ungewöhnlich ruhig. Alle Bewohner des Hauses sassen im Luftschutzkeller. Dann spürten sie das Dröhnen eines Panzers, der ihre Strasse entlang fuhr. Bald darauf flackerten die Kerzen von einem Hauch frischer Luft. Die Tür war aufgegangen. Das erste russische Wort, das sie hörten, war «Stoi!» Ein Soldat aus Mittelasien mit einer Maschinenpistole trat herein und nahm ihnen Ringe, Uhren und Schmuck ab. Gerdas Mutter hatte das Mädchen hinter einem Stapel Wäsche versteckt. Später kam ein weiterer junger Soldat und bedeutete Gerdas Schwester, sie solle mit ihm kommen. Sie aber setzte sich ihr Kind auf den Schoss und senkte die Augen. Der Soldat wandte sich an einen Mann im Keller, er möge sie dazu bringen, ihm zu gehorchen, aber der tat, als verstehe er ihn nicht. Der Soldat wollte sie in einen Nebenraum bringen. Er beharrte noch eine Weile auf seiner Absicht, aber sie rührte sich nicht, das Kind auf dem Schoss. Schliesslich wurde es dem jungen Soldaten zu viel, und er verliess fluchend den Keller.

Am Morgen des 26. April stellten die Bewohner fest, dass sie sehr glimpflich davongekommen waren. Sie hörten schreckliche Geschichten, die sich in der Nacht abgespielt hatten. Die 14-jährige Tochter eines Metzgers war erschossen worden, weil sie sich wehrte. Über Gerdas Schwägerin, die in der Nähe wohnte, waren gleich mehrere Soldaten hergefallen. Darauf be-

schloss die ganze Familie, sich zu erhängen. Dabei starben die Eltern, aber Gerdas Schwägerin wurde von einer Nachbarin gefunden, abgeschnitten und in die Wohnung der Petersohns gebracht. Die Würgemaie an ihrem Hals waren deutlich zu sehen. Die junge Frau geriet ausser sich, als sie wieder zu sich kam und erfuhr, dass ihre Eltern nicht mehr am Leben waren.

In der nächsten Nacht beschlossen die Familien im Haus, den Keller zu meiden. Sie versammelten sich alle in einem einzigen Wohnzimmer, weil sie glaubten, ihre grosse Zahl werde sie schützen. Über 20 Frauen und Kinder kamen zusammen. Frau Petersohn versteckte Gerda, deren Schwester und die Schwiegertochter unter einem Tisch, dessen Decke fast bis zum Boden reichte. Bald darauf vernahm Gerda russische Stimmen. Dann traten Rotarmiststiefel so nahe an den Tisch heran, dass sie mit den Händen nach ihnen hätte greifen können. Die Soldaten schleppten drei junge Frauen aus dem Zimmer. Eine war Carmen. Gerda hörte sie schreien. Merkwürdig war, dass Carmen ihren Namen rief. Sie wusste nicht, warum. Schliesslich gingen die Schreie in Schluchzen über.

Während die Soldaten noch ihre Opfer quälten, fasste Frau Petersohn einen Entschluss. «Sie kommen wieder», flüsterte sie den drei Mädchen unter dem Tisch zu. Rasch brachte sie diese über die Treppe in das bereits von Bomben beschädigte oberste Stockwerk, wo noch eine alte Frau wohnte. Gerda verbrachte die Nacht zusammengekauert auf einem Balkon. Hätten die Russen sie holen wollen, wäre sie wohl in den Tod gesprungen. Viel grössere Sorgen bereitete den Mädchen aber, wie sie das Baby der Schwester vom Schreien abhalten konnten. Da fielen Gerda die Malzdrops der Luftwaffe ein. Wenn das Kind unruhig wurde, schoben sie ihm ein Bonbon in den Mund. Als es wieder hell wurde, war sein Gesichtchen ganz braun verschmiert, aber der Trick hatte funktioniert.

Am Morgen war es in der Regel sicher, denn die sowjetischen Soldaten schliefen entweder nach ihren Ausschweifungen oder kämpften schon wieder in der Stadt. Die Mädchen wagten sich in ihre Wohnung zurück. Hier mussten sie feststellen, dass die Soldaten ihre Betten benutzt hatten. Die Wehrmachtsuniform ihres Bruders hatten sie akkurat auf dem Fussboden ausgelegt und darauf einen grossen Haufen hinterlassen.

Gerda ging zu Carmen, um sie ein wenig zu trösten. Ausserdem wollte sie wissen, warum diese immer wieder ihren Namen gerufen hatte. Als sie zu Carmen trat, blickte diese sie feindselig an. Sofort war alles klar. «Warum

ich, und nicht du?» Deshalb hatte sie ihren Namen geschrien. Die beiden wechselten nie wieder ein Wort miteinander.<sup>3</sup>

Zwar spielten sich die Dinge überall ähnlich ab, trotzdem war das Verhalten der sowjetischen Truppen nie vorherzusagen. In einem anderen Bezirk hörten die verängstigten Bewohner, als der Kampflärm abgeklungen war, wie es heftig an ihre Tür donnerte. Dann trat ein Rotarmist mit einer Maschinenpistole herein. «Tag, Russkü», grüsste er die Anwesenden fröhlich und war schon wieder zur Tür hinaus. Er nahm nicht einmal eine Uhr mit. Eine andere Gruppe Soldaten, die zwei Stunden später auftauchte, war wesentlich aggressiver. Sie packten Klaus Boeseler, einen blonden, hoch aufgeschossenen 14-Jährigen von 1,80 Meter.- «Du SS!», rief einer. Das klang wie eine Feststellung, nicht wie eine Frage. Zu seinem Schrecken schienen sie ihn auf der Stelle erschiessen zu wollen. Aber die anderen Kellerinsassen konnten den Soldaten schliesslich mit Zeichensprache begreiflich machen, dass sie einen Schuljungen vor sich hatten.<sup>4</sup>

Gross wie er war, hatte Klaus ständig Hunger. Ohne alle Bedenken schnitt er sich ein grosses Stück Fleisch aus einem Pferd heraus, das ein Geschoss niedergestreckt hatte, um es seiner Mutter zu bringen. Die sowjetischen Soldaten waren erstaunt und beeindruckt, wie schnell die Berliner Stadtbevölkerer, bei denen es sich schliesslich nicht um «Kulaken oder Gutsbesitzer» handelte, so ein Pferd zerlegten, bis nur noch die Knochen übrig blieben.<sup>5</sup> Da sich inzwischen herumgesprochen hatte, dass die Russen Kinder mochten, ging Boeseler mit seiner dreijährigen Schwester zu sowjetischen Soldaten, die in der Nähe Stellung bezogen hatten. Dort ergatterten sie ein Brot und sogar ein Stück Butter. Am nächsten Tag gab es etwas Suppe. Als aber Berichte von Gruppenvergewaltigungen in der Nachbarschaft die Runde machten, versteckte Boeseler seine Mutter und eine Nachbarin drei Tage lang im Kohlenkeller.

Die reinlichen Deutschen litten sehr. Ihre Kleider waren schmutzig, sie fühlten sich am ganzen Körper vom Staub bedeckt, aber das kostbare Wasser durfte nicht fürs Waschen verschwendet werden. Umsichtig, wie sie waren, hatten die meisten Berlinerinnen Kannen und Töpfe mit abgekochtem Wasser gefüllt, denn sauberes Trinkwasser konnte unter diesen Umständen zum grössten Problem werden.

Die wenigen noch nicht evakuierten Krankenhäuser waren so überfüllt, dass sie fast keine neuen Patienten mehr aufnehmen konnten. Meist stan-

den ihnen ohnehin nur noch die Keller zur Verfügung. Wenn in den Bombennächten die Sirenen ertönten, hatte man die Kranken und Verwundeten noch in die Luftschutzräume bringen können. Beim permanenten Artilleriebeschuss war daran aber nicht mehr zu denken. Eine Frau, die helfen wollte, sah nur Chaos und «wächserne Gesichter unter blutdurchtränkten Verbänden».<sup>6</sup> Ein französischer Chirurg, der Mitgefangene operierte, beschreibt, wie er auf einem Holztisch in einem Keller arbeiten musste – «fast ohne Desinfektionsmittel und mit Instrumenten, die nur kurz in kochendes Wasser getaucht wurden». Sie konnten ihre Kittel nicht waschen, und als Lichtquelle fungierte eine Lampe, die von zwei Fahrraddynamos betrieben wurde.<sup>7</sup>

Da fachmännische medizinische Versorgung fast nicht mehr zu haben war, kümmerten sich Frauen und Mädchen in den Kellern um verwundete Soldaten und Zivilisten. Das war gefährlich, denn sobald die Russen auch nur einen einzigen Soldaten in einem Keller entdeckten, reagierten sie, als hätten sie eine deutsche Verteidigungsstellung vor sich. Um das zu vermeiden, zogen die Frauen den Soldaten die Uniformen aus, verbrannten sie und holten ihnen Zivilkleider aus ihren Wohnungen. Eine weitere Gefahr waren Waffen und Munition, die Volkssturmlaute wegwarfen, wenn sie sich auf den Weg nach Hause machten, bevor die Russen eintrafen. Wenn Frauen darauf stiessen, vernichteten sie das Kriegsgerät auf der Stelle, denn sie mussten damit rechnen, an die Wand gestellt zu werden, wenn Waffen in ihrem Haus gefunden wurden.<sup>8</sup>

Die Wasserpumpe an der Strasse war die wichtigste Nachrichtenbörse. Was offiziell verkündet wurde, glaubte niemand mehr. Der *Panzerbär*, ein nach dem Berliner Wappentier benanntes Nachrichtenblatt, meldete, Städte im Umland wie Oranienburg seien zurückerobert worden. Goebbels' Propagandaministerium, das bei den Berlinern nur das «Promi» hiess, liess Handzettel verteilen, da die Rundfunksender bereits in der Hand des Feindes waren. «Berliner!», hiess es dort. «Haltet aus! Die Armee Wenck ist zum Einsatz angetreten. Nur noch wenige Tage, und Berlin ist wieder frei!»<sup>9</sup> Weil gleich mehrere sowjetische Armeen in das Stadtzentrum drängten, glaubten immer weniger Menschen, Berlin könne von einer einzigen deutschen Armee befreit werden. Viele klammerten sich allerdings immer noch an den Gedanken, dass die Amerikaner ihnen zu Hilfe eilen könnten, obwohl der sowjetische Ring um die Stadt eigentlich bereits jede Hoffnung darauf zunichte gemacht hatte.



Oberst Sebelew, ein Ingenieur, der mit der Zweiten Gardepanzerarmee in Siemensstadt stand, nutzte eine Gefechtspause, um an seine Familie zu schreiben. «Im Moment sitze ich mit meinen Offizieren im fünften Stock eines Hauses und schreibe Befehle für die Einheiten aus. Funker und Meldegänger treten ein und aus. Wir rücken ins Zentrum von Berlin vor. Überall Kanonendonner, Feuer und Rauch. Soldaten laufen von einem Haus zum anderen, arbeiten sich kriechend durch die Höfe vor. Die Deutschen haben aus Türen und Fenstern auf unsere Panzer geschossen, aber General Bogdanows Panzersoldaten haben sich eine schlaue Taktik ausgedacht. Sie fahren nicht mitten auf der Strasse, sondern auf den Gehwegen und beschossen die Häuser auf der gegenüberliegenden Seite. Damit treiben sie die Deutschen von den Fenstern und Türen fort. In den Höfen geben Soldaten unserer Versorgungseinheiten von Fahrzeugen herunter Lebensmittel an die Bevölkerung aus, die Hunger leidet. Die Deutschen sehen sehr verhärtet aus. Berlin ist keine schöne Stadt – enge Strassen –, überall BARRIKADEN, liegen gebliebene Autos und Strassenbahnen. Die Häuser sind leer, denn die Menschen sitzen im Keller. Wir alle hier freuen uns, dass in der Heimat schon wieder Getreide ausgesät wird. Wie schön wäre es, könnte ich jetzt Kartoffeln, Tomaten, Gurken und Kürbisse pflanzen. Bis zum Wiedersehen, ich küsse und umarme euch. Euer Pjotr.»<sup>10</sup>

Sebelew erwähnte nicht, dass sie anfangs nicht so klug gewesen waren und schwere Verluste erlitten hatten. Von Schukow vorwärts getrieben, rollten zwei Panzerarmeen in gerader Reihe mitten auf den Strassen in die Stadt hinein. Selbst Tschukows Achte Gardearmee, deren Truppen auf ihre Stalingrader Erfahrungen im Strassenkampf so stolz waren, beging anfangs viele Fehler. Jetzt aber waren die Rollen vertauscht. Die Rote Armee griff mit einer starken Überlegenheit bei Panzern und Flugzeugen an, die Wehrmacht dagegen sass in den Verteidigungsstellungen.

Bei der Waffen-SS hielt man nichts davon, sich hinter die BARRIKADEN an den Strassenecken zu stellen, da klar war, dass diese schwachen Hindernisse als Erste vom Geschützfeuer hinweggefegt würden. So machte es durchaus Sinn, Scharfschützen in den Fenstern der oberen Etagen oder auf den Dächern zu postieren, weil die Panzer solch grosse Höhen nicht unter Feuer nehmen konnten. Aus dem Parterre und aus Kellerfenstern wurde die Panzerfaust eingesetzt, weil das Zielen mit ihr von oben schwierig war. Die Hitlerjungen ahmten die SS-Männer begeistert nach, und bald wandte auch

der Volkssturm – alte Männer mit Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg - diese Taktik an. Bei den Rotarmisten hiessen sie nur die «Totalen», weil man sie mit der totalen Mobilisierung in die Schlacht geworfen hatte. Bei der Wehrmacht dagegen wurden sie als «Schmortopf», eine Mischung aus altem Fleisch und jungem Gemüse, bezeichnet.<sup>11</sup>

Die schweren Verluste an Panzern, die vor allem die Erste Gardepanzerarmee betrafen, zwangen zu raschem Umdenken. Die erste «neue Taktik» bestand darin, den Panzern Schützen mit Maschinenpistolen beizugeben, die jedes Fenster und jede Öffnung in den Häuserwänden bestrichen, während die Fahrzeuge vorwärts rollten. Aber die Männer, die aussen auf den Panzern sassen, behinderten den Aktionsradius des Turms. Folglich begann man die Fahrzeuge wieder mit Federmatratzen und anderen Metallgegenständen zu bestücken, die eine Panzerfaust vorzeitig zur Explosion bringen sollten. Mehr und mehr fiel jedoch Artillerieeinheiten die Aufgabe zu, mit schweren Geschützen, insbesondere 152-Millimeter- und 203-Millimeter-Haubitzen, Barrikaden und frei stehende Gebäude zu zerstören.<sup>12</sup> Bei der Dritten Stossarmee kamen auch Flaks gegen Häuserdächer zum Einsatz.<sup>13</sup>

Die taktische Vorgehensweise der Infanterie beruhte hauptsächlich auf Tschuikows Notizen, die er seit Stalingrad angefertigt und nach dem Sturm auf Posen in aller Eile aktualisiert hatte. Er ging davon aus, dass «Angriffsoperationen grosser Einheiten, die in der üblichen Schlachtordnung vgetragen werden, keine Aussicht auf Erfolg haben». Genauso gingen die beiden Panzerarmeen aber anfangs vor. Zu Recht betonte er, dass zunächst alle Zugänge und die möglichen Fluchtwege des Gegners sorgfältig ermittelt werden müssten. Für die Annäherung der Infanterie bis auf 30 Meter an das Ziel sollten Rauch oder Dunkelheit genutzt werden, weil die Verluste sonst unannehmbar hoch seien.<sup>14</sup>

Auf Sturmtrupps von sechs bis acht Mann sollten die Verstärkung und danach die Reserve folgen, um Konterattacken abzufangen. Die Sturmtrupps sollten wie in Stalingrad mit «Handgranaten, Maschinenpistolen, Messern und angeschärften Spaten bewaffnet sein, die im Nahkampf wie Äxte eingesetzt werden». Eine Verstärkung sollte mit Maschinengewehren und panzerbrechenden Waffen ausgerüstet sein und von Pionieren mit Sprengladungen und Spitzhacken begleitet werden, die von Haus zu Haus Mauerdurchbrüche schaffen konnten. Das war gefährlich, denn wenn sie eine Wand durchschlugen, konnte ein deutscher Soldat auf der anderen Seite als Erster eine Handgranate durch die Öffnung werfen. Aber die meis-

ten Rotarmisten stellten bald fest, dass die vom Volkssturm weggeworfenen Panzerfäuste das beste Mittel waren, um ungehindert voranzukommen. Wo diese einschlugen, war auch im Raum dahinter keine lebende Seele mehr.

Während einige Gruppen sich so am Boden von Haus zu Haus vor kämpften, liefen andere über die Dächer, sprangen Dritte von Keller zu Keller, um den Panzerfaustschützen in den Rücken zu fallen. Dabei kamen Flammenwerfer mit schrecklicher Wirkung zum Einsatz. Pioniere befestigten auch Sprengladungen an Stücken von Eisenbahnschienen, die bei der entscheidenden Attacke als Geschosse benutzt werden sollten.<sup>15</sup>

Dass Zivilisten in die Kämpfe gerieten, spielte keine Rolle. Die Rotarmisten jagten sie mit vorgehaltener Waffe aus den Kellern auf die Strasse, gleichgültig ob dort gerade geschossen wurde oder nicht. Sowjetische Offiziere, denen das alles zu viel wurde, wollten die gesamte Zivilbevölkerung am liebsten zwangsevakuieren, Das hatte bereits die deutsche Sechste Armee bei den Kämpfen in Stalingrad versucht. «Wir hatten keine Zeit zu unterscheiden, wer wer ist», erklärte einer. «Manchmal warfen wir kurzerhand ein paar Handgranaten in einen Keller und rannten weiter.»<sup>16</sup> Das schien durchaus gerechtfertigt, da sich deutsche Offiziere häufig in Zivil unter Frauen und Kindern verbargen. Berichte zeigen aber übereinstimmend, dass jeder Offizier oder Soldat, der in einem Keller Zuflucht suchte, gezwungen wurde, sich sofort seiner Uniform und Waffe zu entledigen. Es sind nur sehr wenige Fälle verbürgt, da deutsche Truppen sich unter die Zivilbevölkerung mischten, um der Roten Armee in den Rücken zu fallen.

Tschuikow forderte bezüglich der Räumung von Häusern ein rücksichtsloses Vorgehen. «Wirf deine Granate und folge ihr nach. Du brauchst Tempo, eine klare Richtung, grosse Initiative und Mut, denn ständig stösst du auf Unerwartetes. Du gerätst in ein Labyrinth von Räumen und Korridoren voller Gefahren. Schlecht für die anderen. Wirf eine Handgranate in jede Ecke. Stürme weiter vor. Feuere mit der Maschinenpistole in alle noch erhaltenen Winkel. Wirf eine Handgranate in den nächsten Raum, bevor du ihn betrittst. Dann gebrauche die Maschinenpistole. Verschwende keine Sekunde.»

Das war alles richtig für kampferfahrene Truppen. Aber viele junge Offiziere, die nach kurzer Ausbildung an die Front geschickt wurden, hatten keine Vorstellung, wie sie ihre Männer in unbekannter Umgebung dirigieren und führen sollten. Ausserdem waren die meisten Fronteinheiten nach den Kämpfen an der Oder und dem von Schukow angeordneten mör-

derischen Tempo des Vormarschs völlig erschöpft. Entsprechend reagierten sie. Geschütze wurden nicht exakt geladen, Rohrkrepiere waren die Folge. Bei der Benutzung deutscher Handgranaten verwundeten Soldaten oft sich selbst und ihre Kameraden.

Ganze Armeen litten an Schäden, die sie sich gegenseitig zufügten. Obwohl die U-2-Doppeldecker zu Erkundungsflügen aufstiegen, beschossen die Geschütz- und Katjuscha-Batterien, die eine Armee unterstützten, häufig eine andere, mit der sie in Richtung Zentrum Berührung hatte. «Es kommt oft zu gegenseitigem Beschuss unserer eigenen Truppen», schrieb General Lutschinski, der Befehlshaber der Achtundzwanzigsten Armee, die Rybalkos Dritte Panzerarmee unterstützte.<sup>17</sup> Und da das riesige Schlachtfeld, das die Stadt jetzt darstellte, von Rauch- und Staubwolken eingehüllt war, bombardierten die drei verschiedenen Luftarmeen, die über Schukows und Konevs Fronten operierten, häufig andere Einheiten der Roten Armee. Besonders schlimm war es im südlichen Teil der Stadt. Die Luftwaffenregimenter, welche die Erste Ukrainische Front unterstützten, flogen mehrfach Angriffe gegen die Achte Gardarmee. Tschuikow wurde bei Schukow vorstellt und forderte von ihm, diese «Nachbarn» abzuziehen.

Den ganzen 26. April rannten die Achte Gardarmee und die Erste Gardepanzerarmee gegen den Flughafen Tempelhof an. Als die Panzerdivision «Müncheberg» zum Gegenangriff ausrückte, mussten ihre paar Panzer, nur von wenigen Infanteristen und mit Panzerfäusten bewaffneten Hi tier jungen unterstützt, einzeln operieren. Gegen Abend zogen sich die Überlebenden zurück. Sturmbannführer Saalbach führte das, was vom Aufklärungsbataillon «Nordland» noch übrig war, zum Anhalter Bahnhof. Die restlichen Fahrzeuge, acht «Tiger»-Panzer des Bataillons «Hermann von Salza» und einige wenige Sturmgeschütze, wurden zum Tiergarten beordert.

Der Morgen begann erneut mit intensivem Beschuss. «Arme Innenstadt», schrieb eine Frau am Prenzlauer Berg in ihr Tagebuch, als die Artillerie erdröhnte.<sup>18</sup> Besonders schwer traf es den Kleinen Tiergarten. Von Explosionen umgepflügt, liess er kaum noch erkennen, dass einst hier Kinder umhergewuselt waren.

Tschuikow und Katukow befahlen ihren Truppen, sich zum Belle-Alliance-Platz zu bewegen, der nach der Schlacht von Waterloo benannt war und – Ironie der Geschichte – von französischer SS verteidigt wurde. Sie griffen auch den Anhalter Bahnhof an, den Orientierungspunkt, an dem die

beiden angreifenden Fronten aufeinander stiessen. Die Rivalität mit Kownes Truppen wurde schärfer, wenn auch noch durch Witzeleien dürrtig getarnt. «Jetzt müssen wir uns nicht mehr vor dem Feind, sondern vor unseren Nachbarn in Acht nehmen», sagte einer von Tschuikows Korpskommandeuren zu Wassili Grossman. «Ich habe befohlen, unseren Nachbarn ausgebrannte Panzer in den Weg zu stellen, damit sie nicht vor uns am Reichstag sind. In Berlin ist nichts deprimierender als vom Erfolg des Nachbarn zu hören.»<sup>19</sup>

Tschuikow aber war in dieser Sache überhaupt nicht zum Scherzen zumute. In den nächsten zwei Tagen schob er seine linke Flanke über die Front der Dritten Gardepanzerarmee, um deren Stossrichtung vom Reichstag abzudrängen. Dabei erhielt Rybalko nicht einmal eine Vorwarnung, sodass viele von Tschuikows Männern fast unvermeidlich in den Granathagel der Ersten Ukrainischen Front geraten mussten.

Die Katjuschas, «Stalinorgel» genannt, kamen wegen ihrer psychologischen Wirkung vor allem gegen Flächenziele zum Einsatz.<sup>20</sup> Am frühen Morgen des 26. April wurde Oberst Refior, der Stabschef der Verteidigung von Berlin, nach kurzem Schlaf in seinem Hauptquartier am Hohenzollerndamm durch eine rasche Folge von Detonationen geweckt. «Alte Fronthasen», notierte Refior, wussten, dass dies eine Salve der Katjuschas ankündigte. Wenn ihr Stab schon in Reichweite dieser Granatwerfer war, dann musste er schnellstens verlegt werden. General Weidling hatte bereits den Bendlerblock, das alte Stabsgebäude der Wehrmacht an der Bendlerstrasse, ausgewählt, wo man Oberst Graf von Stauffenberg nach dem fehlgeschlagenen Attentat vom 20. Juli erschossen hatte. Das Gebäude hatte gut ausgestattete Luftschutzräume und lag unweit der Reichskanzlei, wohin Weidling ständig gerufen wurde.<sup>21</sup>

In den Tiefen des Bendlerblocks verlor Weidlings Stab jede Vorstellung, ob gerade Tag oder Nacht war. Man hielt sich mit Kaffee und Zigaretten wach. Die Generatoren sorgten für gleich bleibende Beleuchtung, aber die Luft war feucht und zum Schneiden dick. Hier versuchten sie den immer dringlicher werdenden Hilferufen der Kommandeure der einzelnen Frontabschnitte gerecht zu werden, aber alle Reserven waren erschöpft.

An diesem Abend empfahl Weidling Hitler einen Massenausbuch aus Berlin, um weitere Zerstörungen und Verluste zu vermeiden. Nach seinem Plan sollte die Berliner Garnison als Hitlers Eskorte in Richtung Westen

durchbrechen und sich dort mit den Resten der Heeresgruppe Weichsel vereinigen. Dafür standen die noch etwa 40 verbliebenen einsatzfähigen Panzer als Speerspitze bereit, dazu die noch kampffähigen Divisionen. Ihnen sollte die «Führergruppe» – Hitler, das Personal der Reichskanzlei und weitere Prominente – folgen. Die Nachhut würde eine einzige verstärkte Division bilden. Für den Durchbruch war die Nacht des 28. April vorgesehen. Als Weidling geendet hatte, schüttelte Hitler den Kopf. «Ihr Vorschlag ist ja ganz schön. Aber was soll das alles? Ich bin nicht gewillt, irgendwo in den Wäldern als Umherirrender aufgegriffen zu werden. Ich bleibe hier und werde an der Spitze meiner Truppen fallen. Sie aber setzen die Verteidigung fort!»<sup>22</sup>

Wie sinnlos das alles inzwischen geworden war, konnte man bereits an den Häuserwänden lesen. Vielfach stand dort geschrieben: «Berlin bleibt deutsch.» An einer Stelle hatte jemand die Losung durchgestrichen und darunter in kyrillischen Buchstaben gekritzelt: «Aber ich bin schon in Berlin, gez. Sidorow.»

Die Rote Armee war nicht nur in Berlin, sondern setzte bereits eine provisorische Verwaltung ein, welche die wichtigsten Lebensfunktionen wieder in Gang bringen sollte. Schukow, der von Berijas Plan, das NKWD mit der Zivilverwaltung zu betrauen, nichts wusste, hatte gerade Generaloberst Bersarin, den Kommandeur der Fünften Stossarmee, zum Stadtkommandanten von Berlin ernannt. Die Regel, dass der Befehlshaber der ersten Armee, die in eine Stadt einrückte, auch ihr Kommandant wurde, hatte Marschall Suworow im 18. Jahrhundert eingeführt. Nun setzte die Rote Armee diese Tradition fort.<sup>23</sup> Tschuikow muss schwarzen Neid auf seinen Rivalen empfunden haben.

Grossman stattete Bersarin am 26. April in dessen Hauptquartier einen Besuch ab. «Der Stadtkommandant von Berlin», schrieb er in sein Notizbuch, «ist dick, hat listige braune Augen und vorzeitig ergrautes Haar. Er ist schlau, ausgeglichen und in allen Sätteln gerecht.» An jenem Tag wurde gleichsam die Welt neu erschaffen. Der Kommandant hatte die Bezirksbürgermeister, die Direktoren der Berliner Elektrizitätswerke, der Wasser- und Klärwerke, von U- und Strassenbahnen, der Gasversorgung, dazu Fabrikbesitzer und bekannte Persönlichkeiten zu sich beordert. «Sie werden alle in seinem Büro bestellt. Aus Stellvertretern werden Direktoren, aus Chefs regionaler Fabriken Magnaten von nationalem Rang.» Grossman faszinier-

ten Geräusche mehr als Worte: «Leise Schritte, Begrüssungen, gedämpftes Stimmengewirr.» Alte Kommunisten aus der Zeit vor dem Machtantritt der Nazis erschienen und hofften auf eine Anstellung. «Ein alter Malermeister weist seine Mitgliedskarte vor. Er ist seit 1920 in der Partei. Bersarins Offiziere zeigen sich wenig beeindruckt. ‚Nehmen Sie Platz‘, heisst es nur.»

Wie andere Russen war auch Grossman schockiert, als ein Bürgermeister, der Arbeitsbrigaden zum Räumen der Strassen einsetzen sollte, die Frage stellte: «Wie hoch ist die Bezahlung?» Angesichts dessen, dass man so viele Sowjetbürger zur Zwangsarbeit nach Deutschland verschleppt hatte, war die Antwort absehbar. «Jeder hier scheint sehr genau zu wissen, was seine Rechte sind», bemerkte Grossman.<sup>24</sup> So kam es für die deutsche Zivilbevölkerung wie ein Schock, als sowjetische Truppen am nächsten Tag, dem 27. April, kurzerhand 2'000 deutsche Frauen in den südlichen Vororten zusammentrieben und zum Flughafen Tempelhof brachten, wo sie die abgeschossenen Flugzeuge von den Rollbahnen zu räumen hatten. Binnen 24 Stunden wollte die Rote Armee sie wieder benutzen.

In Richtung Zentrum, im Abschnitt Z, wurden die Kämpfe immer erbitterter. Wenn ein sowjetischer Panzer von einer deutschen Panzerfaust ausgeschaltet wurde, reagierte der zuständige sowjetische Kommandeur mit einem Schlag seiner Katjuschas. Aber dieser Flächenbeschuss als Vergeltung war etwa so, wie wenn man für einen Anschlag von Partisanen Geiseln erschießt.

Eine kleine Gruppe französischer SS mit Panzerfäusten wurde von sowjetischen Truppen gefangen genommen. Die Franzosen behaupteten, sie seien Zwangsarbeiter, denen die Deutschen Uniformen angezogen hätten, als die Rote Armee die Oder überquerte. Zu ihrem Glück glaubte man ihnen. Dass alle SS-Männer mit einer Tätowierung versehen waren, war innerhalb der sowjetischen Truppen damals noch nicht bekannt.

An jenem Abend ereignete sich eines der grotesken Melodramen, die für den Zusammenbruch des «Dritten Reichs» so charakteristisch waren. General Ritter von Greim, den Hitler aus München beordert hatte, um diesem anstelle von Göring den Befehl über die Luftwaffe zu übergeben, wurde auf einer Trage ins Vorzimmer des Bunkers gebracht. Sowjetische Flak hatte ihn am Bein verletzt. An seiner Seite war seine Geliebte, die Testpilotin und glühende Hitler-Verehrerin Hanna Reitsch. Über dem Grünwald, auf dem letzten Stück ihres riskanten Fluges war ihr Fieseler Storch getroffen wor-

den. Hanna Reitsch ergriff den Steuerknüppel über die Schulter des verwundeten Greim hinweg und landete die kleine Maschine kurz vor dem Brandenburger Tor. Das war eine Tat von beträchtlichem Mut und Geschick. Sie änderte jedoch nichts an dem Umstand, dass Hitler, der auf dieser symbolischen Übergabe bestand, damit beinahe den Mann getötet hätte, den er an die Spitze einer Waffengattung zu stellen beabsichtigte, die im Grunde aufgehört hatte zu existieren.

Am nächsten Tag, dem 27. April, betete General Krebs die Formulierungen der Naziführer nach, mit denen er die ihm unterstellten Truppen täuschte. Zwar hielt er sich zum Thema der Verhandlungen bedeckt, behauptete aber, «die Amerikaner könnten die 90 Kilometer von der Elbe nach Berlin in kürzester Zeit überwinden und damit alles zum Guten wenden».<sup>25</sup>

Jeder suchte jetzt nach Verstärkung, in welchem Umfang und mit welcher Wirkung auch immer. Mohnke teilte Krukenberg begeistert mit, eine Kompanie der Marine sei eingeflogen worden und habe im Garten des Reichsaussenministeriums an der Wilhelmstrasse Stellung bezogen. Krukenberg interessierte mehr, dass acht Sturmgeschütze der SS-Schwerpanzerabteilung die Division «Nordland» unterstützen sollten. Zur Verstärkung gehörte auch eine Gruppe lettischer SS-Leute. Krukenberg meinte daraufhin, bald werde wohl ganz Europa an seinem Frontabschnitt vertreten sein. Wenn man bedenkt, dass 1945 die Hälfte der Waffen-SS aus Nichtdeutschen bestand, war dies nicht aus der Luft gegriffen. Und wenn man der ganzen Welt einen Krieg von internationalen Dimensionen aufzwingt, wie es Kommunisten und Faschisten mit der skrupellosen Manipulierung von Alternativen taten, dann kann es nicht überraschen, dass der Fall von Berlin zum Scheiterhaufen für die Reste der europäischen extremen Rechten geriet.

Krukenbergs Divisionsstab kam nun in einem U-Bahnwagen auf dem Bahnhof Stadtmitte ohne elektrisches Licht und Telefon unter. Seine Männer hielten nur aus, weil sie die Lebensmittelläden am nahe gelegenen Gendarmenmarkt leer geräumt hatten. Ihre ganze Kampfkraft waren grosse Mengen von Panzerfäusten aus dem Notarsenal in den Kellern der Reichskanzlei. Da die Franzosen wie auch andere Einheiten kaum noch andere Waffen und Munition hatten, nutzten sie die Panzerfäuste für den Häuserkampf und gegen Panzer. Hauptsturmführer Pehrsson kreuzte mit vier von der Roten Armee erbeuteten Schützenpanzerwagen und zwei Halbketten-



fahrzeugen auf, mit denen «Nordland» ursprünglich die Reichskanzlei geschützt hatte. Die anderen waren beim Rückzug von Neukölln entweder ohne Treibstoff liegen geblieben oder zerschossen worden.

Die Verwundeten von Abschnitt Z wurden zum Verbandplatz im Keller des Hotels Adlon gebracht. SS-Angehörige kamen zu einem anderen unter der Reichskanzlei, wo SS-Arzte am Werke waren. Am Ende der Kämpfe lagen dort etwa 500 Verletzte. Das noch grössere Lazarett Thomaskeller erinnerte eher an ein Schlachthaus. Wie in den Krankenhäusern für die Bevölkerung fehlte es jetzt auch hier an Verpflegung, Wasser und Betäubungsmitteln.

Die Sowjetarmee kam in Berlin äusserst ungleichmässig voran. Im Nordwesten war die Siebenundvierzigste Armee auf Konews Vierte Gardepanzerarmee gestossen, womit sich der Ring um die Stadt schloss. Erstere rückte nun auf Spandau vor. Die Offiziere hatten keine Ahnung davon, dass sich in der riesigen Zitadelle die deutschen Forschungslabors für die Nervengase Tabun und Sarin befanden. Die Siebenundvierzigste Armee war auch in heftige Kämpfe auf dem Flugfeld von Gatow verwickelt, wo Volkssturm und Luftwaffenkadetten sich hinter zerschossene Flugzeuge verzogen hatten und mit 8,8-Zentimeter-Flaks auf sie schossen.

Im Norden war die Zweite Gardepanzerarmee kaum über Siemensstadt hinausgekommen, während die Dritte Stossarmee bereits die Nordgrenze der Bezirke Tiergarten und Prenzlauer Berg erreicht hatte. Letztere umging kurzerhand den mächtigen Flakbunker im Humboldthain, den sie der schweren Artillerie und den Bombern als Ziel überliess. Weiter im Uhrzeigersinn liess auch die Fünfte Stossarmee, die in die östlichen Stadtbezirke eingedrungen war, den Bunker im Friedrichshain einfach hinter sich liegen. Nachdem das IX. Korps bis Treptow vorgestossen war, standen die Hauptkräfte hier zwischen der Frankfurter Allee und dem Südufer der Spree.

Von Süden her hatten die Achte Gardedarmee und die Erste Gardepanzerarmee am 27. April den Landwehrkanal erreicht und überschritten. Das war das letzte grosse Hindernis vor dem Regierungsviertel. Bis zur Reichskanzlei blieben weniger als zwei Kilometer, allerdings waren alle Armeen Schukows auf das von Stalin gewiesene Ziel des Reichstages fixiert. Im Südwesten hatte die Dritte Gardepanzerarmee Charlottenburg erreicht. Ihre linke Flanke, die im Grünewald gegen die Reste der 18. Panzergrenadierdivision zu kämpfen hatte, hinkte jedoch noch weit hinterher.

Nach Dahlem kam die Rote Armee am 24. April. Am nächsten Tag standen ihre Soldaten vor dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Physik. Zwischen den weitläufigen Villen und in den schattigen Alleen wirkten die Kämpfe mit Panzern und Katjuschas wie aus einer anderen Welt. Den Fronttruppen folgten die von struppigen Pferden gezogenen Panjewagen. Selbst Lastkamele waren zu sehen. Es gibt keine Anzeichen dafür, dass die Kommandanten von Rybalkos Armee oder der Befehlshaber selbst etwas von der Bedeutung des genannten Instituts ahnten. Allerdings muss ihnen die grosse Zahl von NKWD-Truppen und Fachleuten aufgefallen sein, die den Gebäudekomplex an der Boltzmannstrasse binnen zwei Tagen hermetisch abriegelten.

Da die Sowjets vor allem durch den Mangel an Uran daran gehindert wurden, das «Manhattan»-Projekt nachzuvollziehen, massen Stalin und Berija der Sicher Stellung der Forschungslabors mit allem, was sich darin befand, beträchtliche Bedeutung bei. Ausserdem brauchten sie deutsche Wissenschaftler, die mit Uran umzugehen verstanden. Berija muss die Berliner Operation mit riesigem Aufwand vorbereitet haben. Eine besonders dafür eingesetzte Kommission leitete Generaloberst Machnew. Die grosse Zahl von NKWD-Einheiten, welche die Labors und die Uranvorräte sicherstellten, befehligte kein Geringerer als General Churljow, der Chef Rückwärtige Dienste der gesamten Roten Armee. Der oberste Metallurge des NKWD, General Awraami Sawenjagin, richtete am Stadtrand von Berlin einen Stützpunkt ein. Wissenschaftler der wichtigsten Forschungsgruppen beaufsichtigten den Transport des Materials und den Abbau der Laboreinrichtungen.

Der Bericht der Kommission des NKWD war bald fertig. Neben der Ausstattung des Kaiser-Wilhelm-Instituts fand sie dort «250 Kilogramm metallisches Uran, drei Tonnen Uraniumoxid und 20 Liter Schweres Wasser». Die drei Tonnen Uraniumoxid, die man nach Dahlem fehlgeleitet hatte, waren ein echter Glücksfall. Für grosse Eile gab es einen besonderen Grund, auf den Berija und Malenkow Stalin allerdings völlig unnötig aufmerksam machten, nachdem bereits alles erledigt war: Das Kaiser-Wilhelm-Institut lag «auf dem für die künftige Besatzungszone der Alliierten» vorgesehenen Gebiet. Angesichts der ausserordentlichen Bedeutung der gesamten «genannten Einrichtungen und Materialien für die Sowjetunion», schrieben sie, «erbitten wir Ihre Entscheidung, Ausrüstungen und Materialien dieser Unternehmen und Institute zu demontieren und in die UdSSR transportieren zu dürfen».

Das Staatliche Verteidigungskomitee erteilte «der Kommission des NKWD unter Leitung von Genossen Machnew» natürlich die Genehmigung, «alle Ausrüstungen, Materialien und das Archiv des Kaiser-Wilhelm-Instituts in Berlin zum Laboratorium Nr. 2 der Akademie der Wissenschaften der Sowjetunion und zur Sonderabteilung Metall des NKWD zu evakuieren».

Machnews Männer ergriffen auch Professor Peter Thiessen und Dr. Ludwig Bewilogua und brachten sie nach Moskau. Aber die vier wichtigsten Köpfe des Kaiser-Wilhelm-Instituts – Werner Heisenberg, Max von Laue, Carl Friedrich von Weizsäcker und Otto Hahn, Letzterer erst wenige Monate zuvor mit dem Nobelpreis für Chemie ausgezeichnet – entgingen ihrem Zugriff. Für sie hatten bereits die Briten Interesse gezeigt und sie nach Farm Hall gebracht, dem Zentrum in East Anglia, in dem deutsche Wissenschaftler vernommen wurden.<sup>26</sup>

Andere weniger bedeutende Institute und Laboratorien wurden ausgeräumt, viele Wissenschaftler festgenommen und zu einer besonderen Sammelstelle im ehemaligen KZ Sachsenhausen gebracht. Professor Baron Manfred von Ardenne meldete sich freiwillig. General Sawenjagin überzeugte ihn, «einen Antrag an den Rat der Volkskommissare der UdSSR zu schreiben, er wolle sein Institut und sich selbst der Sowjetregierung zur Verfügung stellen und mit russischen Physikern Zusammenarbeiten».

Nun hatten Berija und Kurtschatow endlich etwas Uran und Fachleute zur Verfügung, die damit umzugehen verstanden, um ernsthaft mit der Arbeit an ihrem Projekt zu beginnen. Aus ihrer Sicht war aber dringend Nachschub nötig. Der Chef des NKWD in Berlin, General Serow, erhielt den Auftrag, alle Uranvorräte in der Tschechoslowakei und vor allem im sächsischen Erzgebirge sicherzustellen. Dabei muss den sowjetischen Behörden vor allem die Tatsache Sorge bereitet haben, dass sich die Dritte Armee des als entschlossen bekannten Generals George Patton in der Gegend aufhielt. Das erklärt auch, weshalb sie so darauf drängten, dass sich die amerikanischen Truppen rasch in die zuvor vereinbarten Besatzungszonen zurückzogen.

In Dahlem suchten mehrere von Rybalkos Offizieren Schwester Kuni-gunde, die Oberin von Haus Dahlem, Geburtsklinik und Waisenhaus, auf. Sie erklärte, in ihrem Haus seien keinerlei deutsche Soldaten versteckt. Die Offiziere und Soldaten verhielten sich tadellos. Sie warnten Schwester Ku-

nigunde sogar vor dem zweiten Schub sowjetischer Truppen, der ihnen bald folgen sollte.<sup>27</sup> Ihre Information erwies sich zwar als zutreffend, aber für die Insassen des Hauses gab es kein Entrinnen. Nonnen, junge Mädchen, alte Frauen, Schwangere und Wöchnerinnen – sie alle wurden gnadenlos vergewaltigt. Eine Frau zog den Vergleich zu den «Grauen des Mittelalters». Andere dachten eher an den Dreissigjährigen Krieg.<sup>28</sup>

Das Bild von sowjetischen Soldaten, die zusammengekauerten Frauen in den Bunkern mit ihren Taschenlampen ins Gesicht leuchten, um ihre Opfer auszuwählen, scheint auf alle sowjetischen Armeen zuzutreffen, die an der Schlacht um Berlin beteiligt waren. Dieser Selektierungsvorgang, der sich so sehr von der spontanen Gewalt in Ostpreussen unterschied, weist auf bestimmte Veränderungen hin. Nunmehr behandelten die sowjetischen Soldaten die deutschen Frauen viel eher als sexuelle Kriegsbeute denn als Ersatz für die Wehrmacht, an dem sie ihre Wut ausliessen.

Vergewaltigung ist von sachkundigen Autoren oft als ein Gewaltakt beschrieben worden, der mit sexueller Befriedigung wenig zu tun hat. Das mag aus der Sicht des Opfers zutreffen. Um das Verbrechen voll zu begreifen, muss man es jedoch auch mit den Augen des Täters sehen, insbesondere in der zweiten Etappe, da auf den ersten Ansturm des Januar und Februar der in aller Ruhe ausgeführte Akt folgte. Bei den Soldaten herrschte offenbar die Meinung vor, dass sie nach all den Wochen und Monaten im Schützengraben einfach ihre sexuellen Bedürfnisse befriedigen mussten. Dabei wurden die meisten auch nicht gewalttätig, wenn die Frau sich nicht zur Wehr setzte. In den Wochen danach sollte es sogar noch zu einem dritten und vierten Stadium dieses Prozesses kommen. Der wichtigste Punkt ist jedoch, dass in Kriegszeiten undisziplinierte Soldaten, die keine Strafe zu fürchten haben, sehr rasch in eine primitive Sexualität verfallen, vielleicht sogar in das, was die Biologen als den Drang des Männchens im Tierreich beschreiben, seine Gene so weit wie möglich fortzupflanzen. Der Unterschied, der zwischen der spontanen Gewalt in Ostpreussen und der Fleischeslust in Berlin liegt, unterstreicht nur die Tatsache, dass keine einheitliche, umfassende Definition dieses Verbrechens möglich ist. Zugleich scheint er auch anzudeuten, dass es einen dunklen Bereich der männlichen Sexualität gibt, der sich besonders in Kriegszeiten, wenn alle Schranken von Disziplin, Sitte und Anstand fallen, nur allzu leicht in den Vordergrund drängt. Sicherlich hängt auch viel von der militärischen Kultur der jeweiligen nationalen Streitkräfte ab. Das Beispiel der Roten Armee zeigt, dass

Vergewaltigung in der Gruppe sogar als Mittel für engeren Zusammenhalt wirken kann.

Politoffiziere sprachen nach wie vor von «Gewalt unter dem Vorwand von Vergeltung».<sup>29</sup> «Als wir in Berlin eindrangen», berichtete die Politverwaltung der Ersten Weissrussischen Front, «kam es bei einigen Truppenteilen zu Plünderungen und Gewalt gegen Zivilpersonen. Die Politoffiziere suchten das unter Kontrolle zu bringen. Sie organisierten Versammlungen zu Themen wie ‚Die Ehre und Würde des Kämpfers der Roten Armee‘, ‚Der Plünderer ist der schlimmste Feind der Roten Armee‘ und ‚Wie das Problem der Vergeltung richtig zu verstehen ist‘.»<sup>30</sup> Aber Truppen allein durch politische Agitation zügeln zu wollen, besonders wenn die Regulierungen durch die Partei sich plötzlich änderten – das konnte nicht gelingen.

Die Deutschen waren tief schockiert davon, wie wenig Disziplin in der Roten Armee herrschte und wie schwer es den Offizieren fiel, ihre Männer zu zügeln, es sei denn, sie erschossen sie in Extremfällen auf der Stelle. Wenn sich Frauen über Vergewaltigungen beschwerten, stiessen sie allzu oft auf absolute Gleichgültigkeit oder gar Belustigung. «Tatsächlich? Es hat Ihnen doch bestimmt nicht geschadet», erklärte ein Bezirkskommandant in Berlin einer Gruppe Frauen, die zu ihm kam, um von ihm Schutz vor den wiederholten Übergriffen zu erbitten. «Unsere Männer sind alle gesund.»<sup>31</sup> Leider waren viele durchaus nicht frei von Krankheiten, was die Frauen zu ihrem noch grösseren Entsetzen bald feststellen mussten.

## Kämpfe in den Wäldern

«In einem Fussmarsch von einem Tag von der West- zur Ostfront!», schrieb ein Bataillonskommandeur der Division «Scharnhorst», als er mit seiner Einheit nach Beelitz vorrückte. «Wer hätte daran einmal gedacht? Es sagt alles über unsere Lage!»<sup>1</sup>

General Wencks XX. Korps hatte am 24. April den Angriff in Richtung Osten gestartet, um einen Durchbruch zu erreichen und sich mit der Neunten Armee zu vereinigen, die in den Wäldern hinter Konews Nachschublinien eingekesselt war. An jenem Abend griff die Division «Theodor Körner», die aus Jugendlichen des Reichsarbeitsdienstes bestand, bei Treuenbrietzen das V. Mechanisierte Gardekorps von General Jermakow an. Am nächsten Tag näherte sich die Division «Scharnhorst» Beelitz. Die Männer hatten keine Ahnung, was sie erwartete, als sie sich durch einander abwechselnde dichte Schonungen und Hochwald schlugen. «Das Unternehmen», bemerkte der Bataillonskommandeur, «trug den Charakter einer bewaffneten Aufklärung.» Einige Kilometer vor Beelitz stiessen sie auf den Gebäudekomplex der Heilstätten.

Schwestern und Patienten, die am Tag zuvor eine schwere Plünderung durch sowjetische Truppen und befreite Zwangsarbeiter hatten über sich ergehen lassen müssen, hörten die Artillerie donnern. Niemand wusste, wo das Getöse herkam. In einem Haus schlug eine Granate ein. Daraufhin wurden die Kinder in die Luftschutzkeller gebracht. Die Schwestern fragten sich, ob das vielleicht die Amerikaner seien. Später sahen sie unvermittelt, wie deutsche Soldaten in Gefechtsordnung, von Baum zu Baum Deckung suchend, näherkamen. Zwei Schwestern liefen ihnen mit dem Ruf entgegen: «Schlagt die Russen raus!»<sup>2</sup> Als die Kämpfe an Heftigkeit zunahmen, beschloss der Direktor des Krankenhauses, Dr. Potschka, zu den Amerikanern an der Elbe Kontakt aufzunehmen. Von den Schweizern hatten sie keine Hilfe zu erwarten.

Die Schlacht um Beelitz tobte mehrere Tage. Bei den Gefechten und früheren Übergriffen kamen 76 Zivilpersonen ums Leben, darunter 15 Kinder.<sup>3</sup> «Es wurde mit grösster Erbitterung gekämpft», schrieb der Bataillonskommandeur von «Scharnhorst». «Gefangene keine gemacht.» Er und seine Männer waren entsetzt, als die Sowjets ein Haus eroberten, in dessen Keller ihre verwundeten Kameraden lagen. Die jugendlichen Soldaten, einige so jung, dass sie bei der Bevölkerung von Beelitz nur die «Kindersoldaten» hiessen, litten an «Panzerschock», seit sie zum ersten Mal mit sowjetischen Panzern der Typen T-34 und «Stalin» konfrontiert waren. Als sie vier Fahrzeuge letzteren Typs mit der Panzerfaust ausgeschaltet hatten, stieg die Stimmung wieder. Der Bataillonskommandeur, Peter Rettich, lobte die jungen Soldaten für ihre «fabelhaften Tapferkeitstaten» und ihre «Einsatzfreude». Aus seiner Sicht war es allerdings «ein Jammer um solche Jugend und ein Verbrechen, sie noch in diese vernichtende Hölle hineinzuwerfen».<sup>4</sup>

Am 28. April wurden die 3'000 verletzten und kranken Kinder von Männern der Division «Ulrich von Hutten» auf Güterzüge geladen, die sie in langsamem Tempo nach Barby brachten. Dort hatte man eine Kinderklinik wiedereröffnet. Die Amerikaner nahmen die Verletzten bereitwillig als Kriegsgefangene auf. Mit der Zwölften Armee führte Wenck allerdings noch Wichtiges im Schilde. Ein Vorhaben bestand darin, mit der Masse der Division «Ulrich von Hutten» Potsdam zu erreichen und einen Fluchtkorridor für Berlin zu öffnen. Ein anderes, der Neunten Armee zu helfen, sich selbst zu retten.

Die deutschen Truppen, die sich in dem ausgedehnten Waldgebiet in der Nähe des Spreewalds verborgen hielten, stellten ein buntes Gemisch geschlagener Divisionen und verängstigter Zivilisten dar, die vor der Roten Armee geflüchtet waren. Die 80'000 Mann hatte es aus allen Himmelsrichtungen und den verschiedensten Armeen hierher verschlagen. Ein grosser Teil gehörte der Neunten Armee unter General Busse, dem XI. SS-Panzerkorps aus dem Oderbruch und dem V. SS-Gebirgskorps aus der Gegend südlich von Frankfurt an. Wie Busse gehofft hatte, war es auch der Frankfurter Garnison gelungen, sich zusammen mit ihnen zurückzuziehen. Vom Süden stiess das V. SS-Korps dazu, das ursprünglich die Nordflanke der Vierten Panzerarmee gebildet hatte, bis es von Konews nach Berlin vorstossenden Einheiten abgeschnitten wurde. Sowjetische Quellen behaupten, Busse habe in den Wäldern etwa 200'000 Mann, 300 Panzer und 2'000

Geschütze befehligt, eine gewaltige Übertreibung, die Propagandazwecken diene.<sup>5</sup> Ein detaillierter Bericht der US-Armee setzt die Zahl mit 40'000 um vieles niedriger an.<sup>6</sup>

Nachdem Busse sich mit General Wenck konsultiert hatte, war er entschlossen, durch die Kiefernwälder südlich von Berlin nach Westen durchzubrechen. Dort wollte er seine Truppen mit der Zwölften Armee vereinigen und sich gemeinsam mit ihr in Richtung Elbe zurückziehen. Busses Hauptproblem war jedoch, dass seine Nachhut ständig Angriffe von Schukows Truppen abzuwehren hatte. Wenck teilte er mit, seine Armee bewege sich nur im Schneckentempo nach Westen.<sup>7</sup> Weder er noch Wenck hatten die Absicht, Hitlers immer hysterischer klingenden Befehlen Folge zu leisten, in Richtung Berlin anzugreifen und damit weitere Menschenleben zu riskieren. Dies umso mehr, als Busse am 25. April kurz nach Mitternacht die Genehmigung erhalten hatte, selbstständig über die beste Angriffsrichtung zu entscheiden.<sup>8</sup> Von nun an behauptete er, die meisten Funksprüche nicht mehr erhalten zu haben. Die Funkverbindung war in der Tat zeitweilig unterbrochen.

Seine Männer und die Zivilisten, die bei ihm Schutz suchten, hatten keinerlei Verpflegung mehr. Fahrzeuge wurden so lange benutzt, bis der Treibstoff ausging oder sie den Dienst versagten. Dann zerstörte man sie oder schlachtete sie für Ersatzteile aus. Allerdings besass Busse noch 31 Panzer, ein halbes Dutzend «Panther» von der Division «Kurmark», die Reste der 21. Panzerdivision des Generals Hans von Luck und etwa zehn «Königstiger» vom 502. SS-Schwerpanzerbataillon. Diese wollte er als seine Speerspitze beim Durchbruch durch die Nachhut von Konews Armeen benutzen, die in Richtung Berlin stürmten. Ihre Treibstofftanks hatte man noch einmal füllen können, indem man das restliche Benzin aus liegen gebliebenen Lastwagen abliess. Seine Artillerie wollte mit den letzten Granaten eine Bresche schießen und sich dann selbst zerstören.

Zwischen den Seen und Wäldern südöstlich von Fürstenwalde waren Busses Einheiten von Truppen der Ersten Weissrussischen Front und der Ersten Ukrainischen Front eingeschlossen. Am Nachmittag des 25. April gingen Schukows Truppen von Norden und Osten zum Angriff über. An der Attacke beteiligten sich die Dritte Armee, das II. Gardekavalleriekorps, das auf Gefechte im Wald spezialisiert war, die Dreiunddreissigste und die Neunundsechzigste Armee.



Als Konew die Karte studierte, sah er sofort, dass die Deutschen nur an einer Stelle die Chance zum Durchbruch hatten. Sie mussten südlich der Seenkette, die bei Teupitz beginnt, die Autobahn Berlin – Dresden überqueren. Konew reagierte umgehend, obwohl der Tag bereits zur Neige ging. Am 25. April wurde Gordows Dritte Gardearmee eilig längs der Autobahn Berlin – Dresden in Stellung gebracht, «um alle Waldwege in ost-westlicher Richtung zu sperren». Kiefern wurden gefällt und daraus Panzersperren errichtet. Gordow gelang es allerdings nicht, auch den südlichen Teil dieses Abschnitts zu besetzen. Und obwohl die Achtundzwanzigste Armee auf Befehl das Gebiet östlich von Baruth verstärkte, blieb zwischen den beiden Heeresverbänden eine schmale Lücke offen.<sup>9</sup>

Am Morgen des 26. April stiess Busses Truppenspitze, nachdem sie Halbe passiert hatte, auf diesen Schwachpunkt. Sie überquerte die Autobahn und erreichte die Strasse von Baruth nach Zossen, die als Nachschublinie für Rybalko in Berlin diente. Um die Gefahr abzuwenden, musste General Lutschinski die 50. und die 96. Gardeschützendivision in einen Gegenangriff werfen, «ohne die Lage vorher erkundet zu haben».<sup>10</sup> Chaotische Kämpfe brachen aus, aber mit schwerem Bombardement und Beschuss durch die Zweite Luftarmee sowie pausenlosen Gegenangriffen am Boden wurden die meisten Deutschen über die Autobahn in die Wälder von Halbe zurückgetrieben. Die Besatzungen der Panzer stellten fest, dass ihre Raupen auf dem sandigen Waldboden keinen Halt fanden. Die Wege aber mussten sie wegen der ständigen Luftangriffe meiden.

Die Gruppe, der es gelungen war, die Autobahn und die Strasse von Baruth nach Zossen zu überqueren, wurde von einer Maschine der deutschen Luftwaffe entdeckt. Diese erstattete unverzüglich der Heeresgruppe Weichsel und General Jodl Meldung. Als Hitler erfuhr, dass diese Truppen nach Westen marschierten, war er ausser sich vor Zorn, konnte aber nach wie vor nicht glauben, dass Busse seine Befehle zu missachten wagte. Über Jodl wurde noch in der Nacht ein neues Telegramm gesandt. «Der Führer hat befohlen, dass die konzentrischen Angriffe der Neunten und Zwölften Armee nicht nur dazu dienen dürfen, die Neunte Armee zu retten, sondern grundsätzlich Berlin zu retten.» Danach kam es noch deutlicher: «Der Führer in Berlin erwartet, dass die Armeen ihre Pflicht erfüllen. Die Geschichte und das deutsche Volk werden jeden Mann mit Verachtung strafen, der unter diesen Umständen nicht sein Bestes gibt, um die Lage und den Führer zu retten.»<sup>11</sup> Damit war eindeutig klar, dass Hitler sich Loyalität nur in ei-

ner Richtung vorstellen konnte. Diese Funksprüche wurden in der Nacht und am darauf folgenden Tag mehrfach wiederholt. Aus den Wäldern kam keine Antwort.

In dieser Nacht und am nächsten Tag, dem 27. April, griffen die Deutschen erneut in zwei Hauptrichtungen an: im Süden von Halbe in Richtung Baruth und im Norden von Teupitz. Dort trieben mehrere tausend Deutsche mit Panzerunterstützung einen Keil in die 54. Gardeschützendivision, nahmen Zesch am See und umgingen einen Teil des 160. Schützenregiments. Im Süden geriet beim Vormarsch auf Baruth das 291. Gardeschützenregiment unter Oberstleutnant Andrjuschtschenko in Radeland in eine Umzingelung. Die Russen besetzten Keller und Böden der Häuser und verteidigten sich so lange, bis ihnen das 150. Gardeschützenregiment aus Baruth zu Hilfe kam. Wiederum erlitten die Deutschen schwere Verluste.

Das ist die bereinigte Version dessen, was sich dort abspielte – der Bericht eines Stabsoffiziers, der Ordnung in das Chaos zu bringen versuchte. Aber in den Wäldern in und um Halbe tobten blutige Kämpfe, deren Heftigkeit vor allem von dem Beschuss und den Bombenangriffen der sowjetischen Artillerie und Luftstreitkräfte bestimmt wurden.

«Wenn die ersten Ausbruchversuche auch noch Erfolg hatten, so wurden sie von russischen Fliegern und Artillerie sofort wieder zunichte gemacht», sagte Major Diehl, Befehlshaber des 90. Regiments der 35. SS-Polizeigrenadierdivision beim Verhör nach seiner Gefangennahme. «Die Verluste waren enorm. Man konnte kaum den Kopf heben, und ich war absolut nicht imstande, die Schlacht zu führen. Ich konnte nichts anderes tun, als mich mit meinem Adjutanten unter einem Panzer zu verkriechen und die Karte zu studieren.»<sup>12</sup>

Wer an Brust oder Bauch verwundet wurde, musste verbluten. Die meisten Verletzungen wurden durch Holzsplitter verursacht. Es war wie in einer Seeschlacht des 18. Jahrhunderts. Die sowjetischen Panzer- und Geschützmannschaften zielten absichtlich hoch, sodass die Geschosse in den Baumkronen explodierten. Für die Truppen am Boden gab es kaum Deckung. Zwischen den Baumwurzeln Gräben auszuheben war selbst für jene ein sinnloses Unterfangen, die noch Spaten besaßen. Manche Männer begannen bei der verzweifelten Suche nach Schutz wild mit ihren Helmen oder Bajonetten zu graben, aber sie brachten kaum mehr als eine flache Mulde zustande, die keinen Schutz vor den Splittern bot.

Artilleriebeschuss und Fliegerbomben lösten unter diesen Umständen selbst bei erfahrenen Frontsoldaten Panik aus. Wenn sich ein sowjetischer Aufklärer oder ein Kampfflugzeug zeigte, begannen die Infanteristen auf den Fahrzeugen wie wild mit ihren Maschinenpistolen und Gewehren auf diese zu schießen. Verwundete oder erschöpfte Männer zu Fuss, die den Panzern oder Lastkraftwagen in die Quere gerieten, wurden einfach überfahren oder von den Panzerketten zermalmt.<sup>13</sup>

Die Kämpfe dauerten die ganze letzte Aprilwoche an. In den weitläufigen Waldflächen gab es kaum Frontlinien. Wenn ein Panzer den Gegner bei einer Feuerpause oder in der Bewegung überraschte, endete das Scharmützel fast immer tödlich. Ein «Tiger» und ein «Panther», gefolgt von Halbkettenfahrzeugen, an die sich zahlreiche völlig erschöpfte Soldaten klammerten, gerieten unter den Beschuss eines sowjetischen Panzers. Voller Verwirrung versuchten alle sofort zurückzufeuern. Die Infanteristen mussten zuerst abspringen, damit sich der Turm des deutschen Panzers drehen konnte. Aber der sowjetische war schneller. Die nächste Granate traf eines der Halbkettenfahrzeuge, das die Treibstoffreserve in Kanistern transportierte. Er ging in einem Feuerball auf, der sofort den umliegenden Wald in Brand setzte.

Dicke Rauchwolken von den brennenden Kiefern waberten durch den Wald. Zwar haben sowjetische Kommandeure dies immer wieder bestritten, aber ihre Artillerie- und Luftregimenter benutzten offenbar Phosphor oder andere entzündliche Materialien für ihre Geschosse. Pferde, die Versorgungsfahrzeuge, Protzen und Geschütze zogen, scheuten sofort. Der Rauch verringerte auch stark die ohnehin trübe Sicht unter den hohen, geraden Stämmen, die wie die Säulen eines Doms in den Himmel strebten. Ständig gingen Rufe von Männern hin und her, die nach ihrer Einheit suchten. Obwohl man die einzelnen Formationen Zusammenhalten wollte, gerieten die verschiedenen Armeekorps bald durcheinander. Angehörige von Wehrmacht und SS beäugten sich argwöhnisch. Das wechselseitige Misstrauen war stark angewachsen. Die SS behauptete, Wehrmachtsoffiziere weigerten sich, verwundete SS-Männer zu bergen. Aber es gab auch kaum Anzeichen dafür, dass SS-Offiziere etwas für Soldaten der Wehrmacht taten, ausser sie mit ihren Panzern zu überfahren, wenn sie ihnen im Weg waren. Die Vorbehalte der Wehrmacht gegen die SS als eine militärfremde Organisation traten nun unverhüllt hervor. Die «Tiger»-Panzer wurden selbst von SS-Frauen in schwarzen Uniformen gesteuert.

Nachdem der erste Ausbruch misslungen war, versuchten sich einzelne Gruppen in verschiedener Richtung durchzuschlagen. Eine Einheit stiess auf eine sowjetische Artilleriestellung, die bereits am Tag zuvor von Halbkettenfahrzeugen erobert worden war. Die Soldaten überquerten die Autobahn und fanden tote Rotarmisten in ihren Schützenlöchern. Nun zogen sie durch die Wälder zum Treffpunkt bei Kummersdorf, das die erste durchgebrochene Gruppe fast erreicht hatte. Nach der Autobahn erwies sich als die gefährlichste Stelle die Überquerung der Strasse von Baruth nach Zossen, wo eine weitere Verteidigungslinie sowjetischer Schützendivisionen und Artillerie aufgezogen war.

In der Nacht des 28. April versuchten die Deutschen noch einmal mit aller Entschlossenheit aus der Gegend um Halbe auszubrechen. In erbitterten Kämpfen gelang es ihnen, die Linie der 50. Gardeschützendivision zu durchbrechen. «Dafür zahlten sie mit schweren Verlusten», schrieb General Lutschinski.<sup>14</sup> Konew, entschlossen, den Rest dieser Truppen zu vernichten, verstärkte die Flanken seiner Einheiten. Wieder fielen Bäume auf alle Wege, die westwärts führten. Jede Schützendivision brachte Panzerabwehrgeschütze hinter Feuerschneisen in Stellung, als ginge es um eine Jagd auf gigantische Keiler. Schützenregimenter griffen mit Unterstützung kleiner Panzereinheiten bereits in den Wäldern östlich der Autobahn an.

Busses Männer waren nun über ein ausgedehntes Gebiet verteilt. Grosse Gruppen sassen noch bei Halbe fest. Andere waren bei Storkow zurückgeblieben, wo sie sich nach wie vor der Angriffe Schukows zu erwehren hatten. Die sowjetischen Attacken zielten darauf ab, Busses Truppen in kleine Gruppen aufzuspalten. Solange es Tag war, kreisten sowjetische U-2-Doppeldecker niedrig über den Bäumen, um die Gruppen der Flüchtigen für Artillerie- und Luftangriffe auszumachen. Insgesamt flogen die Maschinen der Luftdivisionen, welche die Erste Ukrainische Front unterstützten, «2'459 Schlacht- und 1'683 Bombenfliegereinsätze».<sup>15</sup>

In den dichten Wäldern war es den Deutschen ohne Karte und Kompass nahezu unmöglich, den richtigen Weg zu finden. Bei all dem Rauch und den eng zusammenstehenden Bäumen war oft die Sonne nicht zu sehen, nach der man sich hätte orientieren können. Die meisten völlig erschöpften Soldaten stolperten führungslos und desorientiert die sandigen Waldwege entlang. Ihr Hass richtete sich auch gegen die «Herren vom Stab», die in ihren piekfeinen Uniformen mit Kübelwagen vorbeifuhren und keinen Verwundeten oder Erschöpften mitnahmen. An den Wegekreuzungen sah man nur

noch «einen Flickenteppich von Leichen, grüngrauen Leichen».<sup>16</sup> Sechs Soldaten der 36. SS-Grenadierdivision des Generalmajors Oskar Dirlewanger, der sich bei der Niederschlagung beider Warschauer Aufstände zweifelhaften Ruhm erworben hatte, ergaben sich, obwohl ihnen bei Entdeckung standrechtliche Erschiessung drohte. «Seit fünf Tagen haben wir keinen Offizier mehr gesehen», sagte einer aus. «Wir spüren, dass der Krieg bald zu Ende ist, und je stärker dieses Gefühl wird, desto weniger haben wir Lust zu sterben.»<sup>17</sup> SS-Leute ergaben sich selten. Auf die meisten wartete bei der Gefangennahme entweder der Genickschuss oder ein Lager in Sibirien.

Um die grosse Ortschaft Halbe entspann sich am 28. und 29. April eine schreckliche, einseitig geführte Schlacht. Sowjetische Truppen griffen von Süden mit Katjuschas und Artillerie an. Hardy Buhl, ein Dorfbewohner, berichtete, dass viele der jungen Wehrmachtssoldaten vor Furcht zitterten und sich «buchstäblich vollschissen». Die Ortsbewohner sassen in den Kellern. Wenn ein verschreckter junger Soldat dort Zuflucht suchte, versorgten sie ihn mit Zivilkleidung. Die SS-Männer, die davon Wind bekamen, suchten sie mit Drohungen davon abzuhalten. Hardy Buhl sass zusammen mit mehreren Familien und Soldaten – insgesamt etwa 40 Personen – in seinem Hauskeller, als ein SS-Mann mit einer Panzerfaust erschien, die er auf die verängstigten Insassen gerichtet hielt. Eine Explosion auf so engem Raum hätte keiner überlebt. Bevor er abfeuern konnte, jagte ihm ein Wehrmachtssoldat, der in seiner Ecke neben der Treppe kaum zu sehen war, eine Kugel in den Nacken.<sup>18</sup> Aus der Gegend um Halbe gibt es viele Berichte über Schiessereien zwischen SS und Wehrmacht, aber es ist schwer festzustellen, ob sie zutreffen.

Auch die zentrale Armeegruppe versuchte von Halbe aus einen Durchbruch nach Westen. Siegfried Jürgs vom Fahnenjunker-Regiment 1239, beschrieb in seinem Tagebuch, was er vom Führungspanzer aus beobachtete. Verwundete, denen niemand half, lagen schreiend am Wegesrand. «Ich konnte nicht ahnen, dass ich drei Stunden später zu ihnen gehören würde.» Als sie eine sowjetische Sperre attackierten, musste er mit den anderen Infanteristen vom Panzer abspringen und im Strassengraben in Stellung gehen. Da schlug ein Granatwerfergeschoss in der Nähe ein, und er wurde von einem grossen Splitter im Rücken erwischt. Als eine weitere Granate explodierte, trafen ihn Splitter in Schulter, Brust und Rücken. Jürgs hatte mehr Glück als die Verwundeten, die er zuvor hatte liegen sehen. Einige Stunden später

nahm ihn ein Lastkraftwagen auf. Aber die Fahrzeuge waren mit Verwundeten überladen, und jedes Mal gellten Schmerzensschreie, wenn sie durch die tiefen Schlaglöcher der Forstwege rumpelten. Wer zu schwer verwundet war, um noch transportiert zu werden, wurde einfach liegen gelassen. Nur wenige fanden die Kraft, die Toten zu bestatten. Bestenfalls rollte man sie in einen Graben oder Granatentrichter und warf etwas von dem Sandboden über sie.<sup>19</sup>

Auf den Waldwegen und schmalen Strassen brannten Fahrzeuge, hingen Pferde tot in den Geschirren, während andere noch vor Schmerz wild um sich schlugen. Der Boden war von weggeworfenen Waffen und Stahlhelmen, Handwagen und Koffern übersät. Halbe selbst schilderten Augenzeugen als das Urbild der Hölle des Krieges. «In der Lindenstrasse rollten die Panzer», schrieb die 17-jährige Erika Menze. «Sie waren obenauf mit verwundeten Soldaten beladen. Einer fiel herunter. Der nächste Panzer rollte über diesen Soldaten hinweg, zermalmte ihn, und durch die grosse Blutlache fuhr wieder ein Panzer. Von dem Soldaten blieb keine Spur!» Vor der Bäckerei war das Pflaster förmlich mit Leichen übersät. Zwischen ihnen war kaum noch der Boden zu sehen. «Die Köpfe gelb, grau, plattgedrückt, die Hände grau-schwarz; nur die Trauringe blinkten golden und silbern.»<sup>20</sup>

Das rollende Material wurde von Tag zu Tag weniger – nur einige Panzer, vierachsige bewaffnete Erkundungs- und einige Halbkettenfahrzeuge waren noch übrig. Die meisten Soldaten mussten zu Fuss gehen. Als am 29. April der Tag anbrach, hörte der Regen auf, und die Sonne zeigte sich kurz. Das reichte aus, um sich wenigstens etwas zu orientieren.

Die Überlebenden erinnern sich an Augenblicke, die so unreal erschienen, dass sie sich hinterher fragten, ob sie das alles bei der Übermüdung nicht nur geträumt hatten. Bei Mückendorf warf sich ein Fahnenjunker gemeinsam mit den anderen Soldaten zu Boden, als sie von einem Maschinenpistolenschützen seitlich hinter einem Busch unter Feuer genommen wurden. Da sie nichts erkennen konnten, feuerten sie wild in das Unterholz zurück. Plötzlich tauchten zwei junge SS-Frauen in schwarzen Uniformen mit Pistolen auf. «Hoch mit euch!», schrien sie ihnen zu. «Stürmt, ihr Feiglinge!» Nach einem ziemlich chaotischen Scharmützel war von den zwei fanatischen Flintenweibern dann nichts mehr zu sehen.<sup>21</sup>

Der Schriftsteller Konstantin Simonow fuhr mit dem Jeep auf der Autobahn in Richtung Berlin, als die Hauptschlacht gerade zu Ende war. Süd-

lich von Teupitz bot sich ihm ein Anblick, den er nie mehr vergessen sollte. «An jenem Ort stand zu beiden Seiten der Autobahn dichter Mischwald, der das erste Grün zeigte. Eine schmale Schneise lief von beiden Seiten endlos weit in den Wald hinein. ... Dort türmte sich etwas Unglaubliches - PKW, Lastwagen, Panzer, Panzerwagen, Krankenwagen, Fahrzeuge aller Art – nicht einfach zusammengeschoben, sondern buchstäblich ineinander verkeilt, übereinander geschoben, auf dem Rücken liegend, in die umstehenden Bäume geschoben. In all diesem Gewirr von Metall und Holz eine schreckliche Masse verstümmelter menschlicher Körper. Und dieses Bild längs der ganzen Schneise bis in die ferne Unendlichkeit. In den umliegenden Wäldern Leichen über Leichen, darunter einzelne Menschen, die, wie ich plötzlich feststellte, noch am Leben waren. Verwundete ohne Ende auf Mänteln und Tüchern, sitzend an Bäume gelehnt, einige mit Verbänden, andere noch ohne. Es waren so viele, dass man offenbar noch nicht alle hatte versorgen können.» Einige lagen sogar am Rande der Autobahn, die selbst von Trümmern halb verstopft, von Öl, Benzin und Blut verschmiert war. Einer der Simonow begleitenden Offiziere erklärte ihm, diese Einheiten seien «vom Massenbeschuss mehrerer Regimenter mit schwerer Artillerie und Katjuschas getroffen» worden.<sup>22</sup>

Die Politabteilungen der sowjetischen Truppen unternahmen grosse Anstrengungen, um die Überlebenden zum Aufgeben zu bewegen. Eine Viertelmillion Flugblätter wurden über den Wäldern abgeworfen. Lautsprecher übertrugen Botschaften, die «antifaschistische» deutsche Gefangene auf Band gesprochen hatten. Und die Sowjetsoldaten riefen durch den Wald: «Woina kaputt. Domoi. Woina kaputt!» – «Der Krieg ist vorbei! Geht nach Hause! Der Krieg ist aus!» Aber die Politverwaltung der Ersten Ukrainischen Front stärkte ihren Männern auch den Rücken mit der Botschaft: «Die Reste der geschlagenen deutschen Horden ziehen durch die Wälder wie wilde Tiere und wollen um jeden Preis Berlin erreichen. Aber sie kommen nicht durch.»<sup>23</sup> Für die meisten trat das ein. Fast 30'000 Mann liegen heute bereits auf dem Friedhof von Halbe, und jedes Jahr werden zahlreiche neue Leichen im Wald entdeckt. Im Juni 1999 fand man die Enigma-Chiffriermaschine der Neunten Armee in einem flachen Strassengraben an der Autobahn. Niemand weiss genau, wie viele Flüchtlinge mit den Soldaten starben, aber es können durchaus 10'000 gewesen sein. Auch 20'000 Soldaten der Roten Armee liessen hier ihr Leben. Die meisten sind auf einem Friedhof an der Strasse von Baruth nach Zossen begraben. Selbst sowjeti-

sche Gefallene werden immer noch in grosser Zahl tief in den Wäldern gefunden.

Der erstaunlichste Teil dieser Geschichte sind indessen nicht die Massen derer, die dort ihr Leben liessen oder zum Aufgeben gezwungen wurden, sondern es sind die 25'000 Soldaten und mehreren tausend Zivilisten, denen es trotz allem gelang, durch die Linien der sowjetischen Truppen zu schlüpfen und bei Beelitz Wencks Armee zu erreichen. (Marschall Konew weigerte sich zuzugeben, dass «mehr als 3'000 bis 4'000 Mann» seine Linien passiert haben können.)<sup>24</sup> Hier zwischen den Wäldern und der Elbe, auf deren gegenüberliegendem Ufer man bei den Amerikanern Sicherheit erhoffte, sollten viele in den letzten Tagen des Krieges noch oft zwischen Hoffnung und Verzweiflung hin- und hergerissen werden.

Als die grosse Schlacht um Halbe tobte, kam man bei der Heeresgruppe Weichsel zu dem Schluss, dass der Kontakt zu General Busse nun endgültig abgerissen war. Man schickte noch einmal einen Offizier in einem Fieseler Storch aus, um wieder Verbindung aufzunehmen, aber auch dieser Versuch scheiterte kläglich.<sup>25</sup> Die Neunte Armee blieb nun ganz auf sich allein gestellt. Das Schicksal der Heeresgruppe Weichsel als zusammenhängender Truppenverband war damit besiegelt.

Auch für General Hasso von Manteuffels Dritte Panzerarmee schlug die letzte Stunde, als Rokossowskis Zweiter Weissrussischer Front der Übergang über die untere Oder gelang. General Heinrici erteilte Manteuffel die Genehmigung, sich westwärts nach Mecklenburg abzusetzen. Feldmarschall Keitel oder General Krebs im «Führer»-Bunker sagte er davon nichts, denn er handelte direkt gegen Hitlers Befehl.

Als Rokossowskis Armeen zwischen Berlin und der Ostseeküste immer weiter nach Westen vorrückten, musste Heinrici mit seinem Stab das Hauptquartier in Hassleben bei Prenzlau räumen. Auf dem Rückzug kamen sie nahe bei Himmlers Zufluchtsort Hohenlychen vorbei. Dort sahen sie ein Bataillon Hitlerjungen, die kaum 14 Jahre alt waren. Sie keuchten unter der Last ihrer Waffen und Ausrüstung, versuchten aber, sich tapfer zu halten. Ein Stabsoffizier sprach mit ihrem Kommandeur und meinte, es sei ein Verbrechen, «diese Kinder gegen einen kampferprobten Feind zu schicken».<sup>26</sup> Doch das half auch nichts mehr. Noch in seiner Agonie enthüllte das «Dritte Reich» seine Vernunft- und Menschenfeindlichkeit.

Nachdem Heinrici Manteuffel gestattet hatte, sich nach Westen zu-



rückzuziehen, war ihm klar, dass er bald von den beiden «Totengräbern der Wehrmacht» hören würde. Als Generalfeldmarschall Keitel entdeckte, was geschehen war, rief er Heinrici am 29. April an. Er beschuldigte ihn «des Ungehorsams und unsoldatischer Schwäche». Er teilte ihm mit, er sei mit sofortiger Wirkung abgesetzt.<sup>27</sup> Keitel wollte General von Manteuffel zu Heinricis Nachfolger ernennen, doch der lehnte ab. Bald darauf kam ein Anruf von General Jodl. Eiskalt bezichtigte er Heinrici der Feigheit und schwacher Führung. Er beorderte ihn ins neue Hauptquartier des OKW zum Rapport. Seine Mitarbeiter, die befürchteten, man werde ihn erschossen oder wie Rommel zum Selbstmord zwingen, drängten ihn, die Fahrt hinauszuzögern. Er folgte ihrem Rat, und das Kriegsende rettete ihm das Leben.

## Verrat des Willens

Während sich die SS-Hinrichtungskommandos ins Zentrum von Berlin zurückzogen, vollbrachten sie ihr Henkerswerk in steigendem Tempo, aber nach wie vor kalt und fanatisch. Am Kurfürstendamm drangen sie in Häuser ein, von denen weisse Laken herabhingen, und schossen jeden Mann, den sie fanden, auf der Stelle nieder. Goebbels, der erschüttert sah, wie alles um ihn zusammenbrach, nannte diese Zeichen der Kapitulation einen «Pestbazillus». Aber General Mummert, der die Panzerdivision «Müncheberg» kommandierte, warf die Trupps von SS und Feldgendarmarie aus seinem Abschnitt rund um den Anhalter Bahnhof und Potsdamer Platz hinaus. Er drohte, diese Totschläger ihrerseits umgehend erschiessen zu lassen.

Wer noch kämpfte, war immer schlechter dran. Die deutschen Soldaten kamen nur noch selten an eine Wasserpumpe heran. Es blieb ihnen nichts weiter übrig, als ihren Durst, den Rauch und Staub noch steigerten, mit Wasser aus den Kanälen zu stillen. Die Erschöpfung und der permanente Artilleriebeschuss führten zu häufigen Nervenzusammenbrüchen. Die Zahl der Verwundeten im Bunker des Anhalter Bahnhofs war so gross, dass junge Frauen mit Betttüchern und Lippenstift eine riesige Rotkreuzfahne fertigten. Aber alle ihre Mühe war vergeblich. Selbst wenn die sowjetischen Artilleriebeobachter durch Rauch und Staub ihr Zeichen gesehen hätten, wäre das Feuer ihrer Batterien nicht umgelenkt worden. Ein Bunker war ein Bunker. Dass darin Zivilisten sassen, tat nichts zur Sache. Ihre Zahl sank allerdings rasch, da Frauen und Kinder in der Nacht zum 27. April durch U- und S-Bahnschächte das Weite suchten. Die Soldaten der Fünften Stossarmee und der Achten Gardearmee standen buchstäblich schon auf der Schwelle.

Die Fünfte Stossarmee, die, von Osten kommend, den Landwehrkanal überquert hatte, drängte die Reste der Divisionen «Nordland» und «Müncheberg» vom Belle-Alliance-Platz zurück und drang kämpfend zum An-

halter Bahnhof vor. Dort traf sie mit der 61. Schützendivision der Achtundzwanzigsten Armee zusammen, die sich aus anderer Richtung näherte.<sup>1</sup> Bei der Fünften Stossarmee blieb nicht unbemerkt, dass die Achte Gardearmee an ihrer linken rückwärtigen Flanke von Süden her den Kanal überschritt. Der Kommandeur der 301. Schützendivision, Oberst Antonow, rief sofort den Befehlshaber seines Korps, General Rosly, herbei. Beide sprangen in einen Jeep. «Rosly, sonst stets die Ruhe selbst, sah diesmal besorgt drein», schrieb Antonow. «Er überdachte kurz die Lage und sagte dann: ‚Wie können wir die, um Gottes willen, wieder über den Landwehrkanal zurückdrängen? Lassen Sie Ihre Gefechtsordnung nicht von den Gardeeinheiten durcheinander bringen. Rücken Sie weiter auf der Wilhelmstrasse und der Saarlandstrasse vor. Stürmen Sie das Gestapo-Hauptquartier, das Luftfahrtministerium und die Reichskanzlei.‘»<sup>2</sup> Antonow verlor keine Zeit, aber Schukows Stab brauchte fast 30 Stunden, um das Chaos wieder zu entwirren und neue Grenzen zwischen den einzelnen Armeen abzustecken. Bald darauf wurde die Mehrheit von Konews Truppen aus Berlin herausgezogen – «wie ein Nagel», murrt sie, um zu betonen, wie schwer es ihnen fiel, von der zum Greifen nahen Siegestrophäe abzulassen. Sie wurden später nach Prag umdirigiert.

Am 28. April erblickten Truppen der Dritten Stossarmee, die aus den Nordbezirken heranrückte, die Siegessäule im Tiergarten. Bei den Rotarmisten hiess das Monument mit der geflügelten Siegesgöttin nur «die grosse Frau». Die Verteidiger von Berlin waren nun auf einen Geländestreifen von weniger als fünf Kilometer Breite und 15 Kilometer Länge zusammengedrängt. Er verlief vom Alexanderplatz im Osten bis nach Charlottenburg und dem Reichssportfeld im Westen, wo Artur Axmanns Hitlerjungen die Havelbrücken verzweifelt verteidigten. Weidlings Artilleriekommandeur, Oberst Wöhlermann, schaute sich vom Dach des riesigen Betonbunkers im Zoo entsetzt um. «Von der Plattform des Flakgeschützturms mit seiner gewaltigen Höhe hatte man einen umfassenden Überblick auf die brennende, schwelende und rauchende Riesenstadt, der einen immer wieder auf das Tiefste erschütterte.»<sup>3</sup> Und General Krebs bestärkte Hitler immer noch in dem Glauben, Wencks Armee sei drauf und dran, von Südwesten durchzubrechen.

Um den Widerstand zu stärken, streute Bormann wie Goebbels und Ribbentrop das Gerücht aus, eine Übereinkunft mit den westlichen Alliierten stehe kurz bevor. «Steht fest und kämpft fanatisch», hatte er den Gauleitern

am frühen Morgen des 26. April befohlen. «Wir geben nicht auf. Wir unterwerfen uns nicht. Wir spüren, dass in der Aussenpolitik etwas vor sich geht. Heil Hitler! Reichsleiter Bormann.»<sup>4</sup> Was diese Lüge wert war, zeigte bald darauf Hitlers und Goebbels' Reaktion auf Himmlers Versuch, mit den Westmächten in der Tat einen Waffenstillstand herbeizuführen.

Truman und Churchill hatten den Kreml umgehend über Graf Bernadottes Vorstoss informiert. «Ihre beabsichtigte Antwort an Himmler halte ich für absolut richtig», antwortete Stalin Truman am 26. April.<sup>5</sup> Im Bunker wusste zu diesem Zeitpunkt noch niemand etwas, und doch witterte Bormann instinktiv Verrat. In der Nacht zum Freitag, dem 27. April, schrieb er in sein Tagebuch: «Himmler und Jodl halten die Divisionen zurück, die wir in den Kampf führen wollen. Wir werden kämpfen und mit unserem Führer sterben, dem wir bis ins Grab die Treue halten. Viele werden sich von ,höheren Motiven leiten lassen. Sie opfern ihren Führer. Pfui! Was sind das für Schweine. Sie haben alle Ehre verloren. Unsere Reichskanzlei zerfällt in Schutt und Asche. Die Welt hängt jetzt an einem seidenen Faden. Die Alliierten fordern die bedingungslose Kapitulation. Das wäre Verrat am Vaterland. Fegelein hat sich selbst gerichtet. Er wollte in Zivilkleidern aus Berlin fliehen.»<sup>6</sup> Eilig sagte sich Bormann von seinem engen Vertrauten los.

Bei der Lagebesprechung am Nachmittag war Hitler aufgefallen, dass Fegelein fehlte. Bormann kannte – wahrscheinlich von ihren gemeinsamen Saunabesuchen – die Wohnung in Charlottenburg, die er für seine Affären zu benutzen pflegte. Ein paar Leute aus Hitlers Gestapo-Leibwache wurden ausgesandt, um ihn zu holen. Sie fanden Fegelein, der offenbar betrunken war und eine Geliebte bei sich hatte. Seine Koffer mit Geld, Schmuck und falschen Pässen standen für die Abreise bereit. Er forderte, den Bunker anrufen und mit seiner Schwägerin sprechen zu dürfen. Aber Eva Braun, schockiert zu hören, dass auch er ihren geliebten «Führer» hatte verlassen wollen, weigerte sich, für ihn einzutreten. Sie glaubte ihm nicht, als er versicherte, er wollte nur zu ihrer Schwester Gretl eilen, die in den Wehen lag. Fegelein wurde unter strenger Bewachung in die Reichskanzlei gebracht. Dort schloss man ihn in einem Kellerraum ein.

Am Nachmittag des 28. April erfuhr Hitler aus einer Nachricht von Radio Stockholm, Himmler habe mit den Alliierten Kontakt aufgenommen. Der Gedanke, der «getreue Heinrich» könnte auf eigene Faust einen Handel mit dem Feind schliessen, wirkte anfangs geradezu grotesk. Aber seit Steiner Berlin nicht zu retten versucht hatte, war Hitler auch die

SS verdächtig geworden. Er rief Dönitz an, der mit Himmler sprach. Der Reichsführer SS stritt alles ab. Aber noch am selben Abend brachte Hitlers Presseattache Lorenz eine Bestätigung der Gerüchte durch die Nachrichtenagentur Reuter. Nun machten sich Hitlers angestautes Misstrauen und sein Argwohn Luft. Er wurde vor Wut leichenblass. Fegelein wurde verhört, offenbar vom Chef der Gestapo, Gruppenführer Müller, persönlich. Er gab zu, von Himmlers Kontakt mit Bernadotte gewusst zu haben. Frey tag von Loringhoven sah, wie Fegelein von einer grossen Eskorte der SS nach oben gebracht wurde. Alle Rangabzeichen und sein Ritterkreuz waren von der Uniform abgerissen. Den Offiziersdolch hatte man ihm abgenommen. Sie erschossen ihn im Garten der Reichskanzlei.<sup>7</sup> Hitler war nun überzeugt, dass auch die SS gegen ihn konspirierte, wie es die Wehrmacht ein Jahr zuvor getan hatte.

Hitler begab sich direkt in den Raum des Bunkers, in dem der neu ernannte Marschall Ritter von Greim sein verwundetes Bein pflegte. Er befahl ihm, Berlin per Flugzeug zu verlassen, um Angriffe der Luftwaffe gegen die sowjetischen Panzer zu organisieren, die bereits am Potsdamer Platz standen. Ausserdem sollte er dafür sorgen, dass Himmler nicht ungestraft davonkam. «Niemals darf ein Verräter mir als Führer nachfolgen!», schrie Hitler.<sup>8</sup> Nun war keine Zeit zu verlieren. Hanna Reitsch wurde herbeigeholt, die Greim, der an Krücken ging; die Betontreppe hinaufhalf. Draussen stand ein Panzerwagen bereit, der den Marschall zu einem Schulungsflugzeug vom Typ Arado 96 bringen sollte. Dieses stand in der Nähe des Brandenburger Tors für ihn bereit. Den sowjetischen Soldaten von der Dritten Stossarmee, die sich gerade bis zum Tiergarten vor gekämpft hatten, blieb vor Staunen der Mund offen stehen, als die kleine Maschine vor ihren Augen abhob. Zunächst befürchteten sie, Hitler sei ihnen entkommen. Aber die reichlich späten Salven von Flak und Maschinengewehren verfehlten ihr Ziel. Ritter von Greim und Hanna Reitsch war die Flucht gelungen.

Die bewegte Nacht im «Führer»-Bunker fand damit aber noch nicht ihr Ende. Eine noch grössere Überraschung stand bevor. Adolf Hitler schickte sich an, die Schwägerin des Mannes zu heiraten, den er soeben hatte erschliessen lassen. Goebbels brachte einen Herrn Walter Wagner, Amtsleiter im Gau Berlin, in Hitlers privates Wohnzimmer. Er war berechtigt, eine standesamtliche Eheschliessung vorzunehmen. Wagner, der sich von dem, was man da von ihm erwartete, hoch geehrt fühlte, erschien direkt von der

Wache in seiner braunen Naziuniform und der Armbinde des Volkssturms. Hitler trug seinen üblichen Uniformrock. Eva Braun war in ein langes schwarzes Taftkleid geschlüpft, das Hitler oft an ihr bewundert hatte. Die Farbe war dem Anlass durchaus angemessen. Wagner, der sehr nervös wirkte, musste dem «Führer» und Fräulein Braun die Frage stellen, ob sie rein arischer Abstammung und frei von Erbkrankheiten seien. Das Ritual der Kriegstrauung nahm nur wenige Minuten in Anspruch. Dann leisteten beide ihre Unterschrift. Als Trauzeugen fungierten Goebbels und Bormann. Eva Braun setzte unwillkürlich mit ihrem Mädchennamen an, hielt dann inne, strich das B aus und schrieb «Eva Hitler, geb. Braun». Hitlers Unterschrift geriet völlig unleserlich, so sehr zitterte seine Hand.

Die Neuvermählten traten dann in den Vorraum hinaus, der im Bunker als Besprechungszimmer diente. Die anwesenden Generäle und Sekretärinnen gratulierten. Dann zogen sie sich in die Privaträume zu einem Hochzeitsfrühstück mit Champagner für die neue Frau Hitler zurück. Endlich hatte sie den verdienten Lohn für ihre Treue in einer Welt des Verrats erhalten. Später kamen Bormann, Goebbels und seine Frau Magda sowie die beiden verbliebenen Sekretärinnen Gerda Christian und Traudl Junge hinzu. Hitler bat Traudl Junge in das Nachbarzimmer, wo er ihr sein politisches und sein persönliches Testament diktierte. Sie sass dort nervös und aufgeregt, weil sie erwartete, endlich eine tiefere Erklärung für den wahren Sinn der gewaltigen Opfer zu hören. Stattdessen wurde sie mit den üblichen politischen Phrasen, der gewohnten Selbsttäuschung und den Beschuldigungen anderer konfrontiert. Den Krieg habe er nie gewollt. Er war ihm vom Weltjudentum aufgezwungen worden. Er werde, «trotz aller Rückschläge», wie er behauptete, «einst als ruhmreichste und tapferste Bekennung des Lebenswillens eines Volkes in die Geschichte eingehen».

Grossadmiral Dönitz, der Chef der Kriegsmarine, wurde zum Reichspräsidenten ernannt. Wehrmacht, Luftwaffe und SS hatten entweder versagt oder ihn verraten. Nun zog er den treuen Dönitz, den «Hitlerjungen Quex», all den Ränkeschmieden vor. Goebbels wurde Reichskanzler, während «mein treuester Parteigenosse Martin Bormann» zum Chef der Partei und zum Vollstrecker von Hitlers privatem letzten Willen avancierte. Offenbar glaubte er noch aus dem Grab seine Politik des «Teile und herrsche» fortsetzen zu können, und wenn es nur mit dem gespenstischsten Regime war, das die Welt je gesehen hatte. Die absonderlichste Ernennung war wohl die von Gauleiter Karl Hanke zum Reichsführer SS und Himmlers Nach-

folger. Hanke, vor dem Krieg Verehrer von Magda Goebbels, sass noch in Breslau fest, wo er seine provinzielle Variante des erzwungenen Selbstmords einer Stadt zelebrierte. Goebbels verfasste derweil sein eigenes Testament. Er hielt es für seine Pflicht, «in diesem Delirium von Verrat, das in diesen kritischsten Tagen des Krieges den Führer umgibt», dessen Befehl zum Verlassen Berlins zu missachten und «bedingungslos bis zum Tode zu ihm zu halten». Ein Exemplar von Hitlers Testament wurde von einem vertrauenswürdigen Offizier zu Generalfeldmarschall Schörner, dem neuen Chef der Wehrmacht, gebracht. In dem Begleitbrief von General Burgdorf heisst es, Hitler habe dieses «unter der niederschmetternden Nachricht über den Treubruch des Reichsführers SS geschrieben».<sup>9</sup>

Die eher gedämpfte Trauungszeremonie im Bunker stand in scharfem Kontrast zu den wilden Szenen, die sich weiter oben abspielten. Als Traudl Junge an diesem Sonntag, dem 29. April, schliesslich gegen vier Uhr morgens ihre Schreibarbeit beendete, der «Führer» und seine Gemahlin sich zurückgezogen hatten, ging sie nach oben, um nach Essbarem für die Kinder der Goebbels-Familie zu suchen. Als sie sah, was sich dort abspielte, während nahebei im unterirdischen Feldlazarett der Reichskanzlei die Verwundeten lagen, war sie tief schockiert. «Ein erotisches Fieber schien alle erfasst zu haben. Überall, selbst auf dem Behandlungsstuhl des Zahnarztes, sah ich lüstern umschlungene Körper. Die Frauen hatten ihre intimsten Teile schamlos entblösst.»<sup>10</sup> SS-Offiziere, welche die Keller und Strassen nach zu bestrafenden Deserteuren durchstreiften, hatten hungrige, leicht zu beeindruckende junge Frauen mit dem Versprechen von Partys bei Champagner und gutem Essen ohne Mühe in die Reichskanzlei gelockt. Das war die Apokalypse der totalen Korruption, bei der das Beton-U-Boot der Unterwelt der Reichskanzlei die perfekte Bühne für ein existenzialistisches Höllentheater abgab.

Für die Berliner Bevölkerung wurde die Realität mit jeder Stunde unerträglicher. Am 28. April marschierten sowjetische Truppen in die Strasse unserer anonymen Tagebuchschreiberin ein. «Ich hatte ein flaues Gefühl im Magen», schrieb sie. «Es erinnerte mich daran, wie ich mich als Schulmädchen vor der Mathematikprüfung gefühlt hatte – unangenehm und unruhig, von dem Wunsch beseelt, es möge bald vorbei sein.» Aus einem Fenster im obersten Stockwerk sahen sie eine sowjetische Versorgungskolonie mit Pferdegespannen herankommen. Fohlen drängten sich an ihre Mütter.

Auf der Strasse roch es bereits nach Pferdeäpfeln. In der Werkstatt gegenüber wurde eine Feldküche eingerichtet. Deutsche Zivilisten waren weit und breit nicht zu sehen. Die Rotarmisten übten auf Fahrrädern, die sie gefunden hatten. Das gab ihr etwas Zuversicht. Sie kamen ihr vor wie gross Kinder.

Als sie sich schliesslich aus dem Haus wagte, war eine der ersten Fragen, die man ihr stellte: «Haben Sie einen Mann?» Sie sprach etwas Russisch und konnte so die plumpe Anmache parieren. Dann aber sah sie, wie die Soldaten sich Blicke zuwarfen, und wurde von Angst gepackt. Einer, der eine Wodkaflasche hatte, folgte ihr, als sie sich in den Keller zurückzog. Dort erstarrten die anderen Frauen zur Salzsäule, als er leicht schwankend umherging und ihnen mit der Taschenlampe ins Gesicht leuchtete. So ging es noch eine Weile fort, bis unsere Tagebuchschreiberin wieder aus dem Keller schlüpfte und ihn gleichsam auf die sonnenbeschienene Strasse mitnahm. Andere Soldaten tauchten auf und nahmen den Zivilisten im Keller die Uhren ab. Aber es kam zu keiner Gewalt. Als die Soldaten dann allerdings am Abend gegessen und getrunken hatten, gingen sie auf Abenteuer aus. Der Tagebuchschreiberin lauerten in der Dunkelheit drei Männer auf, die sie nacheinander vergewaltigten. Als der zweite sich an ihr verging, erschienen drei weitere Soldaten, darunter eine Frau. Aber alle drei, auch die Frau, lachten nur, als sie der Szene ansichtig wurden.

Endlich wieder in ihrem Zimmer zurück, verbarrikadierte sie die Tür mit allen verfügbaren Möbeln, bevor sie sich schlafen legte. Wie viele Berlinerinnen, die in jenen Tagen vergewaltigt wurden, war für sie am schlimmsten, dass sie kein fliessendes Wasser hatte, um sich danach zu waschen. Sie war noch nicht lange im Bett, als ihre Barrikade grob beiseite geschoben wurde. Eine Gruppe Soldaten kam herein und liess sich in ihrer Küche zum Essen und Trinken nieder. Ein Hüne namens Petka hielt sie fest, als sie sich durch die Tür schmuggeln wollte. Sie bat ihn, sie vor weiterer Vergewaltigung zu schützen, was er ihr versprach. Am frühen Morgen erwachte er, als der Kompaniehahn unten auf der Strasse krächte. Er erklärte, er müsse nun wieder zum Dienst, zerdrückte ihr fast die Hand, nahm Abschied und versprach, gegen sieben Uhr abends wiederzukommen.

Viele Frauen gaben sich einem Soldaten hin, um nicht von vielen geschändet zu werden. Für Magda Wieland, eine 24-jährige Schauspielerin, war das Eintreffen russischer Truppen in der Giesebrechtstrasse in der Nähe des Kurfürstendamms «der schrecklichste Augenblick des ganzen



Krieges». Sie hatte sich in einem grossen, mit reichen Schnitzereien verzierten Mahagonischrank versteckt, als sie in ihre Wohnung eindringen. Ein blutjunger Soldat aus Mittelasien holte sie heraus. Der Anblick der schönen jungen Blondine erregte ihn so, dass es zu einem vorzeitigen Samenerguss kam. Mit Zeichensprache bot sie sich ihm als seine Geliebte an, wenn er sie vor anderen russischen Soldaten schützte. Der Gedanke, eine blonde Freundin zu haben, begeisterte ihn so, dass er hinauslief, um es seinen Freunden zu erzählen. Aber ein anderer Soldat trat ein und tat ihr brutale Gewalt an.

Im Keller wurde Ellen Goetz, eine jüdische Freundin Magdas, die nach einem schweren Bombenangriff aus dem Gefängnis in der Lehrter Strasse geflohen war und im Hauskeller Unterschlupf gefunden hatte, ebenfalls ergriffen und vergewaltigt. Als andere Deutsche den Russen zu erklären versuchten, sie sei Jüdin und von den Nazis verfolgt worden, erhielten sie zur Antwort: «Frau ist Frau.» Später kamen russische Offiziere. Sie verhielten sich selbst korrekt, taten aber nichts, um ihre Männer an die Kandare zu nehmen.

In der Giesebrechtstrasse war ein sehr gemischtes Völkchen zu Hause. Hans Gensecke, ein bekannter Journalist, der Juden versteckt hatte und zur Strafe Leichen aus Bombenkellern räumen musste, wohnte im Haus Nr. 10. In der dritten Etage war auch Kaltenbrunners Geliebte beheimatet. Sie empfing ihn häufig in ihrer Wohnung mit vergoldeten Türen, seidengepolsterten Möbeln und exotischen Vorhängen, die zweifellos in den besetzten Ländern Europas zusammengeraubt waren. Das Nachbarhaus, Nr. 11, war berühmt durch «Salon Kitty», ein Bordell für die Naziprominenz. Dieses Etablissement, in dem 16 junge Prostituierte tätig waren, stand seit Kriegsbeginn unter dem Schutz von Heydrich und Schellenberg. Hohe Beamte, Wehrmachtsoffiziere und ausländische Diplomaten wurden hier von der Spionageabteilung der SS abgehört und dann erpresst. Alle Zimmer waren verwandt, und nach der Eroberung Berlins soll der NKWD die dort verwendete Technik mit grossem Interesse studiert haben. Noch ein Haus weiter hatte der Stadtkommandant von Berlin, Generalleutnant Paul von Hase, gewohnt, bis man ihn nach dem 20. Juli verhaftete und hinrichtete.<sup>11</sup>

Da Hitlerjungen und SS nunmehr auf jedes Haus schossen, aus dem eine weisse Fahne hervorlugte, sah sich die Zivilbevölkerung der unversöhnlichen Gewalt beider Seiten ausgesetzt. Aus den Trümmerhaufen, die einmal

Häuser gewesen waren, stieg der Geruch von verbrannten oder verwesenden Leichen auf. Aber es waren weniger diese schrecklichen Szenen als vielmehr die drei Jahre Propaganda, welche die Sicht der sowjetischen Truppen prägten. Für sie war Berlin «eine graue, beängstigende, trübe, menschenfeindliche Stadt, ein Banditennest».<sup>12</sup>

Diese Haltung bekamen auch deutsche Kommunisten zu spüren. Im Wedding, der bis 1933 eine Hochburg der Linken gewesen war, suchten Aktivisten aus der Jülicher Strasse die sowjetischen Offiziere auf, welche die in ihrem Bezirk stationierte Einheit kommandierten, um ihnen zum Sieg zu gratulieren. Sie wiesen ihre Mitgliedskarten der Kommunistischen Partei vor, die sie in den zwölf Jahren der Illegalität aufbewahrt hatten. Sie boten an, ihre Frauen und Töchter könnten beim Waschen und Kochen helfen. Aber wie ein französischer Kriegsgefangener berichtete, fielen die Offiziere der Einheit noch am selben Abend über sie her.<sup>13</sup>

Während sich die Insassen des «Führer»-Bunkers wegen der T-34- und Stalin-Panzer sorgten, die vom Potsdamer Platz und über die Wilhelmstrasse anrückten, konzentrierten sich alle Gedanken der sowjetischen Truppen auf den nördlichen Teil von Berlin-Mitte. Die Dritte Stossarmee kämpfte sich durch Moabit, nordöstlich der Spree vorwärts, um schliesslich zum Sturm auf den Reichstag anzusetzen.

Der Kommandeur der 150. Schützendivision, General Schatilow, glaubte, Goebbels persönlich leite die Verteidigung des Zuchthauses Moabit und werde ihm dort lebend in die Hände fallen.<sup>14</sup> Das Gefängnis, so schrieb er, «starrte uns mit seinen schmalen Fenstern feindselig an».<sup>15</sup> Es ist erstaunlich, dass die Russen das Böse selbst in den Häusern von Berlin zu erblicken meinten, wie sie es bereits in den Strassenbäumen jenseits ihrer Grenze gesehen hatten. Das Zuchthaus Moabit war offenbar nicht leicht zu erobern. Die Artillerie brachte ein schweres Geschütz nach vorn, das aber sofort heftiges Feuer auf sich zog. Der erste Kanonier fiel, und nach ihm auch der zweite, aber bald klaffte eine Bresche in den Mauern.

Sturmtrupps jagten geduckt über die Strasse und drangen in den Hof ein. Dort ergab sich die deutsche Besatzung dann ziemlich rasch. Pioniere, die an den Eingängen Minen entdeckt hatten, suchten weiter nach Sprengladungen. Ihr Kommandeur erinnert sich, wie laut es von den Metalltreppen widerhallte, als sie durch das Gebäude stürzten. Jeder Deutsche, der mit erhobenen Händen heraustrat, wurde genau inspiziert, auch jene in Zivil. Schliesslich hätte der verkleidete Goebbels darunter sein können. Die

Zellentüren sprangen auf, und die befreiten Gefangenen blinzelten ins Sonnenlicht.<sup>16</sup>

Die Erstürmung anderer Gebäude kostete viel schwerere Verluste in einer Stadt, deren Strassen aufgrund des permanenten Beschusses in dicke Rauchwolken gehüllt waren. «Was für einen schrecklichen Preis zahlen wir für jeden Schritt zum Sieg», schrieb der Chefredakteur der Armeezeitung *Woin Rodiny* (Kämpfer für die Heimat) nach einem Besuch im umkämpften Berlin. Bald darauf wurde er selbst von einer Granate getötet. Kurz vor dem Ende eines so langen, grausamen Krieges zu sterben, schien doppelt bitter. Viele bewegte der Tod von Michail Schmonin, einem jungen, bewunderten Zugführer. «Mir nach!», hatte er seinem Sergeanten zugerufen, als er auf ein Haus zulief. Er hatte kaum drei Schüsse abgegeben, als ein schweres Geschoss, sehr wahrscheinlich aus einer sowjetischen Kanone, in die Mauer vor ihm krachte. Sie stürzte ein, und der Leutnant mit «den roten Wangen, dem ebenmässigen Gesicht und den grossen, klaren Augen» wurde unter den Trümmern begraben.

Da die Rote Armee «rasch lernte, was zu erwarten war», wenn es um den Strassen- und Häuserkampf in Berlin ging, wo «hinter jeder Barrikade ein Schütze mit einer Panzerfaust sitzen konnte» und wo «Betongebäude zu Bunkern wurden», setzte sie mehr und mehr ihre 152- und 203-Millimeter-Haubitzen ein, die auf kurze Entfernung wirkungsvolle Schüsse abfeuerten. Erst dann rückten die Sturmtruppen vor.<sup>17</sup> Nur die Tunnel und Bunker in den U-Bahnschächten, von denen es im Gebiet von Gross-Berlin über 1'000 gab, wurden von den sowjetischen Truppen strikt gemieden. Sie waren auch äusserst vorsichtig, wenn sie zivile Luftschutzräume betraten, weil sie glaubten, überall könnten deutsche Soldaten versteckt sein und sie aus dem Hinterhalt angreifen. Daher verbarrikadierten sie alle Keller, die sie hinter sich liessen. Zivilpersonen, die sich über der Erde zeigten, mussten damit rechnen, auf der Stelle erschossen zu werden. Berichte von T-34, die Eisenbahntunnel durchfahren hätten, um im Rücken der deutschen Linien aufzutauchen, waren meist ein Produkt des deutschen Verfolgungswahns. Der einzige verbürgte Fall, dass ein Panzer in die U-Bahn geriet, war der des unglückseligen Fahrers eines T-34, der einen Eingang zum U-Bahnhof Alexanderplatz übersah und die Treppen hinabrollte. Geschichten von Geschützen, welche die Treppen Stufe für Stufe hinunterrumpelten und dann auf den Schienen weitergezogen wurden, entstammen ebenfalls eher dem Reich der Fantasie.

Vom Zuchthaus Moabit waren es ganze 800 Meter entlang der Strasse Alt-Moabit bis zur Moltkebrücke über die Spree. Von dort blieben bis zum Reichstag nur noch weitere 600 Meter. Wenn der Rauch sich von Zeit zu Zeit etwas verzog, war er bereits in der Ferne zu sehen. Für die 150. und die 171. Schützendivision lag er nun zum Greifen nahe. Aber ihre Männer machten sich keine Illusionen, welche Gefahren sie noch erwarteten. Sie wussten, dass viele von ihnen noch sterben würden, bevor sie das rote Banner auf dem Gebäude hissen konnten, das Stalin zum Symbol von Berlin ausersehen hatte. Ihm zu Gefallen wollten die Kommandeure das Gebäude rechtzeitig erstürmen, damit er diesen Triumph auf der Feier zum 1. Mai in Moskau verkünden konnte.<sup>18</sup>

Am Nachmittag des 28. April begannen die Truppen den Sturm auf die Moltkebrücke. Die Vorausabteilungen beider Divisionen starteten aus den gleichen Stellungen, wodurch der Wettkampf nur noch heftiger wurde. Die Brücke war von beiden Seiten verbarrikadiert, vermint und mit Stacheldraht versperrt. Von beiden Flanken hatte man sie mit Maschinengewehren und Artillerie gesichert. Kurz vor 18.00 Uhr ertönte eine ohrenbetäubende Detonation. Die Deutschen hatten die Moltkebrücke gesprengt. Als sich Rauch und Staub verzogen, wurde allerdings klar, dass die Zerstörung nicht ganz gelungen war. Die Brücke hatte sich zwar gesenkt, blieb aber für die Infanterie durchaus noch passierbar.

Der Bataillonskommandeur, Hauptmann Neustrojew, befahl dem Sergeanten Pjatnizki, mit seinem Zug einen Probeangriff zu versuchen. Pjatnizki und seine Männer rannten über die offene Fläche bis zur Brücke, wo sie hinter den Barrikaden der Deutschen Deckung fanden. Dann forderte Neustrojew Feuerschutz für den Übergang an. Die Artilleriebeobachter brauchten offenbar recht lange, um ihre Batterien zu dirigieren, aber beim letzten Tageslicht setzte die Artilleriesvorbereitung ein. Der schwere Beschuss aus kürzester Entfernung zerschmetterte die deutschen Feuerstellungen, und die ersten Züge Infanterie stürzten zum anderen Ufer, wo sie sich längs der grossen Gebäude am Kronprinzenufer und auf der Moltkestrasse vorwärts arbeiteten. Um Mitternacht, als Hitler mit Eva Braun die Ehe schloss, hatten sie bereits einen festen Brückenkopf gebildet. Während der restlichen Nachtstunden überquerte der Hauptteil der 150. und der 171. Schützendivision die Spree.

Die 150. Schützendivision attackierte das Innenministerium an der Südseite der Moltkestrasse. Dieses massive Gebäude trug den Namen «Himm-

ler-Haus». Türen und Fenster waren bis auf Schiessscharten für die Verteidiger verbarrikadiert. Es war schwer einzunehmen. Geschütze und Raketenbatterien konnten hier nicht eingesetzt werden. So brachten Pioniere improvisierte Katjuschas heran. Allerdings waren die wichtigsten Waffen, die am Vormittag des 29. April im Nahkampf zum Einsatz kamen, Maschinenpistolen und Handgranaten.<sup>19</sup>

Die sowjetischen Soldaten fürchteten sich zwar sehr davor, in den letzten Tagen des Krieges noch zu fallen, zugleich wollten sie aber in der Heimat Eindruck machen. Als Eroberer von Berlin sahen sie sich als die Elite in der Sowjetunion nach dem Krieg. «Grüsse von der Front», schrieb Wladimir Borissowitsch Perewersew an jenem Tag. «Guten Tag, meine Lieben und Teuren. Ich lebe und bin gesund, nur die ganze Zeit ein wenig beerauscht. Aber das brauchen wir, um uns Mut zu machen. Eine vernünftige Ration Drei-Sterne-Kognak schadet nicht. Wer seinen Eichstrich nicht kennt, den bestrafen wir. Jetzt schliessen wir den Ring um das Stadtzentrum. Ich stehe kaum noch 500 Meter vom Reichstag entfernt. Wir haben bereits die Spree überquert, und in einigen Tagen wird es mit Fritz und Hans zu Ende sein. Sie schreiben immer noch an die Mauern, Berlin bleibt deutsche Aber wir schreiben darüber, Alles Deutsche kaputte Und wie wir sagen, so wird es sein. Ich wollte euch ein Foto schicken, das ich von mir habe machen lassen, aber wir konnten den Film noch nicht entwickeln. Das ist schade, denn es ist eine sehr interessante Aufnahme: Ich habe eine Maschinenpistole über der Schulter, eine Mauser im Gürtel und Handgranaten in beiden Händen. Das genügt, um die Deutschen zu schlagen. Kurz gesagt, wir werden morgen im Reichstag sein. Leider kann ich keine Pakete schicken. Dafür haben wir jetzt keine Zeit. Wir Fronteinheiten haben anderes zu tun. Ihr schreibt, dass ein Teil unserer Küchendecke eingestürzt ist, aber was bedeutet das schon! Über uns ist ein sechsstöckiges Gebäude eingestürzt, und wir mussten unsere Jungs ausgraben. So leben wir und schlagen die Deutschen. So viel in Kürze für heute.»<sup>20</sup> Perewersew erlitt eine schwere Verwundung, kurz nachdem er den Brief beendet hatte. Er starb an dem Tag, als alle Lautsprecher den Sieg verkündeten.

«Sonntag, der 29. April», schrieb Martin Bormann in sein Tagebuch. «Der zweite Tag, der mit einem Feuersturm begonnen hat. In der Nacht vom 28. zum 29. April hat die ausländische Presse von Himmlers Kapitulationsangebot berichtet. Die Heirat von Hitler und Eva Braun. Der Führer diktiert

sein politisches und sein privates Testament. Die Verräter Jodl, Himmler und die Generale wollen uns den Bolschewiken ausliefern. Wieder der Feuersturm. Nach Feindinformationen sind die Amerikaner in München eingedrungen.»<sup>21</sup>

Hitler, immer noch zwischen Optimismus und Pessimismus hin- und hertaumelnd, begriff schliesslich, dass alles verloren war. Seine geschützte Radiotelefonverbindung war buchstäblich zusammengebrochen, als der letzte Ballon, der die Antenne über dem «Führer»-Bunker hielt, abgeschossen wurde. Nun konnten die Lauschposten der Roten Armee seine offenen Funksprüche jenes Tages mithören. Bormann und Krebs sandten gemeinsam eine Botschaft an alle Kommandeure: «Führer erwartet unerschütterliche Treue von Schörner, Wenck und anderen. Erwartet ebenfalls von Schörner und Wenck, ihn und Berlin zu retten.» Generalfeldmarschall Schörner antwortete: «Das Hinterland ist komplett desorganisiert. Die Zivilbevölkerung macht das Agieren schwer.» Schliesslich stellte auch Wenck klar, dass man von der Zwölften Armee keine Wunder erwarten sollte: «Die Truppen der Armee haben grosse Verluste erlitten, und es mangelt sehr an Waffen.»<sup>22</sup>

Die Insassen des «Führer»-Bunkers, selbst die getreuesten, sahen nun ein, dass die Zahl der Opfer immer grösser wurde, je länger Hitler seinen Selbstmord hinauszögerte. Nach dem Debakel mit Himmler und Göring konnte keiner mehr einen Waffenstillstand ins Auge fassen, solange der Diktator am Leben war. Wenn er aber zögerte, bis die Russen vor der Reichskanzlei standen, dann würde keiner mehr lebend herauskommen.

Freytag von Loringhoven wollte nicht in dieser Umgebung und in solcher Gesellschaft sterben. Als die drei Boten mit Hitlers letztem Willen den Bunker verlassen hatten, kam er auf den Gedanken, er und Boldt könnten wegen der zusammengebrochenen Nachrichtenverbindungen die Genehmigung erbitten, zu den Truppen ausserhalb der Stadt Verbindung aufzunehmen. «Herr General», wandte er sich an Krebs, «ich will nicht hier wie eine Ratte sterben, ich will zur kämpfenden Truppe.» Krebs zögerte zunächst. Dann sprach er mit General Burgdorf. Dieser meinte, wer noch zu kämpfen in der Lage sei, sollte gehen dürfen. Sein eigener Adjutant, Oberstleutnant Weiss, sollte gemeinsam mit Freytag von Loringhoven und Hauptmann Boldt die Reichskanzlei verlassen.<sup>23</sup>

Nach der «Mittagslage» bat man Hitler um seine Zustimmung. «Wie wol-

len Sie denn aus Berlin herauskommen?», fragte der. Freytag von Loringhoven erläuterte, sie wollten sich durch die Stadt bis zur Havel durchschlagen, wo sie ein Boot zu finden hofften. Hitler gefiel der Gedanke. «Es muss ein Boot mit einem Elektromotor sein, denn dieser macht fast kein Geräusch, und so können Sie durch die russischen Linien schlüpfen.» Freytag von Loringhoven, der Hitlers Fixierung auf Einzelheiten kannte, stimmte zu, das sei wohl die beste Möglichkeit, fügte aber hinzu, wenn nötig, werde es auch ein anderes Boot tun. Hitler, plötzlich sehr erschöpft, verabschiedete sie mit einem schlaffen Händedruck.<sup>24</sup>

Bei der Division «Nordland» wusste man gut, wie nahe die Russen der Reichskanzlei bereits waren. Drei T-34 waren am Tag zuvor längs der Wilhelmstrasse bis zur U-Bahnstation vorgestossen, wo französische SS-Männer sie mit Panzerfäusten aufgehalten hatten.

Die 301. Schützendivision von Oberst Antonow setzte im Morgengrauen des 29. April zum letzten Sturm an. Die Neuvermählten im «Führer-Bunker hatten sich gerade zur Ruhe begeben. Zwei seiner Schützenregimenter griffen das Gestapo-Hauptquartier in der Prinz-Albrecht-Strasse an, ein Gebäude, das bei den Luftangriffen vom 3. Februar bereits schwer getroffen worden war. Nach der neuen Taktik wurden schwere Haubitzen vom Kaliber 203 Millimeter nach vorn gebracht, die aus nächster Nähe eine grosse Bresche in die Mauern schossen.<sup>25</sup> Zwei Bataillone stürmten hinein und hissten auf dem Dach die rote Fahne. In den sowjetischen Berichten fehlt allerdings die Tatsache, dass sich die Russen am Abend bei einer heftigen Konterattacke der Waffen-SS unter schweren Verlusten zurückziehen mussten. Sie wussten nicht, ob in dem Gebäude noch lebende Gefangene der Gestapo waren. Nach dem schrecklichen Massaker in der Nacht vom 23. April hatte die Gestapo noch sieben am Leben gelassen.

Die Division «Nordland», die nun aus der Reichskanzlei von Mohnke befehligt wurde, erhielt pausenlos ermutigende Nachrichten darüber, dass Wencks Armee vorankam und mit den Alliierten Verhandlungen im Gange seien.<sup>26</sup> Die einzige Verstärkung, die Krukenberg erhalten hatte, bestand aus 100 älteren Polizeibeamten. Seine Männer waren inzwischen zu abgestumpft, um sich noch um die Nachrichten aus der Reichskanzlei zu kümmern. Vor Müdigkeit vermochten sie kaum noch zu sprechen und starteten völlig geistesabwesend vor sich hin. Wenn sie einschliefen, konnte

man sie nur durch heftiges Rütteln wieder in den Wachzustand versetzen.<sup>27</sup> Aus der Panzerjagd, so schrieb einer von ihnen später, war nun ein Himmelfahrtskommando geworden.<sup>28</sup>

Die französischen Panzerjäger spielten bei der Verteidigung eine besonders wirksame Rolle. Auf ihr Konto kam über die Hälfte der 108 Panzer, die in dem ganzen Abschnitt ausgeschaltet wurden. Bataillonskommandeur Henri Fenet beschrieb einen 17-jährigen namens Roger aus Saint-Nazaire, der ganz allein auf sich gestellt mit der Panzerfaust «wie ein Soldat mit dem Gewehr» kämpfte. Die höchste Trefferquote von acht Panzern hatte Unterscharführer Eugène Vaulot, ein 20-jähriger Klempner mit dem Spitznamen «Gégène». Zwei T-34 hatte er in Neukölln getroffen und sechs weitere in weniger als 24 Stunden. Am Nachmittag des 29. April beorderte ihn Krukenberg in seinen U-Bahnwagen. «Im flackernden Licht von Kerzenstummeln» überreichte er ihm dort eines der beiden letzten Ritterkreuze. Der Zweite, der diese Auszeichnung erhielt, war der Truppenführer der SS-Schwerpanzerabteilung 503, Major Herzig. Mohnke übergab es ihm etwa zur gleichen Zeit. Auch Fenet und der Offiziersschüler Apollot wurden ausgezeichnet, weil jeder fünf Panzer zerstört hatte. Ein skandinavischer Obersturmführer von der «Nordland» spendete drei Flaschen französischen Beuteweins, um auf die Helden anzustossen.<sup>29</sup>

Fenet, der an einer Fuss Verletzung litt, erklärte, sie hätten so hartnäckig gekämpft, weil ein einziger Gedanke sie beherrschte: «Die Kommunisten müssen gestoppt werden.» Fürs Philosophieren hätten sie keine Zeit gehabt.<sup>30</sup> Auch der weissgardistische Offizier Protopopow, der schon im Bürgerkrieg in Russland gekämpft und seine französischen Kameraden nach Berlin begleitet hatte, war der Meinung, die Geste sei wichtiger als die Tatsachen. Später versuchten die wenigen überlebenden ausländischen SS-Freiwilligen, ihre Verzweiflungstat mit der Notwendigkeit zu begründen, ein Beispiel für den Kampf gegen den Bolschewismus in der Zukunft zu geben. Dafür sei es auch gerechtfertigt gewesen, selbst halbwüchsige Jungen zu opfern.

Westlich von den Kämpfen um die Wilhelmstrasse stiess Tschuikows Achte Gardearmee über den Landwehrkanal nach Norden in den Tiergarten vor. Einige Einheiten schwammen durch den Kanal, andere benutzten improvisierte Hilfsmittel, um im Schutz von Artilleriebeschuss und Rauchbomben über das Wasser zu gelangen. Eine Gruppe lief durch die Tunnel der Kana-



lisation, um sich in den Rücken der Verteidiger zu manövrieren und sie von dort zu bekämpfen.

An der Potsdamer Brücke verfiel man auf eine Kriegslist. An einem T-34 brachte man aussen ölgetränkte Lappen und Kanister an. Als der Panzer sich der Brücke näherte, setzte man diese in Brand. Die Panzerabwehrgeschütze und ein eingegrabener «Tiger» auf der deutschen Seite stellten das Feuer ein in dem Glauben, den T-34 getroffen zu haben. Bis die Deutschen begriffen, was wirklich vorging, hatte dieser bereits die Brücke passiert und nahm die Verteidiger aus nächster Nähe unter Feuer. In seinem Schutz folgten weitere T-34.

Zu einem weiteren Trick griffen die sowjetischen Truppen am frühen Nachmittag. Aus einem ganzen Komplex von Tunneln und Luftschutzbunkern in drei Etagen tauchten drei deutsche Zivilisten mit weissen Fahnen auf. Sie fragten, ob die Zivilisten abziehen könnten. Gardemajor Kucharew, ein Politoffizier, ein Dolmetscher und zehn Mann mit Maschinenpistolen gingen nach vorn, um mit ihnen zu sprechen. Die drei Zivilisten führten Major Kucharew zum Eingang des Tunnelsystems. Dort traten drei deutsche Offiziere heraus. Sie wollten ihm die Augen verbinden und meinten, drinnen könne man besser sprechen. Aber Kucharew bestand darauf, die Verhandlungen im Freien zu führen. Schliesslich kam man überein, dass die 1'500 Zivilisten, die in dem Luftschutzbunker sassen, diesen verlassen durften. Als sie abgezogen waren, kündigte der deutsche Hauptmann an, die restlichen Wehrmachtsangehörigen würden nun nach dem Befehl des «Führers» bis zum letzten Mann Widerstand leisten. Damit wandten sie sich um und wollten wieder im Tunnel verschwinden. «Aber Genosse Kucharew war nicht so naiv», heisst es in dem Bericht weiter. «Der tüchtige Politoffizier zog eine kleine Pistole, die er in seinem Ärmel versteckt hatte, und erschoss damit den Hauptmann und die beiden anderen Offiziere.» Die Soldaten mit den Maschinenpistolen vom 170. Gardeschützenregiment stürmten in den Bunker, wo die Deutschen die Hände hoben. Es waren viele junge Kadetten darunter.<sup>31</sup>

Die rechte Flanke von Tschuikows Achter Gardearmee am Landwehrkanal lag nun fast genau gegenüber von General Weidlings Hauptquartier im Bendlerblock, doch der sowjetische Divisionskommandeur hatte keine Ahnung, wer sich in diesem Gebäude eingenistet hatte. Weidling, im Bewusstsein, dass das Ende kurz bevorstand, rief seine Divisionskommandeure zusammen. Er teilte ihnen mit, der letzte Funkkontakt mit General Reymann

in Potsdam habe am Tag zuvor stattgefunden. Ein Teil von General Wencks Zwölfter Armee sei nach Ferch, südlich von Potsdam, durchgebrochen, aber niemand wisse, ob ein Fluchtweg offenstehe. Er wollte mit ihnen einen Durchbruch nach Westen längs der Heerstrasse besprechen. Die Stunde X legte er für den nächsten Abend, 22.00 Uhr, fest.

## Götzendämmerung

Der Sturm auf den Reichstag sollte am 30. April bei Tagesanbruch beginnen. Das Kampfziel der sowjetischen Kommandeure bestand darin, das Bauwerk noch rechtzeitig vor der Parade zum 1. Mai in Moskau zu nehmen. Dieser Druck kam allerdings nicht von Stalin, sondern von jenen in der Befehlskette, aus deren Sicht sich nichts verändert hatte. Denn nachdem die Stadt vollständig eingeschlossen und den Amerikanern der Zugang verwehrt war, zeigte sich Stalin bemerkenswert entspannt und unternahm keinen Versuch mehr, in die Entscheidungen vor Ort einzugreifen. Allerdings blieb der Reichstag das wichtigste Symbol des Sieges über die «faschistische Bestie» und somit auch der Brennpunkt für die sowjetische Propaganda.

Ein Kriegsberichterstatter, der nur wenige Stunden zuvor in den Stab der 150. Schützendivision gerufen wurde, musste seine Pistole abgeben. Ihm fuhr der Schreck in alle Glieder, denn er glaubte, er werde wegen irgendeines Fehltritts nach Hause geschickt. Als aber der Hauptmann, der sie ihm abgenommen hatte, mit einer neuen Waffe zurückkam, beruhigte er sich wieder. «Wir haben Befehl», erklärte ihm der Offizier, «dass jeder, der zum Reichstag mitkommt, eine Maschinenpistole tragen muss.»<sup>1</sup>

Unter sporadischem Beschuss brachte man den Korrespondenten dann im Zickzack zum Himmler-Haus. Nach den detonierenden Handgranaten und dem Rattern der Maschinenpistolen zu urteilen, wurde in den oberen Etagen noch gekämpft. Im Keller dagegen bereitete das Küchenbataillon fast ebenso geräuschvoll das Frühstück für die Sturmtrupps zu. Im Parterre suchte sich Hauptmann Neustrojew, ein Bataillonskommandeur, der den Sturm auf den Reichstag anführen sollte, zu orientieren. Immer wieder schaute er auf seine Karte und dann auf das graue Gebäude vor ihm. Sein Regimentskommandeur, der wegen der Verzögerung langsam ungeduldig wurde, stand plötzlich neben ihm.

«Da steht ein graues Gebäude im Weg», erklärte Neustrojew. Der Regimentskommandeur nahm ihm die Karte weg und suchte nach dem eigenen Standpunkt. «Neustrojew!», rief er schliesslich aufgebracht. «Das ist der Reichstag!» Der junge Bataillonskommandeur hatte sich nicht vorstellen können, dass sie ihrem Ziel schon so nahe waren.

Auch der Korrespondent riskierte einen Blick aus dem Fenster. Auf dem Königsplatz «Blitze, Flammen, detonierende Granaten und die Feuerpfeile der Leuchtspurgeschosse». Bis zum Reichstag waren es kaum 400 Meter. «Ohne die Kämpfe», schrieb er, «hätte man diese Entfernung in wenigen Minuten hinter sich gebracht. Aber nun schien dieses Stück Weg, das Geschosskrater, Eisenbahnwaggons, Drahtverhaue und Gräben versperrten, völlig unpassierbar zu sein.»<sup>2</sup>

Die Verteidiger hatten den Reichstag mit einem ganzen Netz von Befestigungsanlagen umgeben. Am bedrohlichsten wirkte ein Wassergraben, der sich quer über den ganzen Königsplatz zog – ein Tunnel, der durch das Bombardement eingestürzt war und sich mit Spreewasser gefüllt hatte. Er gehörte zu den Vorbereitungsarbeiten zum Bau von Albert Speers gewaltiger Volkshalle, die einmal das Herzstück der neuen Nazihauptstadt «Germania» werden sollte. In dieser verwüsteten Landschaft, die eines Hieronymus Bosch würdig gewesen wäre, hatten Witzbolde die bei den Bombardements der Alliierten abgefallenen Köpfe der Karyatiden von den Dachsimen des Reichstages auf Steine gestellt.<sup>3</sup>

Beim Frühstück «kontrollierten alle noch einmal ihre Waffen und Ersatzmagazine». Um sechs Uhr zog die erste Kompanie in den Kampf. Sie waren «kaum 50 Meter vorangekommen, als ein Feuersturm des Gegners sie nieder warf». Zwei sehr gelichtete Bataillone stürmten kurz danach noch einmal vor, wobei zahlreiche Männer fielen. Schweres Sperrfeuer kam von der Krolloper auf der Westseite des Königsplatzes und aus dem Reichstag selbst. Da die Sturmabteilungen im Kreuzfeuer feststeckten, wurde rasch eine weitere Division nach vorn geworfen, um den Feind in der Krolloper auszuräuchern. Die Männer mussten jedoch zunächst die dahinter stehenden Häuser am Wasser säubern. Im Laufe des Morgens wurden weitere Sturmgeschütze und Panzer zur Unterstützung der Infanterie über die Moltkebrücke auf den Königsplatz gebracht. Staub und Rauch vom Beschuss waren so dicht, dass die Soldaten den Himmel nicht mehr sahen.

Mit Unterstützung der schweren Artillerie und der Panzer erreichten die Bataillone der 150. Schützendivision kurz nach elf Uhr den Wassergraben.

Als sie aber zwei Stunden später weiter vorstürmen wollten, gerieten sie von rechts hinten unter heftiges Feuer. Das war die Flak auf dem Zoobunker in zwei Kilometer Entfernung, die sich nun auf sie einschoss. Die Soldaten mussten in Deckung gehen und bis zum Einbruch der Dunkelheit warten. Im Laufe des Nachmittags besetzte die 171. Schützendivision nach und nach alle Häuser des Diplomatenviertels an der Nordseite des Königsplatzes. Weitere Panzer und Sturmgeschütze fuhren auf. 152- und 203-Millimeter-Haubitzen, dazu mehrere Katjuscha-Batterien – insgesamt etwa 90 Rohre – feuerten ununterbrochen auf den Reichstag. Dass dieser die Kanonade überstand, spricht für die solide Architektur des Bauwerks, das 50 Jahre zuvor errichtet worden war.<sup>4</sup>

In schweren Bombenhagel geriet an diesem Morgen auch Görings Luftfahrtministerium an der Wilhelmstrasse. Das Gebäude aus Stahlbeton hielt ebenfalls stand. Da es der Reichskanzlei so nahe war, hatten sich dort zahlreiche NS-Mitglieder in Uniform eingefunden, die sich als Beteiligte an der grossen Schlacht fühlten. Das Gemisch der Uniformen war erstaunlich. Neben Angehörigen der Luftwaffe und der Waffen-SS geisterte dort ein älterer Volkssturmmoffizier in seiner Uniform aus dem Ersten Weltkrieg herum, der geradewegs «dem Panoptikum entsprungen zu sein» schien.<sup>5</sup>

Das Regierungsviertel wimmelte jetzt von Truppen, die sich allesamt dorthin zurückgezogen hatten. Insgesamt mögen es etwa 10'000 Mann gewesen sein, darunter ein hoher Anteil ausländischer SS-Leute. Der Fluchtweg nach Westen war nun endgültig versperrt. Die Achte Gardearmee im südlichen Teil des Tiergartens und die Dritte Stossarmee im Norden wurden nur noch vom Feuer der Flak auf dem Zoobunker am Vormarsch gehindert. Dahinter hatten das einzige verbliebene Korps von Konews Panzertruppen aus südlicher Richtung und Schukows Zweite Gardepanzerarmee von Norden fast ganz Charlottenburg erobert. Weiter westlich hielten einige Einheiten Hitlerjugend allerdings noch Teile der Heerstrasse und die Pichelsdorfer Brücke über die Havel besetzt. Auch von der Spandauer Brücke, zwei Kilometer nördlich, leisteten sie noch Widerstand.

Die französischen SS-Männer auf der Wilhelmstrasse froren an jenem regnerischen Morgen erbärmlich und waren total ausgehungert. Als jemand einen gefangenen feindlichen Soldaten vorbeiführte, der völlig verängstigt dreinschaute, rissen sie ihm als Erstes seinen Brotbeutel fort. Er versuchte ihnen zu erklären, dass er kein Russe, sondern Ukrainer sei und

dass es am nächsten Tag zum Grossangriff kommen werde. Das Bataillon «Charlemagne» zählte inzwischen kaum noch 30 Mann. Ihre Panzerfäuste aus der Reichskanzlei waren nahezu aufgebraucht. Die wenigen «Tiger»-Panzer der SS-Panzerabteilung «Hermann von Salza» hatte man inzwischen zum Tiergarten abgezogen, wo sie die Panzerkräfte aufhalten sollten, welche die Dritte Stossarmee und die Achte Gardearmee unterstützten.

Im «Führer»-Bunker war es am Morgen von Hitlers Tod «wie immer, Offiziere kamen und gingen». Aber die Atmosphäre war gespannt und aufgeheizt. Hitler, der befürchtete, dass das Gift nicht wirken könnte, hatte bereits am Tag zuvor darauf bestanden, eine der Zyanid-Kapseln von Dr. Stumpfegger zu testen. Dafür bot sich Hitlers geliebte Schäferhündin Blondi an. Seine Leidenschaft für diese Hunderasse ging bis zum Jahr 1921 zurück, als man ihm ein solches Tier geschenkt hatte. Er hatte damals nicht genug Platz, um es bei sich zu halten, und musste es anderswo unterbringen. Aber der Hund kam zu ihm zurück. Hitlers Bestehen auf bedingungsloser Treue scheint viel mit dieser Begebenheit zu tun zu haben. Aber am Ende rettete Blondis Treue weder sie noch ihre vier Welpen, die man in den Garten der Reichskanzlei brachte und dort tötete. Noch kurze Zeit zuvor hatten Goebbels' Kinder mit den tapsigen Hundebabys gespielt.<sup>6</sup>

Neben Himmlers Verrat beschäftigte Hitler vor allem, dass er den Russen lebend in die Hände fallen könnte. Inzwischen hatte er erfahren, wie Partisanen Mussolini hingerichtet, wie sie seine Leiche und die seiner Geliebten Clara Petacci in Mailand an den Beinen aufgehängt hatten. Die entsprechende Rundfunkmeldung hatte man in übergrossen Lettern abgetippt, um Hitler das Aufsetzen einer Brille zu ersparen. Wahrscheinlich unterstrich er selbst mit Bleistift die Worte «an den Beinen aufgehängt».<sup>7</sup> Auf jeden Fall war Hitler fest entschlossen, sich verbrennen zu lassen, damit man seinen Leichnam nicht in Moskau zur Schau stellen konnte. Ausserdem trieb es ihn um, welches Bild er wohl in der Geschichte abgeben werde. Seine Frau war gewillt, ihm in den Tod zu folgen. Wenn nicht, hätte er sie sicher nicht am Leben gelassen, damit die Feinde sie verhören konnten. Der Tod war eine unwiderrufliche Klausel in ihrem Ehevertrag.<sup>8</sup>

In der Nacht kam von Generalfeldmarschall Keitel die Bestätigung, dass es keine Rettung mehr gab. Am nächsten Morgen schätzte Brigadeführer Mohnke angesichts des schweren Artilleriefeuers auf das Regierungsviertel, dass ihnen höchstens noch zwei Tage blieben, vielleicht auch weniger.

General Weidling, der am späten Vormittag eingetroffen war, meinte, der Widerstand werde wegen des Mangels an Munition in der nächsten Nacht zusammenbrechen. Noch einmal bat er um die Erlaubnis, den Ausbruch aus Berlin zu versuchen. Hitler äusserte sich dazu nicht.

Während Weidling bei Hitler war, rief Eva Hitler Traudl Junge in ihr Zimmer. Sie übergab ihr ein Silberfuchscape, das sie sicher nicht mehr tragen würde. Traudl Junge fragte sich, worüber Hitler und seine Frau wohl miteinander sprachen, wenn sie allein waren. Mit den üblichen Gesprächsthemen jungvermählter Paare befassten sie sich nicht. Ausserdem ging ihr durch den Kopf, wie sie wohl in einem Silberfuchscape aus Berlin herauskommen sollte.<sup>9</sup> (Die Geschenke, die Hitler Eva machte, waren in den letzten Jahren vornehmer geworden. Noch 1937 hatte sie von ihm zu Weihachten «ein Buch über ägyptische Gräber» bekommen.)<sup>10</sup>

Inzwischen war General Weidling wieder im Bendlerblock. Diese täglichen Gänge – gebeugt und im Laufschrift im Kugelhagel von einer Ruine zur anderen – waren für einen Mann in den Fünfigern schon recht anstrengend. Um 13.00 Uhr, er war kaum eine Stunde zurück, traf ein SS-Sturmführer mit einer kleinen Eskorte von der Reichskanzlei ein. Er übergab Weidling einen Brief, den grossen Umschlag zierten der Reichsadler mit dem Hakenkreuz und der Aufdruck «Der Führer» in goldenen Lettern. Hitler teilte Weidling mit, von Kapitulation könne absolut keine Rede sein. Einen Ausbruch gestattete er ihm nur, wenn er Anschluss an andere Kampfseinheiten herstellen könne. «Wo dieser nicht gefunden wird, ist der Kampf in kleinen Gruppen in den Wäldern fortzusetzen.» Das waren die Wälder, in denen der «Führer» nicht hatte «umherirren» wollen. Weidling war begeistert. Sofort wurde ein Aufklärungsfahrzeug der Division «Nordland» von Stellung zu Stellung geschickt. Die Truppenführer sollten sich auf den Ausbruch vorbereiten. Um 22.00 Uhr wollte man sich über Charlottenburg nach Westen durchschlagen.

Vor dem Mittagessen rief Hitler seinen persönlichen Adjutanten, Sturmpanzerführer Otto Günsche, zu sich und instruierte ihn eingehend, wie er mit seiner Leiche und der seiner Frau zu verfahren habe. Aus den sehr gründlichen Nachforschungen, die SMERSCH in den ersten Maitagen anstellte, geht hervor, dass Hitlers Chauffeur Erich Kempka einen Tag zuvor, am 29. April, Weisung erhalten hatte, aus der Garage der Reichskanzlei Kanister mit Benzin kommen zu lassen.<sup>11</sup> Dann ass Hitler mit seiner Diätkö-

chin Constanze Manziarly und seinen beiden Sekretärinnen Traudl Junge und Gerda Christian zu Mittag. Eva Hitler war nicht anwesend. Sicher hatte es ihr den Appetit verschlagen. Hitler wirkte ruhig, es wurde aber kaum gesprochen.

Nach dem Essen ging er in das Zimmer seiner Frau. Etwas später erschienen beide imVorraum, wo Günsche inzwischen den innersten Kreis zusammengerufen hatte. Goebbels, Bormann, General Krebs, General Burgdorf und die beiden Sekretärinnen nahmen von ihrem «Führer» Abschied. Magda Goebbels, offenbar sehr verstört, blieb in dem Raum des Bunkers, den sie von Dr. Morell übernommen hatte. Hitler trug wie gewöhnlich «eine schwarze Hose und einen graugrünen Uniformrock» mit weissem Hemd und Krawatte, wodurch er sich von anderen NSDAP-Grössen unterschied. Eva Hitler hatte ein dunkles, rosa geblühtes Kleid angelegt. Ein kühler Händedruck mit seinen engsten Gefolgsleuten, dann verliess Hitler den Raum.<sup>12</sup>

Nun zogen sich alle aus dem unteren Bunker zurück. Aber an Grabesstille war nicht zu denken, denn aus der darüber liegenden Kantine der Reichskanzlei drang der Lärm eines wilden Gelages herunter. Rochus Misch, der Dienst habende Telefonist der SS, wurde beauftragt anzurufen, um dem Treiben ein Ende zu machen, aber niemand nahm ab. Nun schickte man einen Posten hinauf, um die Feier zu beenden. Im Korridor standen Günsche und zwei Ordonnanzen, um die Ruhe des «Führers» auf seinem letzten Gang zu schützen, aber noch einmal wurde sie gestört, diesmal von Magda Goebbels, die unbedingt zu ihm wollte. Sie schob Günsche beiseite und öffnete die Tür, aber der von ihr Angebetete wies sie hinaus. Schluchzend lief sie in ihr Zimmer zurück.<sup>13</sup>

Als Hitler sich in den Kopf schoss, scheint das niemand gehört zu haben. Kurz nach 15.15 Uhr betraten sein Diener Heinz Linge, nach ihm Günsche, Goebbels, Bormann und der gerade eingetroffene Axmann Hitlers Wohnzimmer. Andere lugten herein, bevor die Tür geschlossen wurde. Günsche und Linge trugen Hitlers Leichnam, in ein Wehrmachtstaken gehüllt, in den Korridor und dann die Treppe hinauf in den Garten der Reichskanzlei. Linge konnte seinem Chef noch die Uhr abnehmen. Glücklicherweise sollte er damit nicht werden, denn er musste sich von ihr trennen, bevor sowjetische Truppen ihn gefangen nahmen. Dann brachte man Eva Hitlers Leiche, deren Lippen vom Gift gekräuselt waren, nach oben und legte sie neben Hitler unweit vom Bunker ausgang ab. Nun goss man Benzin aus den Kanistern über sie. Goebbels, Bormann, Krebs und Burgdorf



erwiesen beiden die letzte Ehre. Sie standen, die Arme zum Hitlergruss erhoben, als ein brennendes Stück Papier oder ein brennender Lappen auf die beiden Leichen geworfen wurde. Einer der Wachmänner von der SS, der in der Kantine gezecht hatte, schaute von einer Seitentür aus zu. Er rannte in den Bunker hinab. «Der Chef brennt!», rief er Rochus Misch zu. «Willst du mal gucken?»<sup>14</sup>

Die SMERSCH-Einheit der Dritten Stossarmee hatte am Tag zuvor Befehl erhalten, sich zum Regierungsviertel vorzuarbeiten. Bald wurde den Sowjets klar, dass ihr eigentliches Ziel Hitlers Reichskanzlei war. «Die Informationen der Nachrichtenabteilung waren mager, widersprüchlich und unexakt», schrieb Jelena Rschewskaja, die dieser Gruppe als Dolmetscherin beigegeben war. Ein Aufklärungskommando war damit beauftragt worden, Hitler lebend zu fassen, aber man wusste nicht einmal genau, ob er überhaupt in Berlin war. Die SMERSCH-Gruppe verhörte eine «Zunge», aber das war lediglich ein 15-jähriger Hitlerjunge «mit blutunterlaufenen Augen und gesprungenen Lippen». Er hatte auf sie geschossen, notierte Rschewskaja. «Jetzt sitzt er da, schaut ängstlich um sich und begreift überhaupt nichts. Eben ein Junge.» Am 29. April abends hatten sie mehr Glück. Sie ergriffen eine Krankenschwester, die durch die Front zu ihrer Mutter wollte. Das Uniformkäppi hatte sie weggeworfen. Am Tag zuvor war sie noch bei den Verwundeten im Bunker der Reichskanzlei gewesen. Sie hatte gehört, Hitler sei dort «im Keller».<sup>15</sup>

Rschewskaja beschreibt, wie sie mit ihrem amerikanischen Jeep durch aufgesprengte Hindernisse, über mit Trümmern aufgefüllte Panzergräben und durch leere Benzinfässer fuhr, welche die vorrückenden Panzer zurückgelassen hatten. «Je näher wir dem Stadtzentrum kamen, desto dicker wurde die Luft. Wer damals in Berlin war, wird sich an diese beißende, rauchgeschwängerte, von Staub durchsetzte Luft erinnern. Ständig knirschte Sand zwischen den Zähnen.»<sup>16</sup>

Bald mussten sie ihr Fahrzeug stehen lassen, weil das Artilleriefeuer immer heftiger wurde und die Strassen voller Trümmer lagen. Ihr Stadtplan half ihnen wenig. Strassenschilder gab es nicht mehr, und sie mussten Deutsche nach dem Weg fragen. Sie begegneten Nachrichtensoldaten, die durch die Löcher in den Mauern krochen und ihre Kabel zogen, einem Heuwagen, der Futter für die Pferde brachte, und verwundeten Soldaten, die man nach hinten abtransportierte. Über ihnen hingen Betttücher und Kissenbe-

züge als Zeichen der Kapitulation aus den Fenstern. Im Kanonendonner arbeiteten sie sich unter der Erde von Keller zu Keller vor. «Wann ist dieser Albtraum endlich zu Ende?», fragten sie deutsche Frauen. Auf der Strasse stiess sie auf «eine ältere Frau ohne Kopfbedeckung mit einer auffälligen weissen Armbinde, die einen kleinen Jungen und ein Mädchen über die Strasse führte. Die beiden Kinder, ordentlich gekämmt, trugen ebenfalls Armbinden. Als sie an uns vorüberkam, rief sie mehrmals, ohne sich darum zu kümmern, ob sie verstanden wurde: ‚Das sind Waisen. Wir sind ausgebombt. Ich bringe sie weg. Es sind Waisen.‘«

Goebbels' sechs Kinder liefen nicht Gefahr, Waisen zu werden. Ihre Eltern wollten sie mit sich nehmen oder, genauer gesagt, vorausschicken.

Die Kinder schienen das neue Leben im Bunker genossen zu haben. Helmut, der Junge, reagierte auf jede Explosion, die das Gebäude erschütterte, als sei dies alles ein tolles Spiel. «Onkel Adolf» verwöhnte sie mit belegten Broten und Kuchen, die man auf einem Teewagen mit gestärkter und gestickter Tischdecke servierte. Sie durften sogar sein privates Badezimmer benutzen, das einzige, das es im Bunker gab. Aber über ihre Zukunft hatten ihre Eltern bereits entschieden. Am 27. April passte Magda Goebbels den neu eingetroffenen SS-Arzt Helmuth Kunz im Korridor ab. «Sie sagte, sie müsse sofort mit mir etwas schrecklich Wichtiges besprechen», sagte Kunz bald nach den Geschehnissen vor sowjetischen Vernehmungsoffizieren aus. «Sie fügte hinzu, die Lage sei so, dass sie und ich wahrscheinlich ihre Kinder töten müssten. Ich willigte ein.»<sup>17</sup>

Man sagte den Kindern nicht, was am Nachmittag des 30. April geschehen war. Aber an den überreizten Reaktionen ihrer Mutter müssen sie gespürt haben, dass es etwas Schreckliches war. In all dem Durcheinander hatte niemand daran gedacht, ihnen Mittagessen zu geben, bis Traudl Junge es plötzlich bemerkte.

Während die beiden Leichname im Garten der Reichskanzlei noch schwelten, hob sich die Stimmung der meisten Insassen des Bunkers merklich. Viele begannen sich zu betrinken. Bormann beschäftigten allerdings die Nachfolge des «Führers» und die nächste Naziregierung. Er sandte einen Funkspruch an Grossadmiral Dönitz nach Plön bei Kiel an der Ostseeküste. Darin wurde dieser kurz und knapp davon informiert, dass er statt Reichsmarschall Göring zum Nachfolger des Diktators ernannt sei. «Schriftliche Vollmacht ist unterwegs. Treffen Sie alle Massnahmen, die die

Lage erfordert.» Er teilte Dönitz nicht ausdrücklich mit, dass Hitler tot war. Vielleicht spürte er, dass er ohne seinen Gönner keinerlei reale Machtbasis hatte. Vor allem war Himmler bei Dönitz in Plön, und dieser hatte ihn nicht wegen Hochverrats festnehmen lassen. Wenn Bormann eine Chance haben wollte, dem neuen Regime anzugehören und mit Himmler abzurechnen, dann musste er aus Berlin herauskommen. Aber Goebbels, Krebs und Burgdorf wollten bleiben und sich das Leben nehmen.

Ebenfalls nicht sterben wollten die Reste von Busses Neunter Armee, die aus den Wäldern südlich von Berlin auszubrechen versuchten. Etwa 25'000 Soldaten und mehrere tausend Zivilisten waren inzwischen durch Marschall Konews Auffanglinien geschlüpft. Wie gejagtes Wild schleppten sie sich, völlig erschöpft, weiter vorwärts.

Einige Gruppen hatten bereits den Treffpunkt bei Kummersdorf erreicht, während andere noch dorthin unterwegs waren. Tags zuvor war ein weiterer Versuch, mit einer Spitze von mehreren Panzern und einer Gruppe Zivilisten durchzubrechen, an plötzlichem sowjetischem Artilleriebeschuss gescheitert, als die Deutschen die Einkesselung attackierten. Das 530. Panzerabwehrtilliereregiment der Roten Armee, das ohne Infanterieunterstützung eine Strassenkreuzung bei Kummersdorf halten sollte, sah sich plötzlich einer Übermacht deutscher Soldaten gegenüber, die auszubrechen gedachten. «Die Geschützbesatzungen mussten mehrmals angreifende Infanterie mit Maschinenpistolen und Handgranaten abwehren», hiess es in ihrem Bericht. In starker Übertreibung wurde behauptet, der Feind habe «ca. 1'800 Tote, neun ausgebrannte Panzer und sieben Halbkettenfahrzeuge vor den Feuerstellungen zurückgelassen».<sup>18</sup>

Ein Gefreiter der Division «Kurmark» musste mit ansehen, wie die drei letzten «Königstiger»-Panzer aufgegeben und gesprengt wurden, weil ihnen der Treibstoff ausging. Selbst die Offiziere des Stabes der Neunten Armee gingen nun zu Fuss, weil sie ihre Kübelwagen aus dem gleichen Grund hatten zurücklassen müssen. Stahlhelme und Karabiner wollten zu ihren Uniformen mit den breiten roten Hosenstreifen der Generalstäbler so gar nicht passen. Der Gefreite berichtet, wie sie nervös um sich schauten, weil sie fürchteten, im Wald in Nahkämpfe verwickelt zu werden. Dabei ging die eigentliche Gefahr von den Angriffen der Tiefflieger und in den Baumwipfeln explodierenden Granaten aus. «Wir erreichten eine Lichtung, auf der noch ein einziger Panzer stand, der schon voll mit Verwundeten belegt

war. Wir wandten uns ab, so grauenhaft, traurig und elend war der Anblick, wie um die letzten Plätze auf diesen Fahrzeugen gekämpft wurde.» Wer sich durchsetzte, schob andere Schwerverletzte beiseite, von denen viele ohne Verbände die Reste ihrer abgeschossenen Gliedmassen hielten.<sup>19</sup>

Wie tief die Moral bereits gesunken war, zeigte sich auch darin, dass die Männer in ihrer Erschöpfung zu extremem Misstrauen neigten. Am Abend brach ein Streit aus, in welche Richtung sie sich wenden sollten. Ein Mann packte den anderen, der ihm widersprochen hatte, stiess ihn gegen einen Baum und brüllte ihm ins Gesicht: «Du Lump willst uns in die Arme der Russen führen! Du bist vom ‚Komitee Freies Deutschland^» Und bevor jemand eingreifen konnte, zog er seine Pistole und streckte ihn mit einem Kopfschuss nieder.

Im Zentrum von Berlin blieben die Menschen weiter in Kellern und Luftschutzbunkern eingeschlossen. Obwohl der normale Alltag völlig zusammengebrochen war, suchten die Menschen verzweifelt bestimmte Abläufe aufrecht zu erhalten. In einem Keller in der Nähe des Regierungsbezirks breitete die Frau eines Schneidermeisters stets zur gleichen Zeit ein Tuch auf ihrem Schoss aus, schnitt kleine Scheiben Brot und strich ein wenig Marmelade darauf. Das waren die Mahlzeiten, die sie, wenn es so weit war, ihrem Mann, ihrer Tochter und ihrem behinderten Sohn vorsetzte.

Viele standen am Rande des Nervenzusammenbruchs. Eine junge Frau mit einem zarten Jungen redete ohne Pause von ihrem Ehepartner, einem Feuerwehrmann, der an die Front musste. Seit zwei Jahren hatte sie ihn nicht gesehen. Um mit ihrer Angst fertig zu werden, hatte sie eine Liste der Arbeiten aufgestellt, die in ihrer Wohnung auf ihn warteten – hier musste eine Türklinke, dort ein Fensterhaken erneuert werden. Aber ihr Haus war in den Bombennächten niedergebrannt. «Der Junge verzog beschämt das Gesicht», berichtete die Dolmetscherin Rschewskaja, die auf die Eroberung der Reichskanzlei wartete. «Offenbar hatte er es satt, das Gerede seiner Mutter zum hundertsten Mal anhören zu müssen.»<sup>20</sup>

Die Furcht vor ungerechter Vergeltung im Chaos der Kämpfe hatte alle erfasst. Wenn Frauen eine Chance hatten, zwischen den Bombenangriffen in ihre Wohnung zu huschen, dann zerrissen und verbrannten sie dort die Hitler-Bilder und alles, woraus man schliessen konnte, dass sie das Regime unterstützt hatten. Selbst neue Fotos von Ehemännern, Brüdern und Verlobten wurden nicht geschont, weil sie darauf die Wehrmachtsuniform trugen.

Nur wenige Menschen hatten eine Vorstellung, was in Berlin oder gar in der Aussenwelt tatsächlich vorging. An jenem Tag wurde das Frauen-KZ Ravensbrück nördlich von Berlin durch die Zweite Weissrussische Front unter Rokossowski befreit. Die Westalliierten entdeckten, dass Rokossowskis Durchquerung Mecklenburgs den Kreml auf den Gedanken gebracht hatte, Dänemark zu besetzen. Aber die Briten reagierten schnell. Sie marschierten in Richtung Hamburg und Kiel, um den Sowjets zuvorzukommen. Ebenfalls am 30. April teilte Präsident Truman General Marshall die Bitte der Briten mit, Pattons Dritte Armee sollte nach Prag beordert werden und die Hauptstadt der Tschechoslowakei befreien, bevor die Rote Armee dort eintraf. «Persönlich», sagte Marshall zu Eisenhower, «und jenseits aller logistischen, taktischen oder strategischen Überlegungen wäre ich dagegen, das Leben amerikanischer Soldaten aus rein politischen Gründen aufs Spiel zu setzen.»<sup>21</sup>

Den führenden Politikern der USA ging immer noch nicht auf, dass die deutsche Wehrmacht unbedingt vor den Westalliierten kapitulieren wollte, um alle Kräfte gegen die Rote Armee werfen zu können. Franz von Papen, der Hitler 1933 zur Macht verholfen hatte, sagte in der dritten Aprilwoche gegenüber den Amerikanern aus, die Deutschen befürchteten, die Russen würden alle Männer als Sklaven in die Sowjetunion abtransportieren. Man habe den Verdacht, in Jalta sei «ein Geheimabkommen geschlossen worden, den Russen so viele Arbeitskräfte zu überlassen, wie sie für erforderlich hielten».<sup>22</sup>

Der SS-Sturmführer, der am Morgen Hitlers Mitteilung gebracht hatte, tauchte um 18.00 Uhr erneut in General Weidlings Befehlsstand im Bendlerblock auf. Weidling und sein Stab berieten gerade abschliessend über das Vorhaben für den Ausbruchversuch am kommenden Abend, den Hitler genehmigt hatte. Nun brachte der Sturmführer die Weisung, man habe alle Ausbruchspläne fallen zu lassen. Weidling solle sich unverzüglich in der Reichskanzlei einfinden.

Als der General den «Führer»-Bunker erreichte, erwarteten ihn dort Goebbels, Bormann und Krebs. Sie führten ihn in Hitlers Wohnraum, in dem das Paar Selbstmord begangen hatte, und teilten ihm mit, die Leichen seien bereits verbrannt und in einem Granattrichter im Garten bestattet worden. Weidling musste schwören, dass er darüber zu niemandem ein Wort verlauten lassen werde. Die einzige Person ausserhalb der Reichskanz-

lei, die man informieren wolle, sei Stalin. General Krebs sollte den Kommandeur der sowjetischen Truppen davon in Kenntnis setzen, damit dieser die Mitteilung an den Kreml weitergebe. So wollte man noch in der kommenden Nacht einen Waffenstillstand erreichen.<sup>23</sup>

Weidling, von dem Gehörten wie benommen, rief kurz darauf Oberst Refior im Bendlerblock an. Er könne ihm nicht sagen, was geschehen sei, erklärte er, brauche aber sofort mehrere seiner Mitarbeiter, darunter Stabschef Oberst von Dufving. Sie sollten auf der Stelle zur Reichskanzlei kommen.

Der Reichstag, kaum einen Kilometer nach Norden von der Reichskanzlei entfernt, lag weiterhin unter schwerem Geschützfeuer. Hauptmann Neustrojew, der eines der für die Erstürmung ausgewählten Bataillone befehligte, wurde seinerseits von mehreren Sergeanten bedrängt: Jeder wollte, dass sein Zug die Ehre erhielt, das Ziel als Erster stürmen zu dürfen. Jeder träumte davon, das rote Banner der Dritten Stossarmee auf dem Reichstag zu hissen. Dem Erfolgreichen war in der Sowjetunion ewiger Ruhm gewiss. Ein solcher Fahnentrupp bestand nur aus Komsomol-Mitgliedern. Der Gruppe, welche die politische Verwaltung in Neustrojews Bataillon ausgewählt hatte, gehörte – als besonderes Geschenk für Stalin – ein Georgier an. Andere Nationalitäten wie Tschetschenen, Kalmücken oder Krimtataren kamen dafür nicht infrage, denn es war unmöglich, Angehörige ethnischer Gruppen, die zwangsweise umgesiedelt worden waren, für die Auszeichnung zum «Helden der Sowjetunion» vorzuschlagen.<sup>24</sup>

Der Divisionskommandeur, General Schatilow, der in einem Augenblick euphorischen Optimismus im Stab der Front den Eindruck erweckt hatte, der Reichstag sei bereits gefallen, was sofort nach Moskau gemeldet wurde, wies nun seine Kommandeure an, um jeden Preis ein rotes Banner auf dem Gebäude aufzupflanzen. Wegen der schweren Rauchwolken wurde es zeitig dunkel. Gegen 18.00 Uhr setzten die drei Schützenregimenter der 150. Schützendivision mit starker Panzerunterstützung zum Sturm auf das Gebäude an.

Da alle Fenster und Türen verbarrikadiert oder gar vermauert waren, mussten schwere Geschütze her, um Breschen in das Gemäuer zu schlagen. Als diese schliesslich den Sturmtrupps den Weg bis in den Saal frei geschossen hatten, warteten dort die Verteidiger auf sie, die sie von den Galerien mit Panzerfäusten und Handgranaten bekämpften. Ein Augenzeuge, Ober-

leutnant Beljajew, erinnert sich, dass die dicken Steinsäulen über und über mit Blut bespritzt waren.<sup>25</sup>

Es gab enorme Verluste, aber die Rotarmisten kämpften sich nun mit der üblichen Kombination von Handgranaten und Maschinenpistolen langsam die breiten Freitreppen hinauf, wo sie hinter den Balustraden Deckung suchten. Ein Teil der deutschen Besatzung, eine Mischung von Matrosen, SS-Leuten und Hitlerjungen, zog sich in die Kellerräume zurück. Die übrigen wichen kämpfend nach oben und in die zahlreichen Korridore aus. Panzerfäuste und Handgranaten steckten viele Räume in Brand, sodass sich der grosse Saal bald mit Rauch füllte.

Es war wie bei einem erbitterten Rugby-Match. Während sich die Masse der Kämpfer ineinander verkeilte, suchten zwei Männer der Fahngruppe dem Chaos zu entkommen und mit ihrem Banner zum Dach durchzuschlüpfen. Sie hatten bereits den zweiten Stock erreicht, als sie von Maschinengewehrfeuer niedergestreckt wurden. Das Regiment behauptet, ein zweiter Versuch sei um 22.50 Uhr gelungen, und von diesem Zeitpunkt an habe das rote Banner auf der Kuppel des Reichstags geweht. Diese Version ist jedoch mit grösster Vorsicht zu behandeln, da es geradezu eine fixe Idee der sowjetischen Propaganda war, den Reichstag bis zum 1. Mai zu erobern.

Was immer der exakte Zeitpunkt gewesen sein mag – das «Hissen des roten Siegesbanners» konnte zu diesem Zeitpunkt nur eine symbolische Geste sein, denn auch in den offiziellen Berichten wird eingeräumt, dass die ganze Nacht hindurch erbitterte Kämpfe tobten. Als die sowjetischen Truppen sich nach oben arbeiteten, fielen ihnen die Deutschen vom Keller her in den Rücken. Leutnant Klotschkow beobachtete eine Gruppe seiner Soldaten, die im Kreis hockten, als betrachteten sie etwas auf dem Fussboden. Dann sprangen alle auf einmal zurück, und er sah, dass dort ein grosses Loch klaffte. Die Gruppe hatte auf Kommando Handgranaten auf die ahnungslosen Deutschen im Untergeschoss geworfen.<sup>26</sup>

Im Zentrum Berlins zuckten die Flammen der beschossenen Gebäude in jener Nacht mit bizarrem Schein auf die dunklen Strassen. Qualm, Staub und Russ liessen den Menschen kaum Luft zum Atmen. Von Zeit zu Zeit brach irgendwo ein Gemäuer donnernd in sich zusammen. Und um die Szenerie noch grausiger zu machen, irrten die Strahlen von Scheinwerfern über den Nachthimmel, an dem es keine Luftwaffe mehr gab.

Eine völlig erschöpfte Gruppe ausländischer SS-Männer suchte im Keller des Hotels Continental Unterschlupf. Die Räume waren schon voller Frauen und Kinder, die den schmutzbedeckten Soldaten ängstlich entgegen sahen. Der Direktor bat sie, besser zum Luftschutzkeller in der Jakobstrasse zu gehen. Die SS-Freiwilligen waren bitter enttäuscht, dass man ihnen, die ihr Leben aufs Spiel setzten, nun die kalte Schulter zeigte. Aber sie taten, wie ihnen geheissen. Soldaten, die noch kämpften, wurden mehr und mehr zu Aussenseitern. Sie waren nun nicht mehr die mutigen Beschützer, sondern eine reale Gefahr. In den Krankenhäusern, auch in den Militärlazaretten, sammelten die Schwestern sofort die Waffen ein, damit die Russen, wenn sie auftauchten, keinen Anlass fanden, Verwundete zu erschiessen.

Der ehemalige Befehlshaber der Division «Nordland», Brigadeführer Ziegler, der bis dahin bei Mohnke in der Reichskanzlei gewesen war, tauchte plötzlich im Luftfahrtministerium an der Wilhelmstrasse auf. Keiner brauchte ihm zu sagen, wie verzweifelt die Lage war. Dann traf zu aller Erstaunen plötzlich ein Zug von über 20 Angehörigen der Waffen-SS unter Führung eines Belgiers ein. Sie lachten, schrieb später ein Soldat, «als ob wir den Krieg gewonnen hätten». Sie kamen von einem Panzerabwehrkampf am Anhalter Bahnhof, «der jetzt ein Panzerfriedhof ist», wie sie behaupteten. Unter den ausländischen Freiwilligen, welche die letzte Bastion des deutschen Nationalsozialismus verteidigten, hatte sich eine Kameradschaft der dem Untergang Geweihten entwickelt. Die Einheit der «Nordland», die im Luftfahrtministerium kämpfte, bestand nicht nur aus Skandinaviern, sondern auch aus drei Letten und «unseren zwei Iwans», zweifellos Hilfswillige, die man kurzerhand in diese Gruppe aufgenommen hatte.<sup>27</sup>

Oberst Refior im Bendlerblock erhielt einen Anruf aus der Reichskanzlei. Er sollte mit dem Oberkommando der Roten Armee in Berlin Kontakt aufnehmen und diesem mitteilen, General Krebs wolle Zeit und Ort für Verhandlungen vereinbaren.

Von 22.00 Uhr abends bis in die frühen Morgenstunden des nächsten Tages, des 1. Mai, arbeitete man daran, am Abschnitt der Achten Gardearmee einen Waffenstillstand zu erreichen. General Tschuikow wies an, Krebs freies Geleit zu seinem Hauptquartier zu geben, das in einer Vorstadtvilla am Schulenburgring, westlich vom Flughafen Tempelhof, untergebracht war. Tschuikow tafelte gerade mit dem Schriftsteller Wsewolod



Wischnewski, dem Dichter Dolmatowski und dem Komponisten Blanter, die nach Berlin gekommen waren, um eine Hymne auf den Sieg zu schreiben.

General Krebs, den Oberst von Dufving und Obersturmführer Neilandis, Dufvings lettischer Dolmetscher, begleiteten, erschien gegen zehn Uhr abends an der Frontlinie. Obwohl ein Befürworter des totalen Widerstands, hatte Krebs in den letzten Tagen heimlich vor dem Rasierspiegel sein Russisch aufpoliert.

Die deutschen Abgesandten trafen kurz vor vier Uhr morgens in Tschuikows Stab ein. Blanter, der Einzige der Zechgenossen, der keine Uniform trug, wurde in einem Schrank eingeschlossen. Wischnewski und Dolmatowski, welche die Uniform der Frontberichterstatter trugen, gingen als Stabsoffiziere durch.

«Was ich zu sagen habe», hub Krebs an, «ist absolut geheim. Sie sind der erste Ausländer, der erfährt, dass Adolf Hitler am 30. April Selbstmord begangen hat.»

«Das wissen wir bereits», entgegnete Tschuikow mit einer glatten Lüge, um sein Gegenüber aus dem Gleichgewicht zu bringen.

Dann verlas Krebs Hitlers politisches Testament und eine Erklärung von Goebbels, der dazu aufrief, «einen befriedigenden Ausweg für die Staaten zu finden, die unter dem Krieg am meisten gelitten haben». Wischnewski, der zur Rechten von Tschuikow sass, schrieb das ganze Gespräch mit.<sup>28</sup>

Tschuikow rief danach Marschall Schukow in seinem Hauptquartier in Strausberg an und teilte ihm das Geschehene mit. Schukow setzte sofort seinen Stellvertreter, General Sokolowski, zu Tschuikows Hauptquartier in Marsch. Er wollte nicht, dass Tschuikow, sein schärfster Widerpart, später behauptete, er habe die Kapitulation der Deutschen entgegengenommen. Dann rief Schukow Stalin in dessen Landhaus an. Am Telefon war General Wlassik, der Chef von Stalins Leibgarde. «Genosse Stalin hat sich gerade zur Ruhe begeben», sagte er Schukow.

«Wecken Sie ihn bitte. Die Sache ist dringend und kann nicht bis zum Morgen warten.»

Als Stalin einige Minuten später den Hörer aufnahm, teilte ihm Schukow die Nachricht von Hitlers Selbstmord mit.

«Ist es also mit ihm zu Ende», bemerkte Stalin. «Schade, dass wir ihn nicht lebend gekriegt haben. Wo ist Hitlers Leichnam?»

«Laut General Krebs wurde er verbrannt.»

«Sagen Sie Sokolowski: Keine Verhandlungen mit Krebs oder einem anderen von Hitlers Bande, es sei denn über die bedingungslose Kapitulation. Und rufen Sie mich bis zum Morgen nicht wieder an, wenn es nicht sehr drängt. Ich brauche noch etwas Schlaf vor der Parade.»

Dass schon wenige Stunden später auf dem Roten Platz in Moskau die Parade zum 1. Mai stattfinden sollte, hatte Schukow glatt vergessen. Dafür hatte Berija die in Moskau herrschende Ausgangssperre aufgehoben. Schukow musste daran denken, dass die Garnison der Hauptstadt sicher schon unterwegs war, um die Stellplätze einzunehmen, dass sich später die Führer der Sowjetunion auf dem Leninmausoleum versammeln und dann der Marsch beginnen würde.

Jedes Mal, wenn Tschukow, der keine Ahnung hatte, was auf der deutschen Seite wirklich geschehen war, das Gespräch auf die Kapitulation brachte, reagierte Krebs wie ein Diplomat, nicht wie ein Militär. Er argumentierte, zunächst müsse die Regierung Dönitz von der Sowjetunion anerkannt werden. Erst dann könne Deutschland vor der Roten Armee kapitulieren und so «den Verräter» Himmler daran hindern, eine Separatvereinbarung mit den Amerikanern und Briten zu schließen. Aber der bauernschlaue Tschukow durchschaute diese Taktik.

General Sokolowski, der sich inzwischen dem Gespräch angeschlossen hatte, rief schliesslich Schukow an. «Die sind mit allen Wassern gewaschen», sagte er. «Krebs erklärt, er habe keine Vollmacht, über die bedingungslose Kapitulation zu entscheiden. Diese habe nur die neue Regierung Dönitz. Er will mit uns einen Waffenstillstand schließen. Ich meine, wenn sie nicht sofort bedingungslos kapitulieren, sollten wir sie zum Teufel schicken.»

«Sie haben Recht, Wassili Danilowitsch», antwortete Schukow. «Sagen Sie ihnen, wenn Goebbels und Bormann nicht auf die bedingungslose Kapitulation eingehen, legen wir Berlin in Schutt und Asche.» Nach Beratung mit dem sowjetischen Oberkommando in Moskau setzte Schukow eine Frist bis 10.15 Uhr am Morgen des 1. Mai.<sup>29</sup>

Eine Antwort kam nicht. Als 25 Minuten über diesen Zeitpunkt verstrichen waren, erhob sich «ein Feuersturm» der Ersten Weissrussischen Front über dem, was vom Zentrum der Stadt noch übrig war.

## Reichskanzlei und Reichstag

Das erste Morgenlicht des 1. Mai fiel im Zentrum Berlins auf völlig übermüdete sowjetische Soldaten, die auf dem Strassenpflaster ausgestreckt oder an Häuserwände gelehnt schliefen. Jelena Rschewskaja, die Dolmetscherin, die auf die Eroberung der Reichskanzlei wartete, sah einen Soldaten, der sich wie ein Embryo im Mutterleib zusammengerollt hatte, ein Stück von einer geborstenen Tür unter dem Kopf. Wer schon aufgewacht war, band seine Fusslappen neu. Keiner ahnte, dass Hitler sich bereits am Tag zuvor das Leben genommen hatte. Einige riefen deutschen Gefangenen immer noch das übliche «Gitler – durak!» (Hitler ist doof!) nach.

Auf der deutschen Seite wurde der Tod des «Führers» bis zum nächsten Morgen streng geheim gehalten. Nur wenige hohe Offiziere waren eingeweiht. SS-Brigadeführer Mohnke, der Krukenberg informierte, konnte auch jetzt noch nicht vom Pathos der Nazisprache lassen: «Ein strahlender Komet ist erloschen», erklärte er.<sup>1</sup>

Die Offiziere warteten gespannt auf das Ergebnis des Gesprächs mit den Sowjets, aber der Beschuss, der am Vormittag wieder einsetzte, bedurfte keiner Erklärung. General Krebs war es nicht gelungen, einen Waffenstillstand auszuhandeln. Die sowjetischen Kommandeure bestanden auf der bedingungslosen Kapitulation, die Goebbels verweigerte. Die Geschütze und Katjuscha-Batterien der Dritten Stossarmee, der Achten Gardearmee und der Fünften Stossarmee feuerten nun aus allen Rohren in das halb zerstörte Zentrum.

Mohnke redete mit Krukenberg auch über seine Furcht, sowjetische Truppen könnten in die U-Bahnschächte eindringen und so in den Rücken der Reichskanzlei gelangen. «Als Erstes», schrieb Krukenberg, «sandte ich eine Gruppe ‚Nordland‘-Pioniere durch die U-Bahn in Richtung Potsdamer Platz.» Die genaue Zeit gibt er nicht an, aber offenbar war das der Befehl,

der zu einer der umstrittensten Aktionen der ganzen Schlacht um Berlin führte – die Flutung des S-Bahntunnels unter dem Landwehrkanal in der Nähe der Trebbiner Strasse.<sup>2</sup>

Es kann als nahezu gesichert gelten, dass die SS-Pioniere dabei eine «hohle Ladung» einsetzten, das heisst den Sprengstoff in einem grossen Kreis an der Decke des Tunnels befestigten, um ein Stück davon herauszuberechnen. Das war die einzige Möglichkeit, um stahlbewehrten Beton solcher Stärke mit relativ wenig Sprengstoff zu durchschlagen. Darüber, zu welcher Uhrzeit, ja selbst an welchem Tag das geschah, weichen die Berichte stark voneinander ab. Das kann daran liegen, dass kaum noch jemand eine Uhr besass und die Menschen in den Bunkern und Tunneln jedes Zeitgefühl verloren hatten. Nach den verlässlichsten Berichten muss die Explosion in den frühen Morgenstunden des 2. Mai geschehen sein. Entweder setzten die Pioniere von der «Nordland» einen erstaunlich lang eingestellten Zeitzünder ein, oder sie stiessen bei der Ausführung des Befehls auf beträchtliche Schwierigkeiten.<sup>3</sup>

Wie dem auch sei – durch die Explosion wurden S- und U-Bahntunnel in einer Länge von 25 Kilometern unter Wasser gesetzt, das durch einen Verbindungsschacht eindrang. Die Schätzungen der Opfer schwanken zwischen 50 und 15'000. Viele Berliner sind überzeugt, die neuen sowjetischen Behörden hätten die Toten zu dem kleinen Kanalhafen beim Anhalter Bahnhof bringen und dort unter Trümmern begraben lassen. Zurückhaltendere Schätzungen, die nur von etwa 100 Opfern sprechen, gehen davon aus, dass sich zwar viele tausend Zivilisten in den Schächten befanden, dazu mehrere U-Bahnzüge voller Verwundeter, das Wasser aber nur langsam gestiegen sei, da es sich in zahlreiche Richtungen ausbreitete. Frauen und Kinder bahnten sich in Todesangst den Weg durch die steigenden Fluten. In manchen Berichten ist von erschöpften und verwundeten Soldaten die Rede, die unter Wasser gerieten, ebenso von denen, die zuvor im Alkohol Vergessen gesucht hatten. Solche Fälle mag es gegeben haben. Sie erklären jedoch nicht die hohen Opferzahlen, die insgesamt wenig glaubhaft erscheinen. Das Wasser stieg an den meisten Stellen nicht über 1,50 Meter, und es war genügend Zeit vorhanden, die Züge mit den Verwundeten an der U-Bahnstation Stadtmitte zu leeren. Es ist also sehr wahrscheinlich, dass es sich bei den meisten Toten, die man später fand, um Soldaten und Zivilisten gehandelt hatte, die bereits vorher an den unterirdischen Verbandplätzen ihren Verletzungen erlegen waren und die man in den angrenzenden

Schächten abgelegt hatte. Die Leichen wurden von den Fluten an andere Stellen gespült, und niemand hatte Zeit, die reale Todesursache festzustellen. Einige der Toten waren eindeutig SS-Leute. Es ist durchaus möglich, dass sie auf dem Jüdischen Friedhof in der Grossen Hamburger Strasse beigesetzt wurden.<sup>4</sup>

Im Reichstag tobten immer noch heftige Kämpfe. So musste das Vorhaben, das rote Siegesbanner über dem Gebäude zu hissen, bevor der 1. Mai vorüber war, zunehmend unrealistischer erscheinen. Ein Sowjetsoldat, der eine deutsche Handgranate zurückwerfen wollte, verfehlte sein Ziel. Sie prallte von einem Türbalken ab und riss ihm selbst die Füsse ab. Auf beiden Seiten wurde mit grösster Erbitterung gekämpft. In dem Rauch und Staub, der in Nasen und Kehlen stieg, litten die Soldaten heftigen Durst. Ein sowjetischer Offizier musste an den Reichstagsbrand von 1933 denken, der Hitler als Vorwand gedient hatte, die Kommunistische Partei Deutschlands auszuschalten.<sup>5</sup>

Erst am späten Nachmittag ebte das Schiessen langsam ab. Aus dem Untergeschoss riefen deutsche Soldaten, sie wollten mit einem sowjetischen Offizier verhandeln. Der junge Hauptmann Neustrojew befahl Leutnant Berest, sich als Oberst auszugeben. Man hing ihm einen Schaffellmantel über, der seine Schulterstücke verbarg, und schickte ihn als Unterhändler vor. Bald darauf tauchten die Deutschen aus den Kellerräumen auf: Staubbedeckt und unrasiert, in zerschlissenen Uniformen blinzelten sie ängstlich ins Licht und «lächelten unterwürfig». <sup>6</sup> Etwa 300 Soldaten und Offiziere legten die Waffen nieder. Ungefähr 200 waren gefallen. In einem eilig eingerichteten Feldlazarett lagen weitere 500. Viele hatten ihre Verwundungen aber bereits vor der Erstürmung des Reichstags erlitten.

Noch schwerer zu erobern war der riesige Zoobunker im Südwesten des Tiergartens. Selbst Volltreffer aus 201-Millimeter-Haubitzen konnten ihm nichts anhaben. Drinnen herrschten für die mehreren tausend angsterfüllten Zivilisten inzwischen aber unsäglich Bedingungen. Auch dort lagen über 1'000 Kranke und Verwundete in einem noch relativ gut ausgestatteten Feldlazarett.

Katukows Erste Gardepanzerarmee und Tschuikows Achte Gardearmee hatten sich von Süden her über den Landwehrkanal in den Tiergarten vorgekämpft. Den Befehl, den Zoobunker zu knacken, erhielten jedoch zwei

Regimenter der 79. Gardeschützendivision. Ihn im Sturm zu überrennen war unmöglich. Daher schickte man am 30. April deutsche Gefangene als Parlamentäre vor, die dem Bunkerkommandanten das mit Bleistift geschriebene Ultimatum überbrachten: «Wir bieten Ihnen die kampflose Übergabe der Festung an. Wir garantieren, dass es keine Exekutionen von Militärangehörigen, auch nicht von SS- und SA-Leuten, geben wird.»<sup>7</sup>

Am 1. Mai brachte einer der Gefangenen endlich die Antwort: «Wir haben Ihre Mitteilung um 23.00 Uhr erhalten. Wir kapitulieren [heute] um Mitternacht. Haller, Garnisonskommandeur.» Haller war nicht der Garnisonskommandeur, und die lange Verzögerung erklärt sich damit, dass er einen Ausbruch vorbereitete.

Auch um die Zitadelle Spandau im äussersten Nordwesten Berlins hatte sich inzwischen der Belagerungsring geschlossen. Anders als das Ungetüm aus Beton im Zoo war Spandau ein Kleinod der Architektur. Man hatte das Bauwerk aus Backsteinen 1630 auf einer Insel am Zusammenfluss von Spree und Havel errichtet. Während des Zweiten Weltkriegs beherbergte die Zitadelle die Heeres-Gasschutzlaboratorien, aber damit sollte offenbar nur ihre wahre Bestimmung verschleiert werden.

Am 30. April hatte die sowjetische Siebenundvierzigste Armee dieses beeindruckende Hindernis, das mit seinen Kanonen die beiden nahe liegenden Havelbrücken kontrollierte, endlich im Griff. Um eine verlustreiche Erstürmung zu vermeiden, setzte der Befehlshaber der Armee, General Perchorowitsch, zunächst seine Siebte Abteilung unter Major Grischin ein, um den Gegner mit Propaganda weich zu klopfen. Rund um die Uhr plärrten nun ihre Lautsprecher. Aber die Deutschen antworteten zunächst nur mit Artilleriefeuer.

Am nächsten Tag, dem 1. Mai, befahl Perchorowitsch Major Grischin, dem Garnisonskommandeur ein Kapitulationsangebot zu überbringen. Grischin rief seine Offiziere zusammen. «Da dies ein äusserst gefährlicher Auftrag ist», erklärte er, «kann ich ihn nicht befehlen. Ich brauche einen Freiwilligen, der mich begleitet.» Alle sieben Offiziere meldeten sich. Konrad Wolf, in der DDR später ein berühmter Filmregisseur und Bruder von Markus Wolf, wurde sofort abgelehnt. In der Festung seien SS-Offiziere, hiess es, und wenn sie auch nur argwöhnten, er könnte ein Deutscher in sowjetischer Uniform sein, würden sie ihn auf der Stelle erschliessen. An seiner Stelle fiel die Wahl auf Wolfs besten Freund Wladimir Gall. Er und Gri-

schin traten mit einer weissen Fahne aus dem Schutz der Bäume heraus. Langsam bewegten sie sich auf eine Barrikade zu, die man um einen ausgebrannten «Tiger»-Panzer vor der Backsteinbrücke über den Wassergraben errichtet hatte.

Als die Deutschen die Parlamentäre kommen sahen, liessen sie von einem steinernen Balkon etwa zwölf Meter über dem Haupteingang eine Strickleiter herunter. Grischin und Gall kletterten die heftig schaukelnde Leiter hinauf. Sie erklommen den Balkon und betraten dann mit einem flauen Gefühl im Magen den düsteren Raum, der dahinter lag. Nach und nach konnten sie eine Gruppe von Wehrmachts- und SS-Offizieren erkennen. Als Kommandant der Zitadelle stellte sich Oberst Jung und als sein Stellvertreter Oberstleutnant Koch vor. Jung mit seiner Nickelbrille, dem zerfurchten Gesicht, dem kurz geschnittenen grauen Haar und dem offenen Uniformkragen wirkte nicht wie ein Berufssoldat. Aber weder Grischin noch Gall wussten, wen sie da vor sich hatten.

Nun begannen die Verhandlungen. Auf der sowjetischen Seite wurden sie fast ausschliesslich von Gall, einem jüdischen Philologen, geführt, denn Grischin sprach sehr wenig Deutsch. Koch erklärte, Hitler habe Befehl gegeben, jeden Offizier, der eine Festung übergebe, auf der Stelle zu erschiessen. Unglücklicherweise wusste man in der Siebenundvierzigsten Armee noch nichts von Hitlers Tod. Auf Gall wirkten insbesondere die SS-Offiziere derartig nervös, dass er ihnen zutraute, jeden im Raum abzuknallen, ohne an die Folgen zu denken. Er sagte den Deutschen, Berlin sei nun fast vollständig besetzt, die Rote Armee habe sich bei Torgau an der Elbe mit den Amerikanern vereinigt, und weiterer Widerstand bedeute nur sinnlose Opfer. Wenn sie kapitulierten, werde es keinerlei Exekutionen geben. Jedermann werde zu essen bekommen, Kranke und Verwundete erhielten ärztliche Behandlung. Gall stellte klar, sollte das Angebot abgelehnt werden und die Rote Armee die Festung stürmen müssen, dann garantiere sie nichts von alledem. «Wir sind alle Soldaten und wissen, dass dann viel Blut fliessen wird. Und wenn dabei zahlreiche unserer Soldaten fallen, kann ich für nichts garantieren. Wenn Sie sich weigern zu kapitulieren, werden Sie auch den Tod einer grossen Anzahl Zivilisten auf dem Gewissen haben. Deutschland hat einen so hohen Blutzoll gezahlt, dass jedes Menschenleben für seine Zukunft wichtig sein müsste.»

Die SS-Offiziere starteten ihn hasserfüllt an. Die Atmosphäre war so brisant, dass er fürchtete, «der kleinste Funke» könnte sie zur Explosion brin-

gen. Auf Grischins Weisung teilte Gall mit, die Deutschen hätten bis 15.00 Uhr Zeit, sich zu entscheiden. In Todesstille wandten die beiden Offiziere sich um und traten ins Tageslicht hinaus. Während sie die Strickleiter hinabkletterten, die wieder heftig hin und her pendelte, wurde Gall die Vorstellung nicht los, ein SS-Offizier könnte die Seile durchschneiden.

Als sie wieder festen Boden unter den Füßen hatten, wären sie am liebsten losgerannt, um die Sicherheit der Baumgruppe zu erreichen, wo ihre Kameraden sie erwarteten. Aber sie zwangen sich zu massvollem Schritt. Unter den Bäumen umarmten die Zurückgebliebenen sie, aber sie brachten keine Antwort mit. Nun hiess es warten. Dass SS-Offiziere in der Festung waren und Hitler Befehl erlassen hatte, jeden Offizier, der sich ergeben wollte, zu erschiessen, liess nichts Gutes ahnen.

Im Hauptquartier der Siebenundvierzigsten Armee stellte General Perchorowitsch die gleiche Frage: «Werden sie kapitulieren?»

«Wir wissen es nicht. Wir haben ihnen, wie befohlen, bis 15.00 Uhr Zeit gegeben. Wenn sie einwilligen, werden sie einen Parlamentär zu unseren vorderen Stellungen schicken.»

«Gut, Genosse Gall, seien Sie rechtzeitig dort, wenn sie kommen sollten.»

Die Spannung stieg mit jeder Minute. Nervöse Witze über deutsche Pünktlichkeit machten die Runde.

«Genosse Hauptmann!», rief plötzlich ein Soldat. «Sehen Sie! Sie kommen! Sie kommen!»

Auf dem Balkon zeigten sich zwei Gestalten, welche sich die Strickleiter hinabhangelten. Die Garnison wollte sich ergeben. Gall zwang sich dazu, so zu tun, als nehme er jeden Tag die Kapitulation einer Festung entgegen.<sup>8</sup>

Als die beiden deutschen Emissäre, die Leutnante Ebbinghaus und Brettschneider, bei den Russen ankamen, schlugen ihnen Offiziere und Soldaten begeistert auf die Schultern. Gegenüber Gall erklärten sie, man nehme die Kapitulationsbedingungen an, diese müssten aber schriftlich festgehalten und unterzeichnet werden. Im Triumphzug wurden die beiden deutschen Offiziere zum Stab der Siebenundvierzigsten Armee gebracht. Überall standen von den Maifeiern noch leere Flaschen herum. Ein höherer Offizier schlief auf einer Matratze. Als man ihn weckte und er der beiden deutschen Offiziere ansichtig wurde, befahl er seiner Ordonnanz, ihnen zu essen zu geben. Dann erschien Major Grischin. Man meldete ihm, die Garnison verlange zunächst eine schriftliche Übergabe der Kapitulationsbedingungen. «Typisch deutsch!», grummelte er.<sup>9</sup>



Als alles aufgeschrieben und unterzeichnet war, holten die sowjetischen Offiziere eine Flasche Kognak hervor und füllten die Gläser. Die Russen stürzten den Schnaps hinunter. Leutnant Brettschneider, der in der letzten Woche nur sehr wenig zu essen bekommen hatte, nippte vorsichtig zwei Fingerbreit davon. Die Russen brachen in schallendes Gelächter aus. Sofort wurde sein Glas wieder bis zum Rand gefüllt. «Woina kaputt!», brüllten sie. «Der Krieg ist aus!»

Die Feier wurde von einem Oberst aus dem Stab der Ersten Weisserussischen Front unterbrochen. Man erklärte ihm, was geschehen war. Er fragte Leutnant Ebbinghaus, den älteren der beiden deutschen Offiziere, wie lange die Zitadelle schwerem Beschuss der Roten Armee standgehalten hätte. «Mindestens eine Woche», sagte Ebbinghaus steif. Der russische Oberst blickte ihn ungläubig an.

«Der Krieg ist vorbei», erklärte Major Grischin. «Sie haben keine Offizierspflichten mehr.» Als eine Kiste Ritmeister-Zigarren auf dem Tisch erschien, griff Leutnant Ebbinghaus zu.

Zwei Stunden später betraten Grischin und Gall die Festung erneut, diesmal aber nicht über den Balkon, sondern durch den Haupteingang. Sowjetische Soldaten sammelten die Waffen der Besatzung ein und liessen die Männer truppweise abmarschieren.

Jung und Koch traten an die beiden Offiziere heran. «Wir wollen uns von Ihnen verabschieden», sagte Koch in perfektem Russisch. Als er sah, wie überrascht sie waren, musste er lächeln. «Ja, ich spreche ein wenig Russisch. Ich bin in Sankt Petersburg aufgewachsen.»

Gall fuhr der Schreck in die Glieder, denn Koch musste während der Verhandlungen jedes Wort verstanden haben, das er mit Grischin gewechselt hatte. Dann fiel ihm zu seiner Erleichterung ein, dass der lediglich gesagt hatte: «Versprich ihnen, was sie wollen. Das regeln wir später.»

Auf dem Hof erblickten Gall und Grischin blasse, zitternde Zivilisten, die unsicher aus den Kellern kamen. General Perchorowitsch wies Gall an, ihnen zu sagen, sie könnten alle nach Hause gehen. Später kam eine junge Frau im Kopftuch, das viele um ihr ungewaschenes Haar geschlungen trugen, mit einem Baby auf dem Arm an Gall heran. Sie dankte ihm dafür, dass er die Offiziere zur Kapitulation überredet und damit ein Blutbad verhindert hatte. Mit Tränen in den Augen wandte sie sich ab.

Diese herzerwärmende Geschichte von der Übergabe der Festung Spandau wird allerdings von späteren Enthüllungen überschattet. Oberst Jung

und Oberstleutnant Koch waren in Wirklichkeit Professor Dr. Gerhard Jung und Dr. Edgar Koch, die in führender Stellung an der Entwicklung der Nervengase Sarin und Tabun arbeiteten. Das Heeresgasschutzlaboratorium war also nicht in erster Linie mit dem Schutz vor chemischen Waffen beschäftigt, wie der Name besagte, sondern damit, «Kampfgase für den Feldeinsatz zu testen».<sup>10</sup>

Ein Oberstleutnant der Siebenundvierzigsten Armee erkannte sofort, was seinen Leuten da in die Hände gefallen war. Er informierte den General, der die zuständige Expertenkommission der Roten Armee leitete. Dieser Truppenteil trug als Kennzeichen Zahnrad und Schraubenschlüssel auf den Schulterstücken. Am nächsten Tag wollte der General die beiden Wissenschaftler vernehmen. Aber der NKWD erfuhr von der Sache. Noch am Abend des 1. Mai nahmen dessen Offiziere Jung und Koch in Gewahrsam. Der General schäumte vor Zorn. Die Rote Armee brauchte bis Mitte Juni, um herauszufinden, wo der NKWD Jung und Koch festhielt, und sich ihrer zu versichern. Im August wurden sie schliesslich nach Moskau ausgeflogen.

Zwei weitere führende Wissenschaftler des Projekts, Dr. Stuhldreher und Dr. Schulte-Overberg, blieben in Spandau, wo sie ihre Arbeit fortsetzen sollten. Stuhldreher, der auf Angriffe mit Nervengas gegen Panzer spezialisiert war, hatte den alten Artillerieschiessplatz bei Kummersdorf für Versuche genutzt, welcher der Treffpunkt der Neunten Armee in den Wäldern südlich von Berlin war. Die Wissenschaftler bestritten, etwas von Tabun und Sarin zu wissen. Da man alle Proben vernichtet hatte, als die Rote Armee Berlin einkesselte, konnten die sowjetischen Experten nichts beweisen und auch keine gezielten Fragen stellen.

Im Sommer wurden auch Stuhldreher und Schulte-Overberg in die Sowjetunion gebracht. Dort trafen sie mit Jung und Koch zusammen, die bereits in einem Sonderlager bei Krasnogorsk sassen. Die Gruppe unter Professor Jungs Führung lehnte es geschlossen ab, mit den sowjetischen Behörden zu kollaborieren. Sie bestanden darauf, Kriegsgefangene zu sein. Man holte andere deutsche Wissenschaftler herbei, die bereits mit der Sowjetunion zusammenarbeiteten, um sie zu überzeugen, aber ohne sichtbaren Erfolg. Für ihre Beharrlichkeit mussten sie allerdings nicht büssen. Im Januar 1954 entliess man sie schliesslich mit einer der letzten Gruppen von Kriegsgefangenen nach Deutschland.

Südlich von Berlin unternahmen die Reste der Neunten Armee den letzten Versuch, Konews Barriere zu durchbrechen. Die Zwölfte Armee war gerade lange genug im Raum Beelitz geblieben, um einen Fluchtweg zur Elbe offen zu halten und einen solchen auch für die fast 20'000 Mann der so genannten Heeresgruppe Spree unter General Reymann in der Gegend von Potsdam zu öffnen. Aber der Druck stieg. Beelitz lag an jenem Morgen unter schwerem Feuer sowjetischer Sturmgeschütze, die von Potsdam herbeibeordert worden waren. Staffeln von Tieffliegern verstärkten Bombardement und Beschuss.

Inzwischen hatte ein sowjetisches Schützenregiment das Dorf Eisholz, sechs Kilometer südlich von Beelitz, besetzt. Dort lag eine für den Rückzug der aufgeriebenen deutschen Truppen entscheidende Strassenkreuzung. Zu ihrem Glück zwang das unvermittelte Auftauchen der letzten vier «Panther» der Division «Kurmark» die Rotarmisten zum Rückzug. Die Panzer, denen just an dieser Stelle der Treibstoff ausging, mussten zurückgelassen werden, aber die Strasse war frei. Viele der versprengten Soldaten blieben in Eisholz, weil sie so zermürbt und von Hunger geschwächt waren, dass sie keinen Schritt mehr gehen konnten. Die Zivilbevölkerung teilte ihre kargen Lebensmittel mit ihnen und kümmerte sich um die Verwundeten. Man sammelte sie in der Schule, wo ein Arzt aus Berlin und eine Schwester taten, was sie konnten. Nur eine einzige SS-Einheit war noch genug bei Kräften, um ohne Halt das Dorf zu durchqueren.

In den Wäldern, die sie hinter sich gelassen hatten, flammten immer wieder Kämpfe auf, da Konews Truppen kleinere und grössere Gruppen von Versprengten aufspürten. Am Morgen des 1. Mai wurde eine Brigade der Vierten Gardepanzerarmee in die Wälder geschickt, «um eine grosse Gruppe umherziehender Deutscher zu liquidieren». In ihrem Bericht heisst es, dass die T-34 auf deutsche Panzer und andere gepanzerte Fahrzeuge stiessen. «Der sowjetische Kommandeur handelte sofort», heisst es dort. «Binnen zwei Stunden verlor der Gegner 13 Schützenpanzerwagen, drei Sturmgeschütze, drei Panzer und 15 Lastkraftwagen.»<sup>41</sup> Es ist aber kaum zu glauben, dass damals eine einzige Gruppe noch über so viele einsatzfähige Fahrzeuge verfügte.

Die sowjetischen Truppen griffen auch Beelitz an. Als eine Gruppe von 200 Deutschen mit dem letzten «Tiger»-Panzer und einem Sturmgeschütz durch die Spargelfelder abziehen wollte, geriet sie südlich von Beelitz unter Beschuss aus Maschinenpistolen. Sie brauchten nur die Wälder zu er-

reichen und das Flüsschen Nieplitz zu durchwateten. Dahinter lag die Strasse nach Brück und damit der Weg in die Sicherheit.

Der Stab von General Wencks Zwölfter Armee hatte alle Lastwagen und anderen Fahrzeuge in der Gegend beschlagnahmt, um die erschöpften Soldaten abzutransportieren. Es waren Feldküchen eingerichtet worden, welche die 25'000 Mann, dazu mehrere tausend Vertriebene, mit Essen versorgten. «Als die Soldaten bei uns ankamen, brachen sie einfach zusammen», berichtete Wencks Stabschef, Oberst Reichhelm. «Manche mussten wir sogar prügeln, damit sie auf die Lastkraftwagen kletterten. Sonst wären sie an Ort und Stelle liegen geblieben. Es war schrecklich.» General Busse, einst von massiger Figur, war bis zur Unkenntlichkeit abgemagert. «Er war total am Ende seiner Kraft.»<sup>12</sup>

Viele von denen, welche die Schrecken des Kessels von Halbe erlebt haben, werden noch heute zornig, wenn sie an jene Zeit denken. Ihren damaligen Kommandeuren werfen sie vor, sie in den Kampf getrieben zu haben, als der Krieg längst verloren war. «War es wirklich bedingungsloser Gehorsam», schrieb ein Überlebender, «oder war es Feigheit vor der Verantwortung? Das Offizierskorps hat bei mir auch bezüglich der Führer einen bitteren Nachgeschmack hinterlassen. Sie haben alle in diesen Tagen nur noch versucht, ihre eigene Haut zu retten, und verwundete Soldaten, Zivilisten und Kinder hinter sich liegen lassen.»<sup>13</sup>

Derartige Auslassungen haben einen wahren Kern, gehen aber zu weit, vor allem wenn man bedenkt, welche Bemühungen die Zwölfte Armee unternahm, um Soldaten und Zivilisten zu retten. Selbst in der Neunten Armee kann man nicht alle über einen Kamm scheren. Ein Soldat berichtet, wie Major Otto Christer Graf von Albedyll, der zusehen musste, wie seine Armee geschlagen und sein Familiengut nahe dem Reitweiner Sporn zerstört wurde, selbst fiel, als er einem Schwerverwundeten helfen wollte. Als «ein sehr beliebter Truppenführer» wurde er von seinen Soldaten an der Strasse nach Eisholz begraben.<sup>14</sup>

Oberst Reichhelm selbst geisselte den eklatantesten Fall, da ein Führungsoffizier seine Männer im Stich liess. Um zwei Uhr morgens war General Holste, der Kommandeur des XLI. Panzerkorps, beim Stab der Zwölften Armee zwischen Genthin und Tangermünde aufgekreuzt. «Was machen Sie hier, Herr General?», fragte ihn Reichhelm verwundert. «Warum sind Sie nicht bei Ihrer Truppe?»<sup>15</sup>

«Ich habe keine mehr», erwiderte Holste.

In Wirklichkeit aber hatte er sie im Stich gelassen. Mit seiner Frau, zwei Fahrzeugen und zwei seiner besten Pferde hatte er sich abgesetzt. Reichhelm erklärte, er müsse sofort mit General Wenck sprechen. Er weckte den Befehlshaber der Armee und erklärte, Holste müsse festgenommen werden. Aber Wenck war zu erschöpft. Reichhelm kam zurück. «Sie können sich von Hitler lossagen, weil er ein Verbrecher ist», sagte er zu Holste, «aber Sie können Ihre Soldaten nicht im Stich lassen.» Holste liess sich von diesen Worten nicht beeindrucken. Er setzte sich über die Elbe ab.

Am Nachmittag des 1. Mai kam von der Reichskanzlei der Befehl, der letzte «Tiger»-Panzer, der noch die «Nordland» unterstützte, müsse zur sofortigen Verfügung von General Mohnke zurückgezogen werden.<sup>16</sup> Eine Erklärung wurde nicht gegeben. Offenbar ohne Goebbels einzuweihen, der jeden Gedanken an Kapitulation weit von sich wies, schmiedeten Bormann und Mohnke Pläne, wie es ihnen gelingen konnte, aus Berlin herauszukommen. Für sie, die befohlen hatten, jeden, der nicht bis zum bitteren Ende kämpfen wollte, standrechtlich zu erschiessen, lag bereits Zivilkleidung im Bunker bereit.

Der erneute Beschuss erschwerte die Verbindung zu Krukenbergs Einheiten immer mehr. Das Gestapo-Hauptquartier in der Prinz-Albrecht-Strasse wurde nach wie vor von den Franzosen unter dem verwundeten Fenet verteidigt. «Danmark» stand wenige hundert Meter weiter östlich in der Nähe der U-Bahnstation Kochstrasse auf der Friedrichstrasse, während «Norge» die linke Flanke an Leipziger Strasse und Spittelmarkt hielt.

Nun musste auch Goebbels einsehen, dass das Ende nahe war. Er liess Dr. Kunz, den SS-Arzt, rufen, der ihm helfen wollte, seine sechs Kinder zu töten. Goebbels war gerade in seinem Arbeitszimmer im «Führer»-Bunker und sprach mit Naumann, seinem Staatssekretär im Propagandaministerium. Kunz musste zehn Minuten warten. Dann gingen Goebbels und Naumann hinaus und liessen ihn mit Magda Goebbels allein. Sie erklärte ihm, der Tod des «Führers» habe auch über ihr Leben entschieden. Die verbliebenen Truppen wollten in der kommenden Nacht einen Ausbruch wagen, aber zuvor müsse ihre Familie sterben. Kunz behauptete später, er habe versucht, sie zu überzeugen, die Kinder ins Lazarett zu schicken und unter den Schutz des Roten Kreuzes zu stellen, sei jedoch auf ihren Widerstand gestossen. «Nachdem wir etwa 20 Minuten miteinander gesprochen hatten», berichtete er, «kam Goebbels zurück und sagte zu mir: ‚Doktor, ich wäre Ih-

nen sehr dankbar, wenn Sie meiner Frau helfen könnten, die Kinder zu töten.» Kunz wiederholte noch einmal seinen Gedanken, die Kinder zu retten.<sup>17</sup>

«Das ist unmöglich», antwortete der Reichspropagandaminister. «Es sind die Kinder von Goebbels.» Er verliess das Zimmer. Kunz blieb bei Magda Goebbels, die sich noch etwa eine Stunde lang die Karten legte.

Etwas später kam Goebbels erneut zurück. «Die Russen können jeden Moment hier sein und unsere Absicht vereiteln», sagte seine Frau. «Wir sollten uns jetzt beeilen und tun, was wir tun müssen.»

Magda Goebbels führte Kunz in ihr Schlafzimmer und nahm von einem Wandbrett eine Spritze mit Morphium. Dann gingen sie ins Kinderzimmer. Die fünf Mädchen und der Junge waren bereits im Bett, schliefen aber noch nicht. «Habt keine Angst, Kinder», sagte sie. «Der Doktor gibt euch jetzt eine Impfung, die Kinder und Soldaten brauchen.» Dann ging sie wieder hinaus. Kunz blieb und spritzte den Kindern das Morphium. «Danach», sagte er beim Verhör durch den SMERSCH, «ging ich hinaus ins Vorzimmer und sagte Frau Goebbels, dass wir nun etwa zehn Minuten warten müssten, bis die Kinder eingeschlafen seien. Als ich auf meine Uhr schaute, war es 20 Minuten vor neun.»

Kunz erklärte, er könne schlafenden Kindern kein Gift verabreichen. Daraufhin befahl ihm Magda Goebbels, Hitlers Leibarzt Stumpfegger zu holen. Mit ihm gemeinsam öffnete sie den schlafenden Kindern den Mund, schob ihnen eine Giftampulle zwischen die Zähne und presste ihnen dann die Kiefer zusammen. Die älteste Tochter Helga wurde später mit schweren Verätzungen im Gesicht gefunden. Das kann bedeuten, dass das Morphium bei ihr noch nicht gewirkt hatte und sie sich gegen die zwei Erwachsenen wehrte, die ihr den Mund öffnen wollten. Als alles vollbracht war, ging Stumpfegger fort, und Kunz begab sich mit Magda in Goebbels' Arbeitszimmer. Dieser lief nervös auf und ab.

«Das mit den Kindern ist erledigt», sagte sie. «Nun müssen wir an uns selber denken.»

«Mach schnell», sagte Goebbels. «Uns bleibt nicht mehr viel Zeit.»

Magda Goebbels nahm das goldene Parteiabzeichen, das Hitler ihr am 27. April zum Zeichen seiner Verehrung überreicht hatte, und das goldene Zigarettenetui mit der Inschrift «Adolf Hitler, 29. Mai 1934». Dann gingen Goebbels und seine Frau in Begleitung des Adjutanten Günther Schwägermann in den Garten hinauf. Sie hatten jeder eine Walther bei sich. Wenige

Meter von der Stelle, an der man die Leichen Hitlers und seiner Frau verbrannt und dann in einem Granattrichter begraben hatte, stellten sich Joseph und Magda Goebbels dicht nebeneinander. Sie bissen auf Zyanidampullen und erschossen sich entweder gegenseitig, oder Schwägermann gab ihnen, unmittelbar nachdem das Gift gewirkt hatte, den Gnadenschuss. Die beiden Pistolen blieben bei den Toten liegen, und Schwägermann übergoss sie, wie versprochen, mit Benzin. Dann entzündete er den letzten Scheiterhaufen des «Dritten Reichs». (Einige Historiker glauben, in allen beschriebenen Fällen sei ein anderes Gift zum Einsatz gekommen. Aber in dem Bericht über die Autopsie der Leichen von Adolf und Eva Hitler heisst es: «In den Mundhöhlen wurden Reste von Glasampullen gefunden, die Zyanid enthalten hatten. Ampullen derselben Art wurden auch im Mund von Goebbels und dessen Frau festgestellt.»)<sup>18</sup>

Um 21.30 Uhr kündigte der Sender Hamburg dem deutschen Volk eine ernste und wichtige Mitteilung an. Um die Hörer auf die Ansprache von Grossadmiral Dönitz vorzubereiten, erklang Trauermusik von Wagner und Bruckners Siebte Sinfonie. Dönitz erklärte, Hitler sei «an der Spitze seiner Truppen kämpfend» gefallen. Dann stellte er sich selbst als Hitlers Nachfolger vor.<sup>19</sup> In Berlin hörten nur wenige Menschen die Sendung, da es kaum noch Strom gab.

Während das Goebbelssche Familiendrama seinen Lauf nahm, zeigte Bormann wachsende Anzeichen von Ungeduld. Weidlings Kapitulation sollte um Mitternacht verkündet werden, und eine Stunde zuvor wollte man den Durchbruch nach Norden über die Spree wagen. Das restliche Personal des «Führer»-Bunkers, darunter Traudl Junge, Gerda Christian und Constanze Manziarly, sollte sich zum Aufbruch bereithalten. Krebs und Burgdorf, die sich beide erschiessen wollten, liessen sich nicht sehen.

Krukenberg, den Mohnke schon früher einbestellt hatte, fand diesen in Gesellschaft von Artur Axmann und dem früheren Divisionskommandeur der «Nordland», Ziegler, vor. Mohnke fragte Krukenberg, ob er als Befehlshaber die Verteidigung des Stadtzentrums noch fortsetzen wolle. Er fügte hinzu, General Weidling habe Befehl erteilt, einen Durchbruch durch den sowjetischen Einkreisungsring nach Nordwesten zu versuchen. Gegen Mitternacht werde allerdings ein Waffenstillstand in Kraft treten. Krukenberg wollte sich dem Durchbruchversuch anschliessen. Er und Ziegler brachen auf, um die «Nordland» und andere Einheiten in ihrem Bereich zu sammeln.

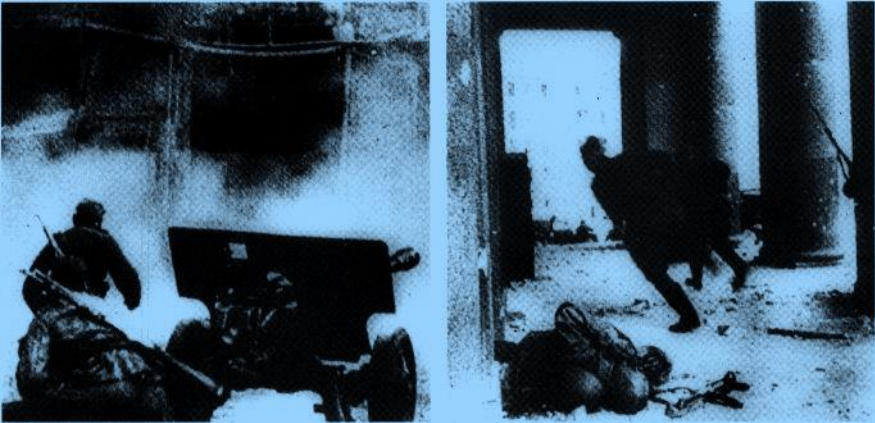
Er sandte einen seiner Adjutanten mit der Weisung voraus, vorgeschobene Gruppen zurückzuziehen. Die Einheit unter Hauptmann Fenet, die immer noch das Gestapo-Hauptquartier in der Prinz-Albrecht-Strasse verteidigte, erfuhr von alledem nichts. Krukenbergs Adjutant, der niemals wieder auftauchte, fiel wahrscheinlich, bevor er sie erreichen konnte.

Als Bormann und Mohnke die Anwesenden in Gruppen einzuteilen suchten, kam es im Bunker zu chaotischen Szenen. Schliesslich machten sie sich gegen 23.00 Uhr auf den Weg, zwei Stunden später als geplant. Die erste Gruppe unter Führung von Mohnke benutzte die unterirdischen Gänge der Reichskanzlei und erreichte dann auf komplizierten Pfaden den Bahnhof Friedrichstrasse. Die anderen folgten in vereinbarten Abständen. Die schwierigste Strecke lag nördlich des Bahnhofs, wo sie die Spree zu überqueren gedachten. Auf den Schutz der Dunkelheit konnten sie nicht bauen, da die Flammen brennender Häuser die ganze Gegend taghell erleuchteten. Die erste Gruppe unter Mohnke, bei der sich auch die Sekretärinnen befanden, war so klug, die Weidendammer Brücke zu meiden. Sie benutzten eine eiserne Fussgängerbrücke 300 Meter flussabwärts und eilten zur Charité.

Der «Tiger»-Panzer der «Nordland» und ein Sturmgeschütz sollten die Speerspitze bilden, um den Übergang über die Weidendammer Brücke zu erzwingen. Inzwischen hatte sich die Nachricht von dem beabsichtigten Durchbruch herumgesprochen, worauf mehrere hundert SS- und Wehrmachtsangehörige sowie Zivilisten zusammenliefen. Das war eine Ansammlung, die den sowjetischen Truppen auffallen musste. Der erste Anlauf der Menschenmenge, geführt von dem «Tiger»-Panzer, fand kurz nach Mitternacht statt. Obwohl das gepanzerte Monster die Barriere auf der Nordseite der Brücke durchbrechen konnte, geriet die Gruppe an der Ziegelstrasse bald unter schweren Beschuss. Ein Panzerabwehrgeschoss traf den «Tiger», und viele der Zivilisten und Soldaten, die hinter ihm Deckung suchten, wurden niedergemäht. Axmann erlitt eine Verletzung, konnte sich aber weiterschleppen. Bormann und Dr. Stumpfegger fielen zu Boden, als der Panzer getroffen wurde, rappelten sich jedoch wieder hoch. Bormann hatte das letzte Exemplar von Hitlers Testament bei sich, das er offenbar für seinen Anspruch auf eine Stellung in Dönitz' Regierung nutzen wollte, sollte es ihm gelingen, sich nach Schleswig-Holstein durchzuschlagen.

Bald darauf folgte ein weiterer Angriff über die Brücke mit einer 20-Millimeter-Vierlingsflak-Selbstfahrlafette und einem Halbkettenfahrzeug. Auch





30-33. (oben und unten:) Die Rote Armee bei Strassenkämpfen in der «Höhle der faschistischen Bestie».



34. (unten:) Rotarmisten beim Sturm über die Moltkebrücke zum Innenministerium, dem «Himmler-Haus», und von dort zum Reichstag.





35. Ein sowjetisches Sturmgeschütz beschießt eine Berliner Straße.



36. Ein von Kugeln durchlöcherter Volkswagen vor der Reichskanzlei.





37. Truppen der Ersten Ukrainischen Front jagen in den Kiefernwäldern südlich von Berlin Reste der Neunten Armee.



38. Deutsche Soldaten ergeben sich in Berlin der Roten Armee.



39. Soldaten einer sowjetischen motorisierten Einheit waschen sich in Berlin unter freiem Himmel.



40. Zubereitung einer kargen Mahlzeit inmitten von Ruinen.





41. Verbündete unter sich: Generalmajor Robert C. Macon von der 83. US-Infanteriedivision lauscht einem Trinkspruch von Oberst Iwanow.



42. Deutsche Zivilisten fliehen über eine halb zerstörte Elbbrücke vor der Roten Armee auf amerikanisch besetztes Gebiet.



43. (links:) Für den Kindersoldaten Hans-Georg Henke ist der Krieg zu Ende.

44. (rechts:) Ein verwundeter sowjetischer Soldat wird von einer Krankenschwester versorgt.



45. General Stumpff, Generalfeldmarschall Keitel und Admiral von Friedeburg treffen am 9. Mai 1945 zur Unterzeichnung der Kapitulation in Karlshorst ein.





46. Rotarmist und Berlinerin beim Gerangel um deren Fahrrad.



47. (links:) Marschall Schukow bei der Siegesparade in Moskau auf dem Pferd, das Stalin abwarf.
48. (rechts:) Schukow in Begleitung von General Konstantin Telegin, Chef der Politischen Verwaltung (links), und General Iwan Serow, NKWD-Chef der Ersten Weissrussischen Front (rechts).
49. (folgende Seite:) Nach der Schlacht besichtigen die Sieger den Reichstag.





dieser scheiterte zum grössten Teil. Gegen ein Uhr morgens startete man einen dritten Versuch und eine Stunde später einen vierten. Bormann, Stumpfegger, Schwägermann und Axmann hielten sich immer noch zusammen. Sie folgten den Bahnschienen zum Lehrter Bahnhof. Dort trennten sie sich. Bormann und Stumpfegger wandten sich nach Nordosten in Richtung Stettiner Bahnhof. Axmann nahm die entgegengesetzte Richtung, stiess dort jedoch auf eine sowjetische Patrouille. Er kehrte um und lief Bormann nach. Bald darauf fand er zwei Leichen. Er erkannte Bormann und Stumpfegger, hatte aber keine Zeit nachzuschauen, wie sie ums Leben gekommen waren. Martin Bormann war somit der einzige hohe NS-Funktionär, der – wenn auch nicht aus freiem Willen – von einer Kugel des bolschewistischen Feindes getroffen wurde. Alle anderen – Hitler, Goebbels, Himmler und Göring – nahmen sich selbst das Leben.

Inzwischen hatte Krukenberg den grössten Teil seiner Eskorte französischer SS-Männer gesammelt. Sie vereinigten sich mit Ziegler und einer wesentlich grösseren «Nordland»-Gruppe. Krukenberg schätzte, dass darunter vier oder fünf Ritterkreuzträger waren. Es gelang ihnen, kurz vor Morgengrauen die Spree zu überqueren. Aber nur wenige hundert Meter vor dem U-Bahnhof Gesundbrunnen gerieten auch sie unter heftigen Beschuss. Ziegler wurde von einem Querschläger tödlich verwundet. Einige andere aus der Gruppe wurden ebenfalls getroffen, darunter der junge französische Ritterkreuzträger Eugène Vaultot. Er starb drei Tage später in einem nahe gelegenen Keller.

Die sowjetischen Truppen waren inzwischen so verstärkt worden, dass Krukenberg und seine Kameraden nur den Weg zurückgehen konnten, den sie gekommen waren. Am Ende der Ziegelstrasse sahen sie den «Tiger»-Panzer, den Mohnke ihnen abgenommen hatte. Von der Mannschaft war weit und breit nichts zu sehen. Einer von Krukenbergs Offizieren entdeckte eine Tischlerwerkstatt in der Nähe, wo sie sich Arbeitsanzüge überzogen. So verkleidet gelangte Krukenberg bis nach Dahlem, wo er sich über eine Woche lang in der Wohnung von Freunden verbarg. Schliesslich aber blieb ihm keine Wahl, als sich zu stellen.

Als Schukow von General Kusnezow aus der Dritten Stossarmee von den Durchbruchversuchen hörte, löste er sofort die höchste Alarmstufe aus. Verständlicherweise erregte ihn die «unangenehme Vorstellung» ausserordentlich, hohe Nazis, vor allem Hitler, Goebbels und Bormann, könnten zu

entkommen suchen.<sup>20</sup> Man konnte sich leicht vorstellen, wie Stalin reagierte, wäre das geschehen. Offiziere brachten rasch die Männer zur Rason, die gerade den 1. Mai mit Alkohol und der Jagd auf Frauen feierten. Brigaden der Zweiten Gardepanzerarmee fingen sie ein und schlossen sorgfältig den Einkesselungsring. Damit vereitelten sie einen zweiten Ausbruchversuch längs der Schönhauser Allee durch Generalmajor Bärenfängers Truppen, die vom östlichen Teil des Verteidigungsraums um die Zitadelle kamen. Bärenfänger, ein treuer Nazi, nahm sich schliesslich in einer Seitenstrasse zusammen mit seiner jungen Frau das Leben.<sup>21</sup>

Kurz vor Mitternacht, dem Zeitpunkt, da Oberst Haller versprochen hatte, den Zoobunker zu übergeben, setzten sich die verbliebenen Panzer und Halbkettenfahrzeuge der Division «Müncheberg» und der 18. Panzergranadierdivision vom Tiergarten aus in Richtung Westen in Bewegung. Sie hielten nach Nordwesten auf das Olympiastadion und Spandau zu. Auch diese Aktion wurde schnell bekannt. Gerüchte liefen um, Wencks Armee stehe in Nauen, wo angeblich Lazarettzüge warteten, um die Soldaten nach Hamburg zu bringen. Tausende Versprengte und Zivilisten strömten zu Fuss und mit den abenteuerlichsten Fahrzeugen in diese Richtung. Eine Gruppe von etwa 50 Personen fuhr auf drei Lastwagen des «Grossdeutschen Rundfunks». Unter ihnen war Himmlers jüngerer Bruder Ernst, ein führender Studiotekniker, der mit seinem älteren Bruder so gar nichts gemeinsam hatte.<sup>22</sup>

Die Charlottenbrücke über die Havel, die Berlin mit der Altstadt von Spandau verband, war noch intakt und wurde nach wie vor von Hitlerjungen verteidigt. In dichtem Regen und unter den Granaten der Sieben- undvierzigsten Armee ratterten die Panzerfahrzeuge hinüber, gefolgt von einer bunten Menge Soldaten und Zivilisten. Es gab ein wüstes Gemetzel. «Überall war Blut, und Fahrzeuge flogen in die Luft», berichtete ein Überlebender. Instinktiv wählte man die richtige Taktik. Selbstfahrende Flakgeschütze der Wehrmacht mit 20-Millimeter-Zwillingsflak gaben vom Ostufer der Havel Feuerschutz, um die Sowjets in Deckung zu zwingen. Während dieses heftigen Beschusses, der höchstens eine Minute anhielt, stürzte eine Welle von Zivilisten und Soldaten über die Brücke und fand Schutz zwischen den Häuserruinen am anderen Ufer. Wer zu langsam oder verletzt war, wurde Opfer der sowjetischen Artillerie. Trotzdem strömte Welle auf Welle von Menschen zu Fuss, in Fahrzeugen und auf Motorrädern über den Fluss, stolperte über Leichen, die am Boden lagen und von

nachfolgenden Fahrzeugen überrollt wurden. Ernst Himmler war einer von denen, die auf der Charlottenbrücke starben, entweder von einer Kugel getroffen oder bei dem Schreckenslauf zu Tode getrampelt.<sup>23</sup>

Trotz des entsetzlichen Massakers drängte die schiere Masse der anstürmenden Deutschen die sowjetischen Truppen vom Flussufer zurück. Aber die sowjetischen Maschinengewehre auf dem Turm des Spandauer Rathauses hielten weiterhin tödliche Ernte. Daraufhin eröffneten zwei «Tiger»-Panzer das Feuer auf das Rathaus, und eine kleine Gruppe der 9. Fallschirmjägerdivision stürmte den Turm. Die Masse der Panzerfahrzeuge brach nach Westen in Richtung Staaken durch, aber die meisten Soldaten wurden in den folgenden zwei Tagen eingekesselt. Nur eine Hand voll von ihnen konnte die Elbe erreichen und sich in Sicherheit bringen.

Auf Befehl aus dem Hauptquartier der Front durchsuchten sowjetische Offiziere die ausgebrannten Panzerwracks sehr gründlich. «Unter den toten Besatzungen», schrieb Schukow, «wurde niemand aus Hitlers Umgebung gefunden, aber es war unmöglich festzustellen, wer in den ausgebrannten Panzern geblieben war.»<sup>24</sup> Niemand weiss, wie viele bei diesen Versuchen, sowjetischer Kriegsgefangenschaft zu entgehen, ihr Leben liessen.

Am 2. Mai um 1.55 Uhr morgens verlas der 18-jährige Sprecher Richard Beier die letzten Nachrichten des «Grossdeutschen Rundfunks» aus dem Studio im Bunker an der Masurenallee. Den Sender in Tegel hatten die Russen übersehen. «Der Führer ist tot», las er vom Blatt. «Es lebe das Reich!»<sup>25</sup>

## Das Ende der Schlacht

Am 2. Mai kurz nach ein Uhr morgens wurde General Tschuikow erneut geweckt. Nachrichteneinheiten der Roten Armee hatten wiederholt Funkprüche des LVI. deutschen Panzerkorps empfangen, das um einen Waffenstillstand bat. Seine Emissäre wollten mit einer weissen Fahne zur Potsdamer Brücke kommen. Dort erschien dann auch in der Tat Oberst von Dufving in Begleitung von zwei Majoren. Er sprach mit einem von Tschuikows Kommandeuren und kehrte dann zu General Weidling zurück. Weidling ergab sich mit seinem Stab um sechs Uhr morgens. Man brachte ihn in Tschuikows Hauptquartier, wo er den Kapitulationsbefehl für die Garnison ausfertigte.

An diesem kalten Morgen wussten die letzten Häftlinge der Gestapo, die noch im Hauptquartier in der Prinz-Albrecht-Strasse sassen, nicht, ob die Rote Armee sie befreien oder ihre Bewacher sie umbringen würden. Pastor Reinecke war einer der Geistlichen, die das Massaker eine Woche zuvor überstanden hatte. «Was ich in den letzten anderthalb Wochen an Sadismus erlebt habe», schrieb er in einem Brief, «kann ich hier nicht schildern.»<sup>1</sup>

Die Gruppe der Gefangenen war bunt gemischt. Ein Zellengefährte des Pastors war der Kommunist Franz Lange. Später berichtete er, zwar habe er seit seinem sechzehnten Lebensjahr nichts mehr mit der Kirche zu tun gehabt, aber wie Reinecke aus stillem Gebet Kraft zum Überleben geschöpft habe, werde er nie vergessen. Unter den Männern befand sich auch Josef Wagner, früherer Gauleiter in Schlesien, der wegen seines katholischen Glaubens mit dem Regime in Konflikt geriet. Nach dem 20. Juli hatte ihn die Gestapo verhaftet.

Am 1. Mai war ihre Zellentür plötzlich aufgesprungen. Unter wüstem Gebrüll «Raus! Raus!» wurden sie von den SS-Aufsehern die Treppe hinuntergetrieben. Einer der Gefangenen, ein Unteroffizier der Wehrmacht,

wurde dabei erschossen. Die restlichen sechs schloss man in einer anderen Zelle nahe bei der Unterkunft der SS-Wächter ein, gab ihnen zu essen und zu trinken. Lange hörte, wie der Sturmbannführer, der das Kommando hatte, seinen Männern mit der verquerten Logik der SS erklärte: «Die lassen wir leben als Beweis dafür, dass bei uns keine Gefangenen erschossen werden.» Am Nachmittag bemerkten die Häftlinge, dass sich ihre Bewacher zum Abzug vorbereiteten. Es wurde dunkel, und sie blieben allein in dem finsternen Gebäude zurück. Seit bekannt wurde, dass man dort die Gefangenen wie in einer mittelalterlichen Folterkammer gespreizt in Eisen an die Wand schlug, hatte es bei den Berlinern nur noch das «Haus des Schreckens» geheissen.<sup>2</sup>

Als der Morgen graute, es war der 2. Mai, hörten sie plötzlich Stimmen. Das Guckfenster an ihrer Zellentür wurde geöffnet. Eine Stimme fragte auf Russisch nach dem Schlüssel, um die Tür zu öffnen. «Wir haben keinen», antwortete Lange, der Kommunist, der etwas Russisch sprach. «Wir sind Häftlinge.» Der Soldat ging wieder fort. Einige Minuten später schlugen Äxte gegen die Tür. Bald sprang sie auf. Sie schauten in das Gesicht eines lächelnden jungen Rotarmisten.

Er und seine Kameraden brachten sie in die Kantine der SS-Leute, wo sie ihnen etwas zu essen gaben. Aus einem ihrer Gewehre löste sich ein Schuss, was bei der Roten Armee leider ziemlich häufig geschah. Ex-Gauleiter Joseph Wagner sank an Pastor Reineckes Seite tot zu Boden.

Andere Rotarmisten verloren indessen keine Zeit. Die Seide, welche die Wände von Himmlers grossem Empfangsraum schmückte, wurde aus den Rahmen gerissen und zusammengelegt. Für die nächsten Fünf-Kilo-Pakete, die man nach Hause schicken wollte, war sie gut zu gebrauchen.

Im «Führer»-Bunker hatten sich die Generäle Krebs und Burgdorf irgendwann am frühen Morgen gemeinsam niedergesetzt, ihre Luger gezogen und sich das Hirn aus dem Schädel geblasen. Der Telefonist Rochus Misch, wahrscheinlich der letzte Angehörige der SS-Leibstandarte «Adolf Hitler», der das Gebäude verliess, sah ihre zusammengesunkenen Gestalten. Nach der Konsumierung des vielen Kognaks hatten sie Glück, sich nicht selbst schmerzhaft verletzt zu haben. Auch Hauptmann Schedle, der Kommandeur der Einheit der Leibstandarte in der Reichskanzlei, schoss sich eine Kugel in den Kopf. Da er an einer Fuss Verletzung litt, hatte er sich der Gruppe um Bormann nicht anschliessen können. Ausser den Ärzten, Schwes-

tern und Verwundeten im Keller war die Reichskanzlei so gut wie leer, als Misch sie verliess.

Der dramatische sowjetische Bericht über den Sturm auf die Reichskanzlei an jenem Morgen ist mit grosser Vorsicht zu betrachten, denn die meisten von Mohnkes und Krukenbergs Männern hatten bereits in der Nacht zuvor beim letzten Ausbruchversuch das Weite gesucht. Mit den Bildern von Haubitzen, die auf den Wilhelmsplatz rollten und den Haupteingang zerschossen, von «schweren Kämpfen» in den Korridoren und auf den Treppen sollte wohl ein Pendant zur Eroberung des Reichstags geschaffen werden. Das rote Banner wurde von Major Anna Nikulina, einer Angehörigen der Politverwaltung des IX. Schützenkorps von Bersarins Fünfter Stossarmee, auf dem Dach gehisst. Und für alle Fälle setzten «Sergeant Gorbatschow und Soldat Bondarew eine rote Fahne auf den Haupteingang des Gebäudes».<sup>3</sup>

Nur die erste Gruppe der Flüchtigen aus dem «Führer»-Bunker war in der Nacht zuvor zunächst beisammengeblieben. Sie wurde von Brigadeführer Mohnke angeführt. Ihr gehörten Hitlers persönlicher Pilot Hans Baur, der Chef seiner Leibgarde, Hans Rattenhuber, seine beiden Sekretärinnen und die Diätköchin Constanze Manziarly an. Als die Schönhauser Allee in den frühen Morgenstunden des 2. Mai von sowjetischen Truppen überflutet wurde, hatten sie in einem Keller Zuflucht suchen müssen. Dort blieben sie, bis sie am Nachmittag von Rotarmisten entdeckt wurden. Widerstand war zwecklos. Die Männer wurden sofort festgenommen, die Frauen dagegen liess man gehen.

Traudl Junge und Gerda Christian hatten sich als Männer verkleidet. Aber die dralle Tirolerin Constanze Manziarly wurde sofort von ihnen getrennt. Nach einem Bericht packte sie ein riesiger russischer Infanterist und vergewaltigte sie gemeinsam mit seinen Kameraden. Niemand weiss, ob sie die Zyanidampulle benutzte, die Hitler jedem seiner Mitarbeiter in einer Messingschale als Abschiedsgeschenk dargeboten hatte.<sup>4</sup> Sie tauchte nie wieder auf. Traudl Junge und Gerda Christian hingegen erreichten nach abenteuerlicher Flucht das andere Ufer der Elbe.

Viele deutsche Soldaten und Offiziere kamen auf die Idee, ihre letzte Nacht in Freiheit in einer Brauerei zu verbringen. Hauptmann Finckler begegnete seinem Regimentskommandeur von der 9. Fallschirmjägerdivision in einer

Brauerei am Prenzlauer Berg, nicht weit von dem Ort, an dem Mohnke und dessen Gruppe entdeckt worden waren. Zum Abschied liessen beide Männer eine Flasche Wein die Runde machen, denn Gläser gab es nicht.

In der Schultheiss-Brauerei hörte ein junger Flakhelfer der Luftwaffe an jenem Morgen Schüsse und fragte seine Kameraden, was da vorgehe. «Komm mit nach hinten», sagte ein Kamerad zu ihm. «Die SS-Leute schiessen sich gegenseitig tot. ... Das musst du sehen.»<sup>5</sup> Viele Angehörige der Waffen-SS waren Ausländer. Auch Hitlers SS-Adjutant Otto Günsche wurde hier am Vormittag von der Roten Armee gefasst. Wie Mohnke, Rattenhuber und die anderen übergab man ihn sofort dem SMERSCH zum Verhör.<sup>6</sup> Stalin wollte genau wissen, was mit Hitler geschehen war und ob er vielleicht noch lebte.

Die Entscheidung, eine SMERSCH-Einheit der Dritten Stossarmee zur Reichskanzlei zu schicken, einem Komplex, der eindeutig im Bereich der Fünften Stossarmee lag, konnte am 29. April nur auf höchster Ebene gefallen sein. Berija und Abakumow, der Chef des SMERSCH, scheinen nicht nur Schukow und die militärischen Stellen, sondern auch Abakumows Rivalen, General Serow, den Chef des NKWD der Ersten Weissrussischen Front, darüber im Unklaren gelassen zu haben.

Die SMERSCH-Truppe, in der auch Nachrichtenleute Dienst taten, hatte offenbar den Funkverkehr der Fünften Stossarmee abgehört. Sie traf nur Minuten nach der Meldung ein, das Gebäude werde angegriffen. General Bersarin hatte dem Soldaten, der Hitlers Leiche entdeckte, den goldenen Stern des «Helden der Sowjetunion» versprochen. Daher waren die Truppen, welche die Reichskanzlei eingenommen hatten, ziemlich aufgebracht, als Offiziere des SMERSCH auftauchten und sie hinauswiesen. Nur Bersarins äussere Postenkette um den ganzen Komplex blieb an Ort und Stelle. Als zusätzliche Demütigung für die Fünfte Stossarmee brachten die Aufklärer auch noch eine Pionereinheit der Dritten Stossarmee mit, welche die Reichskanzlei nach versteckten Sprengladungen absuchen sollte.<sup>7</sup>

Als Hauptmann Schota Sulchanischwili, der Kommandeur der Pioniere, begriff, dass er für SMERSCH tätig werden sollte, passte ihm das überhaupt nicht. «Meine Kameraden und ich hielten uns, so gut es ging, von denen fern», berichtete er. «Wir hatten Angst vor ihnen.»<sup>8</sup> Aber die SMERSCH-Leute befürchteten ihrerseits, Opfer von Minen zu werden. Daher taten sie gehorsam, was die Pioniere ihnen sagten, bis das ganze

Gebäude gründlich abgesucht war. Die einzigen Sprengladungen, die man schliesslich fand, war ein Vorrat von akkurat in Dreierpackungen aufgestapelten Panzerfäusten. Als die Pioniere die Mengen von Champagner und «in orangefarbenem Zellophan verpacktem Brot» erblickten, kamen sie aus dem Staunen nicht heraus. Sulchanischwili, der bei Stalingrad gekämpft hatte, musste sofort an das gefrorene Brot denken, das sie damals nicht einmal mit einem Beil hatten zerhacken können. Im Garten stiessen sie auf zwei schwer verkohlte Leichen, die «so geschrumpft waren, dass sie wie Puppen aussahen».<sup>9</sup> Als die Pioniere ihre Schuldigkeit getan hatten, wurden sie sofort weggeschickt. Die Offiziere des SMERSCH, denen Goebbels nur von Karikaturen in der sowjetischen Presse geläufig war, erkannten sofort die charakteristische Schädelform. Der orthopädische Schuh bestätigte ihren Verdacht. Daneben lag Magda Goebbels, dicht bei ihr das goldene Zigarettenetui und Hitlers Parteiabzeichen.<sup>10</sup>

Die SMERSCH-Einheit, die unter strenger Aufsicht von Generalleutnant Alexander Anatoljewitsch Wadis, dem obersten SMERSCH-Vertreter bei der Ersten Weissrussischen Front, agierte, war aber vor allem darauf aus, Hitlers Leiche zu finden. Der Druck aus Moskau war enorm. Die *Prawda* hatte an jenem Morgen erklärt, die Bekanntgabe von Hitlers Tod sei lediglich ein Trick der Faschisten. Es ist anzunehmen, dass diese Erklärung auf Anordnung Stalins oder zumindest mit seiner Zustimmung abgegeben wurde. Hitlers Schicksal wurde so bereits zu einem höchst delikaten Politikum, bevor die Tatsachen ans Licht kamen. Marschall Schukow, der genau wusste, wie sehr diese Frage Stalin interessierte, begab sich am selben Tag persönlich zur Reichskanzlei, während in der Stadt noch gekämpft wurde. «Sie liessen mich nicht hinunter», bekannte Schukow 20 Jahre später, als er schliesslich die Wahrheit erfuhr. Im Untergeschoss sei es nicht sicher, erklärte man ihm.<sup>11</sup> Ausserdem teilte man ihm bei diesem ersten Besuch mit, dass «die Deutschen alle Leichen vergraben haben, aber wen und wo, ist noch nicht bekannt».<sup>12</sup> Goebbels' Leiche war jedoch nicht verbuddelt worden. Man hatte sie frei im Gelände liegend gefunden. Schukow wurde offenbar auch zwei Tage später der Zugang verwehrt. Dem Stab der Ersten Weissrussischen Front erklärte man lediglich, man habe Goebbels' Leiche gefunden, kein Wort mehr. Der Chef der politischen Verwaltung, General Telegin, forderte vom Oberkommando in Moskau unverzüglich Gerichtsmediziner an.

Am nächsten kamen die SMERSCH-Offiziere Hitler offenbar, als sie sei-



nen Kleiderschrank durchsahen und das Porträt von Friedrich dem Großen betrachteten, das er so häufig angestarrt hatte. Jelena Rschewskaja befasste sich inzwischen mit den Dokumenten der Reichskanzlei. Sie entdeckte zehn dicke Notizbücher. Das war das Tagebuch, das Goebbels bis Juli 1941 geführt hatte. (Wadis schrieb die Entdeckung später sich selbst zu.) Die Funkerin Raja probierte ein weisses Abendkleid von Eva Braun an, verwarf es aber, weil es zu tief ausgeschnitten war. Nur ein Paar blaue Schuhe liess die junge Soldatin mitgehen.

In den Kellerräumen kümmerten sich Professor Haase und Dr. Kunz immer noch um die Verwundeten, die in den Gängen lagen. Nur noch wenige Schwestern waren zurückgeblieben. Viele der Helferinnen vom BDM, die zuvor den Hitlerjungen am Reichssportfeld Unterstützung gaben, hatten Verwundete aus den Luftschutzkellern des brennenden Hotels Adlon hierher gebracht. Das Lazarett tastete SMERSCH nicht an. Eine der Schwestern beschrieb das Benehmen der Offiziere als «mustergültig». Einer habe den Frauen sogar geraten, nachts ihre Türen zu verschliessen, weil er «für seine Soldaten nicht garantieren» könne.<sup>13</sup>

Dann wurden die Gefangenen selektiert. Diejenigen, die man verhören wollte, wurden zum Reichsblindeninstitut in der Oranienstrasse gebracht. Aber die Abwehrleute weigerten sich zu glauben, was man ihnen von Hitlers Selbstmord berichtete. Wadis schickte noch mehr Männer in die Reichskanzlei, um diese minutiös zu durchsuchen. Aber das war keine leichte Aufgabe. Die Stromversorgung hatte ihren Geist aufgegeben. Licht spendeten nur die mitgebrachten Taschenlampen, und ohne Ventilation wurde die Luft im Bunker bald drückend feucht.

Da Ergebnisse ausblieben, wies Stalin Berija an, einen weiteren General des NKWD, der theoretisch das Oberkommando vertrat, nach Berlin zu schicken. Vor Ort sollte dieser die Sache in die Hand nehmen und sofort von dort berichten. Seinen Namen kannten nicht einmal die mit der Angelegenheit befassten Offiziere des SMERSCH. In Anwesenheit des neuen Generals hatten Major Bystrow und Genossen sämtliche Verhöre noch einmal zu wiederholen. Nach jedem Gespräch ging der General zum Telefon und erstattete Berija über eine gesicherte Leitung Bericht. Dabei war man so auf Geheimhaltung bedacht, dass Jelena Rschewskaja auf jedem Protokoll unterschreiben musste, sich des Verrats an der Sicherheit des Staates schuldig zu machen, wenn sie auch nur ein Wort von dem Gehörten verlauten liess.<sup>14</sup>

Als die 350 Mann im Zoobunker sich schliesslich ergaben, scheint Oberst Haller einem sowjetischen Offizier den Tipp gegeben zu haben, unter der Besatzung seien auch zwei Generäle, die sich aus Berlin absetzen wollten. Einer hatte sich jedoch inzwischen bereits umgebracht. Sowjetische Soldaten fanden ihn im vierten Geschoss. Der Schriftsteller Konstantin Simonow durfte die Szene in Augenschein nehmen.<sup>15</sup>

Er war erst am Vormittag des 2. Mai in Berlin angekommen. Hin und wieder wurde noch geschossen. Meistens feuerten sowjetische Geschütze auf Gebäude, in denen sich SS verschanzt hatte. Simonow sah darin die letzten Zuckungen des Regimes. Im Flakbunker war es stockdunkel, sodass sie sich mit Taschenlampen behelfen mussten. Ein Leutnant führte ihn in die kleine Betonkammer. «Auf einem Feldbett lag der tote General mit weit offenen Augen – ein hoch gewachsener Mann von etwa 45 Jahren mit kurz geschnittenem Haar und ruhigem, ebenmässigem Gesicht. Mit der rechten Hand hielt er noch die Pistole umklammert. Die linke hatte er um die Schultern einer jungen Frau gelegt, die dicht bei ihm lag. Ihre Augen waren geschlossen, und sie wirkte sehr schön in ihrer weissen, kurzärmeligen Bluse und dem grauen Uniformrock. Der General trug ein sorgfältig gebügeltes Hemd und hohe Schuhe. Der Uniformrock stand offen. Zwischen seinen Beinen stand eine Flasche Champagner, die nur zu zwei Dritteln ausgetrunken war.» Die Szene passte zum grotesken Ende «der Banditenglorie des Faschistenreichs». Simonow fand es auch sehr passend, dass der Mann, der die Kapitulation der Reichshauptstadt entgegennahm, General Tschuikow war, der die Verteidigung von Stalingrad geleitet hatte. «Es schien, als habe die Geschichte selbst alles getan, um seine Armee nach Berlin zu führen und damit dem Fall der Reichshauptstadt eine besondere Symbolkraft zu verleihen.»<sup>16</sup>

Die deutsche Zivilbevölkerung hatte in diesen Tagen für Symbolik wenig übrig. Die Gesichter toter Soldaten wurden mit einer Zeitung oder einem Uniformstück abgedeckt. Dann stellten sich die Menschen bei den Feldküchen der Roten Armee an, die auf Bersarins Befehl Essen ausgaben. Die Tatsache, dass zur gleichen Zeit in den mittelasiatischen Republiken der UdSSR eine Hungersnot wütete, welche die Menschen bis zum Kannibalismus trieb, hatte keinen Einfluss auf die neue Politik, die Zuneigung des deutschen Volkes zu gewinnen. Allerdings war diese Umstellung der Parteilinie noch nicht bis überallhin durchgedrungen.<sup>17</sup>

Sowjetsoldaten mit Maschinenpistolen gingen durch die Feldlazarette und hielten jedem Mann die Mündung drohend vor die Brust: «Du SS?», fragten sie. Einer stiess auf einen Freiwilligen der «Nordland» von der schwedischen Waffen-SS, bohrte ihm seine Waffe in den Bauch und stellte die gleiche Frage. Der Schwede erklärte, er sei ein einfacher Wehrmatsangehöriger. «Da, da. Du SS!» Der Schwede hatte seine Papiere, darunter seinen Pass vernichtet, aus dem hervorgegangen wäre, dass er für die Finnen gegen die Sowjetunion gekämpft hatte. Er zeigte ein gequältes Lächeln, als wollte er andeuten, wie lächerlich diese Behauptung sei. Der Soldat liess von ihm ab. Er übersah, dass seinem Gegenüber bereits der kalte Schweiß ausgebrochen war. Erst sechs Monate später kam der NKWD dahinter, dass jeder SS-Mann «seine Blutgruppe auf der Innenseite des linken Arms tätowiert trug».<sup>18</sup>

Am Alexanderplatz und am Pariser Platz wurden die Verwundeten, in Laken gehüllt, auf der Strasse abgelegt. Schwestern vom Deutschen Roten Kreuz und BDM-Mädchen kümmerten sich weiter um sie. Unweit davon schossen sowjetische Geschütze eine Gruppe SS-Leute zusammen, die immer noch in einem Gebäude am Spreueufer aushielten. Der Rauch der brennenden Ruinen verdüsterte den Himmel. Rotarmisten jagten Angehörige der Wehrmacht, der SS, der Hitlerjugend und des Volkssturms auf die Strassen. Sie tauchten aus Häusern, Kellern und U-Bahnschächten auf, unrasiert und mit russgeschwärzten Gesichtern. Die Sowjetsoldaten brüllten: «Hände hoch!» Ihre Gefangenen liessen die Waffen fallen und streckten ihre Arme nach oben, so weit sie nur konnten. Deutsche Zivilisten machten sowjetische Offiziere auf weitere sich versteckt haltende Soldaten aufmerksam.<sup>19</sup>

Wassili Grossman begleitete General Bersarin ins Zentrum der Stadt. Er war erschüttert von den enormen Zerstörungen, die er überall erblickte. Wie viele amerikanische und britische Bomben mussten hier gefallen sein. Eine jüdische Frau und ihr betagter Mann sprachen ihn an. Sie fragten nach dem Schicksal der Juden, die man deportiert hatte. Als er ihre schlimmsten Befürchtungen bestätigen musste, brach der alte Mann in Tränen aus. Wenig später trat eine flotte Deutsche in einem Astrachanmantel an ihn heran. Sie plauderten freundlich miteinander. «Sie sind doch kein jüdischer Kommissar?», fragte sie unvermittelt.<sup>20</sup>

Die deutschen Offiziere, die für alle ihre Männer Demobilisierungspapiere ausgestellt hatten, damit sie der Kriegsgefangenschaft entgehen könnten,

hatten damit nur ihre Zeit verschwendet. Jeder, der etwas trug, was einer Uniform auch nur entfernt ähnlich sah, selbst Eisenbahner und Feuerwehrleute, wurde gefasst und mit den ersten Kolonnen nach Osten deportiert.

«Ich war von Eindrücken geradezu überflutet», notierte Grossman. «Überall Feuer und Rauch, Rauch, Rauch. Massen von Kriegsgefangenen. In den Gesichtern nicht nur Trauer über persönliches Leid, sondern auch die Tragik der Bürger eines untergegangenen Staates.» Jedermann litt und fürchtete die Zukunft – die Jungen und Männer, die man fortbrachte, die Mädchen und Frauen, die zurückblieben. «Gefangene», kritzelte Grossman, «Polizisten, Beamte, alte Männer und Schuljungen, beinahe noch Kinder. Viele wurden von ihren Ehepartnern begleitet, hübschen jungen Frauen. Manche lachten, um ihre Ehemänner aufzumuntern. Ein junger Soldat mit zwei Kindern, einem Jungen und einem Mädchen. Die Passanten auf den Strassen sind freundlich zu den Gefangenen. Voller Mitleid reichen sie ihnen Wasser und Brot.»<sup>21</sup> Im Tiergarten erblickte Grossman einen verwundeten deutschen Soldaten, der mit einem Mädchen, einer Krankenpflegerin, eng umschlungen auf einer Bank sass. «Sie bemerken die Vorübergehenden nicht, die Welt um sie ist versunken. Als ich eine Stunde später wieder an ihnen vorüberging, sassen sie immer noch so da.»<sup>22</sup>

«Dieser trübe, kalte, regnerische Tag passt zweifellos zum Zusammenbruch Deutschlands mit rauchenden Trümmern und Hunderten von Leichen auf den Strassen.» Einige der Toten, so notierte er, waren von Panzern überrollt worden, «zusammengedrückt wie Tuben». Er ging an einer toten alten Frau vorüber, «die auf einer Matratze neben einer Haustür sass, den Kopf an die Wand gelehnt, das Gesicht von nie vergehendem Kummer gezeichnet». Nur einige Meter weiter setzte die Gründlichkeit der deutschen Hausfrau den Russen in Erstaunen: «Wo nicht mehr geschossen wird, beginnt sofort das Aufräumen. Frauen kehren die Strasse, als sei sie ihr Wohnzimmer.»

Grossman muss an jenem Tag viel umhergelaufen sein. In dem «riesigen, mächtigen» Reichstag stiess er auf sowjetische Soldaten, die in der Eingangshalle ein Feuer entzündet hatten, mit Kochgeschirren klapperten und mit Bajonetten Kondensmilchbüchsen öffneten».<sup>23</sup>

Während SMERSCH noch im «Führer»-Bunker in den Kellern am Werk war, durfte Grossman wie viele andere Besucher die gigantischen Empfangsräume der Reichskanzlei besichtigen. In einem lag Hitlers riesiger

Metallglobus zerschmettert am Boden. In einem anderen «übte ein dunkelhäutiger junger Kasache mit breiten Wangenknochen» das Fahrradfahren. Wie fast jeder liess auch Grossman etwas zur Erinnerung nach Moskau mitgehen.

Im Zoo, wo um den Flakturm schwere Kämpfe getobt hatten, fand er «zerstörte Käfige, in denen tote Affen, tropische Vögel und Bären lagen. Auf der Insel der Paviane klammern sich Affenbabys mit dünnen Händchen an ihre Mütter.» Vor einem Käfig mit einem toten Gorilla sprach Grossman mit einem alten Wärter, der die Affen seit 37 Jahren betreute.

«War er schlimm?», fragte Grossman.

«Nein, er brüllte nur laut», antwortete der Affenwärter. «Menschen sind viel schlimmer.»

Grossman begegnete an jenem Tag vielen Menschen. Entlassene ausländische Zwangsarbeiter zogen singend durch die Strassen und fluchten, wenn sie deutscher Soldaten ansichtig wurden. Erst später, als das Schiessen endlich ein Ende hatte, begann er «das kolossale Ausmass dieses Sieges» zu begreifen. Um die Siegestsäule im Tiergarten wurde spontan gefeiert. «Die Panzer sind so über und über mit Blumen und roten Fahnen bedeckt, dass man sie kaum noch erkennen kann. Selbst aus den Kanonenrohren spriessen Blumen wie aus Bäumen im Frühling. Überall wird getanzt, gelacht und gesungen. Hunderte roter Leuchtkugeln steigen auf. Jeder begrüsst den Sieg mit Schüssen aus Maschinenpistolen und Gewehren.» Später erfuhr Grossman, dass viele derer, die so ausgelassen feierten, bereits zum Tode verdammt waren. In ihrer Gier nach Alkohol tranken Soldaten aus Metallbehältern, die sie in der Nähe gefunden hatten, vergällten Alkohol. Drei Tage dauerte ihr qualvolles Sterben.<sup>24</sup>

Im Südwesten von Berlin fuhren General Wencks Soldaten weiterhin die versprengten Überlebenden der Neunten Armee in Lastwagen und Güterzügen in Richtung Elbe. Auch die Angehörigen der Zwölften Armee hofften, zusammen mit den fliehenden Zivilisten in den nächsten Tagen über den Fluss zu den Amerikanern zu gelangen. Über 100'000 Soldaten und mindestens ebenso viele Zivilisten strebten im südlichen Brandenburg der Elbe zu. Da sie von sowjetischen Truppen weiter nördlich zwischen Havelberg und Rathenau heftig attackiert wurden, liefen sie Gefahr, abgeschnitten zu werden.

Am 3. Mai trafen Nachrichten aus Berlin ein. General Wenck erliess so-

fort Befehl, statt des «deutschen Grusses» den militärischen Gruss wieder einzuführen.<sup>25</sup> «Es ist vorbei!», schrieb Peter Rettich, Bataillonskommandeur in der Division «Scharnhorst». «Hitler ist tot, gefallen in der Reichskanzlei. Berlin von den Russen genommen. Die Bilder des Zusammenbruchs häufen sich. Es ist erschütternd, aber unabwendbar.» Mit den wenigen Männern, die ihm noch geblieben waren, zog er, so schnell es ging, in Richtung Elbe. Als sie durch Genthin kamen, lagen die Rinnsteine voller leerer Schnapsflaschen. Offenbar hatten Soldaten vor ihnen ein Lagerhaus geplündert. «Bilder der Zersetzung!», schrieb Rettich in sein Tagebuch.<sup>26</sup>

General Wencks Stab gab an die Divisionen der Zwölften Armee den Befehl aus, sich kämpfend zur Elbe zurückzuziehen, wo sie gegen sowjetische Angriffe in Stellung zu gehen hatten. Ausserdem wies er einen seiner Korpskommandeure, General Baron von Edelsheim, an, mit der amerikanischen Neunten Armee in Verhandlungen zu treten. Am 3. Mai überquerte Edelsheim mit seinem Stab in einem Amphibienfahrzeug bei Tangermünde die Elbe und nahm mit dem dortigen amerikanischen Kommandeur Kontakt auf. Am nächsten Tag fanden im Rathaus von Stendal Kapitulationsverhandlungen statt. Der amerikanische Befehlshaber, General William Simpson, war in einer schwierigen Lage. Er musste nicht nur die humanitären Aspekte bedenken, sondern auch die Verpflichtungen der USA gegenüber ihrem sowjetischen Verbündeten und die praktischen Probleme, welche die Unterbringung und Versorgung einer so riesigen Masse Menschen verursachte. Er entschied, verwundete Soldaten ohne Waffen aufzunehmen, schlug aber Edelsheim die Bitte ab, Flussübergänge zu errichten und Instand zu setzen, um die Evakuierung zu beschleunigen. Auch der Aufnahme von Zivilflüchtlingen widersetzte er sich. Diese würden ohnehin bei Kriegsende in ihre Heimatorte zurückkehren.<sup>27</sup>

Am nächsten Morgen, dem 5. Mai, überschritten deutsche Soldaten an drei Punkten die Elbe: Sie benutzten dafür die schwer beschädigte Eisenbahnbrücke zwischen Stendal und Schönhausen, die Reste der Strassenbrücke bei Tangermünde und die Fähre bei Ferchland, ein Dutzend Kilometer weiter südlich. Priorität hatten die Überlebenden der Neunten Armee. Wer am Ostufer bleiben musste, fragte sich, wie viel Zeit noch blieb. Die Verteidigungsstellungen der Zwölften Armee gaben bereits unter den sowjetischen Angriffen nach. Das von ihr gehaltene Gebiet erstreckte sich knapp 25 Kilometer längs der Elbe und war in seinem Zentrum etwa 18 Kilome-

ter tief. Der sowjetische Artilleriebeschuss forderte schwere Opfer unter Flüchtlingen und Soldaten.

Die Angehörigen der Zwölften Armee fühlten sich von widerstreitenden Gefühlen hin und her gerissen. Da war Stolz auf ihre Rettungsmission, Furcht vor der Roten Armee, Zorn auf die Amerikaner, weil sie nicht weiter vorgerückt waren, und Verachtung für das Naziregime, das sein eigenes Volk verraten hatte. Auf dem Weg nach Tangermünde fanden sie all das an einem Ort bestätigt. Auf einer riesigen Reklametafel prangte noch die Losung der NSDAP: «Das alles verdanken wir unserem Führer!»<sup>28</sup>

US-Einheiten kontrollierten sorgfältig den Strom der Soldaten, der sich über die Brücken ergoss. Sie suchten nach SS-Leuten, Ausländern und Zivilisten. Manche nahmen den Deutschen mitsamt den Waffen auch Uhren und Kriegsauszeichnungen ab. Viele hatten ihre Stahlhelme und Uniformmäntel Frauen überlassen, die verkleidet hinübergelangen wollten, aber die meisten wurden entdeckt und aus der Schlange geholt. Auch andere gefährdete Gruppen suchten durchzukommen. In der Sowjetunion geborene «Hiwis», die noch in Wehrmachtsuniformen steckten, versuchten mit den Schlangen durchzuschlüpfen. Sie wussten, dass ihnen schreckliche Vergeltung drohte, wenn sie sowjetischen Truppen in die Hände fielen. Anfang April an der Oder waren bei der Neunten Armee 9139 Hiwis registriert.<sup>29</sup> Aber höchstens 5'000 können lebend die Elbe erreicht haben.<sup>30</sup>

Angehörige der Waffen-SS hatten gehört, dass die Amerikaner sie unter Umständen an die Rote Armee auslieferten. Sie vernichteten ihre Papiere und rissen sich die Rangabzeichen ab. Einige der ausländischen SS-Leute behaupteten, Zwangsarbeiter zu sein. Joost van Ketel, Zahnarzt bei der SS-Division «Nederland», hatte der Festnahme entgehen können, bis ihn Rotarmisten im Wald bei Halbe stoppten. «Nix SS», hatte er gesagt. «Russki-Kamerad Hollandia». Er hatte seinen rot, weiss und blau gestreiften niederländischen Pass gezeigt und war damit durchgekommen. Auch bei den Amerikanern südlich von Dessau klappte dieser Trick, aber sein deutscher Begleiter wurde sofort erkannt.<sup>31</sup>

General Wenck hatte sein Hauptquartier im Park von Schönhausen, einem Gut von Fürst Bismarck eingerichtet. Die Ironie der Geschichte, dass ausgerechnet hier alles zu Ende sein sollte, konnte grösser nicht sein. Schliesslich war Bismarck sein Leben lang fest davon überzeugt gewesen, dass Deutschland einen Krieg gegen Russland um jeden Preis vermeiden müsse. Am 6. Mai war das Territorium der Zwölften Armee auf acht Kilo-

meter Länge und zwei Kilometer Tiefe geschrumpft. Die Bataillone, die es verteidigten, hatten kaum noch Munition. Sowjetische Panzergranaten, Artilleriegeschosse und Katjuschas töteten Tausende derer, die noch darauf warteten, die einspurigen Brücken zu überqueren. Nun hing es nur noch vom Kriegsglück ab, wer diesen letzten Augenblick überlebte. Am 6. Mai brachte der sowjetische Beschuss allerdings auch die Amerikaner an den Kontrollpunkten in Gefahr. Die Neunte US-Armee, die ihre Männer nicht dem sowjetischen Artilleriefeuer aussetzen wollte, zog sie an das andere Flussufer und ein Stück davon entfernt zurück. Darauf hatten die Flüchtlinge nur gewartet. Ungehindert strömten sie in Massen über den Fluss.

«Nur einige wenige, die es nicht mehr über die Elbe schafften, nahmen sich das Leben», berichtete Wencks Stabschef, Oberst Reichhelm.<sup>32</sup> Andere suchten in Schlauchbooten oder auf Flößen aus Holzbrettern und leeren Benzinkanistern durch die reissende Strömung zu kommen. Oberst von Humboldt, der Operationschef, erinnert sich an Kanus, Barken und andere nur vorstellbare Konstruktionen. «Es war ein echtes Problem», erklärte er, «dass einer das Boot für die anderen zurückbringen musste. Dazu waren aber unter den Flüchtigen nur wenige bereit.»<sup>33</sup> Die Amerikaner am gegenüberliegenden Ufer wollten sie immer noch zurückschicken, aber sie versuchten es wieder und wieder. General von Edelsheim behauptet, die US-Truppen hätten Befehl gehabt, auf Boote mit fliehenden Zivilisten zu schießen, aber das ist nicht verbürgt. Gute Schwimmer klemmten sich das Ende eines Seils oder Kabels zwischen die Zähne und befestigten es an einem Baum oder einer Wurzel am anderen Ufer. Geschwächte Soldaten, Frauen und Kinder wurden auf diese Weise über den Fluss geholt, aber wenn dieser letzte Rettungsfaden riss, ertranken sie in den Fluten. Mehrere hundert Menschen müssen auf diese Weise ums Leben gekommen sein.

Am Morgen des 7. Mai war es mit den Verteidigungsstellungen endgültig vorbei. Die wenigen verbliebenen Geschütze der Zwölften Armee feuerten ihre letzten Granaten ab. Dann wurden sie gesprengt – «wohl der schlimmste Augenblick für einen Artilleristen», schrieb Rettich. Er war schockiert über die Zerfallserscheinungen bei einigen Einheiten und empfand Stolz auf die Disziplin seiner jüngeren Soldaten der Division «Scharnhorst», «vielleicht der letzten kampffähigen Wehrmachtseinheit in ganz Norddeutschland». Bevor sie sich über den Fluss zurückzog, zerstörte sie die letzten Fahrzeuge und Vorräte. Rettich selbst vernichtete seinen «treuen Tatra-Jeep», indem er einen Kanister Benzin über ihm ausgoss und



dann eine Handgranate hinein warf. Hunderte herrenloser Pferde jagten wild umher. Die Männer suchten sie in den Fluss zu treiben in der Hoffnung, sie könnten schwimmend das andere Ufer erreichen. «Ein jammervolles Bild!»

Rettich versammelte seine Männer bei der Schönhauser Brücke, um ein letztes Mal zu ihnen über den harten Weg zu sprechen, den sie gemeinsam gegangen waren. Der Niederlage nicht achtend, «gingen wir mit einem donnernden ‚Sieg Heil!‘ auf Deutschland für immer auseinander». Als sie die eiserne Brücke überquerten, warfen sie Waffen, Ferngläser und was sie sonst noch hatten, in die dunklen Fluten der Elbe.

An jenem Nachmittag überquerte auch General Wenck nahe bei seinem letzten Hauptquartier in Schönhausen den Fluss. Er hatte mit seinem Stab bis zum allerletzten Moment ausgeharrt. Sowjetische Truppen eröffneten das Feuer auf sein Boot und verletzten zwei Unteroffiziere, einen davon tödlich.

In Berlin suchte man indessen weiter erfolglos nach Hitlers Leiche. Goebbels' sechs Kinder wurden erst am 3. Mai entdeckt: unter Laken in ihren Dreistockbetten. Von dem Zyanid waren ihre Gesichter leicht gerötet, sodass es aussah, als schliefen sie nur. Hitlers Verbindungsoffizier zur Kriegsmarine, Vizeadmiral Voss, wurde von SMERSCH herbeigeholt, um sie zu identifizieren. Er soll tief erschüttert gewesen sein, als er der Kinder ansichtig wurde.

Zu einer merkwürdigen Begebenheit kam es an dem Tag, da Generäle der Ersten Weissrussischen Front in der Reichskanzlei aufkreuzten. Man hatte die Leiche eines Mannes mit kleinem, kurz geschnittenem Schnurrbart und einer Haarsträhne quer über die Stirn gefunden. Der Leichnam wurde später nicht genauer untersucht, weil er gestopfte Socken getragen hatte. Man kam überein, dass der «Führer» wohl kaum in gestopften Socken herumgelaufen war. Viel mehr erzürnte Stalin, dass einfache Soldaten Goebbels' Leiche zu Gesicht bekommen hatten. Die verantwortlichen Offiziere wurden auf der Stelle bestraft.

Die Dolmetscherin Rschewskaja, die beschreibt, welch grosses Geheimnis aus der Identifikation von Hitlers Leiche gemacht wurde, hebt hervor, dass «Stalin für sein System äussere und innere Feinde brauchte. Andernfalls, so befürchtete er, könnte die Anspannung nachlassen.»<sup>34</sup> Möglicherweise diente das Double dazu, um auf eine antisowjetische Verschwörung

hinzuweisen. Auch als Hitlers Leiche am nächsten Tag tatsächlich gefunden wurde, erfolgte unverzüglich aus dem Kreml strenge Order, dass niemand ein Wort darüber verlauten lassen dürfe. Offenbar wollte Stalin den Westen mit den Nazis in Verbindung bringen, indem er behauptete, Briten oder Amerikaner hielten Hitler versteckt. Gerüchte, die in höchsten Kreisen zirkulierten, besagten bereits, er sei im letzten Moment durch einen unterirdischen Gang entkommen oder von Hanna Reitsch ausgeflogen worden und halte sich nun im amerikanisch besetzten Bayern versteckt. Das war die propagandistische Fortsetzung von Stalins Verdacht, die Westalliierten könnten hinter seinem Rücken mit den Nazis einen Separatfrieden schliessen.

Nach weiteren Verhören wurden die Leichen von Hitler und Eva Braun am 5. Mai schliesslich gefunden. Es war ein trüber, windiger Tag. Noch einmal durchsuchte man den Garten der Reichskanzlei Stück für Stück. Ein Soldat entdeckte schliesslich den Zipfel eines grauen Lakens, der am Boden eines Granattrichters aus der Erde schaute. Man grub zwei verkohlte Leichen aus. Dicht dabei wurde auch ein Deutscher Schäferhund samt Welpen gefunden. General Wadis erhielt unverzüglich Meldung.

Bevor der nächste Morgen graute, hüllten Hauptmann Derjabin und ein Kraftfahrer die Leichen von Hitler und Eva Braun in Tücher und schmuggelten sie durch Bersarins Postenkette. Dann wurden sie zum SMERSCH-Stützpunkt in Buch, am nordöstlichen Stadtrand von Berlin, gebracht. Hier, in einem kleinen Backsteingebäude des Klinikums, gingen Dr. Faust, Oberst Krajewski und weitere Pathologen, die bereits Goebbels' Leiche identifiziert hatten, daran, die wichtigsten Überreste des «Dritten Reichs» zu untersuchen. Wie Rschewskaja berichtet, waren die Gerichtsmediziner empört, als man ihnen erklärte, sie hätten über diese Arbeit für immer absolutes Stillschweigen zu bewahren. Ob Telegin von dem Fund wusste, ist nicht bekannt. Jedenfalls liess ihn Berija später mit einer anderen Beschuldigung festnehmen. Aber weder Bersarin noch Schukow wurden davon informiert, dass Hitlers Leiche gefunden war. Schukow jedenfalls fühlte sich schwer hintergangen, als er schliesslich 20 Jahre später davon erfuhr.

Wadis wollte absolut sicher sein, dass sie die richtige Leiche hatten, bevor er Berija und Stalin berichtete. Daher ordnete er weitere Untersuchungen an. Seine Männer fanden schliesslich die Assistentin von Hitlers Zahnarzt. Sie prüfte das Gebiss des gefundenen Schädels und bestätigte dann, dass es sich in der Tat um den Diktator handelte. Sie erkannte die in der Pra-

xis gefertigten Brücken. Für diesen Zweck hatte man die Kiefer herausgelöst und bewahrte sie in einem mit rotem Satin ausgeschlagenen Kästchen auf – «wie man sie für billigen Schmuck verwendet», bemerkte Rschewskaja.<sup>35</sup> Am 7. Mai war sich Wadis sicher genug, um seinen Bericht abzufassen.

Wenn Hitlers Tod auch nicht das sofortige Ende des Krieges brachte, so läutete er doch dessen letzte Tage ein. Die deutschen Truppen in Norditalien und Südösterreich – insgesamt fast eine Million Mann – ergaben sich am 2. Mai. Churchill wollte sofort nach Fiume, um Triest in die Hand zu bekommen, bevor Titos Partisanen es besetzen konnten. Den Wettlauf um die Ostseeküste von Schleswig-Holstein gewann die Britische Zweite Armee, indem sie von der Elbe nach Norden bis Lübeck und Travemünde vorstieß. Die Truppen der Alliierten legten Eilmärsche ein, um Dänemark zu befreien. Rokossowskis Zweite Weissrussische Front, der man den Weg nach Dänemark verlegte, hatte inzwischen fast ganz Mecklenburg besetzt. Dabei waren ihr nur wenige Gefangene in die Hände gefallen. Zum Zorn der Sowjets wichen die Reste von Manteuffels Dritter Panzerarmee und General von Tippelskirchs Einundzwanzigster Armee nach Westen aus und ergaben sich den Briten. Da so viele deutsche Soldaten bei den Westalliierten ankamen, fehlten der Sowjetunion Zwangsarbeiter, um die von der Wehrmacht angerichteten Kriegsschäden zu beseitigen. Erst nach der endgültigen Kapitulation setzte Eisenhower, der den Kreml nach wie vor nicht verärgern wollte, das sowjetische Oberkommando davon in Kenntnis, dass alle deutschen Truppen, auch die von Schörner, der Roten Armee übergeben würden. Antonow «nahm diese Nachricht mit grosser Befriedigung auf».<sup>36</sup>

Am Nachmittag des 4. Mai trafen Generaladmiral von Friedeburg und General Kinzel, Heinrichs früherer Stabschef, im Hauptquartier von Feldmarschall Montgomery in der Lüneburger Heide ein, um die Kapitulation für alle deutschen Truppen in Nordwestdeutschland, Dänemark und den Niederlanden zu unterzeichnen. Als General Bradley am 5. Mai mit Marschall Konew zusammentraf, übergab er diesem eine Karte, in der die Positionen aller US-amerikanischen Divisionen eingezeichnet waren. Dafür erhielt Bradley keinerlei Gegenleistung, wenn man von der Warnung absieht, die Amerikaner sollten sich aus der Tschechoslowakei heraushalten.<sup>37</sup> Von der Sowjetunion gingen inzwischen unverhüllt feindselige Signale aus. In San Francisco erklärte Molotow dem entsetzten amerikani-

schen Aussenminister Edward Stettinius, die 16 polnischen Unterhändler, welche die sowjetisch kontrollierte Provisorische Regierung zu Gesprächen eingeladen hatte, seien des Mordes an 200 Rotarmisten angeklagt worden.

Konews Erste Ukrainische Front hatte Befehl erhalten, nach Süden zu schwenken und Prag einzunehmen. Hier kämpfte die tschechische Widerstandsbewegung, unterstützt von General Wlassows Truppen, die verzweifelt die Seite gewechselt hatten, gegen die Einheiten von Generalfeldmarschall Schörner. Bereits am 30. April hatte Churchill die Amerikaner gebeten, ihre Dritte Armee unter General Patton in Marsch zu setzen, um die Stadt zu sichern, bevor die Rote Armee sie erreichte. Aber General Marshall hatte abgelehnt. So fielen Wien, Berlin und Prag – damit das ganze Mitteleuropa – den Sowjets in die Hände. In Österreich hatten die sowjetischen Besatzungsorgane bereits eine provisorische Regierung eingesetzt, ohne sich mit den Alliierten zu konsultieren. Breslau, die Hauptstadt von Schlesien, ergab sich am 6. Mai nach fürchterlicher Belagerung, die fast drei Monate gedauert hatte.

Wlassow hatte zunächst den Gedanken von sich gewiesen, die Deutschen noch fünf Minuten vor zwölf zu verraten. Aber was er auch tat, er hatte keine Chance. «Am 12. Mai 1945», berichtete der Chef der politischen Verwaltung der Ersten Ukrainischen Front, «nahmen Soldaten des XXV. Panzerkorps bei Pilsen in der Tschechoslowakei den Vaterlandsverräter General Wlassow gefangen. Das spielte sich folgendermassen ab: Ein Angehöriger von Wlassows Armee wandte sich an einen Oberstleutnant des XXV. Panzerkorps, wies auf einen Kraftwagen, der gerade auf der Strasse in westlicher Richtung vorüberfuhr, und erklärte, darin sitze General Wlassow. Sofort wurde die Verfolgung organisiert, und Angehörige des XXV. Panzerkorps nahmen den Verräter fest.»<sup>38</sup> Wlassow hatte sich offenbar unter Decken versteckt. Es heisst, er habe einen «amerikanischen Pass auf seinen Namen» bei sich gehabt (was möglicherweise nachträglich zum Zweck antiwestlicher Propaganda erfunden wurde), «ausserdem sein Parteibuch, das er aufbewahrt hat, und ein Exemplar des schriftlichen Befehls an seine Truppen, die Kämpfe einzustellen, die Waffen niederzulegen und sich der Roten Armee zu ergeben.»<sup>39</sup> Wlassow wurde von Konews Stab sofort nach Moskau geflogen. Später hiess es, er sei nach langer, schwerer Folter gestorben. Am 13. und 14. Mai wurden 20'000 seiner Leute bei Pilsen gefangen genommen und in Sonderlager verbracht, wo sie von SMERSCH verhört werden sollten.

In Süddeutschland waren die Amerikaner zunächst von München in Richtung Osten und Südosten, aber auch nach Tirol im Süden marschiert, bis sie auf Eisenhowers Befehl innehielten. Die Franzosen hatten Bregenz am Bodensee eingenommen. Am Rande von Ostpreussen hielt General von Saucken mit den Resten der Zweiten Armee immer noch im Weichseldelta aus. In Kurland leisteten die Divisionen, die Guderian zur Verteidigung von Berlin hatte zurückholen wollen, trotz des schweren Beschusses seitens der Sowjettruppen, die sie eingeschlossen hatten, erbitterten Widerstand. Die Kriegsmarine, der allerdings mehr und mehr der Treibstoff ausging, setzte die Evakuierung von der Halbinsel Heia, aus Kurland und dem Weichseldelta fort. Am härtesten wurde um Prag gekämpft, wo Feldmarschall Schörners Heeresgruppe Mitte sich der Attacken dreier sowjetischer Fronten erwehrte.

In den frühen Morgenstunden des 7. Mai unterzeichnete General Jodl im Auftrag von Dönitz und des OKW in Eisenhowers Hauptquartier in Reims eine Kapitulationsurkunde. «Im Auftrag des sowjetischen Oberkommandos» unterschrieb auch General Susloparow, der oberste Verbindungsoffizier beim Oberkommando der Alliierten.<sup>40</sup> Als Stalin davon erfuhr, war er ausser sich. Die Kapitulation musste in Berlin unterzeichnet und von der Roten Armee entgegengenommen werden, welche die Hauptlast der Kämpfe getragen hatte. Noch mehr aber erregte ihn, dass die Westalliierten den Sieg in Europa bereits am nächsten Tag verkünden wollten, weil sie die Presse nicht davon abhalten konnten, schon Einzelheiten zu veröffentlichen. Für Stalin aber war das verfrüht, was nicht überraschen konnte. Obwohl Jodl in Reims bereits unterschrieben hatte, leistete Schörners Heeresgruppe in der Tschechoslowakei weiterhin erbitterten Widerstand. Weder General von Saucken noch die starken Kräfte, die in Kurland festsassen, hatten sich bis dahin ergeben. Aber die Menschenmengen, die sich bereits in London zur Siegesfeier versammelten, veranlassten Churchill, auf einer Verkündung des Sieges am Dienstag, dem 8. Mai, zu bestehen. Stalin zeigte sich schliesslich zwar kompromissbereit, wollte dieses Ereignis aber über Mitternacht bis zum Anbruch des 9. Mai hinauszögern, wenn Berlin vollständig übergeben war.

Die sowjetischen Behörden konnten jedoch selbst ihre eigenen Truppen nicht daran hindern, schon zuvor mit dem Feiern zu beginnen. Koni Wolf, damals bei der Siebten Abteilung der Siebenundvierzigsten Armee tätig, drehte am 8. Mai den ganzen Tag am Radio. Schliesslich hörte er die Ver-

kündigung des Sieges in London und rief seinen Kameraden die Neuigkeit zu. Wie der Blitz breitete sie sich in Berlin aus. Junge Soldatinnen machten sich sofort ans Wäschewaschen, während die Männer wie wild Schnaps zu beschaffen suchten. SMERSCH-Offiziere riefen Jelena Rschewskaja zu, sich für die Feier schön zu machen. Da man ihr erklärt hatte, sie hafte mit ihrem Kopf dafür, dass Hitlers Gebiss nichts geschah, verbrachte sie einen quälenden Abend, schenkte mit der einen Hand Gläser voll und presste mit der anderen das rot ausgeschlagene Kästchen fest an sich. Dieses Beweisstück in jener Nacht einer Frau anzuvertrauen war ein weiser Entschluss.

Noch überschäumender war die Freude bei jenen, die bis zum letzten Augenblick kämpfen mussten. Die sowjetischen Truppen, welche die Rückzugsstellung der Zwölften Armee bei Schönhausen an der Elbe attackierten, hatten schwere Verluste erlitten. Als Juri Gribows Bataillon am 5. Mai gegen die Reste der Division «Scharnhorst» anrannte, verlor es fast die Hälfte seiner Männer. Der Regimentskommandeur, ein «Held der Sowjetunion», wurde zwei Tage später bei den letzten Gefechten getötet. Aber am Abend des 8. Mai hatte das Schiessen auf Menschen ein Ende. «Wir feierten den Sieg im Wald. Wir traten auf einer grossen Lichtung an und ballerten in wilder Freude in die Luft, bevor der Divisionskommandeur seine erregten Worte zu Ende sprechen konnte. Wir waren überglücklich, und Tränen liefen uns über die Wangen.»<sup>41</sup> Erleichterung mischte sich mit Trauer. «Das erste Glas auf den Sieg», hiess es bei den Rotarmisten. «Das zweite auf unsere toten Kameraden.»<sup>42</sup>

Der Schriftsteller Konstantin Simonow erlebte den Schlussakt des Dramas in Berlin. Am Vormittag des 8. Mai lag er im Gras auf dem Flugplatz Tempelhof, den man inzwischen von den zerschossenen deutschen Maschinen geräumt hatte. «Ein kleiner dicker Oberst» drillte eine Ehrengarde von 300 Mann für die Siegesfeier. Wieder und wieder mussten sie das Gewehr präsentieren.<sup>43</sup> Dann traf Schukows Stellvertreter, General Sokolowski, ein. Bald tauchte auch das erste Flugzeug auf. Ihm entstieg Andrej Wyschinski, einst Hauptankläger bei den Moskauer Schauprozessen, jetzt stellvertretender Aussenminister, mit einem grossen Gefolge sowjetischer Diplomaten. Er sollte Schukow politisch kontrollieren.

Anderthalb Stunden später landete eine Dakota, der Luftmarschall Tedder, Eisenhowers Stellvertreter, als dessen Repräsentant sowie General Carl Spaatz, der Befehlshaber der US-Luftwaffe in Europa, entstiegen. Tedder,

so notierte Simonow, war jung, schlank und dynamisch, «lächelte viel, aber etwas gezwungen». Sokolowski eilte ihm entgegen und schritt dann gemeinsam mit ihm die angetretene Ehrenformation ab.

Eine dritte Maschine setzte auf. In der Türöffnung erschienen Keitel, Admiral Friedeburg und General Stumpff, der die Luftwaffe vertrat. Sie wurden von General Serow in Empfang genommen, der sie hinter der Ehrengarde vorbeiführte, damit sie nicht glauben sollten, diese sei auch für sie angetreten. Keitel bestand darauf voranzuschreiten. In voller Uniform, den Marschallstab in der rechten Hand, ging er mit grossen Schritten und blickte stur geradeaus.

Hübsche Verkehrsregierinnen, junge Soldatinnen, die Barette auf dem Hinterkopf und die Maschinenpistolen lässig umgehängt, stoppten allen Verkehr, um den Stabsfahrzeugen freie Durchfahrt zu Schukows neuem Hauptquartier in Karlshorst zu geben. Der Konvoi rollte in einer dicken Staubwolke vorüber, verfolgt von den Blicken der Deutschen, die überall an den Strassen und Kreuzungen standen. Simonow versuchte sich vorzustellen, was sie wohl dachten, als sie ihre Generäle zur endgültigen Kapitulation fahren sahen.

Kurz vor Mitternacht betraten die Vertreter der Alliierten den Saal «des zweistöckigen Gebäudes der früheren Kantine der Pionierschule der deutschen Wehrmacht in Karlshorst».<sup>44</sup> General Bogdanow, der Befehlshaber der Zweiten Gardepanzerarmee, und ein weiterer sowjetischer General nahmen zunächst irrtümlich auf den Stühlen Platz, die man für die deutsche Delegation bereitgestellt hatte. Ein Stabsoffizier flüsterte ihnen etwas ins Ohr. «Sie sprangen auf wie von der Tarantel gestochen», und eilten zu den Plätzen auf der anderen Seite des Tisches. Westliche Journalisten und Kameralleute benahmen sich «wie Verrückte». Im Kampf um die besten Plätze schubsten sie Generäle beiseite und trachteten danach, hinter den Tisch unter die Fahnen der vier Alliierten zu gelangen. Schliesslich nahm Marschall Schukow Platz. Tedder wurde zu seiner Rechten, General Spaatz und General de Lattre de Tassigny zu seiner Linken platziert.

Dann führte man die deutsche Abordnung herein. Friedeburg und Stumpff wirkten deprimiert. Keitel bemühte sich, überlegen zu erscheinen, indem er Schukow von Zeit zu Zeit beinahe herablassende Blicke zuwarf. Simonow vermutete, dass er seinen Zorn nur mit Mühe unterdrückte. Ebenso erging es offenbar auch Schukow, auf dessen Gesicht der Beobachter rote Flecken bemerkte. Dann wurden die Kapitulationsurkunden ge-

bracht. Zuerst unterschrieb Schukow, dann Tedder, nach ihm Spaatz und General de Lattre. Keitel sass stocksteif mit geballten Fäusten auf seinem Platz. Er hob den Kopf höher und höher. Ein grosser deutscher Stabsoffizier hinter ihm stand stramm und «weinte, ohne dass ein Muskel in seinem Gesicht zuckte».

Schukow erhob sich. «Wir fordern die deutsche Abordnung auf, die Kapitulationsurkunde zu unterzeichnen», sagte er auf Russisch. Der Dolmetscher übersetzte, aber Keitel gab mit einer ungeduldigen Geste zu verstehen, er habe verstanden, und man solle ihm die Papiere vorlegen. Schukow wies jedoch zum Ende des Tisches. «Sagen Sie ihm, er hat dort zu unterschreiben», forderte er den Dolmetscher auf.

Keitel erhob sich und ging an den ihm gewiesenen Platz. Demonstrativ zog er seinen Handschuh aus, bevor er den Federhalter zur Hand nahm. Natürlich wusste er nicht, dass der hohe sowjetische Offizier, der ihm beim Schreiben über die Schulter sah, Berijas Vertreter General Serow war. Keitel zog den Handschuh wieder an und kehrte dann auf seinen Platz zurück. Nach ihm unterschrieben Stumpff und Friedeburg.

«Die deutsche Abordnung darf den Saal verlassen», verkündete Schukow. Die drei Männer erhoben sich. Keitel, «der mit seinen hängenden Backen wie eine Bulldogge wirkte», grüsste mit dem Marschallstab und machte dann abrupt kehrt.

Als die Tür sich hinter den deutschen Generälen geschlossen hatte, war es, als atmeten alle zugleich erleichtert auf. Die Spannung löste sich sofort. Schukow lächelte, ebenso Tedder. Alle begannen lebhaft durcheinander zu reden und schüttelten sich die Hände. Sowjetische Offiziere lagen sich in den Armen. Man feierte fast bis zum Morgengrauen mit Liedern und Tänzen. Marschall Schukow selbst legte unter lautem Jubel seiner Generäle einen Russentanz hin.<sup>45</sup> In der ganzen Stadt feuerten Offiziere und Soldaten voll überschäumender Freude ihre letzten Patronen in den Nachthimmel. Der Krieg war zu Ende.



## Wehe den Besiegten!

Für Stalin war Berlin die Kriegsbeute, auf welche die Sowjetunion jeden Anspruch erworben hatte. Aber das Ergebnis fiel enttäuschend aus und forderte einen schrecklichen Preis. Ein wichtiges Ziel war nun die Reichsbank. Serow stellte 2389 Kilogramm Gold, zwölf Tonnen Silbermünzen und Millionen an Banknoten aus allen Ländern sicher, welche von den Achsenmächten überfallen worden waren.<sup>1</sup> Aber die Masse der Goldreserven der Nazis war in Richtung Westen verschwunden. Später warf man Serow vor, er habe einen bestimmten Teil der Schätze für «operative Ausgaben» des NKWD abgezweigt.

Nun sollten vor allem die deutschen Labors, Werkstätten und Betriebe ausgeschlachtet werden. Selbst der NKWD in Moskau schickte eine Liste von Dingen, die er aus deutschen Polizeilabors haben wollte.<sup>2</sup> Höchste Priorität hatte das sowjetische Atomwaffenprogramm, «Operation Borodino» genannt. Man unternahm alles, um Wissenschaftler aufzutreiben, die an der V 2 gearbeitet hatten, Ingenieure von Siemens und andere Techniker, die der sowjetischen Rüstungsindustrie helfen konnten, den Vorsprung der USA aufzuholen.<sup>3</sup> Nur wenige wie Professor Jung und sein Team, welche die Fortsetzung der Arbeiten an Nervengasen ablehnten, widersetzten sich dem sowjetischen Druck. Viele andere gingen auf die relativ günstigen Bedingungen ein und nutzten das Privileg, ihre Familien in die Sowjetunion mitzunehmen.

Das wissenschaftliche Gerät der Deutschen war aber wesentlich schwieriger zu behandeln als seine menschlichen Erfinder. Die meisten Ausrüstungen, die man nach Moskau brachte, konnten dort nicht verwendet werden, weil es für ihren Einsatz an dem für Präzisionsmaschinenbau notwendigen Umfeld und den hochreinen Rohstoffen fehlte. «Der Sozialismus macht nichts daraus», bemerkte einer der sowjetischen Wissenschaftler, die Berlin leer fegten, «selbst wenn er sich die ganze technologische Infrastruktur eines anderen Landes aneignet.»<sup>4</sup>

Der Abbau von Maschinen und Ausrüstungen in Labors und Fabriken ging in den meisten Fällen höchst chaotisch vor sich. Rotarmisten, die Methylalkohol fanden, tranken ihn gleich selbst zusammen mit ihren Kameraden. Deutsche Frauen mussten Maschinen in Werkstätten zerlegen, die man dann im Freien liegen liess, wo sie bald rosteten. Selbst wenn man sie schliesslich in die Sowjetunion abtransportierte, kam nur ein kleiner Teil tatsächlich zum Einsatz. Stalins Strategie der industriellen Expropriation erwies sich als völlig nutzlos. Dazu kam der unsachgemässe Umgang der Roten Armee mit deutschen Sachwerten insgesamt. Französische Kriegsgefangene waren erstaunt darüber, «wie viele Maschinen zerstört wurden, die noch voll funktionsfähig waren».<sup>5</sup> Diese grosse Verschwendung von Ressourcen verurteilte den sowjetisch besetzten Teil Deutschlands zu einem Rückstand, den er nie wieder aufholen sollte.

Auch geplündert wurde so wie zuvor in Ostpreussen, nur winkten jetzt exotischere Beutestücke. Sowjetische Generäle benahmen sich wie Paschas. Wassili Grossman berichtet von einem Korpskommandeur Tschuikows in den letzten Kriegstagen. Der General hat «zwei Dachshunde (nette Kerle), einen Papagei, einen Pfau und ein Perlhuhn, die er überallhin mitschleppt», kritzelte er in sein Notizbuch. «In seinem Stab geht es sehr lustig zu.»<sup>6</sup>

Die Beute eines Generals bestand in der Regel aus Geschenken, die ihm seine Untergebenen brachten. Wurde ein Schloss oder Herrenhaus erobert, requirierten die Offiziere stets sofort die besten Stücke für ihre Vorgesetzten. Schukow erhielt beispielsweise zwei Schrotflinten der Marke Holland & Holland geschenkt. Diese dienten Abakumow später beim Versuch, den Marschall zu diskreditieren, was ziemlich sicher auf Stalins Weisung geschah, als Beweisstücke. Aus den beiden Gewehren wurden nach der Stalinischen Art, jede Anschuldigung zu übertreiben, «20 einzigartige Waffen der Firma Golland & Golland».<sup>7</sup>

Am anderen Ende der Befehlskette rafften die Soldaten der Roten Armee allerlei bezeichnenden Plunder zusammen. Junge Soldatinnen waren hinter der Aussteuer eines «Gretchens» her,<sup>8</sup> weil sie hofften, in einer Welt, in der die Männer knapp geworden waren, doch noch einen Partner zu finden. Verheiratete Soldaten fahndeten nach Stoffen, die sie ihren Frauen schicken konnten, daneben aber auch nach «Gretchenschlüpfern». Mit derartigen Geschenken bestätigten sie aber nur die schlimmsten Befürchtungen ihrer Frauen, die sie zu Hause zurückgelassen hatten. Viele von ihnen waren überzeugt, die deutschen Flittchen in Berlin verführten ihre Ehemänner.

Die meisten Rotarmisten suchten allerdings nach Dingen, die sie beim Aufbau ihrer zerstörten Häuser brauchen konnten, wenn vieles auch zu schwer war für die Fünf-Kilo-Pakete, die man ihnen gestattete. Ein Offizier berichtete Simonow, seine Männer nähmen intakte Glasscheiben aus den Fenstern, befestigten ein Stück Holz auf jeder Seite und bänden sie mit Draht zusammen, um sie nach Hause zu schicken. Er schilderte eine Szene, die er bei der Feldpost der Roten Armee beobachtet hatte.

«Los, nimm es an!», sagte der Soldat. «Mach schon, die Deutschen haben mein Haus zerstört. Nimm das Paket. Wenn du es nicht tust, was bist du dann für eine Post?»

Viele schickten Pakete mit Nägeln nach Hause. Einer brachte eine Säge, die er zu einem Ring zusammengerollt hatte. «Du hättest sie ja wenigstens etwas verpacken können», schimpfte der Soldat auf der Post.

«Nimm sie schon! Ich habe keine Zeit. Ich komme von der Front!»

«Und wo ist die Adresse?»

«Auf der Säge. Siehst du nicht?» Die Adresse war mit Tintenstift auf das Sägeblatt geschrieben.<sup>8</sup>

Andere Soldaten gaben deutschen Frauen Brot, damit sie ihnen die Beute zum Versand in ein Stück Stoff einnähten. Es war geradezu eine Sache der Ehre, an Verwandte und Freunde Geschenke wie Hüte oder Uhren zu schicken. Letztere rangierten vor allen anderen Wertsachen. Manche Soldaten trugen gleich mehrere am Arm, zumindest aber eine mit Moskauer und eine mit Berliner Zeit. Noch lange nach der Kapitulation stiessen sie jedem Zivilisten den Lauf ihrer Maschinenpistole mit dem Ruf «Uri! Uri!» in den Bauch. Die Deutschen versuchten dann selbst in gebrochenem Deutsch den Soldaten verständlich zu machen, dass ein anderer sie ihnen längst abgenommen hatte: «Uhr schon Kamerad.»<sup>9</sup>

Unvermittelt wurden in Berlin auch russische Jungen, manche kaum zwölf Jahre alt, bei Plünderungen gesehen. Als zwei von ihnen aufgegriffen wurden, bekannten sie, sich von Wologda, weit im Norden von Moskau, bis in die deutsche Hauptstadt durchgeschlagen zu haben.<sup>10</sup> Weniger überraschend ist, dass man ausländische Zwangsarbeiter in dem allgemeinen Klima des Feierns und des Chaos für «einen beträchtlichen Teil der Plünderungen» in allen befreiten Gebieten verantwortlich machte, wie es in einem Bericht der US-Armee heisst. «Die Männer suchen Weinkeller, die Frauen Modengeschäfte, und wenn sie auf Lebensmittel stossen, nehmen beide, was sie tragen können.» Aber «ein grosser Teil der Plünderungen, die

man Ausländern nachsagt, geht in Wirklichkeit auf das Konto von Deutschen».<sup>11</sup>

Denen steckte die Furcht vor den Zwangsarbeitern tief in den Knochen. Sie waren entsetzt, als die Westalliierten darauf bestanden, dass jene zuerst mit Lebensmitteln versorgt werden sollten. «Selbst dem Bischof von Münster wird nachgesagt», schrieb Murphy am 1. Mai an den Aussenminister, «dass er alle Zwangsdeportierten als Russen bezeichnet und fordert, die Alliierten mögen die Deutschen vor diesen ‚Untermenschen‘ schützen.»<sup>12</sup> Entgegen der verbreiteten Meinung kam es seitens der Zwangsarbeiter jedoch zu überraschend wenig Gewalttaten, wenn man bedenkt, wie sehr sie seit ihrer Deportation nach Deutschland hatten leiden müssen.

Die Berliner Bevölkerung sah ihre Lage mit gemischten Gefühlen. Verbittert von Diebstahl und Vergewaltigungen, war sie doch zugleich erstaunt und dankbar, dass die Rote Armee sie so grosszügig mit Essen versorgte. Die NS-Propaganda hatte prophezeit, die Russen würden sie systematisch aushungern. General Bersarin, der sich häufig unter die Deutschen mischte, die an den Feldküchen der Roten Armee Schlange standen, und mit ihnen plauderte, war bei den Berlinern bald genauso beliebt wie bei seinen eigenen Leuten. Als er kurz darauf bei einem Motorradunfall unter Alkohol ums Leben kam, trauerten sehr viele Menschen um ihn. Gerüchte liefen um, der NKWD hätte ihn umgebracht.

Auch eine weniger selbstlose Form der Lebensmittelhilfe verblüffte die Deutschen. Sowjetische Soldaten tauchten bei Hausfrauen mit einem Stück Fleisch auf und versprachen ihnen einen Anteil, wenn sie es für sie zubereiteten. Wie alle Soldaten sehnten sie sich danach, in einer richtigen Küche in einem richtigen Haus «ihre Füsse unter den Tisch zu stecken». Fast immer hatten sie Wodka dabei. Beim Essen wurde feierlich auf den Frieden getrunken. Stets bestanden die Soldaten auch darauf, einen Toast «auf die Damen» auszubringen.

Der grösste Fehler der deutschen Militärbehörden war ihre Weigerung, vor dem Eintreffen der Roten Armee alle Alkohol Vorräte zu vernichten. Sie taten das in der Vorstellung, ein betrunkenener Feind werde nicht gut kämpfen können. Es war geradezu tragisch für den weiblichen Teil der Bevölkerung, dass die Rotarmisten sich damit Mut antranken, um zu vergewaltigen und das Ende dieses schrecklichen Krieges zu feiern.

Die endlosen Siegesorgien bedeuteten kein Ende der Angst in Berlin.

Noch viele deutsche Frauen wurden ihre Opfer. Ein junger sowjetischer Wissenschaftler hörte von einem 18-jährigen deutschen Mädchen, in das er sich verliebt hatte, in der Nacht des 1. Mai habe ihr ein Offizier der Roten Armee seine Pistolenmündung in den Mund gesteckt und dort die ganze Zeit belassen, damit sie sich seinen Attacken nicht widersetze.<sup>13</sup>

Die Frauen lernten bald, sich in den allabendlichen «Jagdstunden» unsichtbar zu machen. Junge Töchter wurden in Abstellkammern versteckt. Mütter wagten sich nur am frühen Morgen auf die Strasse, um Wasser zu holen, wenn die Sowjetsoldaten ihren Rausch ausschliessen. Manchmal war die grösste Gefahr eine Mutter, welche die Versteckte anderer Mädchen verriet, weil sie ihre eigenen Töchter verzweifelt zu schützen suchte.<sup>14</sup>

Berliner erinnern sich daran, dass man jede Nacht Schreie hörte, denn die meisten Fensterhöhlen waren leer. Schätzungen der beiden grössten Berliner Krankenhäuser reichen von 95'000 bis 130'000 Vergewaltigungsopfern. Ein Arzt kam zu dem Schluss, dass von den etwa 100'000 misshandelten Frauen in Berlin etwa 10'000 starben. Die meisten begingen Selbstmord. Noch höher soll die Todesrate unter den 1,4 Millionen gewesen sein, die in Ostpreussen, Pommern und Schlesien litten. Insgesamt wurden etwa zwei Millionen deutsche Frauen vergewaltigt – eine beträchtliche Minderheit unter ihnen, vielleicht auch die Mehrheit, nicht nur einmal.<sup>15</sup> Eine Freundin Ursula von Kardorffs und des sowjetischen Spions Schulze-Boysen wurde «von 23 Soldaten hintereinander» attackiert. Danach musste sie im Krankenhaus genäht werden.<sup>16</sup>

Die deutschen Frauen reagierten sehr verschieden auf derartige Erlebnisse. Für viele Opfer, insbesondere wohlbehütete junge Mädchen, die kaum begriffen, was mit ihnen geschah, konnten die psychologischen Folgen verheerend sein. Für viele war das Verhältnis zu Männern gestört, manchmal für ihr ganzes Leben. Mütter sorgten sich vor allem um ihre Kinder, weshalb sie das Geschehene leichter überwandten. Andere Frauen, junge und ältere, suchten das Erlebnis zu verdrängen. «Ich muss vieles in mir unterdrücken, um überhaupt weiterleben zu können», bekannte eine Frau, die nicht über das Thema sprechen wollte.<sup>17</sup> Wer keinen Widerstand leistete und danach möglichst rasch zu vergessen suchte, scheint weniger gelitten zu haben. Manche sahen die Sache als etwas, das ausserhalb ihres Selbst vorging. «So habe ich erreicht», schrieb eine, «dass dieses Erlebnis nicht mein ganzes weiteres Leben beherrschte.»<sup>18</sup>

Die robuste Natur der Berliner schien ebenfalls hilfreich zu sein. «Alles in allem», heisst es in unserem anonymen Tagebuch vom 4. Mai, «beginnen wir das Ganze allmählich mit einem gewissen Humor zu nehmen, und wenn es schwarzer Humor ist.» Dort heisst es mit einer gewissen Schadenfreude, die Iwans fänden vor allem Gefallen an dickeren Frauen. Die noch etwas auf den Rippen hatten, mussten Frauen von hohen NS-Funktionären und anderen Privilegierten sein.<sup>19</sup>

Da alle von Vergewaltigungen betroffen seien, heisst es in dem Tagebuch, sollte man offen darüber sprechen. Jedoch die Männer, die zurückkamen, verbateten sich jede Erwähnung des Themas. Frauen mussten feststellen, dass die Männer ihnen die Sache, die sie zu bewältigen hatten, oft noch schwerer machten. Wer zur bewussten Zeit anwesend war, schämte sich, weil er sie nicht hatte schützen können. Hanna Gerlitz gab sich zwei betrunkenen sowjetischen Offizieren hin, um sich und ihren Ehemann zu retten. «Danach», schrieb sie, «musste ich meinen Mann trösten und wieder aufrichten. Er weinte wie ein Kind.»<sup>20</sup>

Männer, die nach Hause zurückkehrten, weil sie der Gefangenschaft entgangen waren oder frühzeitig aus dem Lager entlassen wurden, zeigten keinerlei Emotionen mehr, wenn sie erfuhren, dass ihre Frau oder Braut in ihrer Abwesenheit vergewaltigt worden war. (Viele Gefangene, die längere Zeit in sowjetischen Lagern verbrachten, litten wegen des Hungerns an einer Art «Entsexualisierung».<sup>21</sup>) Mit dem Gedanken, dass ihren Frauen etwas Derartiges zugestossen war, konnten sie sich trotzdem kaum abfinden. Ursula von Kardorff hörte von einem jungen Adligen, der seine Verlobung sofort löste, als er erfuhr, dass fünf russische Soldaten über seine Braut hergefallen waren.<sup>22</sup> Die anonyme Tagebuchschreiberin berichtete ihrem früheren Geliebten, der unerwartet wieder auftauchte, wie es den Bewohnerinnen ihres Hauses ergangen war. «Ihr seid alle schamlose Miststücke!», war seine Reaktion. «Jede von euch. Ich kann diese Geschichten nicht mehr hören. Ihr habt jeden Anstand verloren, alle!» Sie gab ihm ihr Tagebuch zu lesen. Als er daraus erfuhr, dass auch sie vergewaltigt worden war, startete er sie an, als sei sie wahnsinnig geworden. Einige Tage später ging er fort, um etwas zu essen zu besorgen, wie er sagte. Sie sah ihn nicht wieder.<sup>23</sup>

Tochter, Mutter und Grossmutter einer Familie, die alle drei am Rande von Berlin vergewaltigt wurden, trösteten sich mit dem Gedanken, dass der Mann des Hauses im Krieg gefallen war. Gewiss hätte er versucht, es zu verhindern, und wäre dabei getötet worden, sagten sie sich.<sup>24</sup> In der Reali-

tät scheinen aber nur wenige deutsche Männer derartig sinnlosen Mut gezeigt zu haben. Harry Liedtke, einem bekannten Schauspieler, schlug man mit einer Flasche auf den Kopf, als er eine junge Frau zu schützen versuchte, die er bei sich aufgenommen hatte. Er kam dabei ums Leben, scheint aber eine seltene Ausnahme gewesen zu sein. Unsere anonyme Tagebuchschreiberin hörte von einer Frau in der Schlange an der Wasserpumpe, Rotarmisten hätten sie aus dem Luftschutzkeller geholt. Dabei sagte ein Mann aus ihrem Haus zu ihr: «Gehen Sie doch mit, um Gottes willen! Sie stürzen uns alle ins Unglück.»<sup>25</sup>

Wenn jemand eine Frau gegen einen Angreifer verteidigte, dann war es entweder ein Vater oder ein junger Sohn, der seine Mutter schützen wollte. «Der 13-jährige Dieter Sahl», schrieben Nachbarn in einem Brief kurz nach dieser Begebenheit, «stürzte sich mit den Fäusten auf einen Russen, der seine Mutter in Gegenwart beider Kinder vergewaltigte. Damit erreichte er nur, dass sie ihn beinahe erschossen hätten.»<sup>26</sup>

Ein höchst grotesker Mythos der Sowjetpropaganda war die Behauptung, «dass der deutsche Geheimdienst eine grosse Zahl von Frauen mit dem Ziel in Berlin zurückliess, Offiziere der Roten Armee mit Geschlechtskrankheiten zu infizieren».<sup>27</sup> Ein anderer NKWD-Bericht schrieb diese Absicht dem Werwolf zu. «Einige Mitglieder der illegalen Organisation ‚Werwolf‘, meist Mädchen, haben von ihren Anführern die Aufgabe erhalten, sowjetische Kommandeure dienstuntauglich zu machen.»<sup>28</sup> Unmittelbar vor Beginn der Oderoffensive erklärten die sowjetischen Militärbehörden die zunehmenden Fälle von Geschlechtskrankheiten damit, dass «der Feind zu jedem Mittel greift, um uns zu schwächen, unsere Soldaten und Offiziere ausser Gefecht zu setzen».<sup>29</sup>

Zahlreiche Frauen stellten bald fest, dass sie auch noch medizinische Hilfe in Anspruch nehmen mussten. Dabei war es ein schwacher Trost, dass es so vielen ähnlich ging. Eine Ärztin, die in einem Luftschutzkeller eine Behandlungsstelle für Geschlechtskrankheiten eingerichtet hatte, hingte ein Schild an die Tür, auf dem in kyrillischen Buchstaben das Wort «Typhus» geschrieben stand, um russische Soldaten fern zu halten. Wie in dem Film «Der dritte Mann» dargestellt, war Penizillin auf dem Schwarzmarkt bald das gefragteste Medikament. Auch die Abtreibungsrate schoss nach oben. Es gibt Schätzungen, dass 90 Prozent der Opfer, die nach einer Vergewaltigung schwanger wurden, eine Abtreibung vornehmen liessen. Dieser Anteil erscheint allerdings extrem hoch. Viele Frauen, die ein Kind zur Welt

brachten, liessen dieses in der Klinik, weil sie wussten, dass ihr Ehemann oder Bräutigam es niemals akzeptieren würde.<sup>30</sup>

Zuweilen konnte man kaum entscheiden, ob junge sowjetische Offiziere absolute Zyniker oder blinde Idealisten waren. «Die Rote Armee ist die moralisch am höchsten stehende Armee der Welt», erklärte ein Oberleutnant einem Offizier der Pioniertruppen. «Unsere Soldaten greifen nur bewaffnete Gegner an. Wo es auch sei, wir sind Muster an Menschlichkeit gegenüber der Zivilbevölkerung. Dinge wie Gewalt oder Plünderung sind uns völlig fremd.»<sup>31</sup>

Die meisten Schützendivisionen, die an vorderster Front kämpften, bewiesen bessere Disziplin als zum Beispiel Panzerbrigaden oder Einheiten der rückwärtigen Truppen. Ausserdem berichten zahlreiche Anekdoten davon, dass Offiziere der Roten Armee jüdischer Herkunft alles taten, um deutsche Frauen und Mädchen zu schützen. Trotzdem war offensichtlich, dass die Mehrheit den vom Generalstab verbreiteten Befehl Stalins glatt ignorierten, der von ihnen forderte, «ihr Verhalten gegenüber den Deutschen zu ändern ... und sie besser zu behandeln». Dies wurde bezeichnenderweise damit begründet, dass «brutales Vorgehen» nur beharrlichen Widerstand erzeuge, «was ungünstig für uns ist».<sup>32</sup>

Wassili Grossman begegnete am 2. Mai einem befreiten französischen Kriegsgefangenen. «Monsieur», sagte er, «ich mag Ihre Armee, und deshalb schmerzt es mich zu sehen, wie sie Frauen und Mädchen behandelt. Das wird Ihrer Propaganda sehr schaden.»<sup>33</sup> Damit hatte er absolut Recht. In Paris waren führende Vertreter der kommunistischen Partei, die bis dahin bewundernd von der Roten Armee geschwärmt hatten, entsetzt, als zurückkehrende Kriegsgefangene eine weniger heroische Darstellung der Vorgänge gaben. Aber es sollte noch lange dauern, bis die Tatsachen auch bei den sowjetischen Behörden endlich Wirkung zeigten.

Viele glauben, man habe der Roten Armee einfach zwei Wochen Zeit gelassen, um in Berlin zu plündern und zu vergewaltigen, bis die Disziplin wieder hergestellt wurde. Aber so einfach liegen die Dinge nicht. Am 3. August, drei Monate nach der Kapitulation von Berlin, musste Schukow noch härtere Massnahmen gegen «Raub», «körperliche Gewalt» und «skandalöse Vorkommnisse» anordnen. Die sowjetische Propaganda, in der immer noch die «Befreiung von der faschistischen Clique» beschworen wurde, schlug auf ihre Urheber zurück, besonders als selbst Frauen und Töchter deut-



scher Kommunisten Opfer ihrer «Befreier» wurden. «Solcherlei Taten und unerlaubtes Verhalten», hiess es in dem Befehl, «kompromittieren uns in den Augen der deutschen Antifaschisten besonders jetzt, da der Krieg vorüber ist. Sie sind Wasser auf die Mühlen der faschistischen Kampagnen gegen die Rote Armee und die Sowjetunion.» Den Offizieren warf man vor, ihre Männer unbeaufsichtigt umherziehen zu lassen. «Unerlaubtes Entfernen von der Truppe» durfte es nicht mehr geben. Feldwebel und Unteroffiziere hatten die Anwesenheit ihrer Leute morgens und abends zu kontrollieren. An die Soldaten wurden Personaldokumente ausgegeben. Truppeneinheiten konnten Berlin nicht mehr ohne Marschbefehl verlassen.<sup>34</sup> Im Grunde waren das Massnahmen, die in jeder westlichen Kaserne auch zu normalen Zeiten für alltäglich gegolten hätten.

In der internationalen Presse war das Thema den ganzen Sommer über präsent. Die Auswirkungen auf kommunistische Parteien im Ausland, die damals hohes Ansehen genossen, beunruhigten den Kreml. «Diese Hetzkampagne», schrieb Molotows Stellvertreter, «soll den guten Ruf der Roten Armee schädigen und der Sowjetunion die Verantwortung für alles anlasten, was in den besetzten Ländern gegenwärtig geschieht. ... Unsere zahlreichen Freunde überall in der Welt müssen mit Tatsachen und Informationen versorgt werden, um gegen diese Propaganda angehen zu können.»<sup>35</sup>

Die Moral hatte wirklich stark gelitten, aber unter den gegebenen Umständen konnte das kaum anders sein. Als Ursula von Kardorff nach Berlin zurückkehrte, sah sie abgerissene Gestalten in der Nähe des Brandenburger Tores Schwarzhandel treiben. Sie musste an die bekannte Zeile aus Brechts «Dreigroschenoper» denken: «Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral.»<sup>36</sup>

Das Brandenburger Tor wurde Anfang Mai mehr und mehr zum Zentrum des Schwarzmarkts, auf dem befreite Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter ihre Beute zu Geld machten. Ursula von Kardorff begegnete den verschiedensten Frauen, die ihren Körper für Lebensmittel oder im Zweifelsfall für «Zigarettenwährung» feilboten. «Willkommen in Schanghai», bemerkte ein Zyniker dazu. Junge Frauen in den Dreissigern wirkten um Jahre gealtert, schrieb sie in ihr Tagebuch.

Der Drang zum Überleben zerstörte mehr als nur die Moral. Die anonyme Tagebuchschreiberin, die zuvor in einem Verlag tätig war, wurde von

einem sowjetischen Matrosen angesprochen, der so jung war, dass er noch zur Schule hätte gehen können. Er bat sie, ein sauberes, anständiges Mädchen von gutem, treuem Charakter für ihn zu finden. Er versprach ihr Brot, Hering und Schinken, wenn sie sich mit ihm einliess. Als der Schriftsteller Ernst Jünger Offizier der Wehrmacht im besetzten Paris war, hatte er bereits festgestellt, dass Nahrung Macht bedeutet. Die Macht wurde noch grösser, wenn eine Frau ein Kind zu ernähren hatte, wie so viele deutsche Soldaten in Frankreich festgestellt hatten. In Berlin wurde auf dem Schwarzmarkt in «Zigarettenwährung» gezahlt. Als die amerikanischen Soldaten, denen diese fast unbegrenzt zur Verfügung stand, eintrafen, hatten sie es nicht nötig, sich eine Frau mit Gewalt zu nehmen.<sup>37</sup>

An die Stelle von Vergewaltigung trat mehr und mehr sexuelle Nötigung. Man brauchte kein Gewehr und keine Brutalität mehr, wenn eine Frau dem Verhungern nahe war. Das kann als das dritte Stadium in der Evolution der Gewalt gegen Frauen im Jahr 1945 beschrieben werden. Das vierte war dann eine merkwürdige Art des Zusammenlebens, da zahlreiche sowjetische Offiziere sich deutsche «Besatzungsfrauen» zulegten, die auf die sowjetischen «Frontfrauen» folgten.<sup>38</sup> Waren die in der Sowjetunion zurückgelassenen Ehefrauen bereits auf Letztere schlecht zu sprechen gewesen, so kannte ihre moralische Entrüstung keine Grenzen, als ihnen die neue Mode zu Ohren kam. Noch grösser aber waren Zorn und Empörung bei den sowjetischen Behörden, als Offiziere der Roten Armee, die bei ihren deutschen Geliebten bleiben wollten, Fahnenflucht begingen, wenn sie den Befehl erhielten, in die Heimat zurückzukehren.<sup>39</sup>

Nach dem Gespräch mit dem jungen Matrosen fragte sich unsere Tagebuchschreiberin, ob sie selbst zur Hure geworden sei, weil sie von einem kultivierten russischen Major Schutz und Versorgung akzeptiert hatte. Wie die meisten seiner Landsleute achtete er sie für ihre Bildung, während sich deutsche Männer gegenüber studierten Frauen eher abweisend verhielten. Wo zwischen Vergewaltigung und Prostitution die Wahrheit auch liegen mochte, diese Arrangements für Schutz und Nahrung warfen die Frauen in einen primitiven, fast urzeitlichen Zustand zurück.

Ursula von Kardorff sah andererseits auch voraus, dass die deutschen Frauen, die mehr ausgehalten hatten als die deutschen Männer, nach deren Rückkehr aus den Gefangenenlagern bald zu ihrer traditionellen Rolle zurückzukehren hatten. «Vielleicht kommt für die Frauen», schrieb sie, «erst jetzt die schwerste Aufgabe dieses Krieges: Das Verstehen, Ausgleichen,

Aufrichten und Mutmachen, das so viele ganz geschlagene und verzweifelte Männer jetzt brauchen.»<sup>40</sup>

Deutschland hatte deswegen so lange und erbittert Widerstand geleistet, weil die Menschen glaubten, die Niederlage sei «die totale Katastrophe». Sie meinten, sie müssten nun in völliger Unterdrückung leben und die Soldaten den Rest ihres Lebens als Sklaven in Sibirien verbringen.<sup>41</sup> Als mit Hitlers Tod der Widerstand jedoch gebrochen war, veränderte sich die Haltung der Deutschen so rasant, dass es selbst die Russen in Berlin überraschte. Sie waren verblüfft, «wie sanft und diszipliniert die Menschen plötzlich waren». Eigentlich rechneten sie mit einem ähnlich heftigen Partisanenkampf, wie ihn das sowjetische Volk geführt hatte.<sup>42</sup> Serow berichtete an Berija, die Bevölkerung zeige «bedingungslosen Gehorsam».<sup>43</sup> Einer von Tschuikows Staboffizieren beschrieb dies als angeborenen «Respekt vor der Macht».<sup>44</sup> Dass aber so viele Deutsche ohne grosse Bedenken Hakenkreuzfahnen zu kommunistischen roten Bannern umfunktionierten, indem sie das Hakenkreuz kurzerhand herauschnitten, kam für die Offiziere der Roten Armee nun doch unerwartet. Für solche Wendungen um 180 Grad prägten die Berliner die Losung «Heil Stalin!»

Diese Unterwürfigkeit hinderte SMERSCH und NKWD allerdings nicht daran, hinter jeglichem Zwischenfall den Werwolf zu wittern. Anfang Mai nahm jedes Regiment der Grenztruppen des NKWD über 100 Deutsche fest. Mehr als die Hälfte wurde dem SMERSCH übergeben. Zu den schlimmsten Denunzianten gehörten ehemalige Nazis, die damit offenbar ihrer eigenen Entlarvung zuvorkommen wollten. SMERSCH presste auch Mitglieder der NSDAP zu Hilfsdiensten für den NKWD bei der Jagd nach Offizieren von Wehrmacht und SS. Trupps mit Spürhunden durchsuchten Wohnungen und Gartenlauben, in denen sich erst kürzlich noch deutsche Deserteure vor SS und Feldgendarmarie versteckt hatten.

Zu den sowjetischen Sabotage-theorien gehörte die Vorstellung, «dass die Anführer faschistischer Organisationen in Berlin Massenvergiftungen durch den Verkauf von entsprechend präparierter Limonade und Bier» planten.<sup>45</sup> Kinder, die mit weggeworfenen Panzerfäusten oder Waffen spielten, wurden als Mitglieder des Werwolfs «vernommen». SMERSCH wollte nur Geständnisse hören. Das einzige Anzeichen offenen Widerstands scheint eine Hand voll Naziplakate in Lichtenberg gewesen zu sein, auf denen es hiess: «Die Partei lebt noch!»<sup>46</sup> Bekannt wurde lediglich eine

Ausnahme von der allgemeinen Unterwürfigkeit. Am Abend des 20. Mai griff «eine unbekannte Zahl von Banditen» das Sonderlager Nummer 10 des NKWD an und befreite 466 Häftlinge. Der Lagerkommandant, Major Kjutschkin, sass «bei einem Bankett», als der Überfall geschah. Berija war ausser sich vor Zorn. Nachdem der NKWD hohe Armeeoffiziere wegen mangelnder Wachsamkeit scharf kritisiert hatte, war dies in der Tat ein peinlicher Zwischenfall.<sup>47</sup>

Die Berlinerinnen wollten ihrem Leben wenigstens einen Anschein von Normalität geben. Allgegenwärtig waren nun die Trümmerfrauen, die lange Ketten bildeten, um die Ruinen beiseite zu räumen und Mauersteine zu rechtzuklopfen. Viele deutsche Männer, die noch in der Stadt waren, hielten sich entweder versteckt oder litten an psychosomatischen Krankheiten, als die Kämpfe endlich vorüber waren.

Wie jeder, der arbeitete, erhielten die Frauen zunächst kaum mehr als eine Hand voll Kartoffeln als Lohn. Aber der sprichwörtliche Berliner Humor liess sie nicht im Stich. Die Stadtbezirke erhielten neue Namen. Aus Charlottenburg wurde «Klamottenburg», aus Steglitz «Stehtnix», und Lichterfelde hiess nun «Trichterfelde».<sup>48</sup> Mit diesem zur Schau getragenen Lebensmut suchte man Resignation und tiefe Verzweiflung zu überspielen. «Die Menschen haben sich mit ihrem Schicksal abgefunden», bemerkte ein junger Berliner.<sup>49</sup>

Angestellte und Beamte kehrten auf General Bersarins Befehl zu ihrem Dienst zurück. SMERSCH-Offiziere liessen das Gebäude des «Grossdeutschen Rundfunks» in der Masurenallee von Truppen des NKWD umstellen. Alle Mitarbeiter mussten an ihren Schreibtischen Aufstellung nehmen. Sie waren erleichtert darüber, dass sie nicht versucht hatten, ihre Technik ausser Funktion zu setzen oder zu zerstören. Der verantwortliche SMERSCH-Offizier, Major Popow, den deutsche Kommunisten begleiteten, behandelte sie gut. Er sorgte auch dafür, dass die Soldaten die vielen jungen Frauen in dem Gebäude schützten. Das nutzte ihnen allerdings wenig, als sie einige Tage später nach Hause gehen durften.<sup>50</sup>

Die deutschen Kommunisten, die aus der Moskauer Emigration zurückkehrten, waren ihren sowjetischen Beschützern absolut ergeben. Sie hätten sich als Sieger fühlen können, aber ein Gefühl des Versagens nagte an ihnen. Die deutsche Arbeiterklasse hatte nichts unternommen, um den Über-

fall Hitlers auf die Sowjetunion im Jahr 1941 zu verhindern. Das hatten ihnen die sowjetischen Genossen nicht vergessen. Angesichts der vielen Deutschen, die nun behaupteten, vor 1933 Mitglieder der Kommunistischen Partei gewesen zu sein, stellten sowjetische Vertreter die sarkastische Frage, warum dann so wenige die Waffen gegen das Regime gerichtet hätten. Die Tatsache, dass der einzige weithin bekannte Widerstand gegen Hitler in «reaktionären Kreisen» existiert hatte, machte es ihnen nicht leichter.

Berija sah in den führenden Kommunisten «Idioten» und «Karrieristen». Der Einzige, vor dem er wirklichen Respekt hatte, war der langjährige Parteiführer Wilhelm Pieck, ein stämmiger Mann mit weissem Haar. Die erste Gruppe, die von Moskau nach Deutschland entsandt wurde, traf vor der Abreise in Piecks Büro zusammen. «Wir wissen gar nicht, welche Rolle unsere Partei spielen wird und ob die Partei überhaupt erlaubt wird», schrieb damals Markus Wolf, später zur Zeit des Kalten Krieges Chef der Aufklärung der DDR. «Unsere Aufgabe wird es sein, die sowjetischen Kommandanten zu unterstützen.»<sup>51</sup> Er gab zu, er sei damals «naiv genug gewesen zu hoffen, dass die Mehrheit der Deutschen froh wäre, von der nationalsozialistischen Herrschaft befreit zu sein, dass sie die Sowjetarmee als Befreier begrüßen würde».<sup>52</sup>

Am 27. Mai, einem schönen Frühlingstag, überflog die Gruppe das Zentrum von Berlin und landete auf dem Flughafen Tempelhof. Alle waren erschüttert vom Ausmass der Zerstörungen. Die Stadt machte den Eindruck, als könnte sie nie wieder aufgebaut werden. Auch persönlich hatten die Mitglieder der Gruppe gemischte Gefühle. Es war eine Heimkehr ohne Überzeugung. Den Jüngeren, die in der Sowjetunion aufgewachsen waren, kam es fremd vor, auf den Strassen Deutsch sprechen zu hören. Markus Wolf bekannte über die Siegesfeier in Moskau zwei Wochen zuvor: «Ich meine, dass ich genauso gedacht habe, als wenn ich ein junger Russe gewesen wäre.» Schon wenige Tage nach seiner Ankunft hörte er von deutschen Kommunisten, wie die Rote Armee die Bevölkerung behandelte. «Unsere ‚Frontowiki‘ haben gewütet», sagte er am 30. Mai. «Alle Frauen vergewaltigt. Die Berliner haben keine Uhren mehr.»<sup>53</sup> Die Goebbels-Propaganda hatte schreckliche Furcht vor der Roten Armee verbreitet. «Und dann kamen die Ereignisse, kam die Realität dazu, sodass das Bild der absoluten Mehrheit bei den Deutschen, besonders natürlich bis zur Elbe, sehr, sehr antisowjetisch war.»<sup>54</sup>

Anführer der Gruppe in Berlin war der weithin gefürchtete und unbe-

liebte Walter Ulbricht, ein stalinistischer Bürokrat, von dem man wusste, dass er Rivalen denunziert hatte. Berija beschrieb ihn als einen «Schurken, der fähig ist, Vater und Mutter umzubringen».<sup>55</sup> Wolf erinnert sich an seinen sächsischen Akzent und seine hohe Stimme. Er hielt ihn für eine «herzlose» Maschine, die nur der sowjetischen Politik gehorchte. Was von Stalin kam, war für ihn «ein absoluter Befehl».<sup>56</sup> Ulbricht erklärte Wolf, er solle alle Hoffnung fahren lassen, in die Sowjetunion zurückkehren und weiter Flugzeugbau studieren zu können. Man schickte ihn zum Rundfunk in die Masurenallee – der «Grossdeutsche Rundfunk» war bereits in Berliner Rundfunk umbenannt worden –, um dort Propagandaarbeit zu leisten. Wolf wurde für die Sendung «Ein Sechstel der Erde» verantwortlich, die vor allem die wirtschaftlichen Errungenschaften der Sowjetunion preisen sollte. Die sowjetischen Behörden, in diesem Fall vertreten durch General Wladimir Semjonow, verboten strikt, drei Themen zu erwähnen, welche die Deutschen besonders interessierten. Diese Tabus waren Vergewaltigung, das Schicksal der deutschen Kriegsgefangenen und die Oder-Neisse-Linie. Letztere bedeutete das Abtreten von Teilen Preussens, Pommerns und Schlesiens an Polen.<sup>57</sup>

Obwohl die sowjetische Propaganda nun bereits eigene Programme sendete, wurde die Berliner Bevölkerung angewiesen, alle Rundfunkempfänger bei der nächsten Militärkommandantur abzuliefern. Magda Wieland erinnert sich, wie sie mit ihrem Radio zur zuständigen Kommandantur ging. Als sie näherkam, sah sie, wie die Soldaten sie aufdringlich anstarrten. Sie stellte das Radio einfach mitten auf den Gehweg, drehte sich um und lief davon.

Angesichts von Lagerfeuern auf der Strasse, zottigen Kosakenpferdchen und sogar Kamelen waren die Berliner überzeugt, ihre Stadt sei «von den Mongolen» erobert worden. Da wirkte noch die Goebbels-Propaganda nach. Auf den hunderten Fotos von sowjetischen Truppen in Berlin ist allerdings nur ein geringer Anteil Soldaten aus Zentralasien zu erkennen. Doch die von Staub und Wetter gegerbte Haut und die gegen den ewigen Wind zusammengekniffenen Augen gaben vielen Soldaten ein orientalisches Aussehen. Britische und französische Soldaten sehen auf Fotos vom Ende des Ersten Weltkriegs ähnlich aus. Die fremden Bilder liessen sich schwer vertreiben. Abgemagerte Kinder spielten «in ausgebrannten Panzern, die wie gestrandete Schiffe am Strassenrand lagen».<sup>58</sup> Bald aber kleb-

ten Reklamezettel daran, die Tanzkurse anboten – ein erster verzweifelter Versuch, nach «der Stunde Null» der Wirtschaft neues Leben einzuhauchen.

General Bersarin sorgte sich vor allem darum, die wichtigsten Lebensgrundlagen wie die Versorgung mit Strom, Wasser und später Gas wieder herzustellen. Von den einmal vorhandenen 33'000 Krankenhausbetten waren ganze 8'500 benutzbar. Manche Ereignisse hatten tiefe Symbolkraft. Der erste jüdische Gottesdienst wurde am Freitag, dem 11. Mai, von einem Rabbiner der Roten Armee in der Synagoge des Jüdischen Krankenhauses in der Iranischen Strasse abgehalten.<sup>59</sup> Tief erschüttert erlebten ihn jene, die gerade erst ihre Verstecke verlassen hatten oder im letzten Augenblick vor der Ermordung gerettet worden waren.

Über eine Million Menschen in der Stadt hatten kein Dach über dem Kopf. Sie campierten weiter in Kellern und Luftschutzräumen. Überall stieg der Rauch der Kochfeuer aus den Ruinen. Frauen versuchten inmitten der Trümmer ihren Kindern das Gefühl einer Heimstatt zu geben.

Da noch 95 Prozent der Strassenbahnschienen zerstört waren und grosse Teile von U- und S-Bahn nach der Sprengung unter Wasser standen, bedeuteten Besuche bei Freunden in anderen Teilen der Stadt eine Kraftanstrengung, die nur wenige aufbrachten. Die meisten waren vom Hunger geschwächt, und die letzte Energie galt vor allem der Nahrungssuche. Als die ersten Züge wieder fuhren, klammerten sich Tausende an die Wagen oder kletterten auf die Dächer, um aufs Land zu gelangen, wo sie noch Essbares vermuteten. Man sprach wieder von «Hamsterern», einem Wort, das in den Hunger jahren um 1918 entstanden war, und vom «Hamsterexpress».<sup>60</sup>

Den Berlinern ging es allerdings immer noch wesentlich besser als ihren Landsleuten, die in Ostpreussen, Pommern und Schlesien zurückgeblieben waren. In Ostpreussen nahmen die Repressalien zu. Am 5. Mai sandte Berija Generaloberst Apollonow dorthin, der das Kommando über die neun NKWD-Regimenter und 400 SMERSCH-Mitarbeiter übernehmen sollte. Sie hatten die Aufgabe, «für die Vernichtung von Spionen, Saboteuren und anderen feindlichen Elementen zu sorgen».<sup>61</sup> Über 50'000 waren bereits seit dem Einmarsch im Januar liquidiert worden. In Ostpreussen, dessen Bevölkerung 1940 2,2 Millionen Menschen betragen hatte, lebten Ende Mai 1945 noch ganze 193'000.<sup>62</sup>

Dieser Landstrich, an dem sich der erste Hass der Russen ausgetobt hatte, erlitt von allen besetzten Gebieten das schlimmste Schicksal. Das Land war auf Jahre hinaus verwüstet. Die Häuser hatte man entweder niedergebrannt oder das, was nicht niet- und nagelfest war, weggeschleppt. Soldaten liessen selbst Glühbirnen mitgehen, obwohl es in ihren Heimatdörfern noch gar keinen elektrischen Strom gab. Die Bauernhöfe lagen verwaist. Alles Vieh war abgeschlachtet oder nach Russland getrieben. Niedrig gelegene Böden versumpften. Aber am härtesten war das Los der Zivilbevölkerung, die nicht mehr fliehen konnte. Die meisten Frauen und Mädchen wurden zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion deportiert, wo sie «in Wäldern, Torfgruben und Kanälen 15 bis 16 Stunden täglich schufteten mussten».<sup>63</sup> Über die Hälfte von ihnen starb binnen zwei Jahren. Von den Überlebenden wurde etwa die Hälfte vergewaltigt. Diejenigen, die im April 1947 in die sowjetische Besatzungszone Deutschlands zurückkehrten, mussten zunächst fast sämtlich in Krankenhäusern behandelt werden, weil sie an Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten litten.

In Pommern dagegen entstand zwischen der verbliebenen deutschen Bevölkerung und vielen sowjetischen Besatzern ein recht freundliches Verhältnis. Sie fürchtete sich vor dem Tag, da die Polen die Kontrolle übernehmen und an ihnen Vergeltung üben würden. Es gab zwar sehr wenig zu essen, aber kaum jemand hungerte. Im Frühsommer wuchsen zumindest genügend Sauerampfer, Nesseln und Löwenzahn. Mehl war allerdings so knapp, dass man es mit gemahlener Birkenrinde streckte. Seife war ein unvorstellbarer Luxus, so nahm man Buchenasche zum Wäschewaschen.

Nachdem er mit Ostpreussen fertig war, war es Polen, wo Berija – ganz sicher auf Stalins Befehl – die stärksten Kräfte zur Unterdrückung der Bevölkerung einsetzte. Während General Serow nur zehn NKWD-Regimenter für die Besetzung des geschlagenen Deutschland erhielt, standen General Seliwanowski 15 derartige Einheiten zur Verfügung, um das Gebiet des «verbündeten» Polen zu kontrollieren. Ausserdem befahl Berija dem «Genossen Seliwanowski, die Pflichten des Vertreters des NKWD der UdSSR mit denen eines Beraters im polnischen Ministerium für Öffentliche Sicherheit zu verbinden».<sup>64</sup> Das zeigt am besten, was Stalin meinte, als er in Jalta erklärte, die Sowjetunion sei daran interessiert, «ein starkes, freies und unabhängiges Polen zu schaffen».



## Der Mann auf dem weissen Pferd

Sowjetische Soldaten scheinen unbewusst an einer Überlebensschuld gelitten zu haben. Wenn sie an die vielen Kameraden dachten, die gefallen waren, dann konnten sie nur staunen, dass ausgerechnet sie davongekommen waren. Am Ende hatten sich die Überlebenden wie Brüder umarmt und einander beglückwünscht. Aber noch Wochen später, als die Waffen schon lange schwiegen, schliefen viele schlecht. Die ungewohnte Stille bedrückte sie. Sie mussten zuerst einmal verarbeiten, was in all den Jahren mit ihnen geschehen war, als sie kaum gewagt hatten, genauer darüber nachzudenken.

Sie zweifelten keinen Augenblick daran, dass sie die wichtigste Periode nicht nur ihres eigenen Lebens, sondern auch der Weltgeschichte miterlebt hatten. Wenn sie an ihr Zuhause, an ihre Frauen und Bräute dachten, dann waren sie überzeugt, nun in ihrer Gemeinschaft hohe Achtung zu genießen. Soldatinnen mussten sich dagegen mit viel weniger rosigen Aussichten begnügen. Die Männer waren knapp geworden. Wenn eine schwanger war, wusste sie, dass sie das allein ausfechten musste. «Also, Ninka», schrieb eine junge Soldatin an ihre Freundin, «du hast eine Tochter, und auch ich habe bald ein Baby. Lass uns nicht traurig darüber sein, dass uns beiden der Mann dazu fehlt.»<sup>1</sup> Die meisten brachten ihr Kind zur Welt und behaupteten, als sie damit zu Hause ankamen, der Vater sei an der Front gefallen.

Der Krieg war aber auch in anderer Hinsicht ein ausserordentliches Erlebnis. Nach den Säuberungen der Jahre 1937/38 hatte er einen Rausch von Freiheit gebracht. Man hoffte, mit dem Terror werde es nun ein Ende haben. Der Faschismus war besiegt. Trotzki war tot. Mit den Westmächten hatte die Sowjetunion Verträge geschlossen. Für den Verfolgungswahn des NKWD schien es nun keinen Grund mehr zu geben. Aber als NKWD-Kommandos frühmorgens an die Türen klopfen und Freunde verhaftet wurden, da wussten die Zurückgekehrten, dass die Denunzianten wieder am Werk waren.

Die Allgegenwart des Todes an der Front hatte die alten Angstreflexe abgeschwächt. Offiziere und Soldaten äusserten sich recht offen, besonders wenn es um ihre Erwartungen an die Zukunft ging. Wer aus ländlichen Gegenden kam, wollte die Kollektivwirtschaften abschaffen. Truppenführer, die seit dem Herbst 1942 über den Politoffizieren gestanden hatten, meinten, dass es nun auch an der Zeit sei, die Nomenklatura, die bürokratische Elite der Sowjetunion, zu reformieren. Stalin selbst hatte während des Krieges auf zynische Weise derartige Gerüchte ausgestreut und mehr Freiheit in Aussicht gestellt, während er fest entschlossen war, die Zügel wieder anzuziehen, sobald die Kämpfe hinter ihm lagen.

Als der Sieg näher rückte, zeigten die Offiziere der Roten Armee in den Augen von SMERSCH und NKWD viel zu grosse Selbstsicherheit. Und die Politkommissare hatten den Sarkasmus ihrer Offizierskollegen nicht vergessen, als man sie seit der Schlacht um Stalingrad hintan setzte. Ausserdem waren sie stark beunruhigt von Soldatenbriefen, in denen die Bedingungen in Deutschland mit der Lage zu Hause verglichen wurden. Abakumows SMERSCH fürchtete, unter den Offizieren könnte sich eine «Dekabristen-Stimmung» breit machen.

Den sowjetischen Behörden war durchaus bewusst, dass die Soldaten der russischen Armee, die 1814 in Frankreich einmarschiert waren, das Leben dort mit dem Elend im eigenen Land verglichen hatten. «Damals», so heisst es in einem Bericht, «war der Einfluss des Lebens in Frankreich als fortschrittlich zu bewerten, weil er dem russischen Volk die Möglichkeit gab, die kulturelle Rückständigkeit Russlands, die Unterdrückung durch den Zaren usw. zu erkennen. Daraus zogen die Dekabristen [die 1825 einen liberalen Staatsstreich versuchten] die Schlussfolgerung, dass man gegen die Selbstherrschaft des Zaren ankämpfen müsse. Heute ist das ganz anders. Vielleicht ist das Gut eines Grundbesitzers reicher als eine Kollektivwirtschaft. Daraus kann ein Mann, der politisch zurückgeblieben ist, den Schluss ziehen, dass die feudale Wirtschaft der sozialistischen überlegen sei. Das aber ist reaktionärer Einfluss. Eine solche Haltung muss rigoros bekämpft werden.»<sup>2</sup>

Auch «antisowjetische Bemerkungen» von Soldaten, die über schlechte Behandlung ihrer Familien daheim klagten, entsetzten die Politverwaltungen. «Wir glauben nicht, dass das Leben im Hinterland besser wird», soll ein Soldat erklärt haben. «Das habe ich mit eigenen Augen gesehen.»<sup>3</sup> Immer stärker wurde ihnen auch bewusst, wie schlecht man sie an der Front be-

handelte. In einigen Einheiten der Roten Armee brach beinahe eine Revolte aus, als kurz vor Kriegsende Befehl erging, die Leichen toter Soldaten selbst der Unterwäsche zu entkleiden und völlig nackt zu bestatten. Nur Offiziere sollten in voller Montur begraben werden. Ausserdem häuften sich offenbar Fälle, da unbeliebte Vorgesetzte von den eigenen Leuten hinterrücks erschossen wurden.<sup>4</sup>

In den letzten Kriegsmonaten und unmittelbar nach dem Sieg stieg die Zahl der Verhaftungen durch Einheiten des SMERSCH wegen «ständiger antisowjetischer Äusserungen und terroristischer Absichten» dramatisch an.<sup>5</sup> Selbst der Stabschef eines NKWD-Schützenbataillons wurde verhaftet, weil er «systematisch konterrevolutionäre Propaganda unter den Truppen betrieben» haben soll. Man warf ihm vor, «Führer der Partei und der Sowjetregierung verleumdete», das Leben in Deutschland gepriesen und «die sowjetische Presse in Misskredit gebracht» zu haben. Ein Militärgericht des NKWD verurteilte ihn zu acht Jahren Arbeitslager.<sup>6</sup>

Im Jahr 1945, da die Sowjetunion nur noch etwas über vier Monate Krieg führte, stieg in der Roten Armee der Anteil der Verhaftungen aus politischen Gründen im Vergleich zu 1944 auf das Doppelte an. Im Jahr des Sieges wurden nicht weniger als 135 056 Soldaten und Offiziere wegen «konterrevolutionärer Vergehen» von Militärgerichten abgeurteilt. Auch vor der Militärkammer des Obersten Gerichts der UdSSR mussten sich 1944 123 hohe Offiziere, 1945 dagegen bereits 273 verantworten.<sup>7</sup>

In diesen Zahlen ist der Umgang mit den Angehörigen der Roten Armee, die in deutscher Gefangenschaft waren, nicht berücksichtigt. Am 11. Mai 1945 erliess Stalin den Befehl, dass jede Front besondere Lager für ehemalige Kriegsgefangene und Deportierte aus der Sowjetunion einzurichten hatte. Geplant waren 100 Lager für je 10'000 Menschen. Diese sollten «von NKWD, NKGB und SMERSCH überprüft» werden.<sup>8</sup> Von den 80 Generälen der Roten Armee, die der Wehrmacht in die Hände fielen, erlebten nur 37 die Befreiung. Elf aus dieser Zahl wurden von SMERSCH verhaftet und von NKWD-Gerichten abgeurteilt.<sup>9</sup>

Der Prozess der Rückführung war erst am 1. Dezember 1946 vollendet. «Zu diesem Zeitpunkt hatte man 5,5 Millionen Menschen in die UdSSR zurückgebracht, darunter 1 833 567 ehemalige Kriegsgefangene.» Mehr als 1,5 Millionen Angehörige der Roten Armee, welche von den Deutschen gefangen genommen worden waren, verschwanden entweder im Gulag (339'000) oder in Arbeitsbataillonen in Sibirien und im hohen Norden, wo

die Bedingungen kaum besser waren. Während des Krieges nach Deutschland deportierte Zivilisten galten als «potenzielle Staatsfeinde», die der NKWD unter Kontrolle zu halten hatte. Sie durften einen Bannkreis von 100 Kilometern um Moskau, Leningrad und Kiew nicht betreten. Auch ihre Familien galten als verdächtig. Noch 1998 enthielten Bewerbungsbogen für Forschungsinstitute in Russland die Frage, ob ein Familienmitglied in einem «Gefangenenlager des Gegners» gewesen sei.

Stalin und seine Gefolgsleute kümmerten sich wenig darum, wie es ihren Soldaten erging. Die drei Fronten, die an der Schlacht um Berlin beteiligt waren, hatten enorme Verluste erlitten. Insgesamt waren 78 291 Tote zu beklagen, 274 184 verwundet worden. Russische Historiker räumen heute ein, diese unnötig hohen Verluste seien zum einen darauf zurückzuführen, dass die Rote Armee Berlin unbedingt vor den Westalliierten erreichen wollte. Ausserdem wurden so viele Truppen zum Angriff vorgeschickt, dass sie zum Teil in das Feuer der eigenen Kameraden gerieten.

Nicht weniger herzlos war auch die Behandlung derer, die im Dienste des Vaterlandes verstümmelt wurden. Selbst die Glücklicheren unter ihnen mussten «viele Stunden in einer Schlange nach künstlichen Gliedmassen verbringen. Damit sahen sie aus, als hätten sie ihr Bein 1812 in der Schlacht von Borodino verloren.»<sup>10</sup> Bald aber entschieden die Behörden in den Grossstädten, dass ihre Strassen nicht länger von diesen «Samowaren» ohne Arme oder Beine verunstaltet werden durften. Man nahm sie fest und brachte sie fort. Viele endeten im hohen Norden, als seien sie Häftlinge des Gulag.

Wut und Frust machten sich in jenem Sommer in der Sowjetunion auf verschiedene Weise Luft. Das schlimmste waren die heftigen Ausbrüche von Antisemitismus. In Mittelasien wurden Juden plötzlich auf Märkten und in Schulen angegriffen und geschlagen. Die Menge brüllte: «Wartet nur, wenn unsere Jungs von der Front nach Hause kommen, dann bringen sie euch alle um!» Die örtlichen Behörden taten solche Vorkommnisse häufig als «Rowdytum ab und verhängten keine Strafen».<sup>11</sup>

Zu den schwersten anti-jüdischen Ausschreitungen kam es in Kiew. Anfang September wurde dort ein jüdischer Major des NKWD auf der Strasse «von zwei Antisemiten in Armeeuniform» angegriffen. Vielleicht waren sie betrunken. Der Major setzte sich zur Wehr, zog seine Pistole und erschoss beide. Ihr Begräbnis geriet zu einer Orgie der Gewalt. Als man die Särge durch die Strassen trug, schwenkte der Zug unvermittelt zu dem erst kürz-

lich wieder eröffneten jüdischen Markt ab. An jenem Tag wurden fast hundert Juden zusammengeschlagen. Fünf waren auf der Stelle tot. Weitere 36 wurden schwer verletzt in Krankenhäuser eingeliefert. Die Lage blieb so unsicher, dass der jüdische Markt rund um die Uhr bewacht werden musste. Diesmal konnte man aber nicht nur «Rowdys» verantwortlich machen. Selbst Mitglieder des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Ukraine bezeichnete man als Goebbels' «würdige Nachfolger».<sup>12</sup> Im Jahr darauf zogen die Behörden dann das von Grossman und Ehrenburg verfasste Schwarzbuch über den Holocaust aus dem Verkehr.

Es ist schwer zu sagen, ob der Antisemitismus zu Stalins Grundüberzeugung gehörte oder sich vor allem aus seiner Abneigung gegen Trotzki speiste. Wegen Trotzki's Internationalismus sah er die Juden offenbar als Teil eines internationalen Netzwerks und damit als verdächtig an. «Kosmopolitismus» bedeutete Verrat. Der Höhepunkt seines Misstrauens war die antisemitische Hysterie um die «Verschwörung der Ärzte», die er noch kurz vor seinem Tod auslöste. Selbst der Herkunft nach Georgier, hatte sich Stalin zu einem wahren russischen Chauvinisten entwickelt. Wie auch andere Aussenseiter in der Geschichte, etwa Napoleon oder Hitler, hüllte er sich in den Mantel des Nationalisten. In seiner berüchtigten Rede vom 24. Mai 1945 pries er die Russen vor allen anderen Völkern der Sowjetunion für «ihren klaren Verstand, ihre Geduld und Charakterfestigkeit».<sup>13</sup> Das war zugleich ein Seitenhieb gegen die nichtrussischen Völker des Südens, von denen mehrere auf seinen Befehl deportiert worden waren, was tausende Menschenleben gekostet hatte. Im Unterschied zu Hitler praktizierte Stalin aber eher politisch als rassistisch begründeten Genozid.

Zwar durfte nichts vom Triumph des russischen Volkes ablenken, aber letzten Endes forderte die Parteilinie, allen Ruhm auf einen einzigen Mann zu konzentrieren, «unseren grossen Genius und Heerführer, Genossen Stalin, dem wir unseren historischen Sieg verdanken».<sup>14</sup> Während des ganzen Krieges hatte sich Stalin schamlos in den Vordergrund gedrängt, wenn ein Sieg zu bejubeln war, war aber regelmässig von der Bildfläche verschwunden, wenn es Rückschläge gab, vor allem dann, wenn er selbst dafür verantwortlich war. Jeder Kommandeur hatte seine Weisheit und seine lenkende Hand zu preisen. Sich selbst auch nur das geringste Verdienst zuzuschreiben, erwies sich als höchst gefährlich.

Stalins Argwohn erwachte, wenn ein Bürger der Sowjetunion im Ausland gelobt wurde. So muss es ihm höchst verdächtig erschienen sein, als die

amerikanische und britische Presse Schukow in höchsten Tönen pries. Zwar bereitete ihm auch Berijas Macht Sorge, die er bald einschränken sollte, noch mehr aber störte ihn die enorme Popularität Schukows und der Roten Armee. Als Eisenhower die Sowjetunion besuchte, war der Marschall stets an seiner Seite. Selbst nach Leningrad flog er mit ihm in Eisenhowers persönlicher Maschine. Wo die beiden grossen Heerführer auftauchten, wurden sie begeistert empfangen. Eisenhower lud Schukow und dessen «Frontfrau», Lydia Schukowa, zu einem Besuch in die USA ein. Aber Stalin rief seinen Marschall sofort nach Moskau, um den Plan zu hintertreiben. Es war ihm klar geworden, dass Schukow ein wirkliches Verhältnis zu dem Oberkommandierenden der Alliierten gefunden hatte.

Schukow seinerseits wusste zwar, dass Berija gegen ihn intrigierte, erkannte aber nicht die Hauptgefahr, die von Stalins Neid ausging. Mitte Juni wurde Schukow auf einer Pressekonferenz in Berlin nach Hitlers Tod gefragt. Vor aller Welt musste er eingestehen, dass «wir eine identifizierte Leiche bisher nicht gefunden» haben.<sup>15</sup> Um den 10. Juli rief Stalin Schukow erneut an und fragte ihn, was mit Hitlers Leiche sei. Mit Schukow ein solches Spiel zu treiben, schien ihm offenbar Vergnügen zu bereiten. Als dieser 20 Jahre später von Jelena Rschewskaja die Wahrheit erfuhr, wollte er einfach nicht glauben, dass Stalin ihn so gedemütigt hatte. «Ich stand Stalin sehr nahe», beharrte er. «Stalin hat mich gerettet. Berija und Abakumow wollten mich beseitigen.»<sup>16</sup> SMERSCH-Chef Abakumow mag bei dieser Aktion die treibende Kraft gewesen sein, aber Stalin wusste genau, was vorging, und billigte es.

In der sowjetischen Hauptstadt nannte das Volk Georgi Konstantinowitsch Schukow nur «unseren heiligen Georg», den Schutzpatron Moskaus. Nach der Siegesfeier vom 9. Mai, einem Tag der Freude und Erleichterung, an dem die Tränen reichlich strömten, wurde geplant, auf dem Roten Platz eine grosse Parade zu Ehren des Sieges abzuhalten. Jede Front, dazu die sowjetische Marine und die Luftstreitkräfte, sollte ein Regiment dafür bereitstellen. Das Banner, das über dem Reichstag geweht hatte, sollte nach Moskau gebracht werden. Es war bereits zu einer Reliquie geworden. Auch deutsche Fahnen sammelte man – allerdings für einen anderen Zweck.

Die sowjetischen Generäle und Marschälle nahmen an, Stalin persönlich werde die Parade am 24. Juni abnehmen. Schliesslich gebührte ihm als Oberkommandierenden der grösste Ruhm für den Sieg. In Russland ist es jedoch Tradition, dass eine Siegesparade zu Pferde abgenommen werden muss.

Eine Woche vor dem Ereignis wurde Schukow in Stalins Landhaus gerufen. Dieser fragte den Kavalleristen des Ersten Weltkriegs und des Bürgerkriegs, ob er noch mit einem Pferd fertig werde.

«Von Zeit zu Zeit reite ich noch», antwortete Schukow.

«Dann machen wir es so», sagte Stalin. «Sie nehmen die Parade ab, und Rokossowski wird sie kommandieren.»

«Danke für die Ehre», sagte Schukow. «Aber wäre es nicht besser, Sie nähmen die Parade ab? Sie sind der Oberkommandierende, und es ist Ihr Vorrecht, das zu tun.»

«Ich bin zu alt dafür. Sie sind jünger. Sie machen das.» Beim Abschied sagte er Schukow, er möge zur Parade einen arabischen Hengst reiten, den Marschall Budjonny ihm zuführen werde.

Am nächsten Tag begab sich Schukow zum Zentralflugplatz, um den Übungen für die Parade beizuwohnen. Dort begegnete er Stalins Sohn Wassili, der ihn beiseite nahm. «Was ich Ihnen jetzt sage, ist ein grosses Geheimnis», erklärte Wassili. «Vater wollte die Siegesparade selbst abnehmen, aber dann ist etwas passiert. Vor drei Tagen hat das Pferd in der Manege gescheut, weil er die Sporen nicht richtig gebrauchte. Vater hat sich an der Mähne festgehalten, um im Sattel zu bleiben, aber es ist ihm nicht gelungen, und er ist vom Pferd gestürzt. Dabei hat er sich am Kopf und an der Schulter verletzt. Er ist aufgestanden, hat ausgespuckt und gesagt: «Schukow soll die Parade abnehmen. Er ist ein alter Kavallerist.»

«Welches Pferd hat Ihr Vater dabei geritten?»

«Einen weissen arabischen Hengst, den auch Sie reiten sollen. Aber, bitte, zu niemandem ein Wort.» Schukow bedankte sich. In den folgenden Tagen liess er keine Gelegenheit aus, im Sattel zu sitzen und mit dem Pferd zu üben.<sup>17</sup>

An dem Morgen, als die Parade stattfinden sollte, regnete es in Strömen. «Der Himmel weint um unsere Toten», sagten die Moskauer. Das Wasser tropfte von den Mützenschirmen. Die Soldaten und Offiziere hatten neue Uniformen erhalten, alle ihre Kriegsauszeichnungen angelegt. Drei Minuten vor zehnte bestieg Schukow am Spasski-Tor des Kreml den arabischen Hengst. Er konnte den Beifall hören, als die führenden Männer der Partei und der Sowjetregierung auf dem Lenin-Mausoleum erschienen. Als die Uhr zehn schlug, sprengte er auf den Platz. Die Orchester spielten Glinkas «Ruhm Dir!» Dann wurde es plötzlich totenstill. Rokossowski, in höchster Spannung, hatte seinen Rappen fest im Griff. Seine Kommandos kamen

klar und deutlich. Der Höhepunkt der Parade war erreicht, als 200 Veteranen einer nach dem anderen vortraten, bis zum Mausoleum schritten und dort die Nazifahnen, die sie trugen, Stalin zu Füßen warfen. Schukow auf seinem prächtigen weissen Araberhengst, bejubelt von der Zuschauermenge, kam nicht in den Sinn, dass Abakumow bereits an seinem Sturz arbeitete.

Man hörte seine Datscha ab. Als er dort für gute Freunde aus Anlass des Sieges ein kleines Essen gab, wurden sämtliche Gespräche aufgezeichnet. Die Tischrunde beging das Vergehen, nicht den ersten Toast auf Genossen Stalin auszubringen. Dafür wurde der Befehlshaber der Kavallerie, General Krjukow, später gefoltert und ins Gefängnis geworfen. Seine Frau, die berühmte Volksängerin Lydia Ruslanowa, verschwand im Gulag, weil sie Abakumows Annäherungsversuche zurückwies. Der Kommandant des Lagers, in dem sie festgehalten wurde, bat sie, für ihn und seine Offiziere zu singen. Sie antwortete, das werde sie nur tun, wenn alle Häftlinge zuhören könnten.

Eine Woche nach der Siegesparade erhielt Marschall Stalin den Titel eines Generalissimus: «Für herausragende Verdienste im Grossen Vaterländischen Krieg».<sup>18</sup> Dabei hatte er bereits den Stern des «Helden der Sowjetunion», den Leninorden und den Orden des Sieges, einen fünfzackigen Stern aus Platin, der mit 135 Diamanten und fünf grossen Rubinen besetzt war. Die üppigen Bankette und kostbaren Auszeichnungen waren dem Verhalten des Zaren ebenbürtig, wenn man bedenkt, dass zur gleichen Zeit in den mittelasiatischen Republiken eine Hungersnot wütete.

Nachdem Abakumow im Jahr darauf unter Folter Geständnisse von Schukows Mitstreitern gesammelt hatte, konnte er erwirken, dass der Marschall zunächst in fernen Provinzen und dann in seinem Landhaus bei Moskau unter Hausarrest gestellt wurde. Von einer kurzen Zeit als Verteidigungsminister unter Chruschtschow abgesehen, blieb er bis zum 9. Mai 1965 in der inneren Verbannung. 20 Jahre zuvor hatte er an jenem Tag in Berlin-Karlshorst die Kapitulation Deutschlands entgegengenommen. Im Kongresspalast im Kreml wurde ein grosses Bankett ausgerichtet. Alle Gäste, darunter Minister, Marschälle, Generäle und Botschafter, erhoben sich von ihren Plätzen, als Leonid Breschnew an der Spitze eines grossen Gefolges den Saal betrat. Am Ende der Suite tauchte Schukow auf. Breschnew hatte ihn im letzten Moment zu der Feier geladen. Sicher hat er es schwer bereut, denn als man Schukows ansichtig wurde, rauschte Beifall auf. Die Menschen riefen «Schukow! Schukow! Schukow!» und schlugen



dazu rhythmisch auf die Tische. Breschnew nahm das Schauspiel mit versteinierter Miene zur Kenntnis.<sup>19</sup>

Schukow hatte in sein Landhaus zurückzukehren, das nach wie vor abgehört wurde. Obwohl offiziell rehabilitiert, wurde er in den neun Jahren, die ihm noch blieben, nie wieder zu einer solchen offiziellen Gelegenheit eingeladen. Aber der schwerste Schlag blieb für ihn, dass Stalin ihn mit Hitlers Leichnam so schmäählich hintergangen hatte.

Dass die Deutschen ihre Niederlage mit solcher Verbitterung aufnehmen, geht auf die emotionale und rationale Konfusion zurück, die bis heute den Ersten Weltkrieg und die Nachkriegsjahre umgibt. Die Vorstellung, die ganze Welt habe sich gegen Deutschland verschworen, war zu einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung geworden. Amerikanische und britische Vernehmungsoffiziere staunten nicht schlecht, als hohe Chargen der Wehrmacht ihnen mit beleidigter Unschuld die Frage stellten, wie die Westalliierten sie hatten so missverstehen können. Sie waren bereit, «Fehler» zuzugeben, auf keinen Fall aber Verbrechen. Diese gingen allein auf das Konto der Nationalsozialisten und der SS.

Mit einem Euphemismus, der jede Stalinsche Äusserung weit übertraf, bezeichnete General Blumentritt den Antisemitismus der Nazis als «die Fehlentwicklung seit 1933». «So haben wir bekannte Wissenschaftler verloren», erklärte er, «sehr zum Schaden unserer Forschung, deren Niedergang 1933 einsetzte.»<sup>20</sup> Offenbar meinte er, wenn die Nazis die Juden nicht verfolgt hätten, dann wären Wissenschaftler wie Einstein in der Lage gewesen, noch bessere «Wunderwaffen» herzustellen, vielleicht sogar eine Atombombe, womit man die Bolschewiken hätte hindern können, Deutschland zu überrennen. Blumentritt kam gar nicht in den Sinn, dass er mit dieser naiven Sophisterei seine eigenen Versuche, zwischen der Wehrmacht und den Nazis zu unterscheiden, Lügen strafte. Er behauptete auch, da es 1945 im Unterschied zu den revolutionären Wirren von 1918 zu keiner Revolte gekommen sei, sei klar, wie sehr Hitler die deutsche Gesellschaft geeint habe.

Die Verhöre der Generäle, die ständig das Wort von der deutschen Offiziersehre im Munde führten, enthüllten eine erstaunlich verquere Logik. Der Ausschuss für die Nachrichtendienste beim Vereinigten Generalstab führte sie auf «eine Entartung der Moral» zurück. «Diese Generäle», hiess es in einem Bericht, der sich auf über 300 Verhöre stützte, «billigen alles, was

‚Erfolg hat‘. Was Erfolg hat, ist richtig. Was nicht, ist falsch. So war es zum Beispiel falsch, vor dem Krieg die Juden zu verfolgen, weil das die Engländer und Amerikaner gegen Deutschland aufbrachte. Richtig wäre gewesen, den Feldzug gegen die Juden auf später zu verschieben und erst zu beginnen, wenn Deutschland den Krieg gewonnen hatte. Es war falsch, 1940 England zu bombardieren. Hätte man das nicht getan, dann wäre Grossbritannien, so glauben sie, an Hitlers Seite gegen Russland in den Krieg gezogen. Es war falsch, Russen und Polen [als Kriegsgefangene] wie Vieh zu behandeln, weil man jetzt erwarten konnte, dass diese mit den Deutschen ebenso umgingen. Es war falsch, den USA und Russland zugleich den Krieg zu erklären, denn gemeinsam waren sie stärker als Deutschland. Das sind keine einzelnen Erklärungen pronazistischer Generäle. So denken fast alle diese Männer. Dass es unmoralisch ist, ein Volk auszurotten oder Gefangene zu massakrieren, kommt ihnen nicht in den Sinn. Schrecklich ist an den Verbrechen der Deutschen nur, dass die Alliierten – auf höchst ungerechte Weise – glauben, das Militär hätte etwas damit zu tun.»<sup>21</sup>

Zivilisten, so ein anderer Bericht der US-Armee, die bedenkenlos die Klischees der NS-Propaganda wiederholen, beweisen damit nur, wie stark ihr Denken davon beeinflusst ist. So nennen sie die Bombardements der Alliierten durchweg «Terrorangriffe» – wie es die Goebbels-Propaganda tat – und nicht etwa «Luftangriffe». In dem Bericht wird dies als «latenter Nazismus» beschrieben. Viele Zivilisten berichten voller Selbstmitleid davon, wie schwer die Deutschen vor allem unter den Bombenangriffen gelitten hätten. Sie schweigen allerdings betroffen, wenn man sie daran erinnert, dass es die deutsche Luftwaffe war, die als Erste das Flächenbombardement von Städten des Gegners als Taktik anwandte, um die Zivilbevölkerung in einen Schockzustand zu versetzen.<sup>22</sup>

Niemand wollte Verantwortung dafür übernehmen, was geschehen war. Mitglieder der NSDAP behaupteten, man habe sie zum Eintritt gezwungen. Allein die Führung war an allem schuld. Die einfachen Deutschen keinesfalls. Sie seien ständig «belogen und betrogen» worden. Selbst deutsche Generäle behaupteten, sie seien Opfer des Nationalsozialismus, denn hätte Hitler nicht so verheerend in die Kriegführung eingegriffen, so wären sie niemals besiegt worden.

Nicht genug, dass sie alle Schuld von sich wiesen – Zivilisten und Generäle versuchten ihre Vernehmer auch noch davon zu überzeugen, wie richtig das Weltbild der Nazis gewesen sei. Zivilisten konnten beispielsweise

nicht verstehen, weshalb die USA Deutschland den Krieg erklärt hatten. Als man ihnen sagte, das habe Deutschland getan, weigerten sie sich es zu glauben. Es passte nicht in die Vorstellung, Deutschland sei das eigentliche Opfer dieses Krieges.

Allgemein war auch der Versuch, die amerikanischen und britischen Sieger davon zu überzeugen, sie müssten sich nun mit Deutschland gegen die gemeinsame Bedrohung durch den «Bolschewismus» verbünden, den die Deutschen angeblich nur zu gut kannten. Die Tatsache, dass sich der Kommunismus infolge des Überfalls Nazideutschlands auf die Sowjetunion im Jahr 1941 nun auf ganz Mittel- und Osteuropa ausgebreitet hatte, was alle Revolutionen von 1917 bis 1921 nicht hatten erreichen können, wollte ihnen überhaupt nicht in den Kopf. Wie bereits die Bolschewiken, die eine Minderheit darstellten, den Hang der Russen zur Autokratie gnadenlos ausnutzten, so setzten auch die Nazis auf die schicksalhafte Neigung der Deutschen, Ursache und Wirkung zu verwechseln. Mehrere Historiker haben darauf hingewiesen, dass ein Land, das sich 1933 so nach Recht und Gesetz gesehnt hatte, schliesslich in einem der verbrecherischsten und verantwortungslosesten Regimes der Geschichte mündete. Das Ergebnis war, dass vor allem die Frauen und Kinder Ostpreussens ähnlich zu leiden hatten wie die Zivilbevölkerung Polens und der Sowjetunion unter den Deutschen gelitten hatte.

Die neuen Fronten des Kalten Krieges gestatteten es dann vielen der alten Garde des «Dritten Reichs», an dem Glauben festzuhalten, ihr einziger Fehler sei schlechtes Timing gewesen. 30 Jahre nach der Niederlage schuf jedoch das Zusammentreffen einer schwierigen historischen Debatte mit dem deutschen Wirtschaftswunder für die Mehrheit der Deutschen die Möglichkeit, sich ihrer Geschichte zu stellen. Kein anderes Land mit einer ähnlich schmerzhaften Vergangenheit hat so viel getan, um die Wahrheit aufzuarbeiten.

Die Bonner Regierung befolgte strikt die alliierte Weisung, nirgendwo ein Denkmal für den Nationalsozialismus und seinen Führer zuzulassen. Hitlers Leichnam blieb jedoch noch lange Jahre auf der anderen Seite des Eisernen Vorhangs, nachdem die Stalinsche Propaganda behauptet hatte, der «Führer» habe sich in den letzten Kriegstagen nach dem Westen abgesetzt. Erst 1970 entschied der Kreml endlich, Hitlers sterbliche Überreste unter absoluter Geheimhaltung zu beseitigen. Das Begräbnis, das der «Führer» des «Tausendjährigen Reichs» schliesslich erhielt, war in der Tat eine

makabre Angelegenheit. Hitlers Gebiss, das Jelena Rschewskaja während der Siegesfeiern in Berlin in dem rot ausgeschlagenen Kästchen so gewissenhaft gehütet hatte, blieb bei SMERSCH, während der NKWD den Schädel aufbewahrte. Beides wurde erst kürzlich in den ehemals sowjetischen Archiven gefunden. Die anderen Überreste, die man auf einem sowjetischen Paradeplatz in Magdeburg vergraben hatte, wurden eines Nachts exhumiert und verbrannt. Die Asche schüttete man in die Kanalisation.

Hitlers Leiche ist nicht die einzige, die keine erkennbare Grabstätte hat. Zahllose Opfer der Schlachten, Soldaten beider Seiten und Zivilisten wurden von Bomben und Granaten verschüttet. Jahr für Jahr werden bei den Seelower Höhen, in den stillen Kiefernwäldern südlich von Berlin und auf Baustellen der neuen Hauptstadt des vereinigten Deutschland bis zu 1'000 Leichname gefunden. Das sinnlose Gemetzel, das Hitlers wahnsinnige Eitelkeit verursachte, widerlegt Speers Behauptung, es sei die Geschichte, die immer nur das Ende hervorhebe. Wie das NS-Regime sein Ende fand, darin offenbaren sich noch einmal mit aller Klarheit sein Unvermögen, sein schwe-  
wiegender Realitätsverlust und seine ganze Unmenschlichkeit.

# ANHANG

## Liste der Abbildungen

Vor- und Hintersatz

Deutsche Soldaten schleppen sich auf dem Weg in die Gefangenschaft durch das Brandenburger Tor.

### ABBILDUNGSTEIL I

1. (vorhergehende Seite:) Hitlerjungen bei den Kämpfen in Lauban/Schlesien.
2. Eine Einheit des Korps «Grossdeutschland» wird vor dem Ansturm der Roten Armee am 14. Januar 1945 in einem Wald von Ostpreussen inspiziert.
3. Gefangen genommene Volkssturmänner in Insterburg/Ostpreussen, 22. Januar 1945.
4. Einwohner von Berlin nach einem schweren Luftangriff.
5. Ein deutscher Flüchtlingstreck verlässt Schlesien, um sich vor der Roten Armee in Sicherheit zu bringen.
6. Truppen der Roten Armee dringen im Januar 1945 in eine ostpreussische Stadt ein.
7. Eine sowjetische mechanisierte Einheit beim Einmarsch in die ostpreussische Stadt Mühlhausen.
8. Die Rote Armee besetzt Tilsit.
9. Ein sowjetisches Sturmgeschütz im Einsatz bei den Kämpfen um Danzig am 23. März 1945.
10. Jugendliche bei einer Parade des Volkssturms für Goebbels.
11. Zwei deutsche Soldaten bei der Verteidigung der belagerten schlesischen Hauptstadt Breslau.
12. SS-Panzergranadiere vor einem Gegenangriff in Südpommern.

13. Goebbels zeichnet nach der Rückeroberung von Lauban am 9. März 1945 einen Hitler jungen aus.
14. (folgende Seite:) Deutsche Frauen und Kinder auf der Flucht per Eisenbahn nach Westen.

## ABBILDUNGSTEIL II

15. (vorhergehende Seite:) Hungerige Vertriebene sammeln Bucheckern in einem Wald bei Potsdam.
16. Eva Braun nach der Hochzeit ihrer Schwester Gretl (rechts) mit SS-Gruppenführer Hermann Fegelein (Mitte) in Berchtesgaden im Juni 1944.
17. Ärzte der Roten Armee behandeln Überlebende von Auschwitz.
18. -19. Ein deutscher Ingenieur (links) nach gemeinsamem Selbstmord mit seiner Familie (rechts) vor dem Eintreffen der Roten Armee.
20. Ein deutscher Soldat, erhängt auf Befehl von General Schörner, dessen Maxime «Kraft durch Furcht» lautete.
21. Hitler jungen als Panzer jäger mit Panzerfäusten, die an Fahrrädern befestigt sind.
22. Der Reichsführer SS, Heinrich Himmler, nahm selten eine Waffe in die Hand, wollte aber ein grosser Heerführer sein.
23. Marschall Stalin und Winston Churchill in Jalta.
24. Ein T-34 der Ersten Weissrussischen Front von Marschall Schukow überquert die Oder.
25. (gegenüberliegende Seite:) Sowjetische Pioniere errichten vor dem Sturm auf Berlin eine Brücke über die Oder.
26. (oben:) Rotarmisten bergen im überfluteten Oderbruch eine Panzerabwehrkanone.
27. Sowjetische Frauen werden von der Roten Armee bei Berlin aus der Zwangsarbeit befreit.
28. Improvisierter Friedhof in den Ruinen von Berlin.
29. Hitler dankt einem seiner jüngsten Verteidiger. Rechts Reichsjugendführer Artur Axmann.

### ABBILDUNGSTEIL III

30. -33. (oben und unten:) Die Rote Armee bei Strassenkämpfen in der «Höhle der faschistischen Bestie».
34. (unten:) Rotarmisten beim Sturm über die Moltkebrücke zum Innenministerium, dem «Himmler-Haus», und von dort zum Reichstag.
35. Ein sowjetisches Sturmgeschütz beschießt eine Berliner Strasse.
36. Ein von Kugeln durchlöcherter Volkswagen vor der Reichskanzlei.
37. Truppen der Ersten Ukrainischen Front jagen in den Kiefernwäldern südlich von Berlin Reste der Neunten Armee.
38. Deutsche Soldaten ergeben sich in Berlin der Roten Armee.
39. Soldaten einer sowjetischen motorisierten Einheit waschen sich in Berlin unter freiem Himmel.
40. Zubereitung einer kargen Mahlzeit inmitten von Ruinen.
41. Verbündete unter sich: Generalmajor Robert C. Macon von der 83. US-Infanteriedivision lauscht einem Trinkspruch von Oberst Iwanow.
42. Deutsche Zivilisten fliehen über eine halb zerstörte Elbbrücke vor der Roten Armee auf amerikanisch besetztes Gebiet.
43. (links:) Für den Kindersoldaten Hans-Georg Henke ist der Krieg zu Ende.
44. (rechts:) Ein verwundeter sowjetischer Soldat wird von einer Krankenschwester versorgt.
45. General Stumpff, Generalfeldmarschall Keitel und Admiral von Friedeburg treffen am 9. Mai 1945 zur Unterzeichnung der Kapitulation in Karlshorst ein.
46. Rotarmist und Berlinerin beim Gerangel um deren Fahrrad.
47. (links:) Marschall Schukow bei der Siegesparade in Moskau auf dem Pferd, das Stalin abwarf.
48. (rechts:) Schukow in Begleitung von General Konstantin Telegin, Chef der Politischen Verwaltung (links), und General Iwan Serow, NKWD-Chef der Ersten Weissrussischen Front (rechts).
49. (folgende Seite:) Nach der Schlacht besichtigen die Sieger den Reichstag.



## Liste der Karten

<i>Grossdeutschland am 1. Januar 1945</i>	475
<i>Von der Weichsel zur Oder, 12. bis 31. Januar 1945</i>	476
<i>Der Einmarsch in Ostpreussen, Januar 1945</i>	477
<i>Die Brückenköpfe an der Oder, Februar 1945</i>	478
<i>Der «Ostseebalkon», Pommern, Februar bis März 1945</i>	479
<i>Die Westfront, März bis April 1945</i>	480
<i>Die Seelower Höhen und die Erste Weissrussische Front, 16. bis 19. April 1945</i>	481
<i>Der Angriff der Ersten Ukrainischen Front nach Überquerung der Neisse, 16. bis 20. April 1945</i>	482
<i>Die Einschliessung von Berlin, 16. bis 25. April 1945</i>	483
<i>Der Sturm auf Berlin und seine Vorstädte, 20. April 1945</i>	484
<i>Berlin</i>	485
<i>Die Westfront, April bis Mai 1945</i>	486
<i>Das Zentrum von Berlin, April bis Mai 1945</i>	487
<i>Der Ausbruch der Neunten Armee, 26. April bis 1. Mai 1945</i>	488



**VON DER WEICHEL ZUR ODER  
12.-31. JANUAR 1945**



**DER EINMARSCH IN OSTPREUSSEN  
JANUAR 1945**

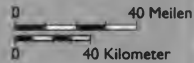
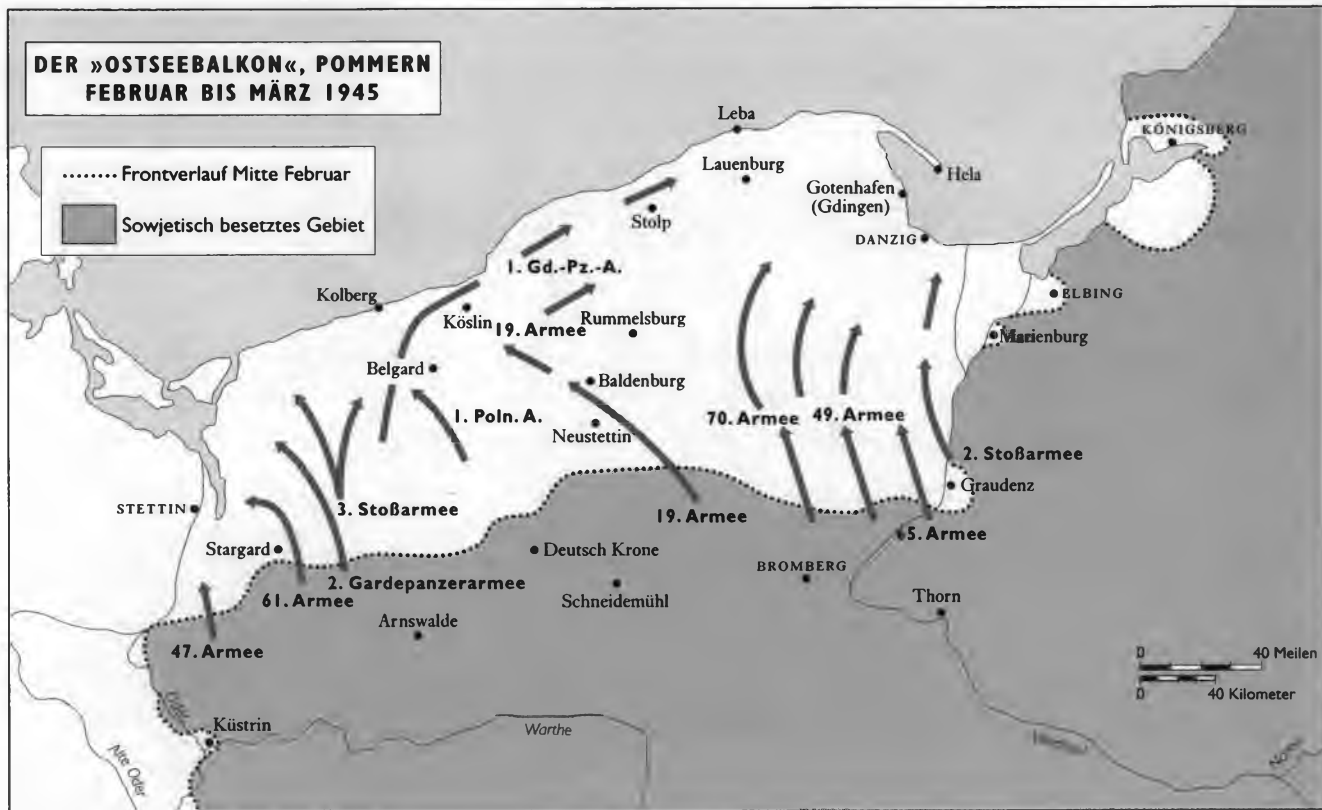




**DER »OSTSEEBALKON«, POMMERN  
FEBRUAR BIS MÄRZ 1945**

..... Frontverlauf Mitte Februar

■ Sowjetisch besetztes Gebiet

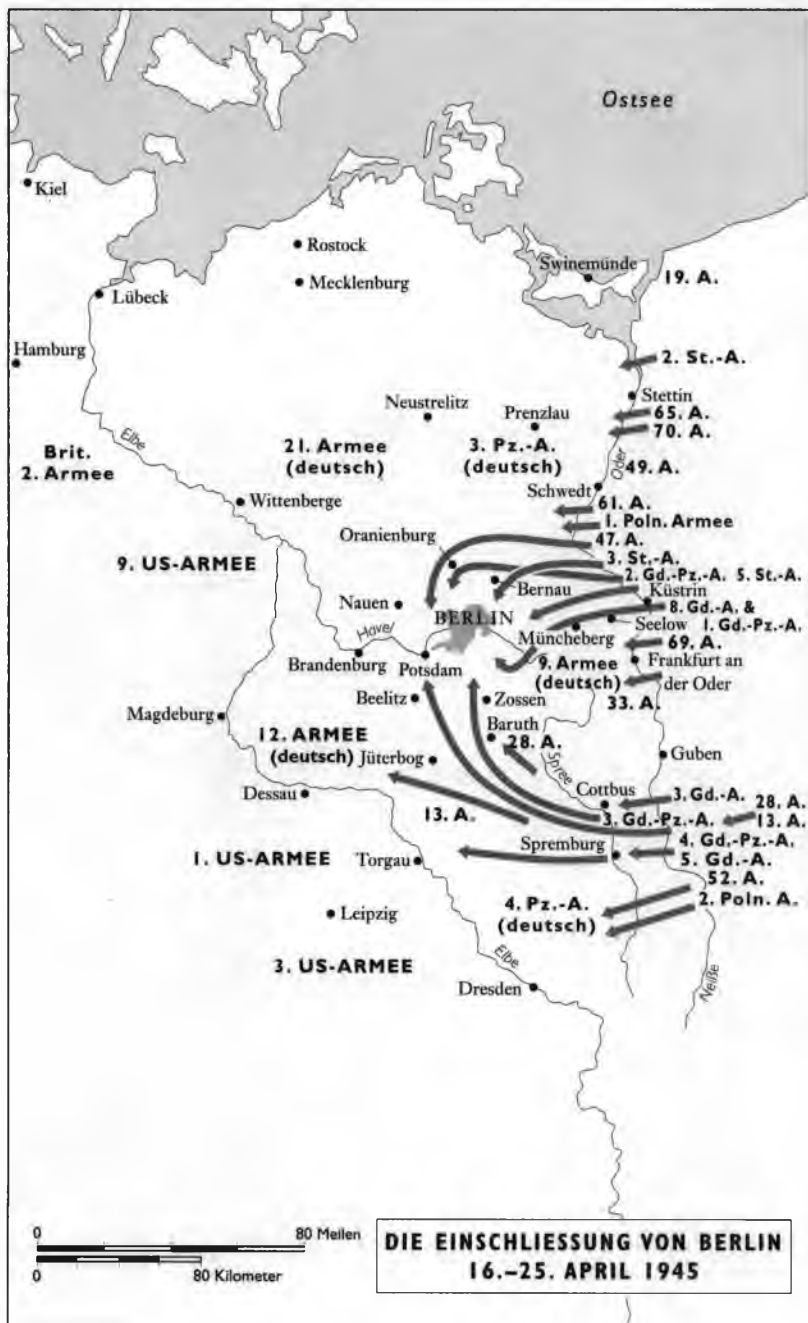




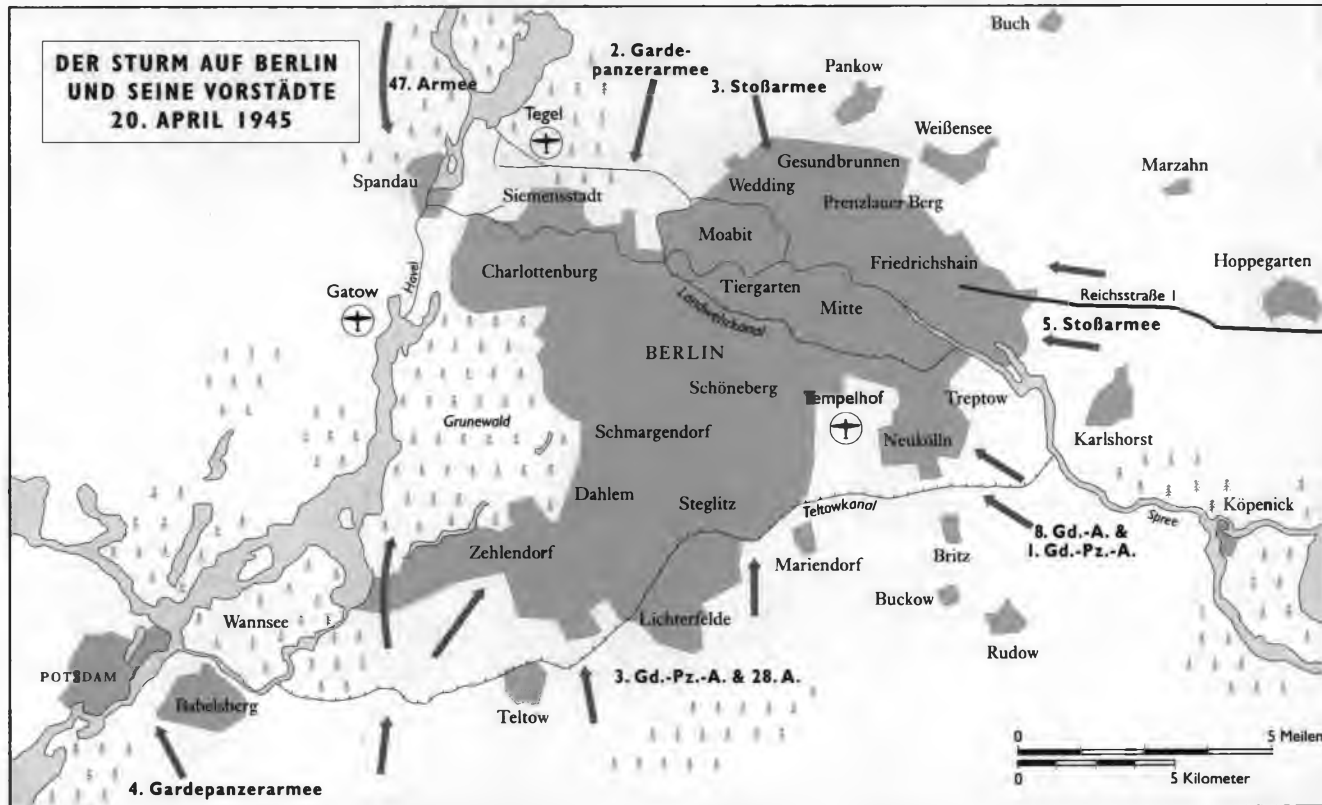


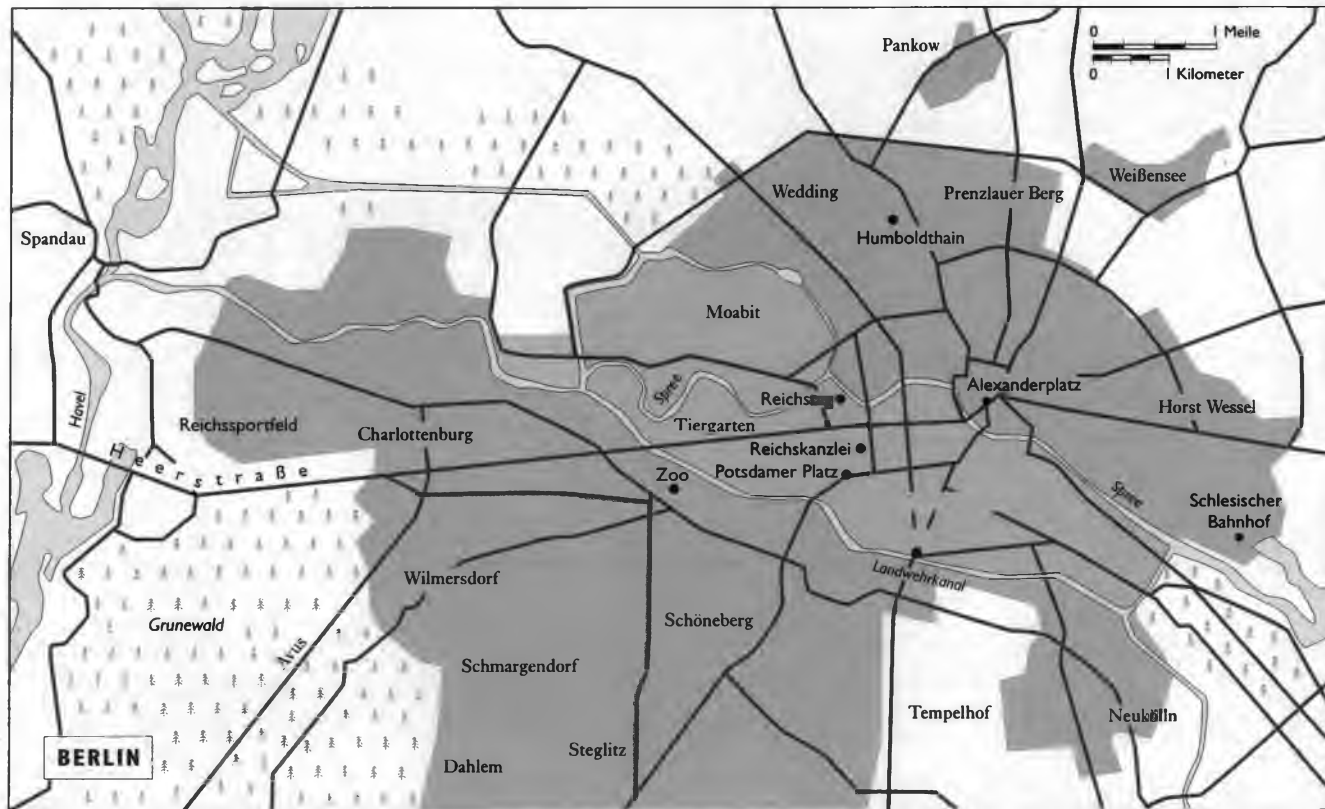






**DER STURM AUF BERLIN  
UND SEINE VORSTÄDTE  
20. APRIL 1945**

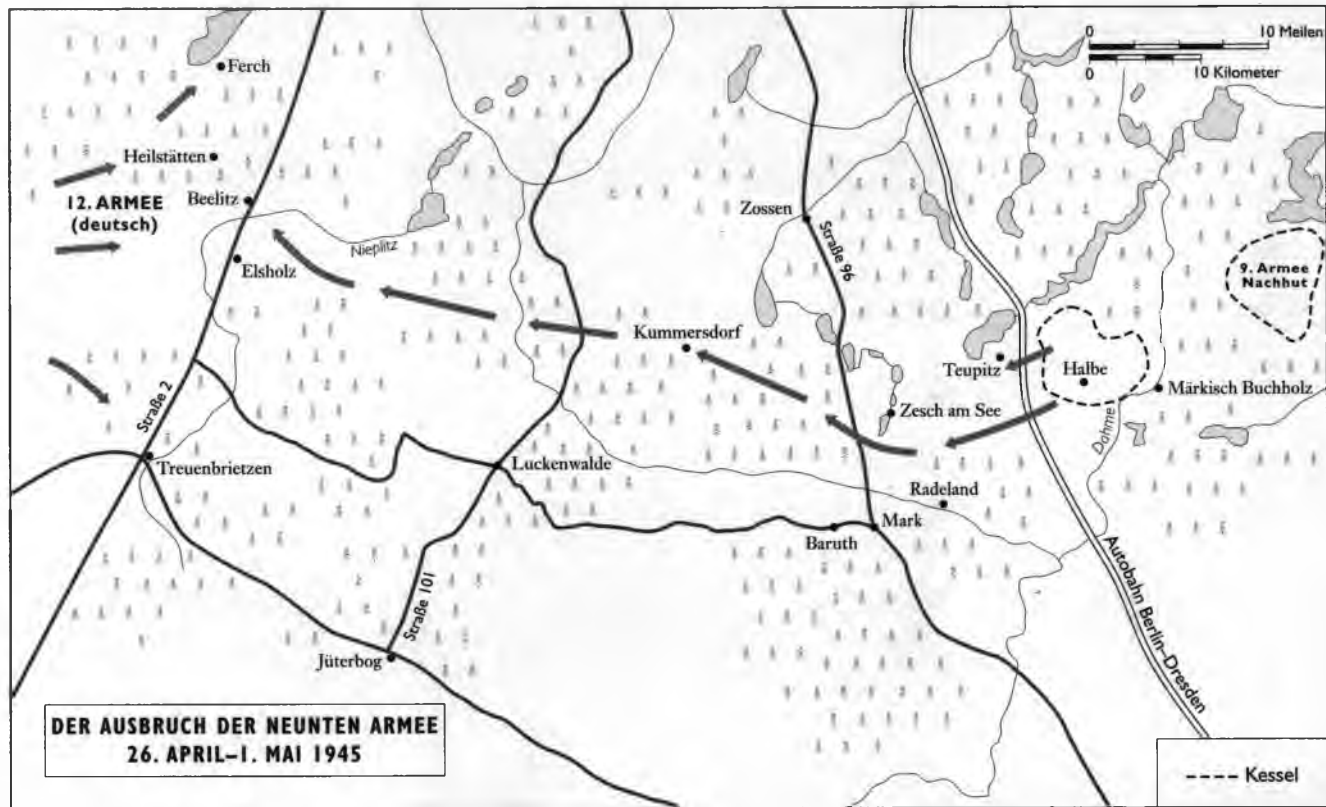


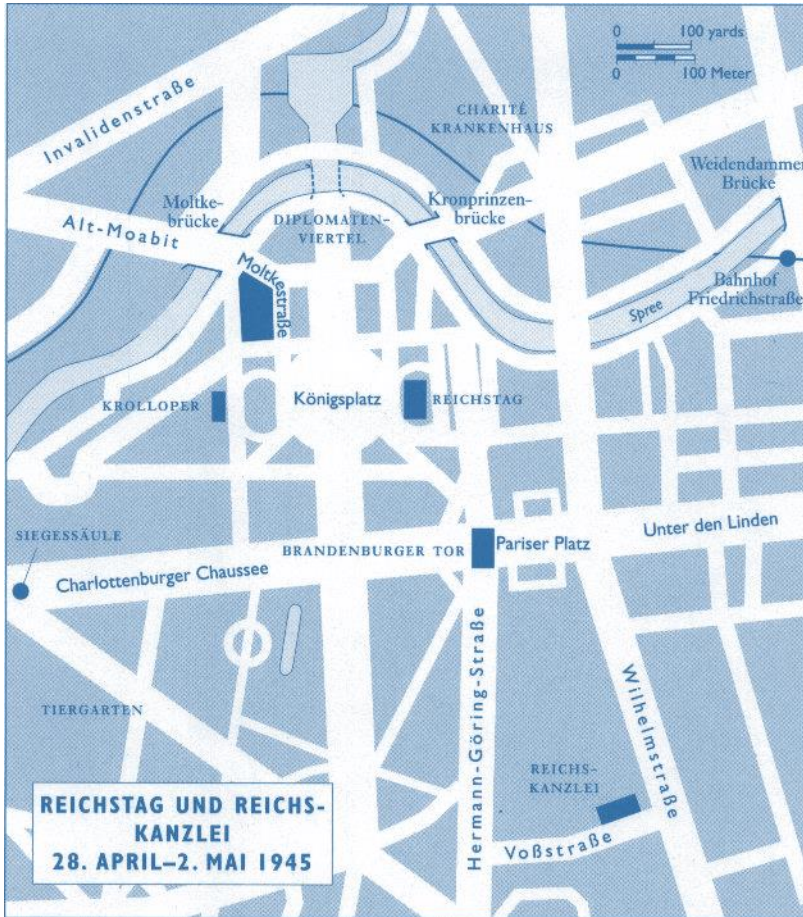


**DIE WESTFRONT  
APRIL-MAI 1945**

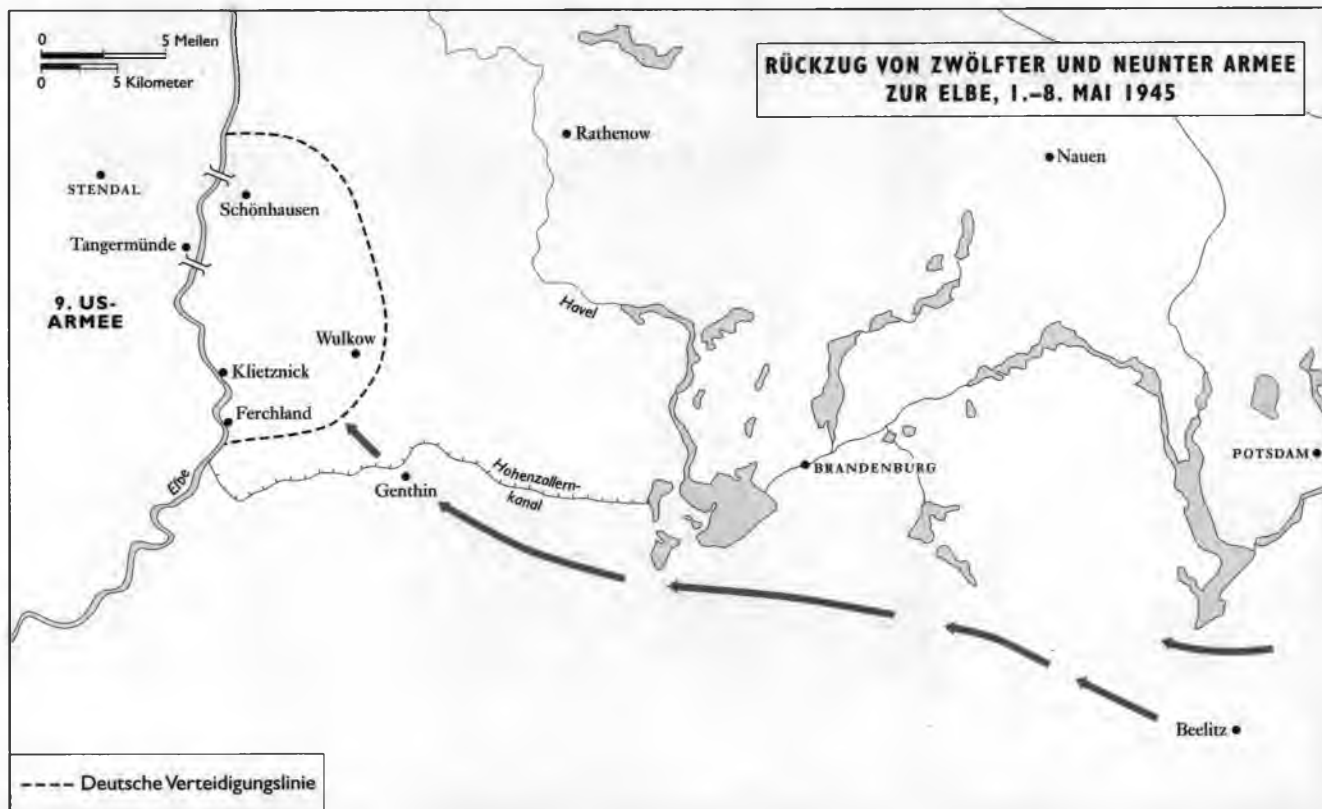












# Quellen

## ARCHIVALISCHE QUELLEN

- AGMPG Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin  
AWS Art of War Symposium, »From the Vistula to the Oder: Soviet Offensive Operations«, Center for Land Warfare, U.S. Army War College, 1986
- BA-B Bundesarchiv, Berlin  
BA-MA Bundesarchiv-Militärarchiv, Freiburg/Breisgau  
BLHA Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Potsdam  
BZG-S Bibliothek für Zeitgeschichte (Sammlung Sterz), Stuttgart  
GARF Gosudarstwenny Archiv Rossijskoj Federazii (Staatsarchiv der Russischen Föderation), Moskau
- HUA-CD Humboldt-Universitätsarchiv (Charité-Direktion), Berlin  
IMT Trials of the Major War Criminals before the International Military Tribunal (Nürnberg)
- IZG-M Institut für Zeitgeschichte, München  
IMG Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof (Nürnberger Prozess), Nürnberg 1947
- IWMW Istorija Wtoroi Mirowoi Woiny (Geschichte des Zweiten Weltkrieges) 1939–1945, Bd. X, Moskau 1979
- KA-FU Krigsarkivet (Försvarsstaben Utrikesavdelningen), Stockholm  
LA-B Landesarchiv Berlin  
MGFA Militärgeschichtliches Forschungsamt, Potsdam  
NA National Archives II, College Park, Maryland  
PRO Public Record Office, Kew/Großbritannien  
RGALI Rossijski Gosudarstwenny Archiv Literatury i Iskusstwa (Russisches Staatsarchiv für Literatur und Kunst), Moskau
- RGASPI Rossijski Gosudarstwenny Archiv Sozialno-Polititscheskoi Istorii (Russisches Staatsarchiv für Sozial- und Politikgeschichte), Moskau  
RGWA Rossijski Gosudarstwenny Wojenny Archiv (Russisches Staatliches Militärarchiv), Moskau
- RGWA-SA\* Spezialarchiv für deutsche Beutedokumente im Russischen Staatlichen Militärarchiv

SAPMO-BA	Stiftung Archiv der Partei und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv. Lichterfelde/Berlin
SHAT	Service Historique de l'Armée de Terre, Vincennes
ZAMO	Zentralny Archiv Ministerstwa Oborony (Zentralarchiv des Verteidigungsministeriums), Podolsk
ZCHIDK	Zentr Chranenia i Isutschenia Dokumentalnych Kollekcij (Zentrum für die Aufbewahrung und Erforschung von Dokumentensammlungen zur Geschichte), Moskau
WIS	Wojenno-Istoritscheski Schurnal (Zeitschrift für Militärgeschichte)
WOW	Welikaja Otetschestwennaja Woina (Der Große Vaterländische Krieg), Moskwa 1999, Bd. 3 und 4

\* Dieses Archiv beherbergt 194 000 Akten der NSDAP, der Reichskanzlei, der SS und der Gestapo, die von der Neunundfünfzigsten Armee der Roten Armee in einem Schloss in Niedersachsen (wahrscheinlich Schloss Fürstenstein bei Waldenburg und nicht Schloss Althorn, das in manchen Berichten genannt wird) entdeckt wurden.

## GESPRÄCHE, TAGEBUCH AUFZEICHNUNGEN UND UNVERÖFFENTLICHTE BERICHTE

Schalwa Jakowlewitsch Abuladse, Hauptmann bei der 8. Gardearmee; Gerd Becker, Zivilist, Berlin-Steglitz; Richard Beier, Nachrichtensprecher beim «Grossdeutschen Rundfunk»; Nikolai Michailowitsch Beljajew, Komsomolfunktionär bei der 150. Schützendivision der 5. Stossarmee; Klaus Boeseler, Deutsches Jungvolk, Berlin; Ursula Bube, geb. Eggeling, Studentin, Berlin; Hardy Buhl, Zivilist, Halbe; Henri Fenet, Bataillonskommandeur bei der SS-Division «Charlemagne»; Anatoli Pawlowitsch Fedossejew, .Magneton- und Elektronikexperte, nach Berlin entsandt; Edeltraud Flieller, Sekretärin bei der Firma Siemens; Generalleutnant a.D Bernd Freiherr Frey tag von Loringhoven, Militäradjutant von General Krebs im «Führen-Bunker»; Wladimir Samoilowitsch Gall, Hauptmann bei der 7. Verwaltung im Stab der 47. Armee; Hans-Dietrich Genscher, Soldat bei der 12. Armee der Wehrmacht; Elsa Holtzer, Zivilistin, Berlin; Oberst a.D. Hubertus Freiherr von Humboldt-Dachröden, Stab Ia der 12. Armee der Wehrmacht; Swetlana Pawlowna Kasakowa, Stab der 1. Weissrussischen Front; Oberst a.D. Wolfram Kertz, Hauptmann beim Wachregiment «Grossdeutschland» und bei der 309. Infanteriedivision «Berlin»; Generalmajor I. F. Klotschkow, 150. Schützendivision der 5. Stossarmee; Iwan Warlamowitsch Koberidse, Hauptmann bei der Artillerie der 1. Ukrainischen Front; Iwan Leontjewitsch Kowalenko, Funker beim Stab der 3. Weissrussischen Front; Anatoli Kubassow, 3. Gardepanzerarmee; R. W. Leon, Aufklärungskorps des CIC bei der 9. US-Armee; Erica Lewin, Überlebende der Rosenstrasse; Generalmajor a.D. Rudolf Lindner, Fahnenjunker beim Regiment 1241 der Division «Kurmärk»; Lothar Loewe, Hitlerjugend; Hans Oskar Baron Löwenstein de Witt, Überlebender der Rosenstrasse; General Ulrich de Maizière, Oberst im Generalstab des OKH; Georgi Malaschkia, Hauptmann beim IX. Panzerkorps; Nikolai Andrejewitsch Malzew, Leutnant bei der 3. Gardepanzerarmee; General Anatoli Grigorjewitsch Mereschko, Hauptmann beim Hauptquartier der 8. Gardearmee; Rochus Misch, Oberscharführer bei der SS-Leibstandarte im «Führer»-Bunker; Gerda Petersohn, Sekretärin, Lufthansa, Neukölln; Oberst a.D. Günther Reichhelm, Stabschef der 12. Armee der Wehrmacht; Helga Retzke, Studentin, Berlin-Buch; Sergej Pawlowitsch Rewin, Untersergeant bei der 4. Gardepanzerarmee; Jelena Rschewskaja (Kogan), Dolmetscherin für SMERSCH bei der 3. Stossarmee; Alexander Saunderson, Hauptmann, Ermittler von Kriegsverbrechen und Mitarbeiter von Jowett in Nürnberg; Erich Schmidtke, entging dem Volkssturm in Berlin; Ehrhard Severin, Zivilist; Schota Schurgaja, Unterleutnant bei der 16. Luftarmee; Wolfgang Steinke, Leutnant bei der 391. Sicherheitsdivision der 9. Armee der Wehrmacht; Schota Sulchanischwili, Hauptmann bei der 3. Stossarmee; Waltraud Süssmilch, Schulmädchen; Marlene von Werner, Zivilistin, Wannsee; Magda Wieland, Schauspielerin; General a.D. Markus Wolf, Gruppe Ulbricht; General a.D. Wust, Leutnant, Luftwaffenübungsbataillon der 309. Infanteriedivision «Berlin» der 9. Armee der Wehrmacht.

## Anmerkungen

### VORWORT

- 1 Verhör von Albert Speer, 22.5.1945, National Archives II, College Park, Maryland (fortan NA) 740.0011 EW/5-145.
- 2 Siehe *Die Woche*, 8.2.2001.
- 3 Siehe *Volkssturm*, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Potsdam (fortan BLHA) Pr. Br. Rep. 61A/363.
- 4 Rossijski Gosudarstwenny Archiv Literaturny i Iskusstva (Russisches Staatsarchiv für Literatur und Kunst – fortan RGALI), Moskau, 1403/1/84, S. 1.

### I. BERLIN IM NEUEN JAHR

- 1 Viktor Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten, Tagebücher 1942-1945*, Berlin 2000, S. 575.
- 2 Gespräch mit Lothar Loewe, 9.10.2001.
- 3 Ursula von Kardorff, *Berliner Aufzeichnungen, 1942-1945*, München 1997, S. 153.
- 4 Siehe Michael Burleigh, *Germany Turns Eastwards*, London 1988.
- 5 Gespräch mit Erich Schmidtke, 15.7.2000.
- 6 Siehe NARG 338, B-338.
- 7 Service Historique de l'Armée de Terre (fortan SHAT), Vincennes, 7 P 128.
- 8 Siehe Art of War Symposium (fortan AWS) »From the Vistula to the Oder: Soviet Offensive Operations«, Center for Land Warfare, U.S. Army War College, 1986, p. 86.
- 9 Heinz Guderian, *Erinnerungen eines Soldaten*, Heidelberg 1951, S. 346f.
- 10 Nicolaus von Below, *Als Hitlers Adjutant, 1937-1945*, Mainz 1980, S. 398.
- 11 Ebenda, S. 399.
- 12 Siehe SHAT 7 P 128.
- 13 Siehe Wilfred von Oven, *Finale furioso. Mit Goebbels bis zum Ende*, Tübingen 1974, S. 564.
- 14 Siehe Humboldt-Universitätsarchiv, Charité-Direktion (fortan HUA-CD), Berlin, 2600, Charité Dir. 421-24/1, Bd. X, S. 125.
- 15 Siehe Institut für Zeitgeschichte (fortan IZG-M), München, MA, 218, S. 3725-3749.

## 2. DAS KARTENHAUS AN DER WEICHSEL

- 1 *Istoria Wtoroi Mirowoi Woiny, 1939–1945* (fortan IWMW), Bd. X, Moskwa 1979, S. 38.
- 2 SHAT, 7 S. 128.
- 3 Guy Sajer, *The Forgotten Soldier*, London 1997, p. 382.
- 4 Zentralny Archiv Ministerstwa Oborony (Zentralarchiv des Verteidigungsministeriums – fortan ZAMO), Podolsk, 233/2374/337, S. 64.
- 5 Ebenda.
- 6 Gespräch mit Freytag von Loringhoven, 4.10.1999.
- 7 Heinz Guderian, S. 350f.
- 8 Siehe Aussage von General Schaal, 20.2.1946, vor dem Deuxième Bureau (Französischer Nachrichtendienst), SHAT, 7 S. 163.
- 9 Gespräch Stalins mit Harriman, 14.12.1944, NA, RG 334/Entry 309/Box 2.
- 10 Rossijski Gosudarstwenny Wojenny Archiv (Russisches Staatliches Militärarchiv – fortan RGWA), 38680/1/3, S. 40.
- 11 Zit. nach Jelena Senjawsckaja, *Psichologia woiny w XX-m weke* (Die Psychologie des Krieges im 20. Jahrhundert), Moskwa 2000, S. 174.
- 12 Zit. nach Jelena Senjawsckaja, *1941–1945: Frontowoje pokolenie* (Die Frontgeneration, 1941–1945), Moskwa 1995, S. 111.
- 13 Wassili Grossman, Nachlass, RGALI 1710/3/51, S. 221.
- 14 Siehe ebenda, 1710/3/47, S. 19.
- 15 Siehe *Welikaja Otetschestwennaja woina* (Der Große Vaterländische Krieg – fortan WOW), Moskwa 1999, Bd. 3, S. 232, Anm. 8.
- 16 Die Information über Rokossowski verdanke ich Norman Davies.
- 17 Konstantin Rokossowski, *Soldatenschaft*, Berlin 1973, S. 357.
- 18 Georgi Schukow, *Wospominania i Rasmyschlenia* (Erinnerungen und Gedanken), Bd. 4, Moskau 1995, S. 174.
- 19 Sergo Berija, *My Father: Inside Stalin's Kremlin*. London 2001, p. 130.
- 20 Siehe John Erickson, *The Road to Berlin*, London 1999, pp. 177–179.
- 21 Aussage eines Offiziers der 16. Panzerdivision gegenüber Angehörigen der 21. sowjetischen Armee, ZAMO 233/2374/337, S. 70.
- 22 Oberst Liebisch, siehe AWS, S. 617.
- 23 WOW, Bd. 3, S. 236.
- 24 Siehe Iwan Konew, *Das Jahr des Sieges*, Berlin 1969, S. 6.
- 25 Siehe ZAMO 307/246791/2, S. 225ff.
- 26 Siehe ZAMO 307/15733/3, S. 37f.
- 27 Wassili Grossman, Nachlass, RGALI 1710/3/51, S. 237f.
- 28 Siehe Martin Bormann, Tagebuch, Gosudarstwenny Archiv Rossijskoi Federazii (Staatsarchiv der Russischen Föderation – fortan GARF), Moskau, 9401/2/97, S. 32–48.
- 29 Siehe NA, RG334/Entry 309/Box 2.
- 30 *Wojenno-Istoritscheski Schurnal* (Zeitschrift für Militärgeschichte, fortan WIS), 1993, Nr. 6, S. 30f.

- 31 NA, a. a. O.
- 32 RGALI, 1710/3/47, S. 14.
- 33 Wassili Grossman, Nachlass, S. 237f.
- 34 Siehe C. Duffy, *Red Storm on the Reich*, London 1993, p. 103.
- 35 Gespräch mit Oberst Hubertus Freiherr von Humboldt-Dachröden, 11.10.1999.
- 36 Ebenda.
- 37 Martin Bormann, a. a. O.
- 38 Heinz Guderian. S. 361.
- 39 I. F. Klotschkow, *Snamja pobedy nad Reichstagom* (Das Banner des Sieges über dem Reichstag), St. Peterburg 2000, S. 28.
- 40 Siehe WOW, Bd. 3, S. 240.
- 41 Wassili Grossman, *Krassnaja Swesda* (Roter Stern, offizielle Zeitung der Roten Armee), 9.2.1945.

### 3. FEUER, SCHWERT UND EDLER ZORN

- 1 Aus der patriotischen Hymne »Der Heilige Krieg«:  
 »Steh auf, steh auf, du Riesenland,  
 Heraus zur großen Schlacht!  
 Den Nazihorden Widerstand,  
 Tod der Faschisten Macht!  
 Es breche edler Zorn  
 Wie finstre Flut herein.  
 Das soll der Krieg des Volkes,  
 der Krieg der Menschheit sein.«  
 In: *Lieder auf unserem Weg*, Berlin 1988, S. 178.
- 2 Siehe Ilja Ehrenburg, *The War 1941-1945*, New York 1964, p. 100.
- 3 Wassili Grossman, Nachlass, RGALI, 1710/3/47, S. 14.
- 4 Ilja Ehrenburg, a. a. O.
- 5 Bundesarchiv, Berlin (fortan BA-B), R 55/793, S. 9.
- 6 Siehe *Krassnaja Swesda*, 25.11.1944.
- 7 General der Artillerie Felzmann, XXVII. Korps, siehe NA, RG 338, D-281.
- 8 Siehe Gerald Ramm, *Gott mit uns – Kriegserlebnisse aus Brandenburg und Berlin*, Woltersdorf 1994, S. 164.
- 9 Ian Kershaw, *Hitler, 1936-1945, Nemesis*, London 2000, p. 406.
- 10 Siehe Marion Gräfin Dönhoff, *Namen, die keiner mehr nennt*, München 1964, S. 18.
- 11 Sachar Agrarenko, Nachlass, RGALI, 2217/2/17, S. 22.
- 12 Lev Kopelev, *No Jail for Thought*, London 1977, p. 10.
- 13 Tkatschenko an Berija, GARF, 9401/2/94, S. 87.
- 14 ZAMO, 372/657076, zit. nach Jelena Senjawskaja, *Frontowoje pokolenie*, S. 99.
- 15 Lev Kopelev, p. 56.

- 16 ZAMO, 372/6570/78, S. 199-203.
- 17 Sachar Agranenکو, S. 42.
- 18 Siehe Lev Kopelev, p. 50.
- 19 Gespräch mit Nikolai Malzew, 29.10.2001.
- 20 Alexander Werth, *Russland im Krieg*, München 1965, S. 644.
- 21 RGWA, 32925/1/100, S. 58.
- 22 D. Bark und D. Gress, *A History of West Germany: From Shadow to Substance, 1945-1963*, Oxford 1989, p. 33.
- 23 Wassili Grossman, *Leben und Schicksal*, Berlin 1987, S. 241.
- 24 Siehe Igor Kon, *Sex and Russian Society*, Bloomington, Indiana, 1993, p. 23.
- 25 Juri Poljakow, zit. nach Igor Kon, p. 26.
- 26 Gespräch mit Iwan Kowalenko, 21.9.1999.
- 27 Sachar Agranenکو, a. a. O.
- 28 Ebenda, S. 26.
- 29 Dmitry Shcheglov, *Military Council Representative*, in: V. Sevruck (Hrsg.), *How Wars End*, Moscow 1969, p. 299.
- 30 Alexandre Soljénitsyne, *Deux récits de guerre*, Paris 2000, p. 125.
- 31 Siehe ZAMO, 372/6570/76, S. 92 ff.
- 32 ZAMO, 372/6570/68, S. 12.
- 33 N. Reschetnikowa, 9.2.1945, zit. nach Jelena Senjawsکaja, *Psychologia woiny*, S. 180f.
- 34 Sachar Agranenکو, S. 17.
- 35 Siehe Alexander Solzhenitsyn, *Prussian Nights*, New York 1983, p. 67.
- 36 Lev Kopelev, p. 52.
- 37 Bericht Michail Kriwenkos an Berija, in: Leonid Reschin, *Towarischtsch Erenburg uproschtschaet* (Genosse Ehrenburg vereinfacht): Die wahre Geschichte des berühmten Prawda-Artikels, *Neue Zeit*, Moskau, Nr. 8, 1994.
- 38 Zit. nach Jelena Senjawsکaja, a. a. O., S. 273.
- 39 Jossif Schikin an Georgi Alexandrow, 28.1.1945, Rossijski Gosudarstwenny Archiv Sozialno-Polititscheskoi Istorii (Russisches Staatsarchiv für Sozial- und Politikgeschichte – fortan RGASPI), Moskau, 17/125/320, S. 18.
- 40 Dmitry Shcheglov, p. 289.
- 41 Siehe BA-B, R 55/616, S. 184.
- 42 Krigsarkivet (Försvrarsstaben Utrikesavdelningen – fortan KA-FU), Stockholm, El: 18, Bd. 6.
- 43 GARF, 9401/2/93, S. 343.
- 44 Siehe Catherine Merridale, *Night of Stone*, London 2000, p. 293.

## 2. DIE GROSSE WINTEROFFENSIVE

- 1 NA, RG 338, B-338.
- 2 Serow an Berija, GARF, 9401/2/93, S. 334.
- 3 Gespräch mit Frey tag von Loringhoven, 4.10.1999.



- 4 KA-FU, a. a. O.
- 5 Siehe HUA-CD 2600, Charité-Dir. 421-24/1, Bd. X, S. 114f.
- 6 NA, RG 338, B-627.
- 7 SH AT, 7 P 128, Direction Générale et Inspection des P. G. de F Axe, Paris, 2.2.1945.
- 8 NA, a. a. O.
- 9 BA-B, R 55/995, S. 166.
- 10 Robert Kee, *A Crowd is not Company*, London 2000, pp. 228 f.
- 11 C. Duffy, p. 45.
- 12 Wassili Grossman, Nachlass, RGALI, 1710/3/51, S. 65.
- 13 Gespräch mit Freytag von Loringhoven, 4.10.1999.
- 14 I. F. Klotschkow, S. 31.
- 15 Wassili Grossman, Nachlass, RGALI, 1710/3/47, S. 3.
- 16 Wassili Tschuikow, *Das Ende des Dritten Reiches*, München 1966, S. 78.
- 17 Meschik an Berija, GARF, 9401/2/92, S. 263.
- 18 Siehe Auschwitz-Bericht von Schikin, 9.2.1945, RGASPI, 17/125/323, S. 1-4.
- 19 Ebenda, S. 73.
- 20 Siehe Christian Graf von Krockow, S. 42.
- 21 Bericht von Libussa von Oldershausen, ebenda, S. 45.
- 22 Siehe BA-B, R 55/616, S. 158.
- 23 Siehe Nerin Gun, *Eva Braun – Hitler, Leben und Schicksal*, Velbert/Kettwig 1968, S. 180.
- 24 Siehe BA-B, a. a. O., S. 153.
- 25 Siehe ebenda, S. 183.
- 26 Siehe ebenda, S. 211. Diese Zahl setzte sich so zusammen: 1,635 Millionen Menschen aus Ostpreussen, 480'000 aus Danzig und Westpreussen, 881'000 aus Pommern, 923'000 aus dem Warthegau, 2,955 Millionen aus Niederschlesien und 745'000 aus Oberschlesien.
- 27 Matthias Menzel, *Die Stadt ohne Tod. Berliner Tagebuch 1943-1945*, Berlin 1946, S. 116.
- 28 Gespräch mit Hans Oskar Baron Löwenstein de Witt, 14.7.2000.
- 29 BA-B, a. a. O, S. 57.
- 30 Siehe ebenda, S. 155.
- 31 Jelena Senjawszkaja, *Psychologia woiny*, S. 225, Anm. 19.
- 32 Siehe BA-B, a. a. O., S. 157.
- 33 Ebenda.
- 34 Ebenda, S. 208.
- 35 Ebenda, S. 243.
- 36 Heinz Guderian, S. 366.
- 37 Bericht von Oberst i. G. Hans-Georg Eismann, BA-MA, MSg 1/976.
- 38 Siehe ebenda, S. 14.
- 39 Ebenda, S. 32.
- 40 Christian Graf von Krockow, S. 51-54.

## 5. DER STURM ZUR ODER

- 1 Ursula von Kardorff, S. 281.
- 2 Marianne Feuersenger, *Mein Kriegstagebuch: Zwischen Führerhauptquartier und Berliner Wirklichkeit*, Freiburg 1982, S. 206.
- 3 Siehe NA, 740.0011, EW/4-2445.
- 4 Siehe Reinhard Rürup (Hrsg.), *Berlin 1945. Eine Dokumentation*, Berlin 1995, S. 167-171.
- 5 Gespräch mit Freytag von Loringhoven, 4.10.1999.
- 6 Ebenda und Gespräch mit Ulrich de Maizière, 9.10.1999.
- 7 Siehe Iwan Konew, S. 45.
- 8 Siehe Jürgen Thorwald, *Es begann an der Weichsel*, Stuttgart 1950, S. 103.
- 9 KA-FU, EI: 18, Bd. 6.
- 10 RGWA, 32891/1/123, S. 6.
- 11 Siehe Jürgen Thorwald, S. 109-113.
- 12 Siehe ZAMO, 233/2307/189, S. 78.
- 13 Georgi Schukow, Bd. 4, S. 194.
- 14 Siehe Wassili Grossman, Nachlass, RGALI, 1710/3/49.
- 15 GARF, 9401/2/93, S. 334.
- 16 Wassili Grossman, a. a. O., 1710/3/51, S. 227.
- 17 Ebenda, S. 228.
- 18 Ebenda, S. 229.
- 19 Gespräch mit Anatoli Mereschko, 10.11.1999.
- 20 Wassili Grossman, S. 230.
- 21 Gespräch mit dem heutigen Generalmajor Iwan Klotschkow, 25.7.2000. Siehe auch I. F. Klotschkow, S. 34f.
- 22 ZAMO, 345/5502/93, S. 412.
- 23 Wassili Grossman, S. 231.
- 24 BA-MA, RH 19 XV/9b, S. 172.
- 25 Siehe BA-MA, MSg 1/976, S. 39.
- 26 Siehe ebenda, RH 19 XV/9b, S. 193.
- 27 Siehe ebenda, S. 195.
- 28 Ebenda, RH 19 XV/28, S. 1-4.
- 29 Siehe Institut für Zeitgeschichte, München (fortan IfZ), Fa 91/5, S. 1253.
- 30 GARF, 9401/2/92, S. 283-288.
- 31 Gerald Ramm, S. 165.
- 32 Wilfred von Oven, S. 564.
- 33 Siehe Gerald Ramm, S. 268.
- 34 Ebenda, S. 61.
- 35 BA-MA, 332, S. 656, 709-711.
- 36 BA-B, R 55/1305.
- 37 Ebenda.
- 38 Ebenda, S. 2 und 4.
- 39 Siehe Heinz Guderian, S. 373.

- 40 BA-B, R 55/616, S. 63.
- 41 BLHA Pr. Br. Rep. 61 B/20.
- 42 Siehe Ursula von Kardorff, S. 291.
- 43 Martin Bormann, a. a. O.
- 44 BA-B, a. a. O., S. 172.

## 6. OST UND WEST

- 1 Siehe Field Marshal Lord Alan Brooke, *War Diaries 1939-1945*, London 2001, p. 657.
- 2 Martin Gilbert, *Road to Victory*, London 1986, p. 1187.
- 3 Sachar Agranenko, S. 22.
- 4 *Tegeran, Yalta, Potsdam. Sbornik dokumentow* (Teheran, Jalta, Potsdam. Dokumente), Moskwa 1970, S. 22.
- 5 Siehe John Erickson, p. 508.
- 6 Siehe Ian Kershaw, *Nemesis*, p. 779.
- 7 Gespräch mit Hans-Dietrich Genscher, 4.9.2000.
- 8 Siehe Dwight D. Eisenhower, S. 430.
- 9 Robert Murphy, *Diplomat unter Kriegern*, Berlin 1965, S. 258, 285.
- 10 J. R. Deane am 25.12.1944, NA, RG 334/Entry 309/Box 2.
- 11 Bericht von Schikin, GASPI, 17/125/323, S. 35 f.
- 12 Siehe WOW, Bd. 4, S. 180, Anm. 36.
- 13 Bericht von Stanford-Tuck, zit. nach Larry Forrester, *Fly for Your Life*, London 1956.
- 14 Wassili Grossman, a. a. O., 1710/3/47, S. 4.
- 15 Zit. nach Alexander Schindel (Hrsg.), *Po obe storony fronta* (Auf beiden Seiten der Front), Moskwa 1995, S. 125.
- 16 Sachar Agranenko, a. a. O., 2217/2/17.
- 17 BA-MA, MSg 1/976, S. 32.
- 18 Ebenda, S. 35.
- 19 Gespräch mit Ulrich de Maizière, 9.10.1999.
- 20 Heinz Guderian, S. 374.
- 21 Heinz Guderian, S. 376.
- 22 Oberjäger R. Christoph, zit. nach Gerald Ramm, S. 186.
- 23 GARF, 9401/2/94, S. 159-165.
- 24 Erklärung Schörners am 27.2.1945, 12 G-M, MA 485, S. 20755.
- 25 Tkatschenko an Berija, 28.2.1945, GARF, 9401/2/93, S. 324.
- 26 BA-B, R 55/616, S. 243.
- 27 Schwernik an Molotow, GARF, 9401/2/96, S. 255-261.
- 28 Siehe RGWA, 32904/1/19.
- 29 SHAT, 7 P 146.
- 30 Wassili Grossman, S. 25.

## 7. IM HINTERLAND WIRD AUFGERÄUMT

- 1 Abakumow an Berija, 15.2.1945, GARF, 9401/2/93, S. 6-15.
- 2 Siehe RGWA, 38680/1/3, S. 4.
- 3 Alexander Solschenizyn, *Der Archipel Gulag*, Bd. 1, Reinbek 1991, S. 122.
- 4 Siehe das Verhör Hans Rattenbubers durch SMERSCH, *Wojennye Archiwy Rossii* (Russische Militärarchive), Nr. 1, 1993, S. 355.
- 5 GARF, 9401/2/93, S. 15.
- 6 Gespräch Stalins mit Tedder und Bull, 15.1.1945, NA, RG 334/Entry 309/Box 2.
- 7 Bericht vom 1.3.1945, GARF, 9401/2/93, S. 255-259.
- 8 Siehe Valentin Berezchkov, *History in the Making*, Moscow 1982, p. 364.
- 9 Gespräch mit Swetlana Kasakowa, 6.11.1999.
- 10 Georgi Schukow, Bd. 4, S. 183.
- 11 Siehe RGWA, 32925/1/100, S. 143.
- 12 BA-B, R 55/822, S. 5-8.
- 13 Siehe GARF, 9401/2/94, S. 61.
- 14 NA, RG 334/Entry 309/Box 2.
- 15 Ebenda.
- 16 Bericht des stellvertretenden Chefs der NKWD-Truppen bei der 1. Weiss russischen Front, Wolkow, RGWA, 32925/1/100, S. 205.
- 17 Antonow an Deane, NA, a. a. O.
- 18 Siehe RGWA, 32891/1/123.
- 19 RGWA, 32925/1/100, S. 80.
- 20 Siehe RGWA, 32925/1/297, S. 8.
- 21 Siehe RGWA, 38680/1/12, S. 114.
- 22 Bericht vom 11.3.1945, GARF, 9401/2/94.
- 23 Siehe RGWA, 38680/1/12, S. 48.
- 24 Bericht von Generalleutnant Jedunow, 13.2.1945, RGWA, 32904/1/19, S. 99.
- 25 RGWA, 38686/1/21.
- 26 Bericht der 63. Schützendivision des NKWD, 18.2.1945, RGWA, 38686/1/20, S. 49.
- 27 RGWA, 38680/1/4.
- 28 Siehe RGWA, 38686/1/20, S. 31.
- 29 Siehe RGWA, 32904/1/19.
- 30 BA-B, R 55/1296.
- 31 Bericht der 3. Weissrussischen Front, RGWA, 38680/1/3, S. 255.
- 32 Wassili Grossman, Nachlass, RGALI, 1710/3/51, S. 230.
- 33 Bericht des 83. Grenzregiments, RGWA, 38686/1/21, S. 45.
- 34 Sachar Agranenko, Nachlass, RGALI, 2217/2/17, S. 31.
- 35 RGWA, 32925/1/100, S. 47.
- 36 Bericht vom 10.3.1945, GARF, 9401/2/93, S. 279.
- 37 Sachar Agranenko, S. 20.
- 38 NA, RG 334/Entry 309/Box 2.

- 39 Siehe RGWA, 38680/1/3, S. 104.
- 40 GARF, 9401/2/94, S. 88.
- 41 RGWA, 38686/1/26, S. 36.
- 42 Jelena Senjawszkaja, *Psychologia woiny*, S. 184, Anm. 27.
- 43 Siehe RGWA-Spezialny Archiv (Sonderarchiv für deutsche Beutedokumente im RGWA – fortan RGWA-SA), 1382/1/62.
- 44 RGASPI, 17/125/314.
- 45 Bericht vom 29.3.1945, ebenda, S. 40-45.
- 46 N. Inosemzew, *Zena pobedy w toi samoi woine* (Der Preis des Sieges in jenem Krieg), Moskwa 1995, S. 204.
- 47 Zit. nach Jelena Senjawszkaja, *Frontowoje pokolenie*, S. 181.
- 48 Siehe ZAMO, 372/6570/76 und /68.
- 49 Gespräch mit Jelena Rschewskaja, 28.10.2001.
- 50 RGASPI, 17/125/314, S. 40-45.
- 51 Siehe RGASPI, 17/125/320, S. 36.
- 52 RGASPI, 17/125/314.
- 53 Ebenda, S. 33.
- 54 Bericht von Generalmajor Jaschetschkin an Schtscherbakow, RGASPI, 17/125/314, S. 34.
- 55 Der Zwischenfall ereignete sich am 7. März 1945. Siehe KA-FU, EI: 18, Bd. 6.
- 56 Aleksandr Solzhenitsyn, *The Gulag Archipelago*, vol. I, New York 1974, p. 240
- 57 Siehe ZAMO, 2/176495/378, S. 32 f.
- 58 WOW, Bd. 4, S. 158.
- 59 Wassili Grossman, S. 1.
- 60 Siehe RGWA, 32904/1/19, S. 274f.
- 61 RGWA, 38686/1/20.
- 62 Aussage von Eugene Schirinkine, 31.7.1945, SHAT, 7 P 128.
- 63 Siehe WOW, Bd. 4, S. 161.
- 64 RGASPI, 17/125/310, S. 10.

## 8. POMMERN UND DIE BRÜCKENKÖPFE AN DER ODER

- 1 Siehe C. Duffy, p. 187.
- 2 Siehe WOW, Bd. 3, S. 252.
- 3 Wassili Grossman, S. 230.
- 4 Siehe BA-MA, MSg 2/1283 und Gespräch mit Henri Fenet, 19.5.1999.
- 5 BA-MA, MSg 1/976, S. 67.
- 6 John Erickson, p. 522.
- 7 Christian Graf von Krockow, S. 56 ff.
- 8 Gerhard Boldt, *Die letzten Tage der Reichskanzlei*, Hamburg 1947, S. 81; Korrekturen siehe Gespräch mit Freytag von Loringhoven, September 2001.
- 9 Siehe BA-B, R 55/616, S. 248.
- 10 Guy Sajer, p. 541.

- 11 Bericht vom 12.4.1945, ZAMO, 372/6570/68, S. 17-20.
- 12 Sachar Agranenکو, S. 42.
- 13 Ebenda, S. 39.
- 14 Christian Graf von Krockow, S. 91.
- 15 Ebenda, S. 70-72.
- 16 Ebenda, S. 105.
- 17 Sachar Agranenکو, a. a. O.
- 18 Ebenda, S. 41.
- 19 ZAMO, 233/2374/337, S. 158.
- 20 Ebenda, S. 124.
- 21 IfZ, MA 127/2, S. 13025.
- 22 ZAMO, 236/2675/339, S. 65.
- 23 Ebenda /336, S. 60.
- 24 ZAMO, 233/2374/194, S. 8.
- 25 Ebenda, S. 9.
- 26 Zit. nach Jelena Senjawsکaja, *Psichologia woiny*, S. 236, Anm. 52.
- 27 RGWA, 32891/1/391, S. 345 f.
- 28 ZAMO, 236/2675/339.
- 29 BA-MA, MSg 1/976, S. 39.
- 30 Ebenda.
- 31 Befehl vom 4.2.1945, GARF, 9401/2/?4, S. 163.
- 32 IfZ, MA 325.
- 33 IfZ, Fa 600, S. 14.
- 34 «Führer»-Befehl vom 13.3.1945, IfZ, MA 127/2, S. 13031 f.
- 35 BA-MA, MSg 1/976, S. 31.
- 36 KA-FU, a. a. O.
- 37 Ebenda.
- 38 Ebenda.
- 39 Siehe SH AT, 7 P 163.
- 40 Siehe IfZ, Fa 138, S. 15f.
- 41 BA-MA, MSg 1/976, S. 61.
- 42 Siehe BLHA, Pr. Br. Rep. 61A/443.
- 43 Weisung vom 21.2.1945, ebenda /38.
- 44 Bericht vom 14.3.1945 an Dr. Naumann, IfZ, Fa 600, S. 14.
- 45 Gauleitung Mark Brandenburg, 19.3.1945, BLHA, a. a. O. /16.
- 46 Siehe Heinz Guderian, S. 381.
- 47 BA-MA, MSg 1, 784, S. 2.
- 48 Hans Schwarz, *Brennpunkt FHQ Menschen und Massstäbe im Führerhaupt quartier*, Buenos Aires 1950, zit. nach: Peter Gosztony, *Der Kampf um Berlin 1945 in Augenzeugenberichten*, Düsseldorf 1970, S. 92.
- 49 Ebenda, S. 93.

## 9. ZIEL: BERLIN

- 1 Georgi Schukow, Bd. 4, S. 215.
- 2 GARF, 9401/2/93, S. 276.
- 3 Georgi Schukow, a. a. O.
- 4 Ebenda, S. 218.
- 5 Am 14.10.1944. Siehe NA, RG 334/Entry 309/Box 2.
- 6 Siehe Steven J. Zaloga, *Target America — The Soviet Union and the Strategic Arms Race, 1945-1964*, Novato, California, 1992, pp. 13-19.
- 7 Gespräch mit Dr. Engel vom Archiv der Freien Universität Berlin, 8.10.2001.
- 8 Zit. nach ZAMO, 233/2356/5804, S. 320f.
- 9 Field Marshal Lord Alan Brooke, p. 669.
- 10 Zit. von David Clay Large in: «Funeral in Berlin», p. 355. Siehe Robert Cowley (Hrsg.), *What If?*, New York 1999.
- 11 NA, a. a. O.
- 12 Field Marshal Lord Alan Brooke, p. 669.
- 13 Siehe NA, RG 218, JCS, Box 16.
- 14 Dwight D. Eisenhower, *Kreuzzug in Europa*, Amsterdam 1948, S. 456.
- 15 Churchill papers 20/209, zit. nach Martin Gilbert, p. 1264.
- 16 Brief Antonows, NA, RG 334/Entry 309/Box 2.
- 17 Dwight D. Eisenhower, S. 453.
- 18 Ebenda, S. 425.
- 19 Ebenda, S. 456.
- 20 Georgi Schukow, Bd. 4, S. 223-226.
- 21 NA, a. a. O.
- 22 Iwan Konew, S. 93.
- 23 Georgi Schukow, Bd. 4, S. 226.
- 24 WOW, Bd. 3, S. 267.
- 25 Ebenda, S. 269.
- 26 Ebenda.

## 10. DIE KAMARILLA UND DER GENERALSTAB

- 1 KA-FU, El: 18, Bd. 6.
- 2 Ebenda.
- 3 Heinz Guderian, S. 387.
- 4 BA-MA, MSg 1/976, S. 78.
- 5 Gespräch mit Ulrich de Maizière, 9.10.1999.
- 6 Heinz Guderian, S. 381.
- 7 Gespräch mit Freytag von Loringhoven, 4.10.1999.
- 8 BA-MA, MSg 1/976, S. 99.
- 9 Ebenda, S. 107.

- 10 Gespräch mit Freytag von Loringhoven, 4.10.1999. Die Augenzeugenberichte von dieser Besprechung gehen in Einzelheiten auseinander. Diese fußt hauptsächlich auf den Berichten von Guderian und Freytag von Loringhoven.
- 11 Gespräch mit Ulrich de Maizière, 9.10.1999.
- 12 BA-MA, a. a. O., S. 70.
- 13 BA-MA, MSg 1/1207.
- 14 Gotthard Heinrici, Nachlass, BA-MA, MSg 2/4231.
- 15 Gespräch mit Freytag von Loringhoven, 4.10.1999.
- 16 BA-MA, MSg 1/976, S. 75.
- 17 Ebenda, S. 62.
- 18 Martin Bormann, a. a. O.
- 19 IfZ, MA 127/2, S. 13024.
- 20 Siehe Robert Gellately, *Backing Hitler, Consent and Coercion in Nazi Germany*, Oxford 2001, pp. 237f.
- 21 Der Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof (fortan IMG), München/Zürich 1948, Bd. 16, S. 539.
- 22 Gitta Sereny, *Albert Speer: Das Ringen mit der Wahrheit und das deutsche Trauma*, München 1995, S. 562.
- 23 Verhör Albert Speers, 22.5.1945, NA, 740.0011, EW/5-145.
- 24 Siehe Gitta Sereny, S. 566, 568.
- 25 Verhör Albert Speers, a. a. O.
- 26 Siehe IfZ, MA 127/2, S. 13042f.
- 27 Verhör Albert Speers, a. a. O.
- 28 BA-MA, MSg 1/976, S. 92.
- 29 Ebenda, S. 76.
- 30 Ebenda, S. 72.
- 31 Siehe IfZ, MA 305.
- 32 BA-MA, a. a. O., S. 116.
- 33 Martin Bormann, a. a. O.
- 34 Siehe BA-B, R 55/1394, S. 195.
- 35 Zit. nach Gerald Ramm, *Gott mit uns*, S. 27.
- 36 Gespräch mit Wladimir Gall, 2.11.1999.
- 37 Gerald Ramm, a. a. O.
- 38 Siehe ebenda, S. 29.
- 39 Ebenda, S. 52.
- 40 ZAMO, 236/2675/339, S. 63.
- 41 Ebenda.

## II. VOR DEM GNADENSTOSS

- 1 ZAMO, 233/2374/194, S. 29.
- 2 Siehe John Erickson, p. 476.
- 3 Siehe GARF, 1914/1/1146, S. 21.



- 4 Erlass Nr. 7942 ss vom 29.3.1945, GARF, 8131/38/236, S. 34f.
- 5 Siehe Catherine Merridale, p. 266.
- 6 Gespräch mit Schota Sulchanischwili, 12.10.2000.
- 7 ZAMO, a. a. O., S. 11-13.
- 8 ZAMO, 233/2374/93, S. 685.
- 9 Ebenda, S. 700f.
- 10 RGWA, 38686/1/20, S. 21.
- 11 Weisung vom 7.4.1945, RGWA, 32925/1/100, S. 174.
- 12 Siehe RGWA, 36860/1/16.
- 13 Jelena Senjawskaia, *Psychologia woiny*, S. 236, Anm. 50.
- 14 RGWA, 38686/1/20, S. 26.
- 15 Gespräch mit Schota Sulchanischwili, 16.6.2001.
- 16 Alexander Werth, S. 644.
- 17 Aussage von Eugene Schirinkine, 31.7.1945, SHAT, 7 P 128.
- 18 Gespräch mit Wladimir Gall, 2.11.1999.
- 19 ZAMO, 236/2675/267, S. 67f.
- 20 ZAMO, 233/2374/194, S. 24.
- 21 Gespräch mit Swetlana Kasakowa, 6.11.1999.
- 22 Gespräch mit Wladimir Gall, 2.11.1999.
- 23 KA-FU, a. a. O.
- 24 Donovan gegenüber dem amerikanischen Außenminister, 1.4.1945, NA, 740.0011 EW/4-145.
- 25 Verhör von Albert Speer, 22.5.1945, ebenda.
- 26 Siehe RGWA, 32891/1/384, S. 19.
- 27 Gespräch mit Nikolai Beljajew, 29.7.2000.

## 12. WARTEN AUF DAS INFERNO

- 1 KA-FU, a. a. O.
- 2 Bericht vom 9.4.1945, SHAT, 7 P 102.
- 3 Ebenda.
- 4 Erklärung von Staatssekretär Dr. Naumann, BA-MA, RH19/XV/9a, S. 94.
- 5 NA, RG260, OMGUS, Stack 390, 41/7/5-6, A2/S4.
- 6 Anonymus, S. 126.
- 7 Helmut Kleine und Hans-Martin Stimpel, *Junge Soldaten in der Mark Brandenburg 1945 – Rückerinnerungen nach einem halben Jahrhundert*, 1995 (MGFA), S. 9.
- 8 SHAT, 7 P 128.
- 9 Aussage von Halder, NA, RG 338, Ms P-136.
- 10 BA-MA, MStg 1/976.
- 11 Aussage von Oberst i. G. Hans Refior, siehe ebenda.
- 12 Ebenda.
- 13 Ebenda.

- 14 Siehe NA, a. a. O.
- 15 BA-MA, a. a. O., S. 3.
- 16 Siehe RGWA-SA, 1367/1/218.
- 17 BA-MA, a. a. O., S. 15.
- 18 Ebenda.
- 19 Rede von Joseph Goebbels, 20.2.1945, BA-B, R 55/916, S. 91.
- 20 Gespräch mit Erich Schmidtke, 15.7.2000.
- 21 IfZ, MA 485, S. 20755.
- 22 KA-FU, a. a. O.
- 23 Zit. nach Gerald Ramm, *Gott mit uns*, S. 65.
- 24 Siehe SHAT, a. a. O.
- 25 Siehe BA-MA, a. a. O., S. 100.
- 26 Siehe S. Fröhlich, *General Wlassow, Russen und Deutsche zwischen Hitler und Stalin*, Köln 1978, S. 256.
- 27 BA-MA, a. a. O. und N 53/76, S. 17.
- 28 Siehe N. M. Ramanitschew, *Is opyta peregruppirowki armij pri podgotowke Berlinskoi operazii* (Aus den Erfahrungen der Umgruppierung von Armeen bei der Vorbereitung der Berliner Operation), in: *WIS*, 1979, Nr. 8.
- 29 I. F. Klotschkow, S. 72.
- 30 Bericht vom 7.4.1945, RGWA, 38686/1/21, S. 40.
- 31 Siehe RGWA, 32891/1/120, S. 250.
- 32 RGWA, 32925/1/100, S. 184.
- 33 Berija an Stalin, GARF, 9401/2/95, S. 253-268.
- 34 Siehe Bericht vom 11.4.1945, RGWA, 32925/1/130, S. 240.
- 35 Zit. nach Alexander Schindel, S. 158f.
- 36 ZAMO, 233/2374/92, S. 331.
- 37 ZAMO, 236/2675/440, S. 6-8.
- 38 ZAMO, 233/2374/93, S. 652.
- 39 Siehe ebenda.
- 40 Ebenda, S. 695.
- 41 N. Inosemzew, S. 196.
- 42 RGWA, 38680/1/3, S. 68.
- 43 N. Inosemzew, S. 196.
- 44 Ebenda, S. 201.
- 45 Siehe C. Duffy, p. 291.
- 46 BA-MA, RH19/XV/9a, S. 97.
- 47 Ebenda, S. 207.
- 48 Ebenda, S. 221.
- 49 Nicolaus von Below, S. 409.
- 50 Gitta Sereny, S. 586.
- 51 BA-MA, RH 19/XV/9b, S. 34.
- 52 Jelena Senjawschaja, *Psichologia woiny*, S. 275.

## 12. DIE AMERIKANER AN DER ELBE

- 1 Zit. nach Ilja Ehrenburg, *Krassnaja Swesda*, 25.11.1944.
- 2 Verhör Franz von Papens, NA, 740.0011, EW/4-2445.
- 3 Zit. nach Cornelius Ryan, *The Last Battle*, London 1966, p. 229.
- 4 Martin Bormann, a. a. O.
- 5 Bericht von Captain Claude Merry, 28.4.1945, SHAT, 8 P 22.
- 6 Bericht vom 8.3.1945, NA, 740.0011 EW/3-845.
- 7 SHAT, 8 P 27.
- 8 W. A. Elliot, *Esprit de Corps*, Norwich 1996, pp. 121, 125, 143.
- 9 Gespräch mit einem Partner, der nicht genannt werden will, 30.12.2000.
- 10 W. A. Elliot, p. 12.
- 11 *Krassnaja Swesda*, 11.4.1945.
- 12 NA, 740.0011 EW/4-1345.
- 13 Ebenda, 3-2745.
- 14 Ebenda, 4-2345.
- 15 Bericht vom 10.4.1945, SHAT, 7 P 102.
- 16 Zit. nach Ursula von Kardorff, S. 306.
- 17 *Krassnaja Swesda*, 11.4.1945, S. 3.
- 18 Siehe Leonid Reschin, a. a. O.
- 19 Ilja Ehrenburg, p. 176 f.
- 20 *Prawda*, 14.4.1945.
- 21 Abakumow an Stalin, 29.3.1945, zit. nach Leonid Reschin, a. a. O.
- 22 ZAMO, 233/2374/92, S. 360f.
- 23 Sojus weteranow schurnalistiki (Verband der Presseveteranen), *Schiwaja pamjat: Welikaja otetschestwennaja* (Lebendige Erinnerung: Der Grosse Vaterländische Krieg), Bd. 3, Moskau 1995, S. 447.
- 24 GARF, 9401/2/95, S. 31-35; Bericht Serows an Berija, 19.4.1945, ebenda, S. 91.
- 25 Siehe GARF, 1914/1/1146.
- 26 Siehe Andrzej Rey, zit. nach Gerhard Gnauck, «Wie die Horden Dschingis Khans», in: *Die Welt*, 8.5.2001, S. 31.
- 27 Serow an Berija, a. a. O.
- 28 Verhör Generalleutnants von Oriola vom XIII. SS-Korps durch das Deuxième Bureau, 21.4.1945, SHAT, 7 P 128.
- 29 Gespräch mit Günther Reichhelm, 5.10.1999.
- 30 Siehe Tagebuch von Peter Rettich, Bataillonskommandeur in der Division «Scharnhorst» der 12. Armee, im Nachlass von Günther Reichhelm.
- 31 Gespräch mit Günther Reichhelm, 5.10.1999, und Hubertus Freiherr von Humboldt-Dachröden, 11.10.1999.
- 32 Tagesbericht des Vereinigten Generalstabs, SHAT, 8 P 19.
- 33 Dwight D. Eisenhower, S. 456.
- 34 Gespräch mit Ulrich de Maizière, 9.10.1999.
- 35 Zit. nach Cornelius Ryan, p. 261.
- 36 Hugh Trevor-Roper, *Hitlers letzte Tage*, Zürich 1948, S. 98.

- 37 BA-MA, RH19/XV/9b, S. 34.
- 38 Gespräch mit Lothar Loewe, 9.10.2001.
- 39 Ursula von Kardorff, S. 306f.

#### 14. VOR DER SCHLACHT

- 1 *Sowjetskaja wojennaja enciklopedia* (Sowjetische Militärenzyklopädie), Bd. 1, Moskwa 1999, S. 383.
- 2 Siehe WOW, Bd. 3, S. 272.
- 3 W. Makarewski, *17-aja motoinschenernaja brigada w Berlinskoi operazii* (Die 17. motorisierte Pionierbrigade in der Berliner Operation), *WIS*, 1976, Nr. 4.
- 4 ZAMO, 236/2675/440, S. 76.
- 5 ZAMO, 233/2374/92, S. 240.
- 6 ZAMO, 236/2675/440, S. 192.
- 7 Siehe RGWA, 32891/1/160.
- 8 Siehe ebenda, S. 232.
- 9 ZAMO, 233/2374/93, S. 454.
- 10 Siehe ZAMO, 233/2374/92, S. 314.
- 11 Siehe BA-MA, RH 19, XV/9b, S. 42.
- 12 Gespräch mit Wolfram Kertz, 11.10.1999.
- 13 ZAMO, 236/2675/336, S. 57.
- 14 ZAMO, 233/2374/93, S. 411.
- 15 Gespräch mit General a.D. Wust, 10.10.1999.
- 16 Siehe IfZ, MA 127/2, S. 12949.
- 17 Bericht von Wsewolod Wischnewski, RGALI, 1038/1/1804.
- 18 Das Dementi von TASS siehe in: *Prawda*, 25.4.1945.
- 19 NA, RG334/Entry 309/Box 2.
- 20 I. F. Klotschkow, S. 72.
- 21 Brief des Unterleutnants des Sanitätsdienstes Abdul Asis Babachanow, Sojus weteranow schurnalistiki, S. 491.
- 22 Jelena Senjawskaja, *Frontowoje pokolenie*, S. 181.
- 23 ZAMO, 233/2374/92, S. 314.
- 24 Zit. nach Jelena Senjawskaja, a. a. O., S. 101.
- 25 ZAMO, 236/2675/440, S. 16.
- 26 Gespräch mit Wladimir Gall, 2.11.1999.
- 27 Gespräch mit Schota Sulchanischwili, 12.10.2000.

### 13. SCHUKOW AUF DEM REITWEINER SPORN

- 1 Gespräch mit Anatoli Mereschko, 10.11.1999.
- 2 Georgi Schukow, Bd. 4, S. 242f.
- 3 I. F. Klotschkow, S. 73.
- 4 Gerald Ramm, *Gott mit uns*, S. 33.
- 5 Ebenda, S. 200.
- 6 Helmut Kleine und Hans-Martin Stimpel, S. 39.
- 7 Gerald Ramm, S. 200.
- 8 Ebenda, S. 67.
- 9 SS-Kriegsberichterstatter Heinz Heering, BA-MA, MSg 2/3448, S. 6.
- 10 Zit. nach Gerald Ramm, S. 170.
- 11 Georgi Schukow, Bd. 4, S. 244.
- 12 Brief von Pjotr Mitrofanowitsch Sebelew von der 2. Pionierbrigade, 16.4.1945, zit. nach Alexander Schindel, S. 160.
- 13 Gespräch mit Schota Sulchanischwili, 12.10.2000.
- 14 Siehe ZAMO, 233/2374/92, S. 257 f.
- 15 Tagebuch von Erich Schröder, zit. nach Gerald Ramm, S. 177.
- 16 Georgi Schukow, Bd. 4, S. 245.
- 17 BA-MA, RH 19/XV/24, S. 36.
- 18 BA-MA, MSg 1/976, S. 17.
- 19 Gerhard Boldt, S. 45.
- 20 Harald Arndt, zit. nach Gerald Ramm, S. 270.
- 21 Zit. nach Alexander Schindel, S. 160.
- 22 I. F. Klotschkow, S. 73.
- 23 ZAMO, 233/2374/92, S. 27-30.
- 24 Ebenda, S.31f.
- 25 Ebenda.
- 26 Siehe Jelena Senjawszkaja, *Frontowoje pokolenie*, S. 124.
- 27 Jelena Senjawszkaja, *Psychologia woiny*, S. 227.
- 28 BA-MA, MSg 2/1096.
- 29 WOW, Bd. 3, S. 270.
- 30 Georgi Schukow, Bd. 4, S. 247.
- 31 ZAMO, 233/2374/194, S. 47f.
- 32 Ebenda, S. 32.
- 33 Ebenda, S. 34.
- 34 Siehe Iwan Konew, S. 107.
- 35 ZAMO, a. a. O, S. 35.
- 36 Ebenda, S. 33.
- 37 ZAMO, 236/2675/336, S. 6, 55f.
- 38 ZAMO, 233/2374/194, S. 50.
- 39 ZAMO, ZGV/70500/2, S. 145-149, zit. nach Georgi Schukow, Bd. 4, S. 226f.
- 40 NA, RG334/Entry 309/Box 2.

## 16. SEELOW UND DIE SPREE

- 1 Gespräch mit Schota Sulchanischwili, 12.10.2001.
- 2 Siehe John Erickson, p. 569.
- 3 ZAMO, 233/2374/g2, S. 355.
- 4 Gerald Ramm, S. 35.
- 5 BA-MA, MSg 2/1096, S. 4.
- 6 Ebenda, S. 5.
- 7 Siehe RGWA, 32925/1/130, S. 259.
- 8 Siehe NA, 740.0011 EW/4-2445.
- 9 Siehe BA-MA, MSg 2/4429, S. 1-44.
- 10 ZAMO, 236/2675/149, S. 258.
- 11 ZAMO, 233/2374/194, S. 56.
- 12 BA-MA, RH 19/XV/9b, S. 131.
- 13 BLHA, Pr. Br. Rep. 61A/443.
- 14 Siehe BA-MA, a. a. O., S. 62.
- 15 BA-MA, RH 19/XV/9, S. 264.
- 16 Siehe Helmut Kleine und Hans-Martin Stimpel, S. 35.
- 17 *Der Angriff*, 20.4.1945.
- 18 Helmut Kleine und Hans-Martin Stimpel, S. 35 f.
- 19 ZAMO, 233/2374/92, S. 356.
- 20 BA-MA, MSg 1/976, S. 18.
- 21 Verhör Albert Speers, 22.5.1945, NA, 740.0011 EW/5-145.
- 22 BA-MA, MSg 2/1096, S. 6.
- 23 Martin Kleint, zit. nach: Gerald Ramm, S. 296.
- 24 Ebenda, S. 96.
- 25 Gespräch mit General a.D. Wust, 10.10.1999.
- 26 BA-MA, MSg 2/3448, S. 6.
- 27 Siehe BLHA, Pr. Br. Rep. 61A/443.
- 28 Georgi Schukow, Bd. 4, S. 224.

## 17. DES »FÜHRERS« LETZTER GEBURTSTAG

- 1 RGWA-SA, 1355/4/11, S. 54.
- 2 Ursula von Kardorff, S. 307.
- 3 Verhör Albert Speers, 22.5.1945, NA, 740.0011 EW/5-145.
- 4 Martin Bormann, a. a. O.
- 5 Zit. nach Gitta Sereny, S. 592.
- 6 Martin Bormann, a. a. O.
- 7 Nerin Gun, S. 186.
- 8 Das Papier von Brandt siehe NA, RG 319/22/XE 23 11 00.
- 9 Zu Hitlers Sexualität siehe Lothar Machtan, *The Hidden Hitler*, London 2001.

- 10 Nicolaus von Below, S. 408.
- 11 Nerin Gun, S. 185.
- 12 Anonymus, S. 9.
- 13 Georgi Schukow, Bd. 4, S. 250.
- 14 ZAMO, 233/2307/193, S. 88.
- 15 ZAMO, 236/2712/359, S. 35.
- 16 Siehe ZAMO, 132a/2642/38, S. 14f.
- 17 Zit. nach John Erickson, p. 578.
- 18 Siehe BA-MA, RH 19/XV/24, S. 119.
- 19 BA-MA, MSg 1/976, S. 18.
- 20 Zit. nach Gerald Ramm, S. 96.
- 21 Ebenda, S. 97.
- 22 Wassili Grossman, Nachlass, RGALI, 1710/3/51, S. 240.
- 23 ZAMO, 233/2374/92, S. 47.
- 24 Gespräch mit General a.D. Wust, 10.10.1999.
- 25 Siehe I. E Klotschkow, S. 77.
- 26 ZAMO, 233/2374/93, S. 722.
- 27 RGWA, 32891/1/125, S. 289.
- 28 Siehe BA-MA, MSg 1/976, S. 20.
- 29 ZAMO, a. a. O, S. 412.

#### 14. DER ABFLUG DER GOLDFASANE

- 1 BA-MA, MSg 1/976, S. 17.
- 2 Erklärung vom 24.4.1945, NA, RG 260 OMGUS, Stack 390 41/7/5-6, A2/S4.
- 3 Verhör von Otto Günsche, zit. nach Lew Besymenski, S. 28 f.
- 4 ZAMO, 233/2374/92, S. 255; Georgi Schukow, Bd. 4, S. 258.
- 5 Konstantin Simonow, Notizbuch Nr. 8, RGALI, 1814/4/7.
- 6 Georgi Schukow, Bd. 4, S. 255.
- 7 Siehe Anonymus, S. 13 ff.
- 8 Gespräch mit Oberst a.D. Wolfram Kertz, 10.10.1999.
- 9 Kriegstagebuch von Peter Rettich, a. a. O.
- 10 Siehe Gerald Ramm, S. 98.
- 11 Siehe ebenda, S. 40.
- 12 Telegramm Stalins, 21.4.1945, ZAMO, 233/2374/92, S. 359f.
- 13 BA-MA, a. a. O, S. 143.
- 14 ZAMO, 299/17055/4, S. 305.
- 15 Georgi Schukow, Bd. 4, S. 276.
- 16 ZAMO, 233/2374/194, S. 66.
- 17 Gerald Ramm, S. 99.
- 18 Siehe A. Lutschinski, «Na Berlin!» (Nehmt Berlin!), in: M7S, 1965, Nr. 5.
- 19 NA, RG 338, P-136, p. 49.

- 20 ZAMO, 233/2374/194, S. 78.
- 21 Pierre Rocolle, *Götterdämmerung – La Prise de Berlin*, Paris 1954, p. 87.
- 22 Zit. nach Gerald Ramm, S. 229.
- 23 Siehe RGWA, 32925/1/130, S. 269.
- 24 Ebenda, S. 275.
- 25 Wassili Grossman, S. 239.
- 26 Anonymus, S. 21.
- 27 Notizen von Jodl, ZAMO, 233/2356/5804, S. 201-203.
- 28 Ulrich de Maizière, *In der Pflicht*, Bonn 1989, S. 106, und Gespräch mit ihm, 9.10.1999.
- 29 Zit. nach Hugh Trevor-Roper, S. 75.
- 30 NA, 740.0011/EW/3-2245.
- 31 Ebenda, 4-645.
- 32 Gespräch mit Freytag von Loringhoven, 4.10.1999.
- 33 Gespräch mit Ulrich de Maizière, 9.10.1999.
- 34 Nerin Gun, S. 188f.
- 35 Ebenda, S. 189.

## 19. DIE STADT IM BOMBENHAGEL

- 1 Tagebuch des Unteroffiziers Heinrich V., 23.4.1945, Bibliothek für Zeitgeschichte (Sammlung Sterz), Stuttgart (fortan BZG-S).
- 2 Georgi Schukow, Bd. 4, S. 255.
- 3 Anonymus, S. 24.
- 4 Gespräch mit Richard Beier, 9.10.2001.
- 5 Jacob Kronika, *Der Untergang Berlins*, Hamburg 1946, S. 99.
- 6 Gespräch mit Gerda Petersohn, 9.7.2000.
- 7 Siehe NA, 740.0011 EW/4-2445.
- 8 Siehe ZAMO, 233/2374/93, S. 413, 419.
- 9 Ebenda, S. 414.
- 10 Ebenda, S. 415.
- 11 Gespräch mit Günter Reichhelm, 5.10.1999, und mit Hubertus Freiherr von Humboldt-Dachröden, 11.10.1999.
- 12 NA, a. a. O., 4-1045.
- 13 BA-MA, MSg 1/976, S. 28.
- 14 NA, a. a. O., 4-2445.
- 15 Gespräch mit Oberst a.D. Hubertus Freiherr von Humboldt-Dachröden, 11.10.1999.
- 16 Günter Reichhelm, Nachlass, *Das letzte Aufgebot*.
- 17 Gespräch mit Hans-Dietrich Genscher, 4.9.2000.
- 18 Peter Rettich, Tagebuch, a. a. O.
- 19 BA-MA, a. a. O., S. 22.
- 20 Siehe ebenda, S. 24.



- 21 Zahlen zur Verteidigung Berlins siehe Willemer, »The German Defense of Berlin«, NA, RG338, P 136, S. 46.
- 22 Speers Reise nach Berlin, siehe NA, 740.0011 EW/5-145.
- 23 Verhör von Albert Speer, ebenda.
- 24 Görings Botschaft siehe Max Domarus, *Hitler – Reden und Proklamationen, 1932-1945*, Bd. 2, Würzburg 1963, S. 2228, Anm. 165.
- 25 Siehe Gitta Sereny, S. 613f.
- 26 Nerin Gun, S. 190f.

## 20. FALSCH E HOFFNUNGEN

- 1 Bericht von Krukenberg, siehe BA-MA, MSg 2/1283.
- 2 Gespräch mit Henri Fenet, 4.6.1999.
- 3 NA, 740.0011 EW/5-145.
- 4 Hugh Trevor-Roper, S. 112.
- 5 Gespräch mit Hans Oskar Löwenstein, 14.7.2000.
- 6 Iwan Konew, S. 176.
- 7 Wassili Grossman, S. 239.
- 8 Ebenda, S. 240.
- 9 NA, RG 218 JCS, Box 15.
- 10 Briefwechsel mit dem sowjetischen Generalstabschef Antonow, NA, RG 334/Entry 309/Box 2.
- 11 ZAMO, 233/2374/92, S. 53.
- 12 W. S. Antonow, »Poslednie dni woiny« (Die letzten Tage des Krieges), in: *WIS*, 1987, Nr. 7.
- 13 Gerald Ramm, S. 102.
- 14 Wassili Grossman, a. a. O.
- 15 Bericht der Krankenschwester Ruth Schwarz, zit. nach Gerald Ramm, S. 229.
- 16 BA-MA, MSg 2/1283, S. 11.
- 17 Gespräch mit Freytag von Loringhoven, 4.10.1999, und mit Rochus Misch, 8.7.2000.
- 18 ZAMO, a. a. O., S. 361.
- 19 ZAMO, 233/2374/194, S. 78.
- 20 ZAMO, 233/2374/92, S. 362.
- 21 Gespräch mit Schota Sulchanischwili, 12.10.2000.
- 22 J. Glenn Gray, *The Warriors: Reflections on Men in Battle*, New York 1970, pp. 66f.
- 23 Norman Naimark, *The Russians in Germany. A History of the Soviet Zone of Occupation, 1945-1949*, Cambridge, Mass. 1995, p. 70.
- 24 Siehe ebenda, p. 83.
- 25 ZAMO, a. a. O., S. 333.
- 26 Wassili Grossman, S. 240.

- 27 BA-MA, MSg 1/976, S. 24.
- 28 Bericht von Roman Burghart, zit. nach Gerald Ramm, S. 104.
- 29 Ebenda, S. 108.
- 30 Siehe Krukenbergs Bericht, BA-MA, MSg 2/1283.
- 31 Siehe Gerald Ramm, S. 103.
- 32 BA-MA, N65/126.
- 33 ZAMO, 233/2356/5804, S. 201-203.
- 34 BA-MA, N65/126, S. 165.
- 35 Mitteilung von Deane an Antonow, 25.4.1945, NA, RG334/Entry 309/Box 2.
- 36 Siehe NA, 740.0011 EW/5-1045.
- 37 Zu der ganzen Episode siehe NA, RG334/Entry 309/Box 6.
- 38 GARF, 9401/2/95, S. 304-310.
- 39 Ebenda, S. 317-328.

## 21. KÄMPFE IN DER INNENSTADT

- 1 Anonymus, S. 28.
- 2 Tagebuch von Unteroffizier Heinrich V., 27.4.1945, BZG-S.
- 3 Gespräch mit Gerda Petersohn, 9.7.2000.
- 4 Gespräch mit Klaus Bösel, 7.7.2000.
- 5 ZAMO, 233/2374/93, S. 747.
- 6 Anonymus, S. 29.
- 7 Pierre Rocolle, *Götterdämmerung*, p. 73.
- 8 Brief von Toscano-Korvin, 7.7.1945, BZG-S.
- 9 BA-MA, MSg 1/976, S. 28.
- 10 Zit. nach Alexander Schindel, S. 161.
- 11 Siehe Johannes Steinhoff u. a., *Voices from the Third Reich: An Oral History*, New York 1994, S. 245.
- 12 Siehe ZAMO, 233/2374/194, S. 78.
- 13 Siehe Nikolai Wassiljew, »Krassny zwet pobedy« (Das Rot des Sieges), in: *Wsem smertjam naslo* (Dem Tod zum Trotz), Moskau 2000.
- 14 SHAT, 7 P 163.
- 15 Siehe ZAMO, a. a. O., S. 78.
- 16 Gespräch mit einem anonymen Partner, 5.11.1999.
- 17 A. Lutschinski, a. a. O.
- 18 Eva Reuss in Schwerin, S. 166.
- 19 Wassili Grossman, S. 241.
- 20 Ebenda, S. 240.
- 21 Siehe BA-MA, MSg 1/976, S. 25.
- 22 Ebenda.
- 23 Siehe Iwan Konew, S. 277.
- 24 Wassili Grossman, a. a. O.
- 25 BA-MA, MSg 2/1283, S. 22.

- 26 Siehe Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft (fortan AGMPG), Berlin, II. Abteilung, Rep. 1A, A2. IA 9/-Havemann.
- 27 Siehe Pierre Rocolle, *Le sac de Berlin*, Paris 1982, p. 108f.
- 28 Siehe Erika Bollmann u. a., *Erinnerungen und Tatsachen – Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften Göttingen-Berlin*, Stuttgart 1956, S. 67. Siehe auch Norman Naimark, p. 82.
- 29 ZAMO, 233/2374/93, S. 706.
- 30 Ebenda, S. 650.
- 31 Anonymus, S. 49.

## 22. KÄMPFE IN DEN WÄLDERN

- 1 Tagebuch von Peter Rettich, a. a. O.
- 2 Bericht von Ruth Schwarz, in Gerald Ramm, S. 231.
- 3 Siehe Beelitzer Heimatverein, *Um Beelitz harter Kampf*, Potsdam 1999, S. 18.
- 4 Tagebuch von Peter Rettich, a. a. O.
- 5 Zu den sowjetischen Einschätzungen siehe Iwan Konew, S. 212, und John Erickson, p. 592.
- 6 Siehe NA, RG 338, R-79, p. 59.
- 7 Siehe ebenda, p. 14.
- 8 Ebenda, p. 19.
- 9 Siehe ZAMO, 684/492483/1.
- 10 A. Lutschinski, a. a. O.
- 11 NA, a. a. O., p. 37f.
- 12 ZAMO, 236/2675/267, S. 186.
- 13 Gespräch mit Rudolf Lindner, 10.10.2001.
- 14 A. Lutschinski, a. a. O.
- 15 Iwan Konew, S. 213.
- 16 Gerald Ramm, S. 70.
- 17 ZAMO, a. a. O., S. 189.
- 18 Gespräch mit Hardy Buhl, 10.10.2001.
- 19 Tagebuch von Siegfried Jürgs, zit. nach Gerald Ramm, S. 159f.
- 20 Gerald Ramm, *Halbe – Bericht über einen Friedhof*, Woltersdorf 1995, S. 25.
- 21 Gerald Ramm, *Gott mit uns*, S. 306.
- 22 Konstantin Simonow, Notizbuch Nr. 9, RGALI, 1814/4/8, S. 80.
- 23 ZAMO, 233/2374/194, S. 76.
- 24 Iwan Konew, S. 212.
- 25 Siehe BA-MA, MSg 1/976, S. 138.
- 26 Ebenda, S. 143.
- 27 Ebenda.

### 23. VERRAT DES WILLENS

- 1 Siehe A. Lutschinski, a. a. O.
- 2 W. S. Antonow, a. a. O.; ZAMO, 301sd/295514/1, S. 158.
- 3 Joachim Schultz-Naumann, *Die letzten dreißig Tage. Das Kriegstagebuch des OKW, April-Mai 1945*, München 1980, S. 212.
- 4 Tagebucheintrag 26.4.1945, 4.08 Uhr, GARF, 9401/2/102, S. 13-17.
- 5 NA, RG218 JCS, Box 15, File 94.
- 6 GARF, 9401/2/97, S. 32-48.
- 7 Gespräch mit Freytag von Loringhoven, 4.10.1999.
- 8 Hugh Trevor-Roper, S. 159.
- 9 Ebenda, S. 164, 168, 172, 173.
- 10 Nerin Gun, *Eva Braun: Hitler's Mistress*, London 1969, p. 273.
- 11 Siehe Peter Norden, *Salon Kitty*, München 1970, und den Dokumentarfilm »Meine Oma hatte einen Nazi-Puff« von Rosa von Praunheim über Kittys Enkel Jochen Mattei.
- 12 ZAMO, 233/2374/194, S. 83.
- 13 Siehe Pierre Rocolle, *Götterdämmerung*, S. 69.
- 14 Gespräch mit I. F. Klotschkow, 25.7.2000.
- 15 V. M. Schatilow, »U sten Reichstaga« (Vor den Mauern des Reichstags), in: *Wsem smertjam naslo*, Moskwa 2000.
- 16 Gespräch mit Schota Sulchanischwili, 10.2.2001.
- 17 ZAMO, a. a. O., S. 78.
- 18 Siehe S. Neustrojew, »Sch Sturm Reichstaga« (Der Sturm auf den Reichstag), in: *WIS*, 1960, Nr. 5, S. 42-45.
- 19 Gespräch mit Nikolai Beljajew, 25.7.2000.
- 20 Alexander Schindel, S. 151.
- 21 Martin Bormann, a. a. O.
- 22 ZAMO, 233/2356/5804, S. 147.
- 23 Gespräch mit Freytag von Loringhoven, 4.10.1999.
- 24 Ebenda.
- 25 Siehe W. S. Antonow, a. a. O.
- 26 Siehe BA-MA, MSg 2/1283, S. 30.
- 27 Siehe Gerald Ramm, S. 106.
- 28 Ebenda, S. 115.
- 29 Gespräch mit Henri Fenet, 19.5.1999.
- 30 Ebenda.
- 31 ZAMO, 233/2374/92, S. 70.

## 24. GÖTZENDÄMMERUNG

- 1 Nikolai Schatilow, a. a. O.
- 2 Vasily Subbotin, *How Wars End*, Moscow 1964, p. 131.
- 3 Siehe Ursula von Kardorff, S. 175.
- 4 Siehe S. Neustrojew, a. a. O., S. 42-45.
- 5 BA-MA, MSg 2/3448, S. 10.
- 6 Gespräch mit Rochus Misch, 8.7.2000.
- 7 Jelena Rschewskaja, *Berlin, Mai 1945*, Moskwa 1986, S. 44.
- 8 Siehe dazu R. W. Leon, *The Making of an Intelligence Officer*, London 1994.
- 9 Siehe Gitta Sereny, S. 620.
- 10 Siehe RGWA-SA, 1355/1/1, S. 18.
- 11 Siehe das SMERSCH-Untersuchungsprotokoll, GARF, 9401/2/96.
- 12 Siehe ebenda, S. 175-182.
- 13 Siehe Gitta Sereny, S. 621, und Gespräch mit Rochus Misch, 8.7.2000.
- 14 Gespräch mit Rochus Misch, 8.7.2000.
- 15 Jelena Rschewskaja, S. 36.
- 16 Ebenda, S. 31.
- 17 Wadis an Beriija, 7.5.1945, GARF, a. a. O.
- 18 ZAMO, 236/2675/149, S. 274.
- 19 Bericht des Gefreiten Martin Kleint, 30.4.1945, zit. nach Gerald Ramm, S. 309.
- 20 Jelena Rschewskaja, S. 31.
- 21 Harry Truman, Nachlass, zit. nach Martin Gilbert, *The Day the War Ended*, London 1995, p. 41.
- 22 NA, 740.0011 EW/4-2455.
- 23 Siehe NA, RG 338, R-79, p. II.
- 24 Gespräch mit I. F. Klotschkow, 25.7.2000.
- 25 Gespräch mit Nikolai Beljajew, 25.7.2000.
- 26 Siehe Gespräch mit I. F. Klotschkow.
- 27 Gerald Ramm, S. 120.
- 28 Wsewolod Wischnewski, »Berlin Diary«, in: V. Sevruk (Hrsg.), *How Wars End: Eyewitness Accounts of the Fall of Berlin*, Moscow 1969, pp. 162-193.
- 29 Georgi Schukow, Bd. 4, S. 269f.

## 25. REICHSKANZLEI UND REICHSTAG

- 1 BA-MA, MSg 2/3448, S. 15.
- 2 Siehe BA-MA, MSg 2/1283, S. 32.
- 3 Siehe Karen Meyer, »Die Flutung des Berliner S-Bahntunnels in den letzten Kriegstagen«, in: Berliner S-Bahnmuseum, *Nord-Süd-Bahn*, Berlin 1999, S. 47-83.

- 4 Zu den Opferzahlen siehe Amt für die Erfassung der Kriegsoffer, 28.7.1947. Ich danke auch Dietmar Arnold für seine Kommentierung dieses Sachverhalts.
- 5 Gespräch mit Nikolai Beljajew, 25.7.2000.
- 6 Gespräch mit I. F. Klotschkow, 25.7.2000.
- 7 ZAMO, 233/2374/93, S. 458f.
- 8 Gespräch mit Wladimir Gall, 2.11.1999.
- 9 Siehe den Bericht von Leutnant Brettschneider in der ständigen Ausstellung der Zitadelle Spandau.
- 10 Siehe Operation Dragon's Return, Science and Technical Intelligence Bureau (STIB), War Office, 28.1.1954, PRO DEFE 21/42, p.4.
- 11 ZAMO, 236/2675/149, S. 276.
- 12 NA, RG 338, R-79, p. 49.
- 13 Bericht von Horst Haufschildt, zit. nach: Gerald Ramm, S. 291.
- 14 Ebenda, S. 150.
- 15 Gespräch mit Günther Reichhelm, 5.10.1999.
- 16 Siehe BA-MA, MSg 2/1283, S. 34.
- 17 Wadis an Berija, 7.5.1945, GARF, 9401/2/96, S. 175-182.
- 18 Ebenda.
- 19 Hugh Trevor-Roper, S. 194.
- 20 Georgi Schukow, Bd. 4, S. 272.
- 21 Siehe T. Le Tissier, *Race for the Reichstag*, London 1999, p. 186.
- 22 Gespräch mit Richard Beier, 9.10.2001.
- 23 Gespräch mit Lothar Loewe, 9.10.2001.
- 24 Georgi Schukow, a. a. O.
- 25 Gespräch mit Richard Beier, 9.10.2001.

## 26. DAS ENDE DER SCHLACHT

- 1 Reinhard Rürup, S. 184.
- 2 Siehe Ständige Ausstellung »Topographie des Terrors«, Berlin.
- 3 W. S. Antonow, a. a. O.
- 4 Siehe Michael A. Musmanno, *Ten Days to Die*, New York 1950, p. 39.
- 5 Bericht von Lothar Rühl, zit. nach Johannes Steinhoff, S. 434.
- 6 Siehe Jelena Rschewskaja, a. a. O., S. 212.
- 7 Siehe ebenda, S. 286.
- 8 Gespräch mit Schota Sulchanischwili, 12.10.2000.
- 9 Ebenda.
- 10 Wadis an Berija, 7.5.1945, a. a. O.
- 11 Jelena Rschewskaja, S. 295.
- 12 Georgi Schukow, Bd. 4, S. 275.
- 13 Aussage von Erna Flegel vor dem amerikanischen Nachrichtendienst OSS, 23.11.1945.
- 14 Gespräch mit Jelena Rschewskaja, 28.10.2001.

- 15 Siehe ZAMO, 233/2374/93, S. 458f.
- 16 Konstantin Simonow, Notizbuch Nr. 9, a. a. O.
- 17 Siehe GARF, 9401/2/95, S. 57-62, 92-96.
- 18 Berija an Stalin, 20.11.1945, GARF, 9401/2/100, S. 492.
- 19 Gespräch mit Nikolai Beljajew, 25.7.2000.
- 20 Wassili Grossman, S. 240.
- 21 Ebenda, S. 242.
- 22 Ebenda, S. 245.
- 23 Ebenda, S. 243.
- 24 Ebenda, S. 244.
- 25 Gespräch mit Hans-Dietrich Genscher, 4.9.2000.
- 26 Tagebuch von Peter Rettich, a. a. O.
- 27 Siehe BA-MA, MSg 1/236 und den Nachlass von Günther Reichhelm, NA, RG 338, B-606.
- 28 Bericht von Robert Ohlendorf, zit. nach Gerald Ramm, S. 174.
- 29 Siehe NA, RG 338, R-79, p. 58.
- 30 Gespräch mit Hans-Dietrich Genscher, 4.9.2000.
- 31 Bericht von Herbert Fuchs, zit. nach Gerald Ramm, S. 256.
- 32 Gespräch mit Günther Reichhelm, 5.10.1999.
- 33 Gespräch mit Hubertus Freiherr von Humboldt-Dachröden, 11.10.1999.
- 34 Jelena Rschewskaja, *Wetscherny rasgowor* (Abendgespräch), St. Petersburg 2000, S. 277.
- 35 Gespräch mit Jelena Rschewskaja, 28.10.2001.
- 36 Eisenhower an Antonow, 10.5.1945, NA, RG334/Entry 309/Box 2.
- 37 Siehe Omar Bradley, *A Soldier s Story*, London 1951, p. 551.
- 38 RGASPI, 17/125/310.
- 39 Iwan Konew, S. 270.
- 40 Siehe Telegramm Eisenhowers an Antonow, 8.5.1945, NA, a. a. O.
- 41 Juri Gribow, «Igral nam w Brandenburge gramofon» (In Brandenburg spielte für uns das Grammophon), in: *Stroki s welikoi woiny* (Zeilen eines grossen Krieges), Moskau 2000.
- 42 N. Inosemzew, S. 206.
- 43 Konstantin Simonow, a. a. O.
- 44 ZAMO, 233/2356/5804, S. 155 f.
- 45 Konstantin Simonow, a. a. O.

## 15. WEHE DEN BESIEGTEN!

- 1 Siehe GARF, 9401/2/96, S. 15.
- 2 Siehe RGWA, 32925/1/100, S. 293.
- 3 Siehe dazu PRO, DEFE 41/116 und Counter Intelligence Corps, NA, 319/22/XE 169886 sowie ebenda, XE 257685.
- 4 Notizen des Elektronikexperten Anatoli Fedossejew.

- 5 Bericht des Deuxième Bureau, 21.4.1945, SHAT, 7 P 128.
- 6 Wassili Grossman, S. 241.
- 7 Abakumow an Stalin, 10.1.1948, in: *Wojennye Archiwj Rossii* (Russische Militärarchiv), 1993, Nr. 1, S. 189.
- 8 Konstantin Simonow, Tagebuch, Notizbuch Nr. 8, RGALI, 1814/4/7.
- 9 Tagebuchbrief von Toscano-Korvin, 7.7.1945, BZG-S.
- 10 RGWA, 32925/1/121, S. 61 und 93.
- 11 Robert Murphy an das State Department, NA 740.0011, EW/4-2445.
- 12 Ebenda, EW/5-145.
- 13 Siehe Ilya Zbarsky und Samuel Hutchinson, *Lenins Embalmers*, London 1998, p. 134.
- 14 Siehe Ursula von Kardorff, S. 358, und Gespräch mit Erica Lewin, 14.10.1999.
- 15 Berichte von Dr. Gerhard Reichling, aus der Charité und vom Kaiserin-Auguste-Victoria-Krankenhaus, zit. nach: Helke Sander und Barbara Johr (Hrsg.), *Befreier und Befreite. Krieg, Vergewaltigungen, Kinder*, München 1992, S. 54 und 59.
- 16 Ursula von Kardorff, S. 358.
- 17 Bericht von Irene Burchert, zit. nach: Alison Owings, *Frauen: German Women Recall the Third Reich*, London 1993, p. 147.
- 18 Juliane Hartmann, zit. nach: Johannes Steinhoff, p. 455.
- 19 Anonymus, S. 102.
- 20 Zit. nach Johannes Steinhoff, p. 459.
- 21 Siehe Frank Biess, «The Protracted War», in: *GHI Bulletin*, Nr. 28 (Spring 2001).
- 22 Siehe Ursula von Kardorff, S. 358.
- 23 Anonymus, S. 202.
- 24 Bericht von Regina Frankenfeld, zit. nach Alison Owings, p. 405.
- 25 Anonymus, S. 66.
- 26 Tagebuchbrief von Toscano-Korvin, 7.7.1945, BZG-S.
- 27 Bericht des NKWD vorn 16.6.1945, RGWA, 32925/1/121, S. 82.
- 28 Bericht des NKWD vorn 29.5.1945, 32925/1/116, S. 428.
- 29 Bericht vom 14.4.1945, ZAMO, 372/6570/68, S. 17-20.
- 30 Siehe Heike Sander und Barbara Johr, S. 17.
- 31 ZAMO, 233/2374/92, S. 240.
- 32 RGWA, 32925/1/100, S. 296.
- 33 Wassili Grossman, S. 244.
- 34 Siehe RGWA, 32925/1/297, S. 30f.
- 35 RGASPI, 17/125/316, S. 81.
- 36 Siehe Ursula von Kardorff, S. 364.
- 37 Gespräch mit Marlene von Werner, 15.10.1999.
- 38 Siehe Norman Naimark, p. 93.
- 39 Siehe NA, RG260, A2, B1, C3, Box 363.
- 40 Ursula von Kardorff, S. 341.
- 41 Gespräch mit Lothar Loewe, 10.10.2001.
- 42 Ilya Zbarsky und Samuel Hutchinson, p. 129.



- 43 GARF, 9401/2/95, S. 395-399.
- 44 Gespräch mit Anatoli Mereschko, 10.11.1999.
- 45 RGWA, 32925/1/121, S. 89.
- 46 Ebenda, S. 41.
- 47 Siehe RGWA, 38680/1/4, S. 43.
- 48 Gespräch mit Richard Beier, 9.10.2001.
- 49 Gespräch mit Lothar Loewe, 9.10.2001.
- 50 Gespräch mit Richard Beier, 9.10.2001.
- 51 Gespräch mit Markus Wolf, 14.7.2000.
- 52 Markus Wolf, *Spionagechef im geheimen Krieg*, München 1997, S. 47.
- 53 Markus Wolf, *Die Kunst der Verstellung*, Berlin 1998, S. 33.
- 54 Gespräch mit Markus Wolf, 14.7.2000.
- 55 Sergo Berija, p. 88.
- 56 Gespräch mit Markus Wolf, 14.7.2000.
- 57 Ebenda.
- 58 Ursula von Kardorff, S. 356.
- 59 Siehe LA-B, 3928.
- 60 *Freie Welt*, Juli 1975, BA-MA, MSg 2/3626.
- 61 Berija an Stalin, GARF, 9401/2/95, S. 374.
- 62 Bericht des NKWD vom 16.6.1945, GARF, 9401/2/96, S. 343f.
- 63 Bericht der Caritas, NA, RG 260 OMGUS, Stack 390, 41/7/5-6.
- 64 Berija an Stalin, 22.6.1945, GARF, 9401/2/97, S. 8-10.

## 28. DER MANN AUF DEM WEISSEN PFERD

- 1 ZAMO, 372/6570/68, zit. nach: Jelena Senjawschaja, *Frontowoe pokolenie*, S. 191.
- 2 ZAMO, 372/6570/78, S. 30-32.
- 3 ZAMO, 233/2374/92, S. 288.
- 4 Gespräch mit Anatoli Kubassow, 27.10.2001.
- 5 Siehe RGWA, 38686/1/26, S. 36.
- 6 RGWA, 32925/1/297, S. 28.
- 7 Siehe GARF, 9401/1a/165, S. 181-183.
- 8 WOW, Bd. 4, S. 191, Anm. 59 und S. 193, Anm. 65.
- 9 Irina Besborodowa, *Generale des Dritten Reiches in sowjetischer Hand 1943-1956*, Graz/Moskau 1998, S. 15.
- 10 Jelena Senjawschaja, *Psychologia woiny*, S. 95.
- 11 Brief von Juden aus Rubzowsk im Altai an den Vorsitzenden des Unionssowjets der UdSSR, 12.7.1945, RGASPI, 17/125/310, S. 47.
- 12 Siehe ebenda, S. 50.
- 13 Zit. nach Alexander Werth, S. 668.
- 14 ZAMO, 233/2374/194, S. 83.
- 15 *Freie Welt*, Juli 1975, BA-MA, MSg 2/3626.
- 16 Jelena Rschewskaja, *Wetscherny rasgowor*, S. 292, 301.

- 17 Georgi Schukow, Bd. 4, S. 297 f.
- 18 BA-MA, MSg 2/3626.
- 19 Gespräch mit Swetlana Kasakowa, 6.11.1999.
- 20 NA, RG 338, B-338.
- 21 Bericht vom 7.5.1945, NA, 740.0011, EW/5-1045.
- 22 Bericht über psychologische Kriegsführung, NA, 740.0011, EW/4-2445.

## Literaturverzeichnis

(Auswahl)

- Albrecht, Günter, und Wolfgang Hartwig (Hrsg.), *Arzte: Erinnerungen, Erlebnisse, Bekenntnisse*, Berlin 1982
- Altner, Helmut, *Totentanz Berlin: Tagebuchblätter eines Achtzehnjährigen*, Offenbach/Main 1946
- Ambrose, Stephen, *Eisenhower and Berlin, The Decision to Halt at the Elbe*, 1967
- Andreas-Friedrich, Ruth, *Der Schattenmann: Tagebuchaufzeichnungen 1938-1945*, Frankfurt/Main 1983
- Andreas-Friedrich, Ruth, *Schauplatz Berlin: Tagebuchaufzeichnungen 1945-1948*, Frankfurt/Main 1984
- Annan, Noel, *Changing Enemies: The Defeat and Regeneration of Germany*, London 1995
- Anonymous, *A Woman in Berlin*, London 1955
- Antonow, W.S., «Poslednie dni woiny» (Die letzten Kriegstage), in: *WIS*, Moskwa 1987, Nr. 7
- Arnold, Dietmar, Die Flutung des Berliner S-Bahn-Tunnels in den letzten Kriegstagen, in: *Nord-Süd-Bahn: Vom Geistertunnel zur City-S-Bahn*, Berlin 1999
- Babadschanjan, A., *Hauptstosskraft*, Berlin 1981
- Bacon, Edwin, *The Gulag at War, Stalin's Forced Labour System in the Light of the Archives*, London 1994
- Bark, D, and D. Gress, *A History of West Germany: From Shadow to Substance, 1945-1963*, Oxford 1989
- Bauer, Frank, Karen Pfundt und Tony Le Tissier, *Der Todeskampf der Reichshauptstadt*, Berlin 1994
- Bauer, Magna E., *Ninth Army's Last Attack and Surrender*, Washington D.C. 1995
- Beelitzer Heimatverein, *Um Beelitz harter Kampf*, Potsdam 1999
- Behrmann, Jörn, «Grundlagenforschung im totalitären Staat», in: Martin Stöhr (Hrsg.): *Von der Verführbarkeit der Naturwissenschaft*, Frankfurt/Main 1986
- Below, Nicolaus von, *Als Hitlers Adjutant, 1937-1945*, Mainz 1980
- Berezhkov, Valentin, *History in the Making*, Moscow 1982
- Berezhkov, Valentin, *At Stalins Side*, New York 1994
- Berija, Sergo, *Beria, My Father: Inside Stalins Kremlin*, London 2001
- Bernadotte, Count Folke, *The Curtain Falls*, New York 1945

- Besborodowa, Irina, *Generale des Dritten Reiches in sowjetischer Hand, 1943-1956*, Graz/Moskau 1998
- Besymenski, Lew, *Der Tod des Adolf Hitler: Unbekannte Dokumente aus Moskauer Archiven*, Hamburg 1968
- Bokow, E M., «Nastuplenie 5-1 Udarnoi Armii s Magnuschewskowo Plazdarma» (Der Angriff der 5. Stossarmee vom Magnuschewsker Brückenkopf), in: *WIS*, 1974, Nr. 1
- Bokow, E M., *Frühjahr des Sieges und der Befreiung*, Berlin 1979
- Boldt, Gerhard, *Die letzten Tage der Reichskanzlei*, Hamburg 1947
- Bollmann, Erika, Eva Baier, Walther Forstmann und Marianne Reinhold, *Erinnerungen und Tatsachen – Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften Göttingen-Berlin*, Stuttgart 1956
- Bordzilowski, E., «Utschastie 1-oi armii Wojska Polskowo w Berlinskoi operazii» (Die Rolle der 1. Polnischen Armee in der Berliner Operation), in: *W/S*, 1963, Nr. 10
- Borée, Karl Friedrich, *Frühling 45: Chronik einer Berliner Familie*, Darmstadt 1954
- Borkowski, Dieter, *Wer weiss, ob wir uns wiedersehen. Erinnerungen an eine Berliner Jugend*, Berlin 1991
- Boveri, Margret, *Tage des Überlebens – Berlin 1945*, München 1968
- Bower, Tom, *The Paperclip Conspiracy*, London 1987
- Bradley, Omar, *A Soldier 's Story*, London 1951
- Breioer, Heinrich, *Geheime Welten*, Frankfurt/Main 1999
- Brooke, Alan, Field Marshal Lord, *War Diaries 1939-1945*, London 2001
- Bruyn, Günter de, *Zwischenbilanz. Eine Jugend in Berlin*, Frankfurt/Main 1991
- Burkert, Hans-Norbert, und Klaus Matussek, *Zerstört – Besiegt – Befreit. Kampf um Berlin bis zur Kapitulation*, Berlin 1985
- Burleigh, Michael, *Germany Turns Eastwards: A Study of Ostforschung in the Third Reich*, Cambridge 1988
- Burleigh, Michael, *The Third Reich: A New History*, London 2000
- Busse, Theodor, «Die letzte Schlacht der 9. Armee», in: *Wehrwissenschaftliche Rundschau*, 1954
- Chaney, O. P., *Zhukov*, Norman, Oklahoma 1996
- Davies, Norman, *White Eagle, Red Star*, London 1972
- Davies, Norman, *God's Playground: A History of Poland*, Vol. 2, London 1981
- Deane, J. R., *The Strange Alliance*, London 1947
- Delpla, Francois, *Hitler*, Paris 1999
- Deutschkron, Inge, *Ich trug den gelben Stern*, Köln 1978
- Diem, Liselotte, *Fliehen oder bleiben? Dramatisches Kriegsende in Berlin*, Freiburg 1982
- Dinter, Andreas, *Berlin in Trümmern*, Berlin 1999
- Djilas, Milovan, *Gespräche mit Stalin*, Frankfurt/Main 1962
- Doernberg, Stefan, *Befreiung 1945. Ein Augenzeugenbericht*, Berlin 1975
- Domarus, Max (Hrsg.), *Hitler: Reden und Proklamationen, 1932-1945*, Bd. 2, Würzburg 1962
- Dönhoff, Marion Gräfin, *Namen, die keiner mehr nennt*, München 1964
- Dönitz, Admiral Karl, *Zehn Jahre und zwanzig Tage*, Bonn 1958

- Dragunsky, David, *A Soldiers Life*, Moscow 1977
- Duffy, C., *Red Storm on the Reich*, London 1993
- Ehrenburg, Ilya: *The War 1941-1945*, New York 1964
- Eisenhower, Dwight D, *Kreuzzug in Europa*, Amsterdam 1948
- Elliott, W. A., *Esprit de Corps*, Norwich 1996
- Erickson, John, *The Road to Berlin*, London 1999
- Faisulin, A., und P. Dobrowolski, «Wstretscha na Elbe» (Begegnung an der Elbe), in: *WIS*, 1979, Nr. 4, S. 51-53
- Feis, Herbert, *The Atomic Bomb and the End of World War II*, Princeton 1966
- Fest, Joachim, *Das Gesicht des Dritten Reiches*, München 1963
- Fest, Joachim, *Der Untergang. Hitler und das Ende des Dritten Reiches*, Berlin 2002
- Feuersenger, Marianne, *Mein Kriegstagebuch: Zwischen Führerhauptquartier und Berliner Wirklichkeit*, Freiburg 1982
- Findahl, Theo, *Letzter Akt – Berlin 1939-1945*, Hamburg 1946
- Forrester, Larry, *Fly for your Life*, London 1956
- Förster, Roland G. (Hrsg.), *Die Seelower Höhen 1945*, Hamburg 1998
- Fröhlich, S., *General Wlassow, Russen und Deutsche zwischen Hitler und Stalin*, Köln 1978
- Gall, Wladimir, *Mein Weg nach Halle*, Berlin 1988
- Garayev, M., Georgy Zhukov: «Life and Work After the War», in: *Voennia my si*, No]. 6, Nr. 4, 1997
- Gehlen, Reinhard, *Der Dienst*, London 1972
- Gellately, Robert, *Backing Hitler, Consent and Coercion in Nazi Germany*, Oxford 2001
- Gilbert, Martin, *Road to Victory*, London 1986
- Glantz, David (Hrsg.), *Art of War Symposium, From the Vistula to the Oder: Soviet Offensive Operations – October 1944-March 1945*, U.S. Army War College, 1986
- Glantz, David, und Jonathan House, *When Titans Clashed*, Kansas 1995
- Glenn Gray, J., *The Warriors: Reflections on Men in Battle*, New York 1970
- Goldhagen, Daniel Jonah, *Hitlers willige Vollstrecker*, Berlin 1996
- Gosztony, Peter, *Der Kampf um Berlin 1945 in Augenzeugenberichten*, Düsseldorf 1970
- Gribov, Juri, «Igral nam w Brandenburge gramofon...» (In Brandenburg spielte für uns das Grammophon), in: *Stroki s velikoi woiny* (Zeilen eines grossen Krieges), Moskwa 2000
- Gross, Leonard, *The Last Jews in Berlin*, New York 1982
- Grossman, Wassili, *Leben und Schicksal*, Berlin 1987
- Guderian, Heinz, *Erinnerungen eines Soldaten*, Heidelberg 1951
- Gun, Nerin, *Eva Braun-Hitler. Leben und Schicksal*, Velbert/Kettwig 1968
- Henning, Eckhart, und Marion Kazemi, *Veröffentlichungen aus dem Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft*, Bd. 1, Berlin 1988
- Herbert, Ulrich, *Hitler's Foreign Workers*, Cambridge 1997
- Hirschfeld, Gerhard, und Irina Renz, *Besiegt und Befreit, Stimmen vom Kriegsende 1945*, Gerlingen 1995

- Inosemzew, N., *Zena pobedy w toisamoi woine* (Der Preis des Sieges in jenem Krieg), Moskwa 1995
- Irving, David, *Adolf Hitler: The Medical Diaries: The Private Diaries of Dr Theo Morell*, London 1983
- Issajew, S. I., «Wechi frontowowo puti» (Marksteine der Front), in: *H7S*, 1991, Nr. 10, S. 22-25
- Italiander, Rolf, Arnold Bauer und Herbert Krafft, *Berlins Stunde Null*, Düsseldorf 1979
- Joachimsthaler, A. (Hrsg.), *Er war mein Chef: Aus dem Nachlass der Sekretärin von Adolf Hitler*, Christa Schröder, München 1985
- Joachimsthaler, A., *The Last Days of Hitler*, London 1996
- Junge, Traudl, *Bis zur letzten Stunde*, Hildesheim 2002
- Kardorff, Ursula von, *Berliner Aufzeichnungen, 1942 bis 1945*, München 1997
- Kasakewitsch, Emanuel, *Frühling an der Oder*, Berlin 1953
- Kee, Robert, *A Crowd is not Company*, London 2000
- Kehlenbeck, Paul, *Schicksal Elbe. Im Zweifrontenkrieg 1945 zwischen Heide, Harz und Havelland. Ein Bericht nach alten Tagebüchern*, Frankfurt/Main 1993
- Keiderling, Gerhard, *Gruppe Ulbricht in Berlin*, Berlin 1993
- Keiderling Gerhard, «Als Befreier unsere Herzen zerbrachen: Zu den Übergriffen der Sowjetarmee in Berlin 1945», in: *Deutschland-Archiv*, 1995, Nr. 28
- Keitel, Wilhelm, *Mein Leben – Pflichterfüllung bis zum Untergang*, Berlin 1998
- Kempka, Erich, *Die letzten Tage mit Adolf Hitler*, Preussisch-Oldendorf 1976
- Kershaw, Ian, *Der Hitler-Mythos. Volksmeinung und Propaganda im Dritten Reich*, München 1980
- Kershaw, Ian, *Der NS-Staat. Geschichtsinterpretation und Kontroversen im Überblick*, Reinbek 1999
- Kershaw, Ian, *Hitler, 1889-1936*, Stuttgart 1998
- Kershaw, Ian: *Hitler, 1936-1945, Nemesis*, London 2000
- Kershaw, Ian, and Moshe Lewin (Hrsg.), *Stalinism and Nazism. Dictatorships in Comparison*, Cambridge 1998
- Kirejew, N., «Primenenie tankowych armij w Wislo-Oderskoi operazii» (Der Einsatz der Panzerarmeen in der Operation an Weichsel und Oder), in: *WIS*, 1985, Nr. 1
- Kleine, Helmut, und Hans-Martin Stimpel, *Junge Soldaten in der Mark Brandenburg 1945 – Rückerinnerungen nach einem halben Jahrhundert*, 1995 (MGFA)
- Klemperer, Victor, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1942-1945*, Berlin 2000
- Klimov, Gregory, *The Terror Machine: The Inside Story of the Soviet Administration in Germany*, London 1953
- Klotschkow, I. E., *Snamja pobedy nad Reichstagom* (Das Banner des Sieges über dem Reichstag), St. Peterburg 2000
- Knappe, Siegfried, *Soldat*, New York 1993
- Knef, Hildegard, *Der geschenkte Gaul*, Frankfurt/Main 1991
- Knight, Amy, *Beria, Stalins First Lieutenant*, Princeton NJ 1993

- Kon, Igor, *Sex and Russian Society*, Bloomington, Indiana 1993
- Kondaurov, I. A., «W 45-m my sami iskali protiwnika» (1945 suchten wir uns den Gegner selbst), in: *Vsem smertjam naslo* (Dem Tod zum Trotz), Moskwa 2000
- Konew, Iwan, *Das Jahr funfundvierzig*, Berlin 1969
- Kopelev, Lev, *No Jail for Thought*, London 1977
- Kriwoschejew, G. F. (Hrsg.), *Grif sekretnosti snjat – poteri wooruschonnych sil SSSR w woinach, bojowych dejstwijach i wojennych konfliktach* (Geheimhaltung aufgehoben: Die Verluste der Streitkräfte der UdSSR in Kriegen, Kampfhandlungen und militärischen Konflikten), Moskwa 1993
- Krockow, Christian Graf von, *Die Stunde der Frauen*, München 1999
- Kronika, Jacob, *Der Untergang Berlins*, Hamburg 1946
- Kusnezow, W. G., und W. R. Medlinski, «Agonia», in: *WIS*, 1992, Nr. 6-7
- Ladd, Brian, *The Ghosts of Berlin*, Chicago 1997
- Lakowski, R., *Seelow 1945. Die Entscheidungsschlacht an der Oder*, Berlin 1999
- Lakowski, R., und K. Dorst, *Berlin – Frühjahr 1945*, Berlin 1975
- Lane, Anne, and Howard Temperley (Hrsg.), *The Rise and Fall of the Grand Alliance, 1941-1945*, London 1995
- Läufer, Jochen, «Genossen, wie ist das Gesamtbild? Ackermann, Ulbricht und Sobotta in Moskau im Juni 1945», in: *Deutschland-Archiv*, 1996, Nr. 29
- Lehndorf, Hans Graf von, *Ostpreussisches Tagebuch – Aufzeichnungen eines Arztes aus den Jahren 1945-1947*, München 1999
- Lemmer, Ernst, *Manches war doch anders: Erinnerungen eines deutschen Demokraten*, Frankfurt/Main 1968
- Leon, R. W., *The Making of an Intelligence Officer*, London 1994
- Leonhard, Wolfgang: *Die Revolution entlässt ihre Kinder*, Köln/Berlin 1955
- Le Tissier, T., *Zhukov at the Oder: The Decisive Battle for Berlin*, London 1996
- Liddell-Hart, Basil, *The Other Side of the Hill*, London 1948
- Lutschinski, A., Na Berlin! (Nehmt Berlin!), in: *PEIS*, Nr. 5, 1965
- Luck, Hans von, *Panzer Commander: The Memoirs of Colonel Hans von Luck*, New York 1989
- Lumans, Valdiz, *Himmler's Auxiliaries: The Volksdeutsche Mittelstelle and the German national minorities of Europe 1933-1945*, London 1992
- Mabire, Jean, *La Division Nordland*, Paris 1982
- Mabire, Jean, *Mourir à Berlin*, Paris 1995
- Machtan, Lothar, *The Hidden Hitler*, London 2001
- Mackintosh, Malcolm, *Juggernaut: The Russian Forces, 1918-1996*, London 1967
- Maizière, Ulrich de, *In der Pflicht*, Bonn 1989
- Makarewski, W., «17-ja motoinschenernaja brigada w Berlinskoi operazii» (Die 17. motorisierte Pionierbrigade in der Berliner Operation), in: *1VIS*, 1976, Nr. 4
- Meinecke, Friedrich, *Die deutsche Katastrophe*, Wiesbaden 1947
- Menzel, Matthias, *Die Stadt ohne Tod. Berliner Tagebuch 1943-1945*, Berlin 1946
- Merridale, Catherine, *Night of Stone*, London 2000
- Messerschmidt, Manfred, *WAS damals Recht war... Nationalsozialistische Militär- und Strafjustiz im Vernichtungskrieg*, Essen 1996

- Meyer, Karen, «Die Flutung des Berliner S-Bahn-Tunnels in den letzten Kriegstagen», in: Berliner S-Bahn-Museum, *Nord-Süd-Bahn*, Berlin 1999
- Meyer, Sibylle, und Eva Schulze, *Wie wir das alles geschafft haben. Alleinstehende Frauen berichten über ihr Leben nach 1945*, München 1984
- Morosow, Boris, «Mgnowenie woiny» (Ein Augenblick des Krieges), in: *Stroki s welikoi woiny*, Moskwa 2000
- Murphy, David, Sergei Kondrashev and George Bailey, *Battleground Berlin*, London 1987
- Murphy, Robert, *Diplomat unter Kriegern*, Berlin 1965
- Musmanno, Michael A., *Ten Days to Die*, New York 1950
- Naimark, Norman, *The Russians in Germany. A History of the Soviet Zone of Occupation, 1945-1949*, Cambridge, Mass. 1995
- Neustrojew, S. A., «Schturm Reichstaga» (Der Sturm auf den Reichstag), in: *W1S*, 1960, Nr. 5
- Noakes, Jeremy, and Geoffrey Pridham (Hrsg.), *Nazism 1919-1945: A Documentary Reader*, Vol. 4, Exeter 1998
- Oven, Wilfred von, *Finale furioso – Mit Goebbels bis zum Ende*, Tübingen 1974
- Overy, Richard, *Why the Allies Won*, London 1995
- Overy, Richard, *Russia's War*, London 1998
- Owings, Alison, *Frauen: German Women Recall the Third Reich*, London 1993
- Padfield, P., *Himmler: Reichsführer SS*, London 1990
- Peredelski, G., und G. Choroschilow, «Artilleria w srascheniach ot Wisly do Odera» (Die Artillerie in den Kämpfen von der Weichsel bis zur Oder), in: *WIS*, 1985, Nr. 1
- Petrova, Ada, and Peter Watson, *The Death of Hitler*, London 1995
- Pogue, Forrest C., «The Decision to Halt on the Elbe, 1945», in: Greenfield, Kent (Hrsg.), *Command Decisions*, London 1960
- Poljan, Pawel, «Westarbaity: internirowanyje nemzy na sowjetskich stroikach» (Westarbeiter: Die internierten Deutschen auf sowjetischen Baustellen), in: *Rodina*, Nr. 9, 1999
- Prikazy Werchownowo Glawnokommandujuschtschewo w period Welikoi Otschestwennoi woiny Sowjetskowo Sojusa* (Die Befehle des Oberkommandierenden im Grossen Vaterländischen Krieg der Sowjetunion), Moskwa 1975
- Ramanitschew, N. M., «Is opyta peregruppirowki armij pri podgotowke Berlinskoi operazii» (Erfahrungen mit der Umgruppierung von Armeen bei der Vorbereitung der Berliner Operation), in: *W/S*, 1979, Nr. 8
- Ramm, Gerhard, *Ein unbekannter Kamerad. Deutsche Kriegsgräberstätten zwischen Oderbruch und Spree*, Woltersdorf 1993
- Ramm, Gerhard: *Gott mit uns – Kriegserlebnisse aus Brandenburg und Berlin*, Woltersdorf 1994
- Ramm, Gerhard: *Halbe – Bericht über einen Friedhof*, Woltersdorf 1995
- Rein, Heinz, *Finale Berlin*, Frankfurt/Main 1981
- Richie, Alexandra, *Faust's Metropolis*, London 1998
- Rocolle, Pierre, *Götterdämmerung – La Prise de Berlin*, Indo-China 1954



- Rocolle, Pierre, *Le sac de Berlin, avril-mai 1945*, Paris 1992
- Rokossowski, Konstantin, *Soldatenpflicht*, Berlin 1971
- Rossijskaja Federacija, *Welikaja Otetschestwennaja Woina*, (Der Grosse Vaterländische Krieg), Bd. 3 und 4, Moskwa 1999
- Rscheschewski, Oleg, «Der Wettlauf nach Berlin – Ein dokumentarischer Überblick», in: Roland Förster, *Seelower Höhen 1945*, Hamburg 1998
- Rschewskaja, Jelena, *Berlin, Mai 1945*, Moskwa, 1986
- Rschewskaja, Jelena, *Wetscherny rasgowor* (Abendgespräch), St. Petersburg 2000
- Rubenstein, Joshua, *Tangled Loyalties: The Life and Times of Ilya Ehrenburg*, New York 1996
- Ruhl, Klaus-Jörg (Hrsg.), *Unsere verlorenen Jahre – Frauenalltag in Kriegs- und Nachkriegszeit, 1939-1949*, Darmstadt 1985
- Runow, Boris Alexandrowitsch, «Snanie nemezkwow pomoglo wsjatj w plen sotni nemzew» (Die Kenntnis der deutschen Sprache half, Hunderte Deutsche gefangen zu nehmen), in: *Wsem smertjam naslo*, Moskwa 2000
- Rürup, Reinhard (Hrsg.), *Berlin 1945. Eine Dokumentation*, Berlin 1995
- Rürup, Reinhard: *Topographie des Terrors, Gestapo, SS und Reichssicherheitshauptamt auf dem «Prinz-Albrecht-Gelände»*, Berlin 1997
- Ryan, Cornelius, *The Last Battle*, Collins, London 1966
- Sajer, Guy, *The Forgotten Soldier*, London 1997
- Sander, Helke, und Barbara Johr (Hrsg.), *Befreier und Befreite. Krieg, Vergewaltigungen, Kinder*, München 1992
- Schäfer, Hans-Dieter (Hrsg.), *Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg*, Mainz 1979
- Schäfer, Hans-Dieter, *Berlin im Zweiten Weltkrieg. Der Untergang der Reichshauptstadt in Augenzeugenberichten*, München 1985
- Schatilow, Nikolai, «U sten Reichstaga» (Vor den Mauern des Reichstags), in: *Wsem smertjam naslo*, Moskwa 2000
- Schatunowski, Ilja, «I ostanetsja dobry sied» (Eine Spur des Guten wird bleiben), in: *Wsem smertjam naslo*, Moskwa 2000
- Scheel, Klaus (Hrsg.), *Befreiung Berlins 1945*, Berlin 1985
- Schenk, Ernst-Günther, *Ich sah Berlin sterben. Als Arzt in der Reichshauptstadt*, Herford 1970
- Schindel, Alexander Danilowitsch (Hrsg.), *Po obe storony front a* (Beiderseits der Front), Moskwa 1995
- Schmitz-Berning, Cornelia, *Vokabular des Nationalsozialismus*, Berlin 1998
- Schtscherbakow, B., «Materialnoje obespetschenie 4-1 tankowoi armii w Wisloderskoi operazii» (Die materielle Versorgung der 4. Panzerarmee in der Operation an Weichsel und Oder), in: *WIS*, 1979, Nr. 6
- Schukow, G. K., *Wospominania i rasmyschlenia*, Bd. 4, Moskwa 1995
- Schultz-Naumann, Joachim: *Die letzten dreissig Tage. Das Kriegstagebuch des OKW April-Mai 1945*, München 1980
- Schwarz, Hans, *Brennpunkt FHQ: Menschen und Massstäbe im Führerhauptquartier*, Buenos Aires 1950
- Schwarzer, Alice, *Marion Dönhoff: Ein widerständiges Leben*, München 1997

- Schwerin, Kerrin Gräfin, *Frauen im Krieg- Briefe, Dokumente, Aufzeichnungen*, Berlin 1999
- Seaton, A., *The Russo-German War 1941-1945*, New York 1972
- Senjawszkaja, Jelena, *1941-1945 Frontoweje pokolenie* (Die Frontgeneration von 1941-1945), Moskwa 1995
- Senjawszkaja, Jelena, *Psychologia wojny w XX-m weke* (Die Psychologie des Krieges im 20. Jahrhundert), Moskwa 2000
- Sereny, Gitta, *Albert Speer — Das Ringen mit der Wahrheit und das deutsche Trauma*, München 1995
- Sevruk, V. (Hrsg.), *How Wars End: Eyewitness Accounts of the Fall of Berlin*, Moscow 1969
- Shcheglo, Dmitri, «Military Council Representative», in: Sevruk, V. (Hrsg.): *How Wars End*, Moscow 1969
- Sherwood, Robert E., *The White House Papers of Harry L. Hopkins*, London 1948
- Shirer, William L., *End of a Berlin Diary*, New York 1947
- Shtemenko S. M., *The Last Six Months*, New York 1977
- Shukman, Harold (Hrsg.), *Stalins Generals*, London 1993
- Sinenko, L., «Organisazija i wedenie boja 164-m strelkowym polkom sa Bazlow pod Berlinom» (Wie das 164. Schützenregiment den Kampf um Batzlow bei Berlin organisierte und führte), in: *WIS*, 1976, Nr. 4
- Smirnow, E., «Dejstwa 47 Gw. T. Br. w peredowom otrjade tankowowo korpusa» (Das Handeln der 47. Gardepanzerbrigade in der Vorausabteilung des Panzerkorps), in: *WIS*, 1978, Nr. 1
- Sojus weteranow schurnalistiki, *Schiwaja pamjat: Welikaja Otetschestwennaja* (Lebendige Erinnerung: Der Grosse Vaterländische Krieg), Bd. 3, Moskwa 1995
- Solzhenitsyn, Aleksander, *Prussian Nights* (tr. Robert Conquest), New York 1983
- Solzhenitsyn, Aleksander, *The Gulag Archipelago*, Vol. 1, New York 1974
- Solschenizyn, Alexander, *Der Archipel Gulag*, Bd. 1, Reinbek 1988
- Solzhenitsyn, Alexander, *Deux récits de guerre*, Paris 2000
- Spahr, W., *Zhukov: The Rise and Fall of a Great Captain*, Novato, Calif. 1993
- Steinhoff, Johannes, et al., *Voices from the Third Reich, An Oral History*, New York 1994
- Studnitz, Hans-Georg von, *While Berlin Burns*, London 1964
- Terkel, Studs, *The Good War*, London 2001
- Thorwald, Jürgen, *Es begann an der Weichsel*, Stuttgart 1950
- Thorwald, Jürgen, *Das Ende an der Elbe*, Stuttgart 1950
- Tieke, Wilhelm: *Das Ende zwischen Oder und Elbe – Der Kampf um Berlin 1945*, Stuttgart 1981
- Trevor-Roper, Hugh, *Hitlers letzte Tage*, Zürich 1948
- Tschinarjan, Iwan: «Moi mesjaz mai» (Mein Monat Mai), in: *Sroki s wojny* (Kriegszeiten), Moskwa 2000
- Tschuikow, Wassili, *Das Ende des Dritten Reiches*, München 1966
- Tully, Andrew, *Berlin – The Story of a Battle*, New York 1963

- Tumarkin, Nina, *The Living and the Dead: The Rise and Fall of the Cult of World War II in Russia*, New York 1994
- Vermehren, Isa, *Reise durch den letzten Akt. Ein Bericht*, Hamburg 1947
- Vishnevsky, Vsevolod: «Berlin Surrenders», in: Sevruk. V (Hrsg.), *How Wars End*, Moscow 1969
- Warlimont, W, *Im Hauptquartier der deutschen Wehrmacht 1939-1945*, Frankfurt/Main 1962
- Wassiljew, Nikolai, *Krassny zwet pobedy (Der Sieg war rot)*, in: *Elsern smertjam naslo*, Moskwa 2000
- Weidling, Helmuth, *Der Endkampf in Berlin*, Potsdam 1962
- Weltlinger, S., *Hast du es schon vergessen? Erlebnisberichte aus der Zeit der Verfolgung*, Berlin 1960
- Werth, Alexander, *Russland im Krieg*, München 1965
- Wolf, Markus, *Spionagechef im geheimen Krieg*, München 1997
- Wolf, Markus, *Die Kunst der Verstellung*, Berlin 1998
- Wolkogonow, Dmitri, *Stalin, Triumph und Tragödie. Ein politisches Porträt*, Düsseldorf 1989
- Zaloga, Steven J., *Target America – the Soviet Union and the Strategie Arms Race, 1945-1964*, Novato, Calif. 1992
- Zayas, Alfred M. de, *Nemesis at Potsdam, The Expulsion of the Germans from the East*, London 1989
- Zbarsky, Ilya, and Samuel Hutchinson, *Lenins Embalmers*, London 1998
- Ziemke, Earl, *The Battle for Berlin: End of the Third Reich*, London 1969
- Ziemke, Earl, *The Soviets' Lost Opportunity: Berlin in February, 1945*, London 1969
- Ziemke, Earl, *The U. S. Army in the Occupation of Germany 1944-1946*, Washington, DC 1975
- Ziemke, Earl, *Stalingrad to Berlin: The German Defeat in the East*, Washington D.C. 1987
- Zwetajew, J. N., *Schukow: Kakim my jewo pomnim (Schukow: Wie er uns im Gedächtnis geblieben ist)*, Moskwa 1988

## PUBLIKATIONEN

Der Angriff  
 Der Panzerbär  
 Freie Welt (DDR)  
 Istoritscheski Archiv  
 Krassnaja Swesda  
 Prawda

## Register

- Aachen 196  
Abakumow, Viktor Semjonowitsch 28, 113 ff.,  
155, 220f, 423,442, 458, 462,464  
Abtreibungen 178, 447  
Achmatowa, Anna 190  
«Adlerhorst» 18f, 30, 39  
Adlon (Hotel) 62, 353, 425  
Agranenko, Sachar 41, 44,47f., 104,124, 141,  
143 f.  
Albedy 11, Otto Christer Graf von 412  
Alexander, Harold 216  
Alexandrow, Georgi 50, 60, 221, 230  
Allenstein 39, 42, 44  
Alliierte 32, 76, 82, 89, 91, 93, 96, 116, 156ff.,  
161 ff, 166f, 170, 194, 196f, 208, 211,  
213-220, 222f., 228, 231, 248, 261, 275ff,  
281,287f, 302, 304, 313, 318, 321 f, 324, 333,  
338, 354, 372, 383, 388, 397,434ff., 439, 444,  
460, 462, 465 f.  
Alt-Rosenthal 268  
Alt-Zeschdorf 244  
Altengrabow 225  
Alupka 94  
Alvensleben (SS-Gruppenführer) 170  
Anatomisches Institut Danzig Ulf, 140  
Andrejew (Major) 268  
Andruschtschenko (Oberstleutnant) 362  
Angeburg 113  
Annenkowa, Musja 43  
Antisemitismus 460 f, 465  
Antonow (General) 95f, 118f, 156, 159, 165f,  
234, 256f., 333, 371, 383, 435  
Antwerpen 17  
Apollonow (Generaloberst) 455  
Apollot (Offiziersschüler) 384  
Appel, Reinhard 202, 297  
Arbeitsbataillon 124  
Ardenne, Baron Manfred von 355  
Ardenen 17, 31 f, 99, 101, 159, 162, 215  
Ardenenoffensive 19, 31, 108  
Aronow, Jakow Sinowjewitsch 103 f.
- Athen 261  
Atombombe 8, 95, 157, 465  
Auguste-Viktoria-Krankenhaus (Berlin) 248  
Auschwitz siehe Konzentrationslager  
Axmann, Artur 202, 270, 268, 371, 392, 415 ff.
- Baklanow, Gleb Wladimirowitsch 333 f.  
Baldenburg 133  
Baranow (General) 336  
Barby 226, 359  
Barcelona 304  
Bärenfänger, Erich 418  
Baruth 281,292, 361 f, 364, 367  
Bastogne 17  
Baumbach (Oberstleutnant) 179f.  
Baumgart, Eberhard 88 f, 204  
Baur, Hans 422  
Bayern 25, 160, 175, 276, 278, 292, 316, 318, 434  
BBC 300 f.  
Becker (Volkssturmmann) 282  
Beelitz 299, 313, 326, 358f., 368,411  
Behr, Ulrich 119  
Beichl, Ernst 262  
Beier, Richard 419  
Beier, Walter 40, 86 f.  
Belgard 134  
Belgien 200  
Beljajew (Sergeant) 193, 399  
Below, Nicolaus von 19,171, 211, 279, 288  
Berchtesgaden 73, 92, 303 f, 316  
Berest (Leutnant) 405  
Bergen-Belsen siehe Konzentrationslager  
Berger (Obergruppenführer) 88  
Berija, Lawrentij 8, 28, 32f, 42, 49, 59, 79,  
84f, 111, 114ff, 125,157f., 207, 222, 234,  
336ff, 350, 354f, 402, 423, 425, 434, 440,  
451-456,462  
Berliner Philharmoniker 211  
Bern 161,164,217  
Bernadotte, Graf Folke 170, 275, 302, 320ff,  
372 f

Bernau 273, 284f., 289  
 Bersarin, Nikolai 79, 85, 169 f, 243, 245, 250,  
 260, 282, 350f, 422f, 426f., 434, 444,452, 455  
 Besatzungsfrauen 450  
 Bewilogua, Ludwig 355  
 Bismarck, Otto von 431  
 Blanter 401  
 Blumberg 289  
 Blumentritt, Günther 16, 53, 465  
 Bodensee 437  
 Boeseler, Klaus 343  
 Bogdanow (General) 30, 79, 246, 259, 280, 285,  
 328, 345,439  
 Böhmen 67  
 Boldt, Gerhard 292, 327, 382  
 Bolling, Alexander 214  
 Bolz, Eugen 72  
 Bondarew (Soldat) 422  
 Bonhoeffer, Dietrich 203  
 Bonin, Bogislaw von 34 f.  
 Borkowsky, Dieter 212  
 Bormann, Martin 31, 54, 56, 75, 91 f, 145, 150,  
 171,174ff, 178,181, 232,276f., 303, 305,  
 316f, 321, 371 f, 374, 381 f, 392, 394f., 397,  
 402,413,415ff., 421  
 Bradley, Omar N. 160, 226f, 333, 435  
 Brandenburg 153 f., 179, 287, 295, 300, 429  
 Brandt, Karl 277 f.  
 Bräuer, Bruno 260 f, 268  
 Braun, Eva 31, 62f., 74, 91, 175, 277ff, 305 f.,  
 316ff, 372, 374, 380f, 391 f, 415,425,434  
 Braun, Ilse 62 f.  
 Braunschweig, Eberhard von 142  
 Brecht, Bertolt 449  
 Bregenz 437  
 Bremen 226  
 Breschnew, Leonid 464 f.  
 Breslau 28f, 62, 75, 77f, 109f., 144f, 254, 289,  
 375, 436  
 Brettschneider (Leutnant) 408 f.  
 Bridge, Donald 118  
 Britz 315, 325, 331  
 Bromann, Martin 35, 214  
 Bromberg 79, 84  
 Brooke, Alan 96, 98,100, 156, 158ff.  
 Brück 412  
 Buch 434  
 Buchsmühle 86  
 Buckow 282  
 Budapest 19, 99  
 Budjonny, Semjon 336, 463  
 Buhl, Hardy 365  
 Bulganin, Nikolai 117  
 Bull, Harold 115,124

Bunjatschenko (General) 205  
 Bunzlau 126  
 Burgdorf, Wilhelm 19, 150, 172, 174, 248, 288,  
 292, 294, 303, 375, 382, 392, 395, 415, 421  
 Busse, Theodor 105, 151, 154, 171 f, 181, 205,  
 249, 252, 261, 265, 267f, 271, 281, 285, 289,  
 296f, 299, 313, 359 ff., 364, 368, 395,412  
 Bystrow (Major) 425

Cäcilienhof (Schloss) 248  
 Cairncross, John 157  
 Canaris, Wilhelm 203  
 Casablanca 217  
 Celle 214  
 Charite (Hospital, Berlin) 21, 248, 416  
 Charkow 80  
 Charlottenburg 295, 353, 389, 391, 452  
 Chemische Waffen 192f., 410  
 Chiltschakowa, Tatjana 104  
 Chismatulin (Unterleutnant) 119  
 Christen, von (Oberleutnant) 34  
 Christian, Gerda 305 f, 374, 392, 415, 422  
 Chruljow (General) 354  
 Chruschtschow, Nikita 464  
 Churchill, Winston 17, 31 f, 85, 93-101, 156f.,  
 160ff, 165, 203,217ff, 372,435,436f.  
 Clay, Lucius 338  
 Cleve, Elisabeth von 299  
 Conti (Reichsgesundheitsführer) 112  
 Continental (Hotel) 400  
 Cottbus 263, 270, 297, 326

Dachau 203  
 Dahlem 158, 234, 256, 354f, 417  
 Dahme 325  
 Dänemark 111, 160, 283, 397, 435  
 Danilowitsch, Wassili 402  
 Danzig38, 51, 63ff, 105, Ulf, 135f, 138, 140,  
 142,164,273  
 De Gaulle, Charles 98  
 Deane, John 159, 165, 234  
 Dekanosow, Wladimir 333  
 Demandowsky, Ewald von 340  
 Demmlhuber (Obergruppenführer) 69, 106  
 Dempsey, Miles 214  
 Derjabin (Hauptmann) 434  
 Dertz 122  
 Dessau 214, 219, 225,289, 431  
 Dethleffsen (Generalmajor) 332  
 Deutschlandsender 333  
 Devers, Jakob 160, 215  
 Diedersdorf 267  
 Diehl (Major) 362  
 Dietrich, Sepp 17, 107  
 Dirlewanger, Oskar 365

Döberitz 225, 293  
 Doberke (Obersturmbannführer) 322 f.  
 Dohnanyi, Hans von 203  
 Dolgelin 246, 259  
 Dolmatowski (Dichter) 401  
 Dönitz, Karl 65, 175, 180, 211, 224, 275f, 31<sup>^</sup>,  
 327, 373f., 394f, 402,415f, 437  
 Dreissigjähriger Krieg 141, 194, 356  
 Dresden 99, 110,160, 166, 215, 218, 234, 256,  
 269, 361  
 Dufving, Theodor von 398, 401, 420  
 Dulles, Allen 161, 217f.  
  
 Ebbinghaus (Leutnant) 408 f.  
 Eberswalde 271, 294  
 Edelsheim, Baron Maximilian von 430, 432  
 Eden, Anthony 93  
 Ehrenburg, Ilja 38,42, 49,190,192, 217, 219ff., 461  
 Einsiedel, Graf Heinrich von 49, 220  
 Einstein, Albert 465  
 Eisenbahn 62f, 66f, 70, 85f, 92, 99, 108, 176, 199  
 Eisenhower, Dwight D 31 f, 94, 100f, 158-163,  
 165, 167, 213 ff., 217f, 226f, 234, 322, 333,  
 335, 397,435, 437f, 462  
 Eismann, Hans-Georg 67ff, 106, 149, 170,  
 180f,267  
 Elbe 213 f., 219, 225ff., 272, 276, 290, 299,  
 312f, 333, 336, 352, 358, 360, 368,407,411,  
 422,430f, 435,438  
 Elbing 39,41,64, 133 ff, 138  
 Els 126  
 Elsass 19  
 Elser, Georg 203  
 Eisholz 41 lf  
 England 99, 223, 466  
 Erkner 291  
 Erlenhof 205  
 Erster Weltkrieg 19, 196, 200, 248, 346, 465  
 Erzgebirge 355  
 Estland 117  
 Eupatoria 93  
 Europa 82, 93, 96,157f, 162, 196, 300f, 327,  
 337E, 467  
 Euthanasie-Tötungen 277  
 Evakuierung der Zivilbevölkerung 37, 40, 51,  
 64ff, 77, 80, 92, 105, 108, 111, 135f, 138f,  
 199, 248, 276f, 299  
 Evakuierung von Gefangenen 175 f.  
  
 Falkenburg 69  
 Farm Hall 355  
 Faust, Dr. 434  
 Fedjuninski (Generaloberst) 135  
  
 Fegelein, Gretl, geb. Braun 31, 74f, 92, 278f,  
 318,372  
 Fegelein, Otto 56, 74, 91, 171, 174f, 278, 318f.,  
 321f.,372f.  
 Fenet, Henri 319, 331 f, 384, 413, 416  
 Ferch 386  
 Ferchland 430  
 Filtrationslager 129  
 Finkler (Hauptmann) 247, 422  
 Finnland 134  
 Fiume 435  
 Flandern 283  
 Flossenbürg 203  
 Forst 254  
 Forster, Albert 112, 138  
 Frankfurt am Main 18,172  
 Frankfurt an der Oder 86f, 170E, 205, 242ff,  
 249, 251,366, 285  
 Frankreich 98,196, 200, 215, 220, 304,450, 458  
 Freisler, Roland 91  
 Freud, Sigmund 45  
 Friaul 90  
 Friedeburg, Hans Georg von 435, 439  
 Friedersdorf 246, 259, 267  
 Friedrichshagen 311  
 Friedrichsfelde 296  
 Friedrichshain 353  
 Frische Nehrung 51, 64,105, 133  
 Frisches Haff51,64f, 105,111  
 Frontfrauen 42, 189, 450,462  
 Fuchs, Klaus 8, 157, 262  
 Funkturm Nauen 300  
 Fürstenwalde 244, 271, 360  
  
 Galgenalleen 142  
 Gall, Wladimir 238, 398, 406, 408 f.  
 Gdingen (Gotenhafen) 65, 105, 135, 138 ff., 164  
 Gehlen, Reinhard 18f, 23f.  
 Genfer Konvention 100  
 Genscher, Hans-Dietrich 100, 313  
 Gensecke, Hans 377  
 Genthin 412, 430  
 Georgia 219  
 Gerlitz, Hanna 446  
 Gernert (Wachtmeister) 246  
 Gestapo 14, 34, 56, 71, 74, 91, 142, 174ff, 195,  
 197, 221,286, 383,420  
 Gleiwitz 193  
 Glowitz 141  
 Goebbels, Joseph 8, 13, 16, 21, 25, 38,41, 54,  
 71 ff, 75, 86, 88, 90, 100, 117, 145,149,  
 152, 154, 158, 174,181, 196,198f, 202,  
 228, 247, 253, 270, 275, 279, 283, 287, 294,  
 303, 305, 316, 319, 344, 371 ff, 374, 378,

392, 394f., 397, 401 ff., 413, 414f, 417, 424f,  
 433 f., 461  
 Goebbels, Magda 174, 303, 305, 317, 375, 392,  
 394, 413 ff, 424  
 Goetz, Ellen 377  
 Golpa (Kraftwerk) 225  
 Gomell, Ernst 109  
 Gorbatschow (Sergeant) 422  
 Gordow 270, 297, 361  
 Gorelow (Oberst) 123  
 Göring, Hermann 19, 24, 56f, 75,174,179f,  
 224f, 247, 260, 268, 274ff, 294, 316f, 351,  
 382, 394,417  
 Görlitz 145, 269  
 Greim, Ritter Robert von 351 f. 373  
 Greiser, Arthur 79 f, 84, 179  
 Gribow, Juri 438  
 Griechenland 98, 162  
 Grischin (Major) 406 ff  
 Grizenko, Anna 126  
 Grossbritannien 32, 97, 102,157, 168, 324,466  
 Grossman, Wassili 26, 33, 35 ff, 45, 58, 80ff.,  
 103,123,125,134, 300, 323, 329, 349ff.,  
 427ff, 442, 448, 461  
 Groves, Leslie 157  
 Grumbkow 142  
 Grünewald 351, 353  
 Gutenberg 126  
 Guben 231  
 Guderian, Heinz 17ff, 24f, 31, 35, 56f, 64, 67,  
 73, 76,106ff, 138, 149ff, 154,169-174,177,  
 224, 302,437  
 Günsche, Otto 288, 391 f, 423  
 Gusow (Schloss) 247, 269  
 Gussakowski (Oberst) 30, 33, 57, 86  
  
 Haase, Werner 425  
 Haff 105  
 Hahn, Otto 355  
 Haigerloch 158  
 Halbe 362, 364ff, 412,431  
 Halder, Franz 198  
 Haller (Oberst) 406, 426  
 Hamburg 99,160, 272, 276, 316, 397, 418  
 «Hamsterexpress» 455  
 Hanke, Karl 109f, 144, 374f  
 Hannover 214  
 Harpe, Josef 24, 34, 76  
 Harriman, Averell 118, 165, 217, 234  
 Harz 214, 224  
 Hase, Paul von 377  
 Hassleben 149ff, 179f, 368  
 Hathenow (Gut) 184  
 Havel 214,406, 418  
 Havelberg 429  
  
 Havelsee 225  
 Heck, Lutz 274  
 Heeresgruppe Weichsel 67ff, 83 f, 91, 105 ff,  
 109, 149ff., 170, 173 f, 178ff, 198, 201, 205,  
 210f, 231, 252, 267f, 294, 298, 319, 350, 361, 368  
 Heiligenbeil 64, 105, 110  
 «Heimatarmee» (polnische) 33,116ff, 223  
 Heinrici, Gotthard 151, 170, 178f, 201, 205,  
 211, 231, 242, 246, 249, 252, 265 ff, 270, 273,  
 282, 294,319, 368f,435  
 Heisenberg, Werner 355  
 Heia 437  
 Helsinki 134  
 Heraklion 260  
 Hermersdorf 268  
 Herzig (Major) 384  
 Heydrich, Reinhard 56, 377  
 Hildebrandt (Gaulleiter) 179  
 Himmler, Ernst 418  
 Himmler, Heinrich 18f, 51, 54, 56, 60, 67 ff.,  
 72, 74f, 83ff, 88ff, 105ff, 136, 149 ff,  
 169ff, 174f, 195 f, 198, 204, 264, 266,275ff,  
 302, 316, 318, 320ff, 330, 368, 372ff, 381 f,  
 390, 395,402,417,421  
 Hitler, Adolf 7f, 17ff, 21 ff, 27, 31, 34f, 39f,  
 46, 54, 56f, 62ff, 66ff, 69-77, 80, 83ff,  
 89ff, 99f, 106ff, 113 ff, 130ff, 134,138,  
 149ff, 154, 159f, 162,164, 167-179,181,  
 192, 194, 198, 202ff, 211, 219ff, 224f, 228f,  
 231, 233, 248f, 252, 274-280, 261, 286, 288f,  
 292 ff, 302ff, 312-318, 321 ff, 327, 332,  
 349ff, 360f, 368, 371 ff, 380ff, 390ff,  
 395, 397,400f, 403,405,407f, 413ff., 419,  
 422ff, 431,433 ff, 438,451,453,461 f, 465 ff, 468  
 Hodges, John N. 160,214  
 Hohenlychen 150, 275, 320, 368  
 Hohensalza 35  
 Hohenschönhausen 291  
 Holland 157, 283, 435  
 Holste (General) 412 f  
 Hölz, Artur 201  
 Homosexualität 45  
 Hopkins, Harry 98  
 Hoppegarten 291  
 Hossbach, Friedrich 64 f  
 Humboldt-Dachröden, Baron Hubertus von 34,  
 225f, 313,432  
  
 Inosemzew (Oberleutnant) 209 f  
 Insterburg 37  
 Irwin, Virginia 334 f  
 Issajew, A.A. 127  
 Italien 96, 161, 164,217, 276, 435

Jalta 93, 100, 104, 110, 116, 162, 165, 397,456  
 Januaroffensive 101  
 Japan 95, 99, 158  
 Jermakow (General) 358  
 Jesipenko (Oberst) 85 f.  
 Jodl, Alfred 18f, 25, 100, 115,171 ff, 224f,  
     275, 302 f., 315, 323, 361, 369, 372, 382, 437  
 Juden 52, 60, 79, 112, 190, 275, 322, 377, 427,  
     460f, 465 f  
 Jugoslawien 74, 200  
 Juhlin-Dannfel (Major) 168 f.  
 Jung, Gerhard 407, 409f, 441  
 Junge, Traudl 277, 305 f, 374f, 391 f, 394,415, 422  
 Jünger, Ernst 450  
 Jürgs, Siegfried 365  
 Juschtschuk (General) 259 f.  
 Jüterbog 110, 224, 262 f., 281, 299  
  
 Kairo 31  
 Kaiser-Wilhelm-Institut für Physik (Berlin)  
     158, 234, 256, 354f  
 Kalschnik (Oberst) 238  
 Kaltenbrunner, Ernst 35, 56, 91, 181, 217, 275f, 377  
 Kapitulation 401 ff, 406ff, 413, 426,435, 437,  
     439f., 443, 448  
 Kardorff, Ursula von 14, 90, 228, 275, 445 f, 449 f  
 «Karinhall» 294  
 Karlshorst 296, 439  
 Karlsruhe 215  
 Karpow (General) 76  
 Karzin 142  
 Kasachstan 158  
 Kasakow (General) 239 f, 288, 301, 307  
 Kassel 218  
 Käther (Oberst) 295  
 Kattowitz 75  
 Katukow (General) 80, 134, 136, 139, 243, 246,  
     253, 259, 267, 280, 283, 291, 324, 348,405  
 Katyn 116  
 Kaukasus 117  
 Kee, Robert 55  
 Keitel, Wilhelm 18, 24, 66, 74, 100, 108, 145,  
     172f, 275, 302 f., 311 fff, 315, 323, 368f, 390, 439 f  
 Kempka, Erich 391  
 Kerr, Archibald Clark 165  
 Kertz, Wolfram 289  
 Kesselring, Albert 192  
 Ketel, Joost van 431  
 Kiel 394, 397  
 Kielce 29, 31  
 Kienitz 85  
  
 Kiew 28, 80, 270, 460  
 King, Myron 118  
 Kinzel (General) 178, 201, 435  
 Kissel, Hans 54  
 Kjutschkin 452  
 Klotschkow (Hauptmann) 35, 82, 249, 399  
 Klotz (Obersturmbannführer) 283  
 Knef, Hildegard 13, 340  
 Knesebeck, von dem (Oberstleutnant) 34  
 Koblenz 160  
 Koch, Edgard 410  
 Koch, Erich 40, 65, 80, 84, 91, 204, 210, 407, 409  
 Köhler (General) 312  
 Kolberg 143  
 Koller, Karl 293, 302, 316  
 Köln 219  
 Konew, Iwan 28f., 55, 58 f, 75, 77, 124, 144f,  
     148, 151, 166f, 186, 229, 231, 233, 246,  
     253 ff., 258, 261, 263ff, 269, 280f, 186,  
     291, 297, 299, 323ff, 331, 333, 336, 348f,  
     353, 358f, 361, 364, 368, 371, 389, 395,411,435 f.  
 Konferenz von Jalta 32, 89, 93 ff, 118, 156  
 Königsberg 36f., 41,45f, 48, 51, 65, 91, 109ff.,  
     169,195, 209f, 259  
 Königs Wusterhausen 287, 297  
 Konzentrationslager 51, 55, 71, 91, 112, 135,  
     175, 203, 227f, 301  
 Konzentrationslager Auschwitz 59 f.  
 Konzentrationslager Bergen-Belsen 214  
 Konzentrationslager Ravensbrück 397  
 Konzentrationslager Sachsenhausen 301, 318,  
     355  
 Konzentrationslager Stutthof 112,140  
 Kopelew, Lew 41, 44, 49  
 Kopenhagen 111  
 Köpenick 295, 325  
 Korn, Emma 42  
 Korsun 28  
 Köslin 143  
 Kosmodemjanskaja, Soja 236  
 Kowalenko, Kolja 208  
 Kowalewski (Major) 334  
 Kowalowo 120  
 Kowaltschuk, Schenja 191  
 Krajewski (Oberst) 434  
 Krakau 58, 75, 129  
 Krampnitz 21, 76, 292, 303,315  
 Kränkel (Oberleutnant) 292  
 Krasnogorsk 410  
 Krassowki (General) 254  
 Krebs, Hans 108, 171 ff, 205, 211, 248, 275,  
     186, 292 ff., 302, 304, 314, 327, 332, 352, 368,  
     371, 382, 392, 395, 397f, 400ff., 415, 421



Kreisburg 119  
 Kremli (Moskau) 164ff, 216, 233 f, 253, 289,  
 333, 397f, 434f, 449,467  
 Kreta 260f.  
 Krim 93 f.  
 Krjukow, WladimirWiktrowitsch 133, 464  
 Krüger, Elsa 305  
 Krukenberg, Gustav 134, 319ff, 327, 330ff,  
 352, 383 f., 403, 413, 415 ff., 422  
 Kucharew (Major) 385  
 Kuflewo 118  
 Kumennen 51  
 Kummersdorf 364, 395,410  
 Kunersdorf 267  
 Kunz, Helmuth 394, 413 f, 425  
 Kurilowicz, Adam 59  
 Kurland 24, 31, 106f, 172, 202,437  
 Kurtschatow, Igor 157, 355  
 Kusnezow, Fjodor I. 417  
 Küstrin 84ff, 89, 151, 161, 169ff., 207, 228ff,  
 243, 262  
  
 Lammerding (Brigadeführer) 69, 150  
 Landsberg 83, 300  
 Lange, Franz 420 f  
 Lange, Heiner 262  
 Langendorf (Obersturmbannführer) 283  
 Lanzowa,Vera 127  
 Lasch, Otto 209 f  
 Laudan, Gerhard 184  
 Laue, Max von 355  
 Lauenburg 135, 141,272  
 Lausitz 264  
 Laval, Pierre 304  
 Leba 133, 143  
 Lebus 244  
 Lederherstellung 111, 140  
 Leipzig 160,166, 214f, 218, 226  
 Leljuschenko, Dimitri 29, 77, 144, 253, 256,  
 269, 281,292,298f,312, 326  
 Leningrad 135, 460,462  
 Ley, Robert 154  
 Lichtenberg 451  
 Lichtenrade 298  
 Lichterfelde 452  
 Liedtke, Harry 447  
 Linge, Heinz 392  
 Litauen 50, 117  
 Livadia 94  
 Livonius (Adliger) 142  
 Lodz 58, 79 f.  
 Loewe, Lothar 14  
 Lohbeck (Oberst) 200  
 London 98, 101, 118f, 158, 222f, 301,437f.  
 Löns, Hermann 194  
  
 Lorenz, Heinz 290, 327, 373  
 Loringhoven, Baron Bernd Freytag von 24, 57,  
 73f, 172, 174, 304f., 327, 373, 382f.  
 Los Alamos 8  
 Lötzen 64  
 Löwenstein, Hans Oskar 322  
 Lübben 166, 256, 324  
 Lübeck 155, 160, 320, 322, 435  
 Lublin 119  
 Lübzow 142  
 Luck, Hans von 360  
 Luckenwalde 281, 334  
 Ludinski, Usef 143  
 Lüneburger Heide 276,435  
 Lupé, Graf Mayol de 319  
 Lutschinski (General) 324, 326, 361, 364  
 Lüttwitz, von (General) 34  
 Lwow (Lemberg) 117  
  
 Machnew (Generaloberst) 354f  
 Madrid 304  
 Magdeburg 213, 219, 216, 468  
 Magnuszew 30  
 Mahlsdorf 291, 296  
 Mähren 67  
 Mailand 390  
 Malaschenko, Klawdija 126  
 Malchow 291  
 Malenkow 125, 156, 354  
 Malinin (General) 253  
 Malta 93  
 Mannheim 218  
 Mansfeld (Professor) 60  
 Manstein, Erich von 68  
 Manteuffel, Hasso von 17, 181, 273, 332, 368f, 435  
 Manziarly, Constanze 305, 392, 415,422  
 Marienburg 64, 133, 135  
 Mariendorf 324, 331  
 Marinesko, A.I. 65 f.  
 Marshall, George C. 94 ff, 161, 218, 397, 436  
 Marx, Karl 158  
 Maslow (General) 222, 254  
 Massaker von Oradour 220  
 Masur, Norbert 275  
 Masurische Seenplatte 64  
 Masurkewitsch, Maria 300  
 Matrossow, Alexander 187  
 Mecklenburg 111,179, 368, 397,435  
 Meisel, Wilhelm 34  
 Melamedew (Hauptmann) 118  
 Mellensee 168, 194  
 Memel 37, 139  
 Menke (Oberst) 247, 261  
 Menze, Erika 366

Merschko (Hauptmann) 239  
 Meschik (General) 59, 77, 337  
 Meseritz 79, 82 f.  
 Mielec 118  
 Minsk 163  
 Misch, Rochus 392 f, 421 f  
 Moabit (Zuchthaus, Berlin) 378, 380  
 Model, Walter 160, 162, 176f, 213, 224  
 Mohnte (Brigadeführer) 315, 352, 383 f., 390,  
 400,403,413,415ff, 422f  
 Molotow, Wjatscheslaw 93,156, 162, 165, 435, 449  
 Moltke, Helmuth James Graf von 72  
 Montgomery, Bernard LOOf, 159 f, 166, 218, 435  
 Morell, Theodor 277, 302, 304, 392  
 Morgunow (Oberst) 134  
 Moskau 27, 29, 31, 42ff, 46, 60, 93, 108, 118f,  
 128, 131, 155 f, 159, 163 f, 173, 186, 217f,  
 233 f, 270f, 284, 300, 324, 333, 335, 355, 380,  
 387,390, 398,402, 410,424, 429, 438, 441,  
 443,452 f, 460, 462, 464  
 Mückendorf 366  
 Müggelsee 297  
 Müller, Heinrich 29, 35, 373  
 Müllrose 266, 297  
 Mummert (General) 370  
 Müncheberg 252, 267, 271, 280, 282, 284  
 München 351, 382,437  
 Murphy, Robert 101, 444  
 Muskau 254  
  
 Narew 30, 38 f.  
 Nationalkomitee Freies Deutschland 49, 203, 220  
 Nauen 316, 318,418  
 Naumann, E. 413  
 Nehring, Walther 59, 77, 144  
 Neisse 61, 144ff, 169, 184, 229f, 249, 254, 256,  
 263, 270, 297, 325  
 Nemmersdorf 15, 41, 136  
 Neuhardenberg 246 f, 267, 268, 271  
 Neuhardenberg (Schloss) 269  
 Neukölln 309f, 325, 331, 341, 353, 384  
 Neulandis 401  
 Neustadt 148  
 Neustettin 133  
 Neustrelitz 319, 321  
 Neustrojew (Hauptmann) 380, 387f, 398, 405  
 Neutrebbin 246, 260  
 Nevada 8  
 Nieplitz 412  
 Nikolajew 190  
 Nikulina, Anna 422  
 NKW115  
  
 NKWD (Geheimdienst) 15, 28, 32,42, 44,  
 48ff, 59, 66, 76f, 79, 94, 96, 98, 116ff,  
 119-125, 130,143, 147,157, 186 ff, 196,  
 206f, 209, 218, 223, 230, 285, 300, 335 ff,  
 350, 354, 377, 410,425, 427, 441, 444, 447,  
 415f, 455ff, 458ff, 468  
 Nogat 86, 133  
 Normandie 211  
 Norwegen 283  
 Nowikow (Marschall) 326  
 NSV 78  
  
 Oberkommando der Wehrmacht siehe OKW  
 Oberkommando des Heeres siehe OKH  
 Obersalzberg 31, 63, 73, 276ff, 304, 306, 317  
 Oberschlesien 75 f, 148  
 Oder 59, 61, 66, 75, 77, 78, 82f, 85f, 88f,  
 93, 104ff, 133, 144, 148-155, 161, 169, 179,  
 183-, 186, 194,198, 201, 209, 229f, 238, 243,  
 247, 253 f, 260, 262, 266, 273, 286, 297, 347, 431  
 Oderbruch 239f, 249, 258, 260, 267, 273, 359  
 Oder-Neisse-Linie 454  
 Odessa 190  
 Office of Strategie Services siehe OSS  
 Ohlau 77, 144f, 148  
 OKH 27f, 34, 57, 180, 224, 227, 248, 265, 267,  
 292  
 Okorokow (General) 43,49  
 OKW 18,265, 292, 303, 315, 323, 332, 369,437  
 Oldershausen, Libussa von 136, 141 f.  
 Olympische Sommerspiele 322  
 Oppeln 75, 77, 130, 146, 148  
 Oranienburg 291, 295, 320  
 Orjol 104  
 Ortelsburg 122  
 Osnabrück 218  
 OSS (Geheimdienst) 161  
 Oster, Hans 203  
 Ostermayr, Herta 277, 279, 306  
 Österreich 25, 160,435 f  
 Ostpreussen siehe Preussen, – Ost-  
 «Ostseebalkon» 104, 107, 133, 144  
 Owen, Wilfred von 88  
  
 Pachur (Hauptmann) 321  
 Pafflik, Karl 255  
 Pannwitz, von (General) 130  
 Papen, Franz von 397  
 Paris 17, 241, 448, 450  
 Patch, Alexander M. 215  
 Patton, George 160, 166,172, 214, 225f, 397, 436  
 Paulus, Friedrich 13, 68, 84f  
 Pehrsson (Hauptsturmführer) 330, 352

Perchorowitsch (General) 406, 408 f.  
 Perewersew, Wladimir Borissowitsch 381  
 Petacci, Clara 390  
 Petershagen 290  
 Petersohn, Gerda 309 f, 341 f.  
 Pieck, Wühlern 453  
 Pilica 30  
 Pillau 51, 65,105,110  
 Pilsen 436  
 Pjatzniki (Sergeant) 380  
 Planck, Erwin 72  
 Planck, Max 72  
 Plön 394 f.  
 Plötzensee (Zuchthaus) 72, 270  
 Polen 32f., 50f, 77, 85, 93, 97ff., 101 f., 112,  
 116ff, 122, 125, 128, 147, 162,169, 186, 218,  
 223, 323f, 454, 45,466f.  
 -Ost-117  
 -West-25,79  
 Poltawa 118  
 Pommern 61, 66, 106f, 111, 133, 135 f, 140,  
 142 f, 155, 168, 186, 207, 210,445,454ff.  
 -Ost-61, 105, 135f.  
 -Süd-109  
 Ponomarenko (Sekretär) 163  
 Popow, Pjotr P. 206, 452  
 Posen 58, 70, 80ff., 109, 346  
 Poskrjobyschew (Stalins Sekretär) 156  
 Posten 239  
 Potschka, Dr. 358  
 Potsdam 153, 228, 248, 281, 284, 292 ff., 298 f,  
 303,313, 322, 386,411  
 Prag 56, 249, 307, 326, 371, 397, 436f.  
 Pregel 37  
 Prenzlau 149, 368  
 Preussen 135, 140, 454  
 - Ost- 15, 22, 24, 27, 29, 31, 35, 37ff., 44f., 47,  
 50f, 61 f., 64f., 67, 71, 78ff, 85f., 104ff,  
 HOf, 113 ff., 119, 122f, 125, 136, 139f, 209.,  
 220, 356,437,442, 445,455 f, 467  
 -West-61, 133  
 Pritzhagen 282  
 Protopopow (Offizier) 384  
 Prützmann, Hans 194,196  
 Puchow (General) 254  
 Pulawy 30  
 Puttkamer, Jesko Baron von 61, 70, 136, 142, 304  
 Radeland 362  
 Radom 31, 75  
 Rastenburg 113f.  
 Ratenko (Hauptmann) 328  
 Rathenau 429  
 Ratibor 75, 148, 151

Rattenhuber, Hans 422 f.  
 Reade (General) 118  
 Refior, Hans 199ff, 247, 287, 314, 330, 349,  
 398, 400  
 Rehfelde 184  
 Reichenau 304  
 Reichhelm, Günther 224ff., 312,412f, 432  
 Reichsarbeitsdienst 286, 332, 358  
 Reichsbank 441  
 Reichskanzlei 154, 170, 172, 177, 224, 228, 248,  
 274-279, 292, 294, 303 ff, 315, 319, 321, 328,  
 330, 349f, 352f, 372f, 375, 382f, 390ff.,  
 396f, 400,403, 413, 416, 421 ff, 428,433f.  
 Reichsender Berlin 300  
 Reichstag (Berlin) 7, 349, 353, 378, 380, 387ff.,  
 398f, 405, 428  
 Reichstagsbrand 405  
 Reims 333, 335,437  
 Reinicke (Pastor) 420 f.  
 Reinhardt, Georg Hans 24, 39, 64 f, 67  
 Reinickendorf 202, 328  
 Reitsch, Hanna 351 f, 373, 434  
 Reitweiner Sporn 87f, 184, 239, 245, 412  
 Remagen 100, 156, 159 f, 171, 201  
 Reparationsforderungen 96  
 Rettich, Peter 290, 313, 359, 430,432 f.  
 Reymann, Helmuth 179, 198 ff., 247, 270, 287,  
 294, 385,411  
 Rhein 156,162  
 Rheinland 100  
 Ribbentrop, Joachim von 100, 170, 213, 271,  
 275f, 317, 333, 371  
 Riesa 336  
 Rilke, Rainer Maria 202  
 Robert-Koch-Krankenhaus (Berlin) 248  
 Rodimzew (General) 336  
 Rogatin (Generalmajor) 121  
 Rokossowski, Konstantin 27f, 30, 38f, 42f., 51,  
 64, 78f, 104f, 117, 119,123, 133, 135, 164,  
 208, 229, 253, 266, 273f, 281, 332, 368, 397,  
 435,463  
 Rommel, Erwin 19, 369  
 Roosevelt, Franklin D. 17, 93-98, 101, 156, 162,  
 165, 203, 217ff, 228, 231  
 Rosenberg, Alfred 204  
 Rosly (General) 371  
 Rosslau 225  
 Rote Armee 6, 14f, 18f., 23, 25 ff, 31f, 35, 38,  
 40, 42ff, 49ff., 55, 58, 60, 66, 71 f, 76, 82,  
 83ff, 94,97ff, 102ff, 111 ff, 116-131,  
 136ff, 140, 142, 147f, 150ff, 156f, 161,  
 163 f, 166 ff, 178f, 186, 188 ff, 193 f, 196,  
 198, 200, 206f., 217f., 220f., 227, 229f., 234,  
 237, 249, 251 f, 259, 268f., 271 f., 284, 289,  
 294, 299, 301, 31 lff, 315 f, 322f, 326f, 329,

331, 3335, 337, 341, 345, 347, 348, 350ff,  
 354, 356f., 359, 367, 379, 382, 395, 397, 400,  
 402, 407, 409f., 420f., 423, 426, 428, 431, 435,  
 437, 442 ff, 447 ff., 455, 458 ff, 462  
 Rotes Kreuz 63, 102, 170, 248, 275, 320, 326,  
 413, 427  
 Rschewskaja, Jelena 393, 396, 425, 433 ff, 438,  
 462, 468  
 Rudel, Hans-Ulrich 21  
 Rüdersdorf 283, 291  
 Ruhrgebiet 4, 476, 156, 160, 162, 176, 213  
 Rundstedt, Gerd von 56  
 Ruslanowa, Lydia 133, 464  
 Russakow, Wladimir 333  
 Rust (Bildungsminister) 112  
 Rüstungsindustrie 15, 21, 76, 128, 235, 441  
 Rybalko, Pawel S. 29, 75, 77, 144, 253, 256, 263,  
 270, 281, 297, 324f., 348f., 354f., 361  
  
 Saalbach (Sturmbannführer) 283, 348  
 Sacharow, Juri K. 89  
 Sachsen 157  
 Sachsenhausen 203  
 Saenjagin, Awraami 354  
 Safonow (Genosse) 209  
 Sahl, Dieter 447  
 Saki 93  
 Salzburg 176, 215, 276, 302  
 Samland 51, 65, 105, 210  
 San Francisco 435  
 Sandomierz 28 f.  
 Saucken, Dietrich von 59, 77, 138, 140, 437  
 Sawenjagin (General) 355  
 Sawgorodny (Sergeant) 119  
 Schadow 263, 270  
 Schanderowka 28  
 Schapowal, Maria 126  
 Schatilow (General) 378, 398  
 Schaub, Julius 304  
 Schedle (Hauptmann) 421  
 Schellenberg, Walter 302, 321 f, 377  
 Schesterjakowa, Tatjana 269  
 Schlesien 55, 61 f, 67, 75, 109f., 115, 120, 124,  
 128, 130, 144, 146, 148, 207, 280, 420, 436,  
 445, 454f.  
 -Ober-75 f., 148  
 -Süd-148  
 Schleswig-Holstein 66f, 272, 320, 330, 416, 435  
 Schmargendorf 340  
 Schmidtke, Erich 16, 202  
 Schmonin, Michail 379  
 Schmundt, Rudolf 19  
 Schneidemühl 67ff, 79, 109, 136  
 Schönebeck 226  
 Scholz (Generalmajor) 314

Schönefeld 299  
 Schönhausen 430 f, 433, 438  
 Schörner, Ferdinand 66, 76, 110, 145f, 249,  
 265, 269, 332, 375, 382, 435 ff.  
 Schrap (Hauptmann) 120  
 Schröder, Erich 244  
 Schemenko (General) 166  
 Schtscheglow, Dmitri 48, 50  
 Schtschuschin 118  
 Schtul, Eva 128  
 Schukow, Georgi Konstantinowitsch 27 f, 30,  
 33, 38, 39, 58f., 78ff, 82f., 104ff, 114, 116,  
 122, 124, 134f., 144, 155f., 163 ff, 169, 186,  
 208, 218, 222f., 229, 233, 239f, 242ff, 250ff,  
 256, 258f., 264, 266ff, 273, 280f., 186, 291,  
 295, 298, 300, 324, 345, 347f., 350, 353, 360,  
 364, 371, 389, 401 f., 417, 419, 424, 434,  
 438ff, 442, 448, 462ff.,  
 Schulschenok 329  
 Schulte-Oberberg, Dr. 410  
 Schulze-Boysen (sowj. Spion) 445  
 Schwägermann, Günther 414f, 417  
 Schwarz, Helmuth 242  
 Schwarzhandel 449 f.  
 Schwarzwald 56, 158, 215  
 Schweden 53, 192, 196, 322  
 Schwedt, von (Bürgermeister) 84, 273  
 Schweiz 101, 218, 299, 304  
 Schwerin 83  
 SD 195  
 Sebelew, Pjotr Mitrofanowitsch 207, 249, 345  
 Seelow 88, 246f., 253, 259f, 265, 267f, 271, 280  
 Seelower Höhen 86f., 153, 183, 186, 232, 239f,  
 242, 245 f., 249, 251 ff, 258, 261, 365f., 268,  
 281, 295, 299, 468  
 Seidemann, Hans 24  
 Seifenherstellung Ulf, 140  
 Selbstmord 125, 128, 122, 141, 183, 196, 305,  
 314, 316, 369, 382, 397, 401, 425, 445  
 Selbstopferinsatz 262  
 Seliwanowski (General) 456  
 Semjonow, Wladimir 454  
 Senjawskaia, Jelena 26  
 Serow (NKWD-Chef) 79, 117, 125, 222 f.,  
 336f., 355, 423, 439ff, 451, 456  
 Sewastopol 192  
 Seydlitz, Walter Kurt von 84 f., 221  
 Simonow, Konstantin 26, 235 f., 366f., 426,  
 438 f., 443  
 Simpson, William 213 f., 227, 430  
 Skandinavien 296  
 Skorzeny, Otto 195 f.,  
 Sochaczew 30, 33  
 Sokolowski, Wassilij 401 f., 438f.,

Solowjo (Major) 127  
 Solschenizyn, Alexander 49, 129 f.  
 Sowjetunion 17, 21, 23,44f., 48, 60, 71, 80, 82,  
 85, 95ff, 99, 112, 115ff, 123ff., 130, 143,  
 157, 161 ff, 167f, 173,188,192,197, 207,  
 219, 223, 231, 233, 324, 333, 337f, 354f., 381,  
 397f, 402, 410, 426, 431, 435, 441 f, 449f,  
 453f.,456,458ff.,466f.  
 Spaatz, Carl 438 ff.  
 Spaleiten 42  
 Spandau 192, 291, 353, 406, 409 f, 418f.  
 Spanien 304  
 Spanner (Professor) 112  
 Speer, Albert 7, 21 f, 76, 171, 176f, 178f, 192,  
 201, 211, 270, 275 ff, 315f, 318, 321, 388, 468  
 Spree 199, 254, 256, 263ff., 270f., 291, 295, 314,  
 325,353,380, 406, 415 ff.  
 Spremberg 263, 270  
 Spürhunde 119,121,451  
 SS 22, 59f, 67ff, 71 ff, 88, 108, 131, 138, 140,  
 142,149ff., 169ff., 174ff., 195, 197f., 204,  
 210, 214, 217, 219, 241, 266, 272, 283, 285,  
 302, 314, 326, 332, 340, 345, 351 f, 363, 365,  
 370, 373, 377, 384,421,423,426f., 431,451,  
 465  
 Stahnsdorf 298  
 Stalin, Jossif Wissarionowitsch 8, 17, 24, 27ff,  
 31 ff, 38,42, 45 f, 51 f, 55, 75 f, 78ff, 84f,  
 93 ff, 101, 104f, 110, 113-119, 123f, 126,  
 129, 146, 148, 156, 158-167,173, 186, 188 ff,  
 199, 213, 217ff, 233f, 240, 243, 245, 253,  
 256, 258f, 264, 266, 273, 281, 323f, 333 f,  
 336, 338, 353 f., 372, 380, 387, 398,401,418,  
 423 ff., 433 f, 437,441 f., 448,454,456,  
 458-464  
 Stalin, Jakow (Dschugaschwili) 155 f  
 Stalin, Wassilij 463  
 Stalingrad 7f, 27, 58, 68, 81, 84, 109,113 f,  
 121, 157, 190, 199, 239, 254, 336, 346f., 424,  
 426, 458  
 Stargard 108, 143  
 Stauffenberg, Claus Graf von 19, 349  
 Stawka 27  
 Stegemann (Unterscharführer) 318  
 Steglitz 452  
 Steinau 77, 144  
 Steiner, Felix 106, 265 f, 294, 296, 302, 327, 372  
 Stendal 430  
 Stepanovic (General) 155  
 Stettin 134, 266, 271, 332  
 Stettinius, Edward 436  
 Stockholm 194, 203  
 Stolp 61f, 70, 135 f.  
 Storkow 364

Strausberg 184, 282 f, 286,401  
 Strecker, Karl 84 f.  
 Stresemann, Gustav 196  
 Striegau 145 f.  
 Stuhldreher, Dr. 390, 410, 414, 416 f  
 Stumpf (General) 439 f.  
 Stürtz (Gaulleiter) 179  
 Stuttgart 215  
 Stutthof siehe Konzentrationslager  
 Südamerika 322  
 Südpommern 109  
 Südschlesien 148  
 Sulchanischwili, Schota 238, 242, 259, 423 f.  
 Susloparow (General) 437  
 Suworow 350  
 Swerdlowsk 122

Tangermünde 213, 226, 412, 430f.  
 Tassigny de Lattre de (General) 215, 439  
 Tedder (Marshal) 31 f, 115, 159ff, 438ff.  
 Telegin (General) 239,424, 434  
 Teltow 298  
 Teltowkanal 324ff., 331  
 Tempelhof (Flughafen) 310, 315, 325, 331 f,  
 348, 351,400,438,453  
 Tettau, von (General) 134  
 Teupitz 361 f, 367  
 Thiessen, Peter 355  
 Thorn 102  
 Thüringen 277  
 Tillery, Gerhard 182, 290 f.  
 Tilsit 37  
 Tippelskirch, Kurt von 168,194, 435  
 Tirol 437  
 Tolbuchin (Marschall) 99  
 Torgau 333 ff, 407  
 Transocean News Agency 300  
 Travemünde 435  
 Treptow 353  
 Treuenbrietzen 313, 326, 358  
 Triest 435  
 Trotzki, Leo 461  
 Truman, Harry 219, 324, 333 f, 372, 397  
 Trümmerfrauen 452  
 Tschechoslowakei 67, 157, 165, 218, 226, 355,  
 397,435,437  
 Tschernjachowski, Iwan 29, 37 ff., 46 f., 64  
 Tschuikow, Wassilij 58, 80ff., 86f., 105,109,  
 169f, 184, 229, 233, 239, 243, 245f, 251, 267,  
 269, 291, 297, 325, 345ff., 384f., 400f., 402,  
 405, 420, 426, 442, 451  
 Tsynbaluk (Soldat) 269  
 Tula 122, 328, 335  
 Tully, Andrew 334

Ukraine 15,40, 117, 122,124, 190, 194, 204, 255,461  
 Ulbricht, Walter 454  
 Ungarn 19, 24, 34, 71, 96, 99,106, 171, 321  
 UPA (ukrainische Nationalisten) 117  
 Ural 235  
 USA 32,49,95,99, 102, 118, 157,159, 165,  
 219, 223, 324, 338, 397,430, 441, 462. 466f.  
 Valetta 93  
 Vaultot, Eugène 384, 417  
 Vereinte Nationen 93, 99  
 Vergewaltigung 41 ff, 49, 81, 83, 99, 124ff, 137,  
 141, 178, 188, 210, 220, 299f, 309, 311, 323,  
 326, 329, 341, 343, 356f, 376f, 422, 444ff,  
 448, 450, 453 f, 456  
 Volkssturm 50, 54f, 61, 70, 72, 77, 86, 116,  
 121 f, 124, 136, 153,168, 175,196, 198, 200,  
 204, 304, 233, 242, 244, 265, 270, 273, 284f,  
 288, 291, 298, 315, 324, 329f, 337, 344,346f,  
 353,427  
 Vollmer (Sturmbannführer) 330  
 Volman (Professor) 112  
 Voss (Vizeadmiral) 433  
 Wadis, Alexander Anatoljewitsch 424 f, 434 f  
 Waffenstillstand 398, 400, 402 f  
 Wagner, Gerd 241  
 Wagner, Josef 420 f.  
 Wagner, Richard 211  
 Wagner, Walter 373 f  
 Waldsiefersdorf 252  
 Warlamow (Sergeant) 189  
 Warm Springs 219  
 Warschau 27, 30., 33 ff, 86  
 Warschauer Aufstand 33, 35, 116, 365  
 Warthe 169  
 Warthegau 25, 61, 79  
 Washington 257, 304, 335  
 Wassilewski (Marschall) 47, 210  
 Wedding 322  
 Wehrmacht 21 ff., 34, 40, 44f, 50f., 54, 56, 60f.,  
 66f, 69, 73, 77, 82f, 88f, 108,112,116,  
 121,124, 131 f, 138, 140, 150, 152f, 161 f,  
 168,171, 174, 184, 197, 199, 204, 215, 224,  
 227f, 245,259,264, 266,279, 285,287, 298,  
 301, 314, 320, 328f, 333, 337, 345 f, 349, 356,  
 363, 365, 373f, 397, 420,427, 435,450f, 459, 465  
 Wehrmachtshelferinnenkorps 203  
 Weichsel 22, 24, 28, 30, 38f, 64, 67, 78f, 105,  
 133,135,140,169f, 186,273, 325,437  
 Wechseloffensive 32, 35, 77  
 Weidling, Helmuth 249, 252, 261, 266, 270f.,  
 282,284, 290,293, 295f, 314f, 319f, 325,  
 330, 332, 350f, 371, 385, 391, 397f, 415, 420  
 Weinheimer (Oberfeldwebel) 184  
 Weiss, Walter 134f, 138, 382  
 Weissrussland 15, 124, 190  
 Weizsäcker, Carl Friedrich von 355  
 Wenck, Walther 34, 107f, 171, 224ff., 299, 303,  
 312f, 319, 326f., 332, 358ff., 368, 371, 382f.,  
 386,412f, 418f, 429ff.  
 Werneuchen 282  
 Werwolf 194ff., 285, 287, 447,451  
 Wesel 159  
 White, Isaac D. 213  
 Wieland, Magda 376,454  
 Wien 211, 219, 276, 437  
 Wiesbaden 227  
 Wiesenburg 312  
 Winant, John G. 101  
 Winteroffensive 32, 53 ff.  
 Wischniewski, Wsewolod 400 f.  
 Witebsk 103  
 Wittenberge 226  
 Wlasienko (Sergeant) 235  
 Wlassow, Andrej 89f, 130f, 204f, 326,436  
 Wöhlermann, Hans-Oskar 252, 261, 371  
 Wolf, Friedrich 238  
 Wolf, Konrad 238, 406, 437, 454  
 Wolf, Markus 238,406, 453  
 Wolff, Karl 161, 217  
 «Wolfsschanze» 17,19,113  
 Wologda 443  
 Wollersdorf 265, 273  
 Woronesch 122  
 Woronzow (Fürst) 94  
 Woroschilowgrad 80  
 Wriezen 153f.,267f, 270  
 Wust (Oberleutnant) 232  
 Wyschinski, Andrei 93, 438  
 Zanawa (General) 119, 337  
 Zehlendorf 256  
 Zellin 262  
 Zerbst 226f, 256,312  
 Zesch am See 362  
 Ziegenberg 24, 31  
 Ziegler, Joachim 265f, 296, 319f., 330, 400, 415,  
 27  
 Zossen 18f, 24f, 34, 73f, 107,171 ff., 211, 224,  
 248,264f, 281, 292f, 324, 361, 364, 367  
 Zwangsarbeit 15, 22, 104, 121, 124f., 127, 129f,  
 176,190f, 214, 323, 351, 358,429,431,435,  
 443 f, 449,456  
 Zybankow (stellvertretender Leiter) 125 f, 128

## Abbildungsnachweis

AKG London: 3, 6,7, 8,9,13,17,22, 24, 26, 28, 34, 37,40,42  
Alexander Ustinov/Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin: 27  
Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin: 16, 21, 39, 43  
Bundesarchiv Bild, Koblenz: 2 (146/85/22/20), 47 (183/Ko907/310)  
Chronos, Berlin: 18, 19, 36  
Hilmar Pabel/Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin: 15  
Hulton Getty: 46  
Imperial War Museum, London: 10 (FLM 3345), 29 (FLM 3351), 30 (FLM 3349),  
31 (FLM 3348), 32 (FLM 3346), 33 (FLM 3350)  
Jürgen Stumpff/Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin: 45  
National Archives und Records Administration, Maryland: 20 ( 11 I-SC-205221),  
41 (11 I-SC-205367), 49 (306-NT-885-C2)  
PK-Benno Wundshammer/Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin: 1  
Privatsammlung/Novosti/Bridgeman Art Library: 23, 25  
Ullstein Bild, Berlin: 4, 5, 11, 12, 14, 38, 44  
Victor Tiomin: Vor- und Hintersatz, 35

Wir haben uns bemüht, mit allen Inhabern von Urheberrechten in Kontakt zu treten. Der Verlag ist gern bereit, bei weiteren Auflagen Korrekturen oder Ergänzungen vorzunehmen, die ihm zur Kenntnis gelangen.